

**ERNEST  
BORNEMAN**

# **Die Ur-Szene**

**Das prägende Kindheitserlebnis  
und seine Folgen**

**Fischer**

**Ernest Borneman**

**Die Ur-Szene**

*Das prägende Kindheitserlebnis und seine  
Folgen*

Mit einem Nachwort zur Taschenbuchausgabe

# Inhalt

- Dem Gedenken meiner Mutter [...]
- Was habe ich getan? [...]
- 1 Die Mutter
- 2 Der Vater
- 3 Die Frau
- 4 Der Mann
- 5 Das Kind
  - 1. Polymorph-perverse Stufe
  - 2. Erste Oralstufe (Säuglingszeit)
  - 3. Zweite Oralstufe (Beißzeit)
  - 4. Erste Analstufe (Ausscheidungszeit)
  - 5. Zweite Analstufe (Retentionszeit)
  - 6. Erste Genitalstufe (phallische Phase)
  - 7. Zweite Genitalstufe (genitale Phase)
- 6 Die Liebe
- 7 Die Freundschaft
- 8 Die Sprache
- 9 Die Schrift
- 10 Die Musik
- 11 Die Politik
- Nachwort zur Taschenbuchausgabe

*Dem Gedenken meiner Mutter*

*Geboren 1882 in Altwarp, Pommern*

*Gestorben 1943 in Lübben, Spreewald*

Was habe ich getan?

Was habe ich unterlassen?

Wo habe ich geirrt?

Abendliche Frage des Pythagoras an sich selbst

Aber in meiner ganzen Ausbildung bin ich nicht ein einziges Mal auf die Frage gestoßen: Wie hätten die familiäre Umwelt und die helfenden sozialen Eingriffe aussehen müssen, die die Herausbildung einer schweren Neurose hätten mildern oder verhindern können?

Tilman Moser, *Lehrjahre auf der Couch*

Damit kompliziert sich automatisch auch die Position des Analytikers. Unter dem Aspekt, daß die soziale Gegenwart fortlaufend tiefgreifende seelische Einflüsse ausübt, muß er sich fragen: Welche sozialen Umstände und Prozesse schlagen sich denn in mir selbst psychisch nieder?

Welchen unter Umständen unbewußten Effekt haben sie auf mein Denken, auf mein therapeutisches Verhalten? Es genügt nicht mehr, daß ich in einer oder sogar mehreren Eigenanalysen meine Kindheitsprobleme aufarbeite, um meine Einstellungen und Handlungen weitgehend von irrationalen, unbewußten Momenten freizuhalten. Ich muß vielmehr fortgesetzt selbstkritisch überprüfen, wie die sozialen Zusammenhänge, in denen ich lebe, mich unbewußt psychisch verändern - oder auch gerade von den Veränderungen abhalten, die zu vollziehen ich aus mir selbst heraus für notwendig halte.

# 1

## Die Mutter

Meine früheste Kindheitserinnerung knüpft sich an einen Ort namens Pulvermühle, einen Ausflugsort, vielleicht eine Gastwirtschaft, in Pommern. Ich war zu Besuch bei meiner Tante Käthe in Altdamm, einer Kleinstadt am Stettiner Haff. Es war Sonntag, wir waren in einer gemieteten Pferdekutsche ins Grüne gefahren. Ich hatte gerade laufen gelernt und stolperte den Hühnern, Tauben und Gänsen nach, gefolgt vom Gelächter der Erwachsenen, die unter Obstbäumen auf grünlackierten Stühlen an einem grünlackierten Tisch saßen und bei Kaffee und Kuchen so tief ins Tratschen gerieten, daß sie mich nach einer Weile vergaßen. Der Krieg war zwei Jahre alt, es muß Juli oder August 1916 gewesen sein, aber hier auf dem Lande gab es noch Zucker und Eier. Der Kaffee jedoch, sagt meine Tante, war Gerste, »Blümchenkaffee«.

Ich hatte einen Teich entdeckt, auf dem Enten schwammen, und ging ihnen nach. Das Wasser war warm und angenehm, ich wäre glücklich ertrunken, wenn ein anderes Kind nicht schreiend zu den Erwachsenen gelaufen wäre, um mich zu verpetzen. So wurde ich herausgefischt und von einem bärtigen Mann, der nach Zwiebeln und Tabak roch, »wiederbelebt«. Meine Tante berichtet, ich hätte kein Wort gesagt, hätte nicht geweint und hätte ausgesehen, als ob man mich aus einem schönen

Traum geweckt hätte.

Géza Róheim, mein Lehranalytiker, deutete den Vorfall im Sinne Férenczis (*Versuch einer Genitaltheorie*, 1924; nachgedruckt in *Schriften zur Psychoanalyse*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1972, Bd. II, S. 317-400) als »thalassale Regression«, als Versuch der Rückkehr zur Mutter, zum Fruchtwasser, zum pränatalen Frieden, zum Wasserleben unserer phylogenetischen Vorfahren. Ich bin willens, das zu akzeptieren, aber es setzt eine noch frühere Urszene voraus, die ich weder aus dem Gedächtnis noch aus den Erinnerungen meiner Eltern und Verwandten rekonstruieren kann.

Ein Vierteljahrhundert nach dem Teich von Pulvermühle – das Jahr war 1941, und der zweite der großen Kriege war nun bereits im zweiten Jahr – hatte ich eine Freundin, deren Mann mit einer anderen durchgebrannt war. Ich lernte sie kurz nach der Geburt des Kindes kennen, das er ihr hinterlassen hatte, und erinnere mich, daß ich sie eines Sonntagmorgens im Bett fand, das Kind im Arm, beim Stillen. Ich wollte zu ihr, aber sie sagte, sie müsse das Kind erst ins Nebenzimmer bringen, und während sie im Bett saß und die Bettdecke hochhob, um aufzustehen, entglitt ihr das Kind und lag plötzlich auf dem Bauch zwischen ihren Beinen.

Beide, Mutter und Kind, waren nackt, es war Hochsommer, mitte August und warm wie im Brutofen. Einen Augenblick lang sahen beide, Kind und Mutter, verdutzt aus, und dann begann das Kind – eine Szene, die ich nie vergessen werde – mit schier unglaublicher Energie und Willenskraft den Versuch, in die Mutter hineinzukriechen. Die kleinen Händchen, das kleine

Köpfchen, der ganze kleine Körper schien mit der unaufhaltsamen Zielstrebigkeit einer Naturkraft darauf erpicht, dorthin zurückzukehren, wo er hergekommen war.

Die Mutter war bestürzt und verlegen, hob das Kind empor und verschwand mit ihm im Nebenzimmer. Ich blieb stehen, erstarrt wie das Weib des Lot, denn ich hatte etwas gesehen, das Lot nicht sehen sollte. Ich war in Kanada, meine Eltern waren in Deutschland geblieben, der Krieg hatte uns getrennt, ich konnte meine Mutter nicht fragen, ob ihr, ob mir je Ähnliches geschehen war. Sie starb, ehe ich sie fragen konnte, und als ich meinen Vater fragte, ob er sich je an eine solche Szene erinnern könne, sagte er, erstens sei er zu jener Zeit Soldat gewesen und zweitens sei meine Mutter, Donnerwetter nochmal, eine anständige Frau gewesen und hätte niemals nackt mit mir im Bett gelegen. Ich fragte ihn, woher er das wissen wolle, da er doch im Krieg gewesen sei, und er antwortete, sowas wisse man eben, basta.

Als ich Róheim kurz vor seinem Tode zum letztenmale sah und ihm die Geschichte erzählte, lachte er und versuchte dann Freuds Thanatostheorie zur Erklärung heranzuholen: Rückkehr zum Mutterleib als Wunsch der Rückkehr zur vorgeburtlichen Existenz, also zum Tode. Aber da mich die These eines Todestriebes nie überzeugt hat, war das weder als Steinchen im Mosaik der Vergangenheitsrekonstruktion noch als Mittel zur Selbsterkenntnis von Nutzen. Trotzdem glaube ich, daß hier der Schlüssel zu den ichbildenden Elementen meines späteren Lebens, zu den ichspezifischen Gedanken des Erwachsenen und zu den charakterbedingten Entscheidungen des reifen Lebens

liegt. Eine so panische Wucht des *déjà vu* kann eigentlich nur von dem verlorenen und wiedergefundenen Schlüsselerlebnis ausgeübt werden. Manche werden mit solchen Erfahrungen fertig, die meisten in der bürgerlichen Gesellschaft nicht. Lots Feinde wurden mit Blindheit geschlagen, als sie die Wahrheit sahen, aber Lot überlebte und zog nach Zoar.

Vergleiche ich die Kindheits- und Jugenderinnerungen meiner Freunde und Altersgenossen mit meinen eigenen, so fallen mir als erstes ihre Beschwerden über das Unverständnis, den Eigensinn und die Selbstsucht ihrer Eltern auf. Nichts Derartiges bedrückt mich in meinem Verhältnis zu meinen Eltern. Ich werde von ihnen zwar als »schwieriges« Kind beschrieben, und ich muß ihnen durch mein eigenes Unverständnis, meinen Eigensinn und meine Selbstsucht das Leben tatsächlich schwergemacht haben, aber trotz zahlreicher Kräche, die bei mir ebenso nachhaltige Spuren hinterlassen haben wie bei ihnen, vermag ich ihnen kein Körnchen eines Vorwurfs anzulasten. Wenige Kinder können auf soviel Geduld, soviel Einfühlungsvermögen und soviel Liebe gestoßen sein wie ich bei beiden Elternteilen.

Und doch ist mein Verhältnis zur Mutter ein grundsätzlich anderes als zum Vater. Es könnte, denke ich heute, etwas mit sehr früher, niemals bewußt gewordener, intensiv verdrängter und prompt überkompensierter Homosexualität zu tun haben. Das würde nicht nur meine lebenslange Scheu vor intimen Gesprächen mit Männern, sondern auch eine gewisse Distanz erklären, die ich bis zum heutigen Tage meinem Vater gegenüber empfinde.

Wenn ich als Kind sexuelle Probleme hatte, ging ich mit meinen Fragen stets zur Mutter, nie zum Vater. Das hat sich mein ganzes Leben lang in all meinen Beziehungen zu Frauen und Männern niedergeschlagen. Die Freunde meiner Jugend, die mir geblieben sind, haben mir mit ungewöhnlicher Treue und Loyalität in allen Krisen und allen Nöten beigestanden. Umgekehrt kann auch ich mir nicht vorstellen, jemals zu zögern oder gar nein zu sagen, wenn einer meiner Freunde eine Bitte an mich richten oder Hilfe von mir erwarten würde. Wie ich meinen Vater, der früh im Leben seinen Unterhalt verloren hat, mein ganzes erwachsenes Leben hindurch ernährt habe, einerlei wie schlecht es mir selbst von Zeit zu Zeit ging, so scheint es mir selbstverständlich und unabweisbar, daß man auch den Freunden bedingungslos zur Verfügung steht, wenn man um Hilfe gebeten wird. Aber ich habe nie im Leben ein wirklich intimes Gespräch mit einem männlichen Wesen führen können. Alles, was gänzlich privater Natur ist, was Sexualität, Affekt, innerstes psychisches Erleben anlangt, habe ich nur mit Frauen besprechen und teilen können. Das hat meine Lehranalyse bei Géza Róheim äußerst schwierig gemacht. Hätte ich noch einmal das Bedürfnis einer Analyse, so weiß ich heute, daß ich sie nur bei einer Frau machen könnte.

Das prägende Erlebnis meiner Kindheit war die Liebe, das Einfühlungsvermögen, die Geduld, die Verlässlichkeit, die Diskretion und Krisenfestigkeit meiner Mutter. Sie hat nie viel gesprochen, und das hat mir einen gewissen Zweifel an der Macht des Wortes gegeben. Jedes Wort, das sie gesagt hat, traf den Kern der Sache, und das hat mich zur

Präzision erzogen. Wenn ich mich in Not befand, krank war, Sorgen hatte, war sie stets da. Einerlei wie spät der Abend, wie früh der Morgen, wie dunkel die Nacht – sie war sofort wach und an meinem Bett, wenn ich Kummer hatte. Sie fragte nicht, was los war, denn ich hätte in vielen Fällen sowieso nicht zu antworten vermocht. Sie war einfach da, und man wußte, daß sie verstand. Nur in ihrer Nähe zu sein, gab Kraft, Zuversicht, Ruhe. Je ernster die Situation, je schwerer die Krise, desto ruhiger wurde sie und desto heilsamer wurde die Kraft ihrer Ruhe.

Was ich in anderen Frauen gesucht und gefunden habe, war jenseits der Befriedigung sexueller Wünsche deshalb auch stets die Verkörperung dieser Tugenden, die mir bis zum heutigen Tage spezifisch weiblicher Natur zu sein scheinen. Im Gegensatz zur patriarchalischen Legende, daß gerade Verlässlichkeit, Diskretion und Krisenfestigkeit männliche Qualitäten seien, habe ich sie bei Männern nur dort entdecken können, wo sie von der Mutter übernommen worden waren. Besaß der Vater sie, so versuchte er meist, sie dem Sohne als Pflicht einzuprägen – mit dem Resultat, daß der Sohn sie ablehnte, um sich durch Distanzierung vom Vater seine Selbständigkeit und seinen Selbstrespekt zu erwerben. Besaß die Mutter solche Tugenden, so versuchte sie dagegen kaum je, sie dem Kinde zu oktroyieren, sondern wirkte allein durch ihr schweigendes Vorbild und vermied dadurch den üblichen Widerstandsmechanismus. So wirkte meine Mutter jedenfalls auf mich: Was bei jedem Versuch meines Vaters, mich in dieser oder jener Richtung zu »erziehen«, sofort zu psychischen Gegenreaktionen und damit zu einer völlig anderen Charakterentwicklung geführt hätte, übte durch

das schweigende Beispiel meiner Mutter jenen didaktischen Einfluß aus, den ich noch heute für den einzig wirksamen halte – den Einfluß der Vorbildperson, die kein Vorbild sein *will*, sondern eines *ist*.

Meine Mutter, Hertha Blochert, wurde am 17. September 1882 in Altwarp, einem Fischerdorf am Stettiner Haff (Kreis Ückerermünde), geboren und lernte meinen Vater in Berlin kennen, als sie Stenotypistin bei der Firma Abelsdorff & Meyer, »Kleiderstoffe engros«, und er dort Lehrling war. Sie heirateten am 30. April 1914. Am 28. Juni wurde Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet, am 31. Juli verkündete Deutschland die allgemeine Mobilmachung, am 4. Januar 1915 wurde mein Vater eingezogen, am 12. April 1915 wurde ich geboren und am 10. April 1916, zwei Tage vor meinem ersten Geburtstag, lernte ich meinen Vater kennen, als er seinen ersten Urlaub erhielt. Am 7. November 1918 kam er zum letztenmal auf Urlaub nach Hause, am 9. November brach die Revolution aus, und da Vater es unter diesen Umständen für wenig sinnvoll hielt, noch einmal zu seinem Truppenteil zurückzukehren, beginnt meine eigentliche Bekanntschaft mit meinem Vater an diesem Tage. Ich war damals drei Jahre und sieben Monate alt.

Während mein Vater an der Front war, hatte meine Mutter begonnen, für Freunde und später auch für andere Leute Kinderkleidung zu nähen. Ich weiß nicht, ob sie das tat, um die Einsamkeit zu überwinden, also als eine Art Beschäftigungstherapie, oder um Geld zu verdienen oder vielleicht aus schierer Kinderliebe. Ich weiß nur, daß sie einen Überschuß an Mutterliebe besaß, der sich zweifellos auch in der Wahl ihrer Arbeit niederschlug. Aus einer

Freizeitbeschäftigung wurde im Jahre 1919 dann eine berufliche: Meine Eltern machten einen Laden für Kinderkleidung in Charlottenburg auf. Er ging schlecht, weil Vater und Mutter von unheilbarer Ehrlichkeit und deshalb konstitutionell ungeeignet für das Gewerbe waren, das sie sich ausgesucht hatten. Preistreiberei lag ihnen nicht, sie verkauften ihre Ware für kaum mehr, als sie bezahlt hatten, und da keiner von beiden es fertigbrachte, dem König Kunden Honig ums Maul zu schmieren, torkelte das Geschäft meine ganze Kindheit hindurch am Rande des Konkurses. Immer wieder mußte mein Vater auf Arbeit gehen, um uns vorm Verhungern zu bewahren, immer wieder fand ich mich mit meiner Mutter allein im Laden, allein im Hause, allein mit der Misere der Armut. Erst als die Inflation kam und die Käufer ihr Geld so schnell wie möglich ins nächste Geschäft trugen, um statt nutzlosen Papiers irgend etwas Nutzvolles in die Hand zu bekommen, klingelte die Kasse – mit dem Resultat, daß meine Eltern sich nach ein paar Wochen mit Bergen von wertlosen Geldscheinen und einem leeren Lager konfrontiert sahen. In jenem Monat wären wir wahrscheinlich zugrundegegangen, wenn mein Onkel Georg, der die Schwester meiner Mutter geheiratet hatte, nicht aus Altdamm, einer Kleinstadt am Haff, mit Bauernbrot, Schinken und – wenn ich mich recht erinnere – einigen Golddukaten gekommen wäre, um uns durchzufüttern und die dringendsten Schulden zu bezahlen.

Der Laden, Kaiserdamm 116, und die hinter ihm liegende, in die Nebenstraße mündende Wohnung, Witzlebenstraße 1, markierten die Grenze zwischen den Großbürgern der »Kaiserlichen Axe« Unter den

Linden/Charlottenburger

Chausee/Bismarckstraße/Kaiserdamm/Heerstraße und den Proletariern der Querstraßen. Im ersten Schuljahr, ich war sechs und es war das Jahr 1921, hatte ich bereits alle Straßen im Umkreis von zehn Kilometern oder mehr zu inspizieren begonnen. Die Stadt war eine Wildnis, ein unbekanntes Land, bewohnt von fremdartigen Wesen, die man erkunden mußte, wenn man die Welt verstehen wollte. Im Osten war ich bis zum Alexanderplatz, im Norden bis nach Siemensstadt, im Westen bis zur Havel, im Süden bis nach Lichterfelde vorgestoßen. Wo ich auch hinkam, überall das gleiche Bild: arbeitslose Männer unter den Laternen, an den Straßenecken, in Hauseingängen, auf Parkbänken. Schlangen müder, hoffnungsloser Frauen in gestopften Mänteln und zerschlissenen Schuhen, mit rotgefrorenen Händen und leeren Einkaufsnetzen vor den Lebensmittelläden. Schlangen müder, hoffnungsloser Männer und Frauen vor den wenigen Fabriken, den wenigen Bürohäusern, Banken, Versicherungsgesellschaften, die auch nur eine einzige Stellung anzubieten hatten. Ein Gram, eine Verzweiflung, eine Entwürdigung des Menschen, die den Kindern bereits das Herz zerbrach.

Wenn ich vertrottelte Schwätzer heute im Fernsehen von den »goldenen« zwanziger Jahren faseln höre, dreht sich mir noch immer der Magen um. »Golden« waren sie für die Schieber, die Kriegsgewinnler, die Spekulanten, die an der Inflation verdienten. Das war eine Minderheit, und sie war so klein, daß man sie kaum wahrgenommen hätte, wenn sie nicht nach Thorstein Veblens Rezept in so penetranter Weise »conspicuous consumption«,

demonstrative Verschwendung, betrieben hätten. Es ist eines der am besten gehüteten Geheimnisse der bürgerlichen Nostalgieproduktion, daß all diese Charleston tanzenden, Sekt trinkenden, Kaviar fressenden Geschöpfe der »goldenen« Zwanziger ihr Gold aus der ins Ungeheuerliche verschärften Ausbeutung der Armen bezogen. Das machte ihre Arroganz, ihre Schamlosigkeit, ihre Protzerei um so ekelhafter.

Meine Kindheit ist unauslöschlich mit Bildern der Demütigung, der Armut und des Hungers verätzt. Selbst das wäre aber noch zu ertragen, wenn ein jedes dieser Bilder nicht von einem zweiten, dem der Prasserei, der Völlerei, der Hurerei, überlagert wäre. Nicht die schamlose Selbstdarstellung der Ausbeuter, sondern die gleichzeitige Zurschaustellung ihrer Opfer war es, die den Ekel auslöste: hier die totale Auspowerung des Menschen und dort – nur wenige Häuserblöcke weiter – die parfümierten Luxushuren in Pelzmänteln, mit Perlenketten und Straußenfedern ausgestattet, gefolgt von zigarrenrauchenden, gut gefütterten Männern, die Geldscheine hinblättern wie Spielkarten. Durch die Fenster der Restaurants konnte man sie dinieren sehen, unfaßbare Mengen unbekannter Speisen vertilgend, Wein saufend wie Schweine aus dem Trog. Manch anderen Überlebenden jener Jahre ist es gelungen, sich von diesen Erinnerungen zu emanzipieren und ein Gesellschaftssystem als »normal«, als »demokratisch«, als »Rechtsstaat« zu akzeptieren, das den Hunger der einen und die Völlerei der anderen als unabänderlich betrachtet. Mir nicht. Wenn das die »freie« Marktwirtschaft ist, dann muß diese Art von »Freiheit«, diese Art von

»Marktwirtschaft« ein für allemal beseitigt werden.

Kam ich von diesen Expeditionen in Feindesland nach Hause zu meiner armen vergrämten Mutter, die mir aus ihrer eigenen Entmutigung Mut zu machen suchte, lief mir die Galle über. Mit acht Jahren war die Zeit vorbei, aus mir je im Leben einen »systembejahenden«, einen »angepaßten«, einen »normalen« Bürger zu machen. Zwar zweifelte ich schon damals, ob ich das Zeug in mir haben würde, das zu tun, was die Pflicht des Verantwortlichen in dieser verantwortungslosen Gesellschaftsordnung gewesen wäre: mein ganzes Leben der Beseitigung dieser »Ordnung« zu widmen; aber ich wußte bereits mit acht Jahren, daß ich zumindest meine freie Zeit, alles, was mir außerhalb meiner Berufstätigkeit übrigbleiben würde, diesem Ziel widmen müsse.

Es ist mir deshalb schwergefallen, mich mit den Söhnen der Bürger zu identifizieren, die sich in den sechziger Jahren, den Jahren des Wohlstands der bürgerlichen Klasse, zur »Neuen Linken« formiert haben. Der Unterschied zwischen ihrer Jugend und meiner war zu groß. Wenn die amerikanischen Quäker mir und meinen Altersgenossen in den zwanziger Jahren nicht von Zeit zu Zeit warme Schulmahlzeiten gespendet hätten, wären viele von uns verhungert. Manchmal Haferflocken und manchmal Kakao mit echter Milch zubereitet, das hielt uns am Leben und gab uns Hoffnung, eines Tages, wenn wir genug Kraft gewonnen hatten, die Gründe des Hungers zu entdecken und zu beseitigen. Ich finde es auch heute noch schwer, die Ernsthaftigkeit derjenigen zu akzeptieren, die ohne konkrete Erfahrung von Hunger und Armut die Welt von Hunger und Armut zu befreien gedenken. Früher oder

später, wie es ja bereits seit etwa 1973 geschehen ist, verlieren die intellektuellen Apostel der Revolution ihr Interesse an der Revolution und wenden sich anderen intellektuellen Moden zu. Aber diejenigen, die mit dem Hunger aufgewachsen sind und den Gram ihrer Mütter als nie tilgbare Schuld auf sich genommen haben, werden nie aufgeben.

Vom dritten Volksschuljahr an war mir klar, daß die Schule nicht zur Ermutigung des selbständigen Denkens, sondern zu dessen Verhinderung da war. Der Schüler sollte die Verdummungsmechanismen nicht durchschauen, sondern internalisieren. Um das den Mitschülern am täglichen Lernpensum klarzumachen, mußte man sich möglichst oft melden, dem Lehrer genau die Antwort geben, die er hören wollte, und dann in ein paar scheinbar weggeworfenen Sätzen demonstrieren, weshalb die erwartete Antwort in Wahrheit falsch und die richtige Antwort sowohl unerwartet wie unerwünscht war. Ich tat das vom neunten Lebensjahr an so systematisch, daß die meisten Lehrer Angst bekamen, wenn ich mich meldete, und mir lieber ein Zeugnis voller Einsen ausstellten, als mich vor versammelter Klasse sprechen zu lassen.

1925 verließ ich die Volksschule in der Witzlebenstraße und zog in die Sexta der Leibniz-Oberrealschule ein, die sich in der Schillerstraße zwischen Grolmann- und Hardenbergstraße befand – oder zwischen Schiller- und Renaissancetheater, wie sich das in meinem Gedächtnis darstellt, denn bald verbrachte ich mehr Zeit in den beiden Theatern als in der Schule. Meinen neuen Schulmeistern muß ich mit meiner täglichen, präpotenten Klugscheißerei noch mehr auf die Nerven gegangen sein als meinen

Volksschullehrern, denn oft liefen unsere Wortgefechte, statt den Beweis zu liefern, daß die Schule eine Klasseninstitution sei, eher auf den eiteln Versuch hinaus, dem anderen zu beweisen, daß man schneller denken könne als er. Was mich im zwölften oder dreizehnten Lebensjahr vor der Entgleisung in schiere Rechthaberei rettete, war eine kleine, gelbe Zeitschrift namens *Der Schulkampf*, die mir ein Primaner auf dem Schulhof zusteckte. Sie trug den Untertitel »Organ der sozialistischen höheren Schüler, herausgegeben vom SSB« und war das erste Exemplar der ersten Schülerzeitschrift der Weimarer Republik. Das Datum war September oder Oktober 1928. Hier entdeckte ich, daß es andere in Berlin gab, die so dachten wie ich, daß ich also nicht, wie ich bis dahin befürchtet hatte, zur Einzelgängerei verdammt sei. Das war eine kaum in Worten beschreibbare Erlösung aus der Einsamkeit. Es war auch der Anfang meines politischen Lebens.

Zwar hatte ich mir schon mit elf oder zwölf Jahren in Streiks und Demonstrationen die ersten Beulen geholt, aber wer die Erwachsenen waren, die mich halb lächelnd, halb kopfschüttelnd in ihren Reihen mitmarschieren ließen, war mir bis dahin nicht gänzlich klar geworden. Da gab es die Reichsbannerleute in ihren grauen Windjacken, die Rote Front mit ihren Schiebermützen, die Roten Kämpfer der Kommunistischen Arbeiterpartei, die KPD-Opportunisten und viele andere, die mir alle unterstützenswert schienen, weil sie für die Arbeiter und gegen die Zinsleinpicker waren. Aber da ich niemanden kannte, mit dem ich mich aussprechen konnte, kam meine politische Orientierung bis zum dreizehnten Lebensjahr nicht über eine generelle

Obrigkeitsfeindlichkeit hinaus. Der Feind schien mir vor allem in den Raffkes, den Schiebern, den Parvenüs und Spekulanten, den Geldprotzen und Inflationsgewinnlern, aber auch in der Polizei verkörpert zu sein, weil sie stets und überall die Reichen schützte und die Armen zusammenschlug. Aus dieser vagen, eher nihilistischen als sozialistischen Opposition zum bürgerlichen Establishment begann sich erst nach meiner Kontaktaufnahme mit der Redaktion des *Schulkampf* eine halbwegs klare Vorstellung der wirklichen Gesellschaftsverhältnisse meines Vaterlandes zu entwickeln.

Ich bin mir heute nicht mehr ganz sicher, ob mein Gedächtnis mich hier trügt, aber ich habe die dumpfe Erinnerung, daß eine der ersten Nummern des *Schulkampf* einen Artikel über einen prügelnden Lehrer der Leibniz-Oberrealschule enthielt. Daß die Zeitschrift seinen vollen Namen nannte und wahre Berichte über sein Verhalten brachte, imponierte mir. Ich erbot mich, den *Schulkampf* in meiner Schule zu vertreiben, wurde erwischt, verwarnt, zum zweitenmal erwischt, zum Schulrektor gebracht und schließlich, in der Obertertia, relegiert. Das war für meine Eltern eine Schande, aber es wäre für Vater und Mutter gerade noch tragbar gewesen, wenn sich danach nicht alle Schulen in Charlottenburg geweigert hätten, mich aufzunehmen. Meine Mutter, nicht mein Vater, begann nun, die Schulen der anderen Stadtteile zu bekriegen und erbettelte sich schließlich die Erlaubnis, mich zu Ostern des Jahres 1930 in die Untersekunda des Grunewald-Gymnasiums einzuschulen, das damals als liberalste Schule Berlins galt.

Mittlerweile war ich dem SSB, dem Sozialistischen

Schülerbund, beigetreten und hatte begonnen, regelmäßige Beiträge für den *Schulkampf* zu schreiben. Dies waren die Jahre der strikten Abgrenzung der SPD von allen anderen Arbeiterparteien und den daraus folgenden KPD-Angriffen auf die Sozialdemokraten als »Sozialfaschisten«. Im damaligen SSB gab es wahrscheinlich das einzige Bindeglied zwischen den verfeindeten Parteien der Arbeiterklasse. Als sich 1931 ein linker Flügel der SPD aus Protest gegen die Anti-KPD-Politik der SPD-Führung loslöste, um unter dem Namen Sozialistische Arbeiter-Partei Deutschlands eine gezielte Einheitsfrontpolitik zu betreiben, war der Zeitpunkt für eine solche Linie bereits verfehlt.

Die SSB-Diskussionen zwischen SPD, KPD, SAP und anderen sozialistischen, kommunistischen und syndikalistischen Jugendgruppen gehörten zu den interessantesten, lebendigsten und aufschlußreichsten Erlebnissen meiner Jugend. Nominell war der SSB eine freie, allen Sozialisten und Sympathisanten zugängliche Organisation der höheren Schüler Deutschlands. Tatsächlich wurde der SSB von der KPD geführt, aber so klug, an einer so langen Leine, mit einem solchen Maß von taktischer Toleranz, daß selbst die Aufgeweckten unter uns erst nach längerer Zeit merkten, wo das Schwergewicht der politischen Arbeit lag. In meiner eigenen politischen Entwicklung haben diese Diskussionen jedenfalls die Lektion hinterlassen, daß die Einigung der Arbeiterparteien die wichtigste und dringendste Aufgabe der politischen Arbeit in der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Obgleich ich mich in den Jahren 1930 bis 1931 mit aller verfügbaren Geduld und Sorgfalt um die Unterstützung all

meiner Mitschüler in all ihren Problemen bemüht hatte – oder vielleicht eben deshalb –, wurde ich gegen Ende der Obersekunda zum zweitenmal relegiert. Der berühmte Liberalismus der Schule klappte zusammen, sobald man ihm auch nur halbwegs auf den Zahn fühlte. Unser Deutschlehrer Goßlich, der nicht dumm, aber korrupt war, beklagte sich bei unserem Rektor darüber, daß ich ihm dauernd während des Unterrichts widerspräche und er deshalb keine Disziplin aufrechterhalten könne. Von meinen politischen Ansichten sagte er wohlweislich nichts, denn das wäre bei unserem Rektor, der auf seine politische Toleranz stolz war, nicht gut angekommen. Aber privat machte er mir die Auflage, weder für den *Schulkampf* zu schreiben noch ihn zu verteilen. Als ich das ablehnte, ging er über des Rektors Kopf hinweg zum Magistrat und erwirkte ein Ausschlußverfahren aller SSB-Mitglieder aus allen Berliner Schulen.

Das war nicht nur für mich, sondern für rund tausend Mitglieder eine ernste Sache. Natürlich mußten die Schulen erst einmal den Beweis erbringen, daß ein Schüler Mitglied des SSB war, ehe sie ihn relegieren konnten, aber eben darin lag das Druckmittel: Wenn ein Schüler die Zeitung verteilte, dann bestand die Wahrscheinlichkeit, daß er Mitglied war. Also galt Verteilung der Zeitschrift von da an als Indiz der Mitgliedschaft und erzeugte das Risiko des Ausschlusses aus allen höheren Schulen Berlins. Ohne höhere Schulbildung kein Abitur, ohne Abitur kein Studium, ohne Studium keine akademische Laufbahn, ohne Studium aber auch kein Zugang zu den sogenannten Führungsschichten des Bürgertums. Die Erpressung lautete: Entweder hörst du auf, die Wahrheit über uns zu

verbreiten, oder du wirst es nie im Leben zu etwas bringen. In diesem Sinne begann die NS-Zeit eigentlich schon gute zwei Jahre, bevor sie wirklich begann. Um sich vor dem Vorwurf zu schützen, man sei der Linken gegenüber allzu »nachlässig«, verrichtete die Republik die Arbeit der Nazis, öffnete ihnen das Tor und räumte die einzigen Kräfte aus dem Weg, die fähig gewesen wären, Hitlers Machtergreifung zu verhindern. Daß die Bundesrepublik mit genau der gleichen Torheit gegenwärtig auf dem besten Wege ist, das gleiche für ihre Gegner von morgen zu verrichten, scheint mir nur allzu wahrscheinlich. Es ist die historische Tragik der Sozialdemokratie, daß sie all ihre mühselig erkämpften Fortschritte immer wieder aufs Spiel setzt, wenn das Bürgertum ihr vorwirft, sie ginge nicht drastisch genug mit den »Radikalen« um.

Für mich löste sich das Problem, indem ich meine Mutter zu dem einzigen Mann schickte, von dem ich annahm, daß er den Mut habe, dem Magistrat die Zähne zu zeigen: dem Schulreformer Fritz Karsen, der in Berlin-Neukölln eine vorbildliche Schule für Arbeiterkinder gegründet hatte. Hier aber versagten zum erstenmal die Waffen meiner Mutter, denn Karsen wies sie schroff ab, stellte ihr aber anheim, mich selbst zu ihm zu schicken, damit er mir seine Gründe ins Gesicht sagen könne. Ich fand das anständig und ging hin. Die Schule war ein häßlicher, ganz und gar nicht fortschrittlich wirkender Ziegelbau aus der Wilhelminischen Zeit. Ich lief da eine halbe Stunde herum und schaute mir ein halbes Dutzend Klassen bei der Arbeit an, ehe mich irgend jemand fragte, wo ich hinwollte. Die

Atmosphäre war gut. Ich war ziemlich hoffnungslos hingekommen, eigentlich nur der Formalität halber, aber je länger ich mir die Schule ansah, desto besser gefiel sie mir. Daß ich hier nicht lernen sollte, begann mir leid zu tun.

Karsen sagte: »Ich will dir gleich sagen, daß ich mich einen Dreck um das SSB-Verbot kümmere. Aber solche Leute wie du gehören in andere Pennen, damit sie da Leben in die Bude bringen. Nicht zu uns, wo wir schon genug von der gleichen Sorte haben. Wir wollen den Arbeitern von Neukölln helfen, nicht den Revoluzzern von Charlottenburg. Warum gehst du nicht in eine andere Stadt?«

»Und wovon soll ich da leben?«

»Ich dachte, deine Eltern sind reich. Deine Mutter sagte, sie hat ein Geschäft.«

»Von dem Geschäft kann sie sich knapp selbst ernähren. Mein Vater muß arbeiten. Ich verdiene auch dazu. Gelegenheitsarbeiten und so.«

Am Ende ließ er sich erweichen, und ich bin ihm mein Leben lang dankbar geblieben. Meine anderthalb Jahre an der Karl-Marx-Schule (so hatte er, als Sozialdemokrat, das alte Kaiser-Friedrich-Realgymnasium umgetauft) waren die besten Jahre meiner Kindheit. Mein Ordinarius, Hans Freese, den wir mit Liebe und Respekt »Meister« nannten, war der einzig wirklich fähige Pädagoge, der mir in all meinen Schuljahren begegnet ist. Obgleich er von Beruf Maler und nicht Lehrer war, hatte er jene pädagogische Autorität, die nur diejenigen besitzen, die keine Autorität für sich in Anspruch nehmen. In seiner absoluten Ehrlichkeit und seiner geradezu mütterlichen Gabe der Empathie, aber auch im völligen Mangel an Pose, Eitelkeit

und Affektation glich er meiner Mutter. Keiner, der bei ihm zur Schule gegangen, ist, hat sich je seinen Wertmaßstäben entziehen können. Mitten in einer hitzigen Diskussion über Peter Handke sagte mir mein Klassenkamerad und SSB-Genosse, der Bühnenverleger Thomas von Sessler, rund vierzig Jahre nachdem wir die Schule verlassen hatten, als absolut endgültiges, unwiderrufliches, eine letzte Instanz zitierendes Urteil: »Freese hätte das nie durchgelassen!« Damit war die Diskussion beendet.

Ich erinnere mich, daß ich in diese Klasse von Arbeiterkindern und Töchtern der linken Intelligenzia, darunter Alfons Goldschmidts Tochter Irene und Paul Bildts Tochter Eva, mit dem Gefühl eintrat, endlich nach Hause gekommen zu sein, eine Heimat gefunden zu haben, unter Gleichen zu sein. Aber vielleicht doch mit der geheimen intellektuellen Eitelkeit, ein *primus inter pares* zu sein, und dieser letzte Rest bürgerlichen Konkurrenzstrebens wurde mir innerhalb der ersten Woche ein für allemal ausgetrieben. Denn ich war in jenen Jahren besonders stolz auf meine Malkünste und brachte Freese, dem Maler, meine Bilder sozusagen als Eintrittskarte, als Ausweis mit. Statt daß er nun, wie es ein bürgerlicher Lehrer getan hätte, seine Meinung dazu sagte, bat er mich, sie rings um den Klassenraum herum an extra dafür angebrachten Holzleisten anzuheften, damit die Klasse ihre Kritik aussprechen könne. Erst als alle Schüler ihr Urteil abgegeben hatten, sprach er das erste Wort. Und da das Urteil der Klasse vernichtend gewesen war, griff er mit gütigen, tröstenden Worten ein.

Wäre das Urteil einstimmig lobend gewesen, so hätte er

sich kritisch geäußert. Seine didaktische Technik bestand fast stets im diplomatischen Gegensteuern. Ich, der ich jedes Urteil meiner bürgerlichen Lehrer an meinen vorigen Schulen grundsätzlich ins Gegenteil umgedeutet hatte – wenn sie mich lobten, mußte ich irgend etwas falsch gemacht haben; tadelten sie mich, so wußte ich, daß ich recht hatte –, sah mich zum erstenmal einem Urteil gegenüber, das ich ernstnehmen mußte, nämlich dem meiner Mitschüler, und befand mich mit einem Lehrer konfrontiert, dessen Worte unmißverständlich von Mitleid geprägt worden waren, von dem Wunsch, daß die anderen mich nicht allzusehr verletzen sollten. Das war eine völlig neue Erfahrung, und sie wirkte ein Leben lang. Da ich akzeptieren mußte, daß meine Bilder, die ich für gut gehalten hatte, schlecht waren, wurde mir klar, daß auch ein großer Teil meiner Meinungen, die ich mit der Anmaßung des rebellierenden Bürgerkindes für antibürgerlich und deshalb richtig gehalten hatte, möglicherweise falsch waren, daß ich meine individualistischen Illusionen überwinden und von der Gruppe lernen mußte, daß ich meine Arroganz zu bezwingen und meine Grenzen zu akzeptieren hatte. Damit begann mein Leben als Erwachsener.

Die Schule lag mehr als 40 Minuten Schulweg von meinem Elternhaus entfernt. Das bedeutete: vor 6 Uhr aufstehen, nie vor 14 Uhr zu Hause sein, keine Zeit für Sport oder Spiel. Fast jeden Nachmittag, sobald wir mit den Schularbeiten fertig waren, gab es politische Aufgaben: Flugblätter verfassen, drucken und verteilen, Plakate kleben, Wandparolen malen, streikende Arbeiter mit Nahrung, Nachrichten und Informationsmaterial

versorgen, zwei- oder dreimal sogar Barrikaden bauen. Die Schule war eine klappende sozialistische Gemeinschaft, eine der wenigen Institutionen der Jahre 1932 bis 1933, in der Sozialdemokraten und Kommunisten noch produktiv zusammenarbeiteten, und aus diesen Gründen schien mir die SSB-Arbeit weniger wichtig zu werden. Trotzdem ging ich nach wie vor zu unseren wöchentlichen

Versammlungen, schrieb Artikel für den *Schulkampf* und verteilte die Zeitschrift vor anderen Schulen. Die Ziele der Organisation waren von Anfang an die folgenden gewesen:

1. Beweisbar falsche Aussagen der Lehrer vor der Klasse zu widerlegen.
2. Den reaktionär-tendenziösen Charakter der Schulbücher und Lehrerdarstellungen zu enthüllen, besonders im Erdkunde- und Geschichtsunterricht.
3. Die repressive Organisation der Schule durch Protestaktionen und, wo möglich, durch Appellierung an höhere Schulinstanzen zu zerschlagen.
4. Das Schlagen von Schülern durch autoritäre Lehrer mit allen Mitteln (öffentlicher Protest, Briefe an Behörden und Zeitungen, im Notfall durch Zurückschlagen) zu unterbinden.
5. Agitation für eine größere Quote proletarischer Kinder an höheren Schulen und Forderung aller ökonomischen Maßnahmen (Schulgeldermäßigung, freie Schulmahlzeiten, Fahrgelderstattung), die eine solche Vergrößerung der proletarischen Quote ermöglichen.
6. Verweigerung von Beitragszahlungen an imperialistische Organisationen wie den Verband für das Deutschtum im Ausland (VDA), für den damals an

allen deutschen Schulen gesammelt wurde.

7. Unterstützung aller parlamentarischen und außerparlamentarischen Tätigkeiten sozialistischer Organisationen, einschließlich Sammeln von Spenden und Verbreitung von Flugblättern.

Dazu kamen nun in den letzten zwei Jahren vor Hitlers Machtergreifung die Aufklärungskampagnen über die tatsächlichen Ziele und Hintermänner der Nationalsozialisten, die täglichen Warnungen, daß Unterstützung der Nazis zum Krieg führen müsse und daß gerade die Schüler die ersten Soldaten und ersten Toten des kommenden Krieges sein würden. Schlägereien mit der SA und anderen Gegnern gehörten zur Tagesordnung. Die Tage, an denen ich unverletzt nach Hause kam, gehörten eher zur Ausnahme als zur Regel.

Unsere Belohnung bestand darin, daß wir Frauen und Männer kennenlernten, die unserer geistigen Entwicklung mehr beisteuerten, als irgendeine bürgerliche Institution es vermocht hätte: Käthe Duncker, Clara Zetkin, Alice Gerstel, Karl Korsch, Otto Rühle, Siegfried Bernfeld, Wilhelm Reich, Edwin Hoernle, Hermann Remmele, Willi Münzenberg, Max Raphael, Joachim Schumacher und viele andere, von denen wir lernen konnten.

Der wichtigste Einfluß auf meine jungen Jahre war der des Psychoanalytikers Wilhelm Reich. Ich lernte ihn im Januar 1931 in Berlin kennen, als er 33 und ich 16 war. Im September 1929 war er von einer langen Studienreise durch die Sowjetunion nach Berlin gekommen und der gleichen KPD-Zelle beigetreten, der auch Arthur Koestler angehörte. Im November 1930 sprach er vor einer Gruppe

sozialistischer Ärzte über sowjetische Erfahrungen bei der prophylaktischen Neurosentherapie. Von diesem Vortrag erzählte mir Max Hodann, ein Freund unseres Hausarztes, und dies war das erstemal, daß ich den Namen Wilhelm Reich hörte.

Als Reich im Januar 1931 mit einer Vortragsreihe an der Marxistischen Arbeiterschule begann, ging ich hin, war beeindruckt und blieb sein Schüler. Im Juni 1931 gründete er den Reichsverband für proletarische Sexualpolitik, dessen jüngstes Mitglied ich wurde. Von der KP wurden wir »die Reichwehr« genannt. Offiziell begann die Arbeit des Verbandes im Herbst 1931, aber die ersten Arbeitersexualkliniken entstanden bereits im Sommer des Jahres. Die Anzahl der Arbeiterkinder und Jungarbeiter, die diese Kliniken von Anfang an besuchten, war für uns alle verblüffend, denn die Mediziner und Politiker in der Berliner KP hatten der Sache so gut wie keine Hoffnung gegeben. Reichs Erfolg beruhte unter anderem darauf, daß er uns alle, die ihm von der MASCH in den Verband gefolgt waren, sofort zur praktischen Arbeit heranzog. Ehe ich nur halbwegs mit der Schule fertig war, befand ich mich also in der dubiosen Position eines Psychotherapeuten.

An zwei Nachmittagen, ich glaube es war Dienstag und Donnerstag, pilgerte ich zu der Klinik und empfing, nachdem Reich und seine Assistenten mir das erklärt hatten, Patienten meines eigenen Alters, die Sexualprobleme hatten. Das waren fast ausnahmslos die folgenden vier: Empfängnisverhütung, Masturbation, Geschlechtskrankheit oder Abtreibung. Mit der ihm eigenen Autorität (nie habe ich einen »Anti-Autoritären« erlebt, der so eisern auf seine Autorität bestand) hatte er

mir und den anderen Jugendhelfern eingebleut, daß wir in den letzten beiden Fällen nie irgend etwas sagen durften, sondern die Patienten zu ihm und den anderen Ärzten schicken mußten. Über Masturbation und Empfängnisverhütung dagegen durften wir frei und unüberwacht die Lektionen weitergeben, die Reich und seine Kollegen uns eingeprägt hatten. Wir besaßen Berge von Fromms-Akt-Präservativen, die wir gratis verteilen durften. Es gab Vaginalgelee für die Mädchen, aber Pessare durften selbst meine weiblichen Kolleginnen nicht an unsere Altersgenossinnen verteilen, weil sie von Ärzten oder Ärztinnen eingepaßt werden mußten. Gräfenberg-Spiralen waren bereits erfunden, aber Reich glaubte nicht an sie, weil sie herausrutschen konnten. Über Masturbation sollten wir sagen, daß wir es selber täten, daß Reich es in seiner Jugend getan habe und daß es nicht schaden könne, wenn es nicht zum Ersatz für den Geschlechtsverkehr werde.

Es ist wichtig, hier festzuhalten, daß Reich emphatisch mit Freuds Ansicht übereinstimmte, habituelle Masturbation verderbe den Charakter, weil sie den Masturbator daran gewöhne, seine Ziele mühelos, auf bequemem Wege, anstatt durch energische Kraftanstrengungen zu erreichen. »Wer sich ans Masturbieren gewöhnt«, pflegte er zu sagen, »erwartet auch, daß ihm die gebratenen Tauben in die Schnauze fliegen.« Zweitens teilte er Freuds Überzeugung, daß Masturbation das Sexualobjekt in der Phantasie zu einer Attraktivität erhebt, die es in der Realität nie haben kann. Resultat: stetige Enttäuschung bei der Partnerwahl und der Sexualbefriedigung. Beide Ansichten habe auch ich

übernommen. Deshalb bis zum heutigen Tage mein extremer Zweifel an jeglicher Therapie, die dem Patienten keine aktive Mitarbeit, keine Willenskraft abverlangt. Das Geschlechtsleben ist eine Schule des Gesellschaftslebens. Wer nicht in der Lage ist, sich einen adäquaten, konsanguinen Geschlechtspartner zu erwerben, wird auch nicht in der Lage sein, sich im Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung zu wehren. Wer meint, die Heilung sei Aufgabe des Arztes, der wird auch meinen, die Befreiung sei Aufgabe der Politiker.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch einmal den Dank aussprechen, den eine ganze Generation von Arbeiterkindern dem alten Wilhelm Reich schuldet. Einerlei wie dumm, wie rückschrittlich, wie närrisch er sich in seinen späteren Jahren des amerikanischen Exils benommen hat, so soll doch nie und nirgends verschwiegen werden, wie hilfreich, wie nützlich, wie unerlässlich seine Arbeit in den Jahren 1931 bis 1933 in Berlin gewesen ist. Zwar hatten wir weniger Probleme mit unserer Sexualität als die bürgerlichen Kinder, aber es gab doch Fragen, die nur ein Arzt beantworten konnte, und da halfen Reichs Arbeitersexualkliniken.

Meine eigenen Pubertätsprobleme bestanden in nichts anderem als schierem sexuellem Hunger. Vom dreizehnten Lebensjahr an war mein Bedürfnis nach einer Frau so intensiv, daß ich oft dachte, ich wolle lieber sterben als noch einen Tag ohne Frau zubringen. Und doch wollte ich auch wieder keine der blöden Ziegen, die an den Straßenecken, in der Eisbar am Lietzensee, in den Parkbüschen herumgammelten. Ich wollte jemand, der die Integrität, die Liebesfähigkeit, die Diskretion meiner

Mutter besaß. Und das war in der Nachbarschaft, bei den Schwestern meiner Schulkameraden, in der Welt der Bürgerkinder der Leibniz-Oberrealschule nicht zu haben.

Das Problem löste sich nahezu gleichzeitig mit meinen politischen Problemen. Denn sobald ich dem SSB beitrug, entdeckte ich Mädchen meines eigenen Alters, Töchter von Arbeitern und von Intellektuellen, die so dachten und so fühlten wie ich. Damit waren meine sexuellen Schwierigkeiten ein für allemal vorbei. Es mag im heutigen Zeitalter jugendlicher Potenzstörungen naiv und beneidenswert klingen, wenn ich sage, daß ich nie im Leben ein einziges Sexualproblem mit Ausnahme simplen Geschlechtshungers gehabt habe, und selbst das nur, wenn einfach keine Frauen da waren, zum Beispiel während meiner Internierung in den Jahren 1940 bis 1941.

Da bei den meisten meiner Freundinnen beide Elternteile entweder berufstätig oder Fabrikarbeiter waren, gab es nie die übliche Schwierigkeit der Bürgerkinder jener Jahre, ein Zimmer zu finden, wo man ungestört zusammensein konnte: die elterliche Wohnung war an Wochentagen stets leer. Unsere Ferien verbrachten wir meist in Jugendherbergen, die von Genossen geleitet wurden, die ein Auge zudrückten, wenn Mädchen und Jungen miteinander schliefen. Wenn jemand schwanger wurde, gingen wir zu Reich, der stets Ärzte mit bester gynäkologischer Ausbildung zur Verfügung hatte. Niemand brauchte zu Pfuschern, Engelmachern oder Winkelabtreibern zu gehen.

Im Gegensatz zu dem, was die bürgerliche Welt von uns munkelte, ging es in der sozialistischen Jugendbewegung jedoch sehr »sittlich« zu: häufiger Partnerwechsel war

verpönt, Gruppensex war unbekannt, Geschlechtsverkehr war stets auch intensiver intellektueller Verkehr, war nicht nur die Entdeckung eines anderen Körpers, sondern auch die eines anderen Geistes, einer anderen Akkumulation von Erfahrungen, einer anderen Art, die Welt zu sehen und zu erleben. Bis zum heutigen Tage ist er für mich das gleiche geblieben. Mich hat nie eine Frau sexuell interessiert, die mich nicht auch intellektuell interessiert hätte. Sexuelle Neugier ist stets auch intellektuelle Neugier gewesen: der Wunsch, nicht nur zu erfahren, wie sich diese Frau im Bett benimmt, sondern auch wie sie denkt, was sie erlebt hat, was sie mir Neues über die menschliche Psyche beibringen kann. Nahezu alles, was ich von dem Funktionieren des menschlichen Organismus weiß, habe ich von Frauen gelernt, die mir erzählt haben, wie sie auf spezifische Konfrontationen reagiert haben.

Wer nicht, wie es allzu viele tun, die Welt aus der Deutung der eigenen Psyche (aus einer solipsistischen Projektion der eigenen Erfahrungen auf andere Menschen) interpretieren will, der hat, wenn er nicht gerade Arzt oder Psychiater oder Psychoanalytiker ist, überhaupt keine Alternative, die Welt verstehen zu lernen, als durch jene Gespräche, die man in den ersten Stunden nach dem Liebesakt führt, wenn die Schranken der Vorsicht niedergebrochen sind und der eine zum anderen so frei spricht, wie er es nie wieder tun wird. Deshalb ist Monogamie, wenn sie strikt befolgt wird, wahrscheinlich auch eine verdummende, eine erfahrungshemmende, eine zu falschen Urteilen verführende Paarungsform. Der Mann, der alle Frauen nach dem Modell der »eigenen« beurteilt und deshalb vermeint, er wüßte, wie »die« Frauen »in

Wirklichkeit« sind, der schadet nicht nur sich, nicht nur »seiner« Frau, nicht nur allen anderen Frauen, sondern der ganzen Gesellschaftsordnung, zu der er gehört. Letztlich ist keine Gesellschaftsordnung besser als das Wissen, das ihre Mitglieder besitzen. Und das hängt nicht nur von dem Maß der individuellen Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe, sondern auch von der simplen Quantität der Erfahrungen ab, die ein jeder mit dem anderen macht.

Im Frühling des Jahres 1933, während meiner letzten drei Monate in Deutschland, verliebte ich mich in ein Mädchen, dessen Bruder in der SA war, und zog mir die berechtigte Kritik meiner Genossen zu. Wir hatten eine Schonung im Grunewald entdeckt, wo man durch den Stacheldraht schlüpfen und in einer kleinen Lichtung unter freiem Himmel geradezu paradiesische Gelegenheiten zur Liebe hatte. Dort trafen wir uns jeden Nachmittag und argumentierten vor und nach der Liebe über Gott und alles in der Welt (ihre Eltern waren gläubige Lutheraner), bis uns eines Tages der Bruder auf die Spur kam. Als wir gerade nichts an hatten und ich ziemlich wehrlos war, packte mich ein ganzer SA-Trupp und versuchte, mich zu kastrieren. Gottseidank klappte das nicht ganz, aber es war eine Warnung.

Am 4. Juli 1933, wenige Monate vor meinem Abitur, flog unsere Klinik auf. Als Hilfspolizei eingestellte SA-Leute kaperten die Mitgliederlisten und begannen noch in der gleichen Nacht, die Mitglieder zu verhaften. Obgleich Reich Anfang des Jahres aus der KPD ausgeschlossen worden war und Berlin im März verlassen hatte, war die Klinik weitergelaufen, teils von KPD-, teils von SPD-

Sympathisanten, teils von Liberalen unterstützt. Aus Gründen, die auf der Hand liegen, wirkten diese Kliniken wie das sprichwörtliche rote Tuch auf die Befreier des Vaterlandes, denn hier kam »Rotfront«, »Kulturbolschewismus« und »Jüdische Sittenschweinerei« in einer einzigen Organisation zusammen. Es war das Nonplusultra all dessen, was die Miliz der herrschenden Klasse an der Weimarer Republik haßte.

Ein Duplikat unserer Mitgliederliste war für einen solchen Notfall bei einem Freund deponiert worden, der im Magistrat der Stadt Berlin den Schüleraustausch leitete. Er rief uns alle der Reihe nach an, und da unsere Namen mit gut preußischer Ordnung alphabetisch aufgeführt waren, erhielt ich einen der ersten Warnrufe. Ich packte meinen Rucksack mit dem nötigsten Zeug und verschwand aus der Wohnung meiner Eltern. Am nächsten Morgen, mit einem nicht ganz echten Paß, war ich einem Schülertransport zugeordnet worden, der am 5. Juli 1933 Berlin verließ und am 7. Juli, via Hamburg, in England ankam. Dort erklärte ich dem fassungslosen Schulmeister, der den Transport ausgesucht nationaltreuer Schüler leitete, daß ich nicht die Absicht hätte, nach Deutschland zurückzukehren, und ihn und seine Schäflein hiermit verliesse.

Wie ich das Exil erlebte und welche psychischen Folgen es hatte, berichte ich in einem anderen Kapitel. Hier sei nur gesagt, daß die Durchtrennung des psychischen Nabelstrangs mit größter Leichtigkeit gelang. Ich fühlte weder Heimweh noch Reue, schrieb meinen Eltern fast täglich, aber eher aus einem Bedürfnis heraus, guten Freunden von dem Reichtum meiner neuen Erlebnisse zu

berichten, denn als Surrogat für die verlorene Nestwärme. Im Gegenteil, mit der Rücksichtslosigkeit des Geschlechtstriebes, der den Körper des Achtzehnjährigen beherrschte, war ich froh, daß ich jetzt bald irgendwo ein eigenes Heim haben würde, wo ich meine Freundin für mich haben konnte, frei von der Peinlichkeit, die Gefühle meiner Eltern zu verletzen.

Trotzdem versuchte ich vom ersten Tage meines Exils an, die Eltern nachzuholen. Denn mir war klar, daß sie trotz ihrer bürgerlichen Ansichten früher oder später bei den Nazis anecken und im KZ landen würden. Sie selbst sahen das nicht. Ihre Abneigung gegen die Drachensaat, die sich da unseres Landes bemächtigt hatte, war so intensiv wie meine. Aber sie war weder ökonomisch noch philosophisch fundiert. Es war eher eine Abneigung gegen Vulgarität und schlechte Manieren, gegen Gewissenlosigkeit und mangelnde Disziplin als gegen den langen Arm der herrschenden Klasse. Als unkorrigierbare Patrioten wollten sie das Vaterland nicht verlassen, obgleich es »vom Feinde okkupiert« war. Sie sprachen, wenn sie die Nazis meinten, stets vom »Feind« oder vom »bösen Feind«, von den »Braunhemdigen Truppen des Bösen« oder den »Schwarzhemdigen Sendboten der Finsternis«; sie betrachteten alles in moralischen, nicht in politischen Begriffen. Hitler war »der Fremde«, »der Österreicher«, seine Leute waren »die Besatzungsarmee des Feindes«, alles würde bald wieder gut werden, wenn die Menschen sich nur ein wenig zusammenehmen, ein wenig Anstand aufbringen und die »Fremden«, die »Okkupanten« hinauswerfen würden.

Zweimal hat mich meine Mutter im Exil besucht, zweimal

mein Vater. Dann brach der Krieg aus. Ich wurde interniert, nach Kanada deportiert und dort entlassen. Meine Mutter starb am 24. Oktober 1943 an Krebs in einem kleinen Krankenhaus im Spreewald. Mein Vater war mit ihr dorthin geflüchtet, weil es keine Straßen, nur Wasserwege dort gab und er jedes Boot rechtzeitig genug kommen sehen konnte. Beide waren mit Müh und Not, mit viel Glück und der Hilfe vieler treuer Freunde dem KZ entronnen. Da sie unfähig waren, ihre Gedanken zu verbergen, ihre Überzeugungen zu verschweigen, waren sie, die gänzlich Unpolitischen, am Ende der Politik doch nicht entkommen.

Die Nachricht vom Tode meiner Mutter, vom Roten Kreuz via Genf nach Kanada befördert, brauchte drei Monate, bis sie mich erreichte. Alles war längst vorbei, lag in der Vergangenheit, hatte jede Realität verloren. Ich saß in meinem Zimmer in Ottawa im Januar 1944 und dachte über meine Mutter nach. Sie war von Geburt her lahm, eine Hüftgelenksache. Daß mein Vater, der ein großer Wanderer, Bergsteiger, Bewegungsmensch war, sie trotz dieses Leidens geliebt und geheiratet hatte, habe ich ihm stets hoch angerechnet. Die Ärzte hatten gewarnt, sie werde nie mehr als ein paar hundert Meter gehen können. Aus schierer Liebe, mit schierer Willenskraft lernte sie, meinen Vater auf seinen Wanderungen zu begleiten. Das Unmögliche wurde aus Liebe möglich. Viele Jahre später, 1950, erkrankte meine Frau an Polio. Sie war 38 Jahre alt, nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Die Ärzte sagten, sie würde nie mehr richtig gehen, nie mehr Hausarbeit verrichten, nie mehr einen Beruf ausüben

können. Das rechte Bein und der linke Arm seien hin. Heute merken die, die sie nicht sorgfältig beobachten, nichts mehr. So hat sich das gleiche Schicksal wiederholt und ist wider jedes ärztliche Urteil mit den gleichen Mitteln überwunden worden.

Ich behaupte nicht, daß sich aus solchen Erfahrungen praktikable Folgerungen ableiten lassen, denn die rationale Erkenntnis ist keineswegs mit der Fähigkeit identisch, das Erkannte zu praktizieren. Es ist eher so, daß die Erfahrungen gewisse Folgerungen aus mir gezogen haben. Ich will das am Beispiel Sigmund Freuds erläutern. Im *Abriß der Psychoanalyse* (1938), einem seiner letzten und reifsten Werke, sagt er, das Kind sei »der Vater des Erwachsenen« (Gesammelte Werke, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, Bd. XVII, S. 113). Der *Vater* des Erwachsenen? Wieso nicht seine *Mutter*? In zahllosen Fehlleistungen dieser Art bricht Freuds Vaterfixierung durch die Abwehrmechanismen dieses so kühlen, so überlegten, überlegenden und überlegenen Denkers hindurch. Jedes der Symptome, die er in seiner *Psychopathologie des Alltagslebens* (1904) beschreibt – Vergessen, Versprechen, Verlesen und Verschreiben –, wirkt in seinem eigenen Leben und stellt die undurchtrennte Nabelschnur zum Vater unter Beweis. Immer wieder – gegen den Willen, gegen das Bewußtsein, gegen die Kontrollfunktion des Ichs und Über-Ichs – bricht die ununterdrückbare Abhängigkeit vom Vater, die manische Überschätzung des Mannes, durch die wohlüberlegten, die ausgewogenen, die oft überprüften und für gut befundenen Sätze hindurch und enthüllt den Verrat an der Mutter, die Angst vor der Frau, den

lebenslangen Mangel an sexueller Befriedigung, der denen blüht, die ihre Mutter nicht geliebt haben.

Das Kind als *Vorfahr* des Erwachsenen, das ginge. Das Kind als *Erzeuger* des Erwachsenen, auch das zur Not noch. Der *Knabe* als *Vater* des Erwachsenen, das wäre sinnvoll. Auch das *Mädchen* als *Mutter* der Erwachsenen. Aber das *Kind als Vater* des Erwachsenen? Hier kann nur der Durchbruch des Irrationalen, des Unkontrollierten und Unkontrollierbaren erklären, wieso ein Neutrum da ein Maskulinum, nicht aber ein Femininum gebiert. Bei mir war es umgekehrt. Bei mir hat die Mutter nicht nur den Sohn geformt, sondern ich als Sohn habe in mir auch eine Mutter geboren. Als Historische Materialisten sind wir alle der Mutter in höherem Maße als dem Vater verbunden.

»Materie« entstammt der Wurzel »Mater«. Marxens und Engels' Denken über die vorgeschichtlichen Gesellschaftsordnungen war von der Überzeugung beherrscht, daß sie mutterrechtlicher Natur waren und daß der Kommunismus, wenn wir ihn je aus dem Schoß der Geschichte heben, eine Rückkehr zur Mutter sein muß. »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« – was ist das? Das ist der Kommunismus. Das ist aber auch, was jede Mutter jedem Kinde gegenüber praktiziert. Säugt sie ihr Kind, so teilt sie die Milch nicht nach der Leistung des Säuglings ein – hier drei Tropfen für tüchtiges Strampeln, dort vier Tropfen für schönes Rülpsen –, sondern gibt jedem Kind so viel zu trinken, wie es braucht. So funktionierten die prähistorischen Subsistenzgesellschaften, die jedes ihrer Mitglieder gleichmäßig versorgten, die Alten wie die Jungen, die Starken wie die Schwachen. Jeder wurde gepflegt, einerlei

wieviel er »leistete«, weil sonst alle verhungert wären. Kehren wir zu dieser Verpflichtung zurück, so werden wir überleben. Tun wir's nicht, so gehen wir unter.

Die männliche Gesellschaft, das Patriarchat, stellt dem Mutterrecht (dem Recht der Mutter, ihr Kind nach seinen *Bedürfnissen*, nicht nach seinen Leistungen zu versorgen und dies ohne Strafen und ohne Gegenansprüche zu tun) das Vaterrecht gegenüber (das Recht des Vaters, seine Kinder im Verhältnis zu ihren *Leistungen* zu belohnen oder zu bestrafen). So sieht das Patriarchat die Gesellschaft als Wettbewerb, als *agón*, in dem es stets einen »Sieger« und einen »Besiegten« geben muß, einen Schlagenden und einen Geschlagenen. Deshalb meine ich, daß Freuds gebrochenes Verhältnis zu seiner Mutter und damit zu allen Frauen nicht nur tragische Spuren in seinem eigenen Leben hinterlassen hat (siehe hierzu mein kommendes Buch *Was will das Weib? Freuds Bild der Frau*), sondern daß es auch sein Werk falsifiziert und zu Fehlschlüssen geführt hat. Ich glaube, daß die weiblichen Gesellschaftsordnungen konkret und beweisbar die besseren, die gesünderen, die lebensstüchtigeren sind. Ich glaube, daß die Frau konkret und beweisbar das wichtigere, das unerläßliche Geschlecht ist und daß der Analytiker, der diese Tatsache verleugnet oder verdrängt, niemals zu korrekten, zu verlässlichen Schlüssen über die Gesellschaft und über die Sexualität kommen kann.

Die Natur tritt uns mit Tausenden von Beispielen der Parthenogenese, doch mit keinem einzigen der Ephebogenese entgegen. Wer das weiß und immer noch von der »konstitutionellen Überlegenheit« des Mannes

spricht, stellt nicht nur seine wissenschaftliche Glaubwürdigkeit in Frage, sondern erweckt Zweifel, ob er überhaupt wissen *will*. Denn der Wissensdurst, dem die menschliche Forschungslust entspringt, wird nicht nur, wie Freud meinte, von sexueller Neugier gefördert, sondern entstammt einer spezifischen Beziehung zur *Mutter*: dem Wunsch des Säuglings, den Körper der Mutter zu entdecken. Wo dieser Wunsch entweder in ungenügendem Maße existiert oder in ungenügendem Maße befriedigt wird, bleibt nicht nur das Verhältnis zur Frau, sondern auch zur Wissenschaft zeitlebens getrübt.

Man denke an das Verhältnis der Ärzte des 19. Jahrhunderts zur Frage der Geschlechtlichkeit. Bis tief in unser Jahrhundert hinein unterschieden diese Vaterrechtler die Geschlechter allein nach den äußeren Genitalien, den Fortpflanzungsfunktionen und der angeblichen »Mentalität« der Geschlechter. Der Mann hatte einen Penis, die Frau eine Scheide. Der Mann war behaart, hatte eine tiefe Stimme, einen Adamsapfel, breite Schultern, schmale Hüften, lange Beine und einen Brustkorb, der die Muskulatur zeigte. Er konnte Kinder machen, aber keine Kinder kriegen und hatte deshalb auch keine Monatsblutungen. Die Frau dagegen hatte Monatsblutungen und konnte Kinder kriegen, aber »natürlich« keine Kinder machen. Auch sonst war an ihr so ziemlich alles negativ. Sie hatte *keinen* Penis, *keinen* Adamsapfel, *keine* breiten Schultern, *keine* langen Beine, *keine* tiefe Stimme, und außer dem Scham- und Achselhaar auch *keine* Körperbehaarung. Sie hatte angeblich weniger Selbstkontrolle und weniger Durchhaltevermögen als der Mann. Sie war kleiner, schwächer und dümmer als er. All

diese Mängel galten als geschlechtsspezifisch.

Bis zum Zweiten Weltkrieg lernte jeder Medizinstudent in Deutschland und Österreich, daß die äußeren weiblichen Geschlechtsorgane dekadente Formen der männlichen seien: der Kitzler ein verkümmerter Penis, die großen Schamlippen ein gespaltener Hodensack, die Scheidenschwellkörper verunglückte Formen der Schwellkörper der männlichen Harnröhrenzwiebel. Auf die Idee, daß es auch umgekehrt sein könne, kam niemand in der bürgerlichen Sexualforschung. Wenn man sich aber auf rein anatomische Beobachtungen stützen will, dann kann man mit weit größerer Berechtigung behaupten, der Penis sei ein wuchernder Kitzler, der Hodensack eine Schrumpfform der großen Schamlippen, die Harnröhrenzwiebel eine späte Umbildung der Scheidenvorhofschwellkörper.

Beide Folgerungen ließen sich jedenfalls aus der angeblichen Entdeckung bürgerlicher Sexualforscher ziehen, daß der Embryo, das ungeborene Kind im Mutterleib, bis zur fünften Schwangerschaftswoche »geschlechtslos« oder gar »doppelgeschlechtlich« sei. Diese »Entdeckung«, die zu weitreichenden Schlüssen über die angebliche Bisexualität des Menschen geführt hat – besonders in der Psychoanalyse –, steht aber auf schwachen Füßen, denn in dem gesamten Fortpflanzungskanal, aus dem sich der Embryo entwickelt, gibt es nur zwei Teile, die man beim besten Willen bisexuell nennen kann: den Müllerschen Gang, aus dem sich bei weiblicher Entwicklung unter anderem der Eileiter bildet, und den Wolffschen Gang, aus dem bei männlicher Entwicklung unter anderem der Samenleiter entsteht.

Aber selbst diese Gänge sind eher als dimorph, doppelgestaltig, denn als bisexuell oder neutral zu bezeichnen. Der Wolffsche Gang bildet sich aus den embryonalen Nieren, der Müllersche Gang aus den Ausstülpungen des Bauchfells. Alle übrigen Geschlechtswege und alle sekundären Geschlechtsorgane beginnen als monomorphe, eingestaltige, unmißverständlich *weibliche* Strukturen, die bei der Frau ihre Urform beibehalten und nur beim Manne von der sechsten Embryonalwoche an umgestaltet werden.

Mit »primären Geschlechtsorganen« bezeichne ich nicht etwa die Scheide oder den Penis, sondern die Entstehungs- und Reifungsorgane der Keimzellen und Sexualhormone bei beiden Geschlechtern (Eierstöcke bei der Frau, Hoden beim Mann), und mit »sekundären Geschlechtsorganen« meine ich nicht etwa Brüste oder Behaarung, sondern die Ausführungswege der Keimzellen und Sexualhormone (Eileiter und Gebärmutter bei der Frau, Samenleiter und Nebenhoden beim Mann). Anfangs bestehen, wie Freud korrekt beobachtet hat, die sekundären Organe aus einem einzigen Urgan. Entwickelt sich der Embryo in der sechsten Schwangerschaftswoche zum Mädchen, so bilden sich aus diesem Urgan der Eileiter, die Gebärmutter und die Scheide; entwickelt er sich zum Knaben, so formen sich aus dem gleichen Urgan der Samengang, die Nebenhoden und die anderen Geschlechtsdrüsen des Mannes. Ganz ähnlich steht es mit den primären Sexualorganen des Menschen, den Eierstöcken und den Hoden. Beide entwickeln sich wiederum aus einem einzigen Urgan, dem Zellkern der Keimdrüsenanlage. Aus dem Kern der Zelle entwickeln sich die Hoden, aus der

Rinde die Eierstöcke.

Wodurch wird die Entwicklung des »geschlechtslosen« Embryos in die eine oder andere Richtung ausgelöst? Bei der Beantwortung dieser Frage stieß die Sexualforschung anfangs auf schwer überwindliche Widersprüche, denn die Entwicklung der primären und der sekundären Geschlechtsorgane gehorcht offenbar völlig verschiedenen Gesetzen. Die primären werden von den Genen, die sekundären von den Hormonen bestimmt. Genetisch betrachtet, enthält jede Zelle eines Organismus im Zellkern vorprogrammierte Information in Form von Chromosomen. Unter den 46 Chromosomen, die das Erbgut des Menschen bestimmen, gibt es zwei, die das genetische Geschlecht vorprogrammieren. Bei der Frau bestehen beide aus dem Grundtypus der menschlichen Gattung, den wir X nennen. Beim Manne dagegen gibt es nur ein einziges gesundes X-Chromosom; das zweite ist ein verkümmertes X, das wir Y nennen. Es enthält keine geschlechtsbestimmenden Faktoren. Was den Mann von der Frau unterscheidet, ist also nicht die Anwesenheit seines Y-Chromosoms, sondern die Abwesenheit des zweiten X. In diesem Sinne ist der Mann eine Art von verunglückter Frau, eine biologische Entgleisung, die in zahllosen biologischen Aspekten benachteiligt ist. Mehr als dreißig Erbkrankheiten befallen den Mann, wenn nur einer seiner Eltern an ihnen leidet. Bei der Frau dagegen müßten beide Eltern an der gleichen Krankheit leiden, ehe sie in weiblicher Linie vererbt werden können.

Der Körper der Frau enthält proportional größere Quantitäten von Desoxyribonukleinsäure, dem genetischen Rohmaterial des Körpers. Manche Forscher meinen, daß

dies ihr die Kraft gebe, Kinder zu gebären, Schmerzen zu ertragen und den monatlichen Blutverlust wiedergutzumachen. Ihr Gehirn ist im Widerspruch zu der patriarchalischen Legende von der »angeborenen Dummheit« der Frau proportional größer als das des Mannes (2½ Prozent des Körpergewichts bei der Frau, 2 Prozent beim Manne). Der Stirnlappen, der »Sitz der Intelligenz«, und das Kleinhirn sind bei der Frau ebenfalls größer als beim Manne. Das gleiche gilt für den Vorderlappen der Hirnanhangdrüse, auf dessen wichtige Bedeutung wir bei der Betrachtung der Hormone zurückkommen werden. Wegen des größeren Durchmessers ihrer Halsschlagader und Arterien ist ihr Gehirn besser durchblutet und deshalb potentiell auch zu größeren Leistungen als das des Mannes vorprogrammiert.

Die genetischen Befunde haben also das bürgerliche Konzept des Mannes als desjenigen Geschlechts, das etwas hat, was die Frau nicht hat, völlig auf den Kopf gestellt. In Wahrheit ist es die Frau, die in jeder genetischen Hinsicht etwas besitzt, was dem Manne abgeht. So haben die Forscher Barr und Bertram erst 1949 entdeckt, daß die Frau im Zellkern ein sogenanntes »Sexchromatin« besitzt, das in den Zellen des Mannes fehlt. 1954 haben dann Davidson und Smith in den Blutzellen des weiblichen Körpers einen weiteren positiven Faktor entdeckt, der dem Manne fehlt: sogenannte »Trommelschlegel« an den Kernen bestimmter weißer Blutkörperchen. Am wichtigsten war jedoch die Entdeckung, daß das Y-Chromosom des Mannes keine autonome Existenz besitzt und dem Organismus deshalb auch keine eigenständige Information mitteilen kann. Es wirkt nur durch

Wirkungslosigkeit: Zwei X-Chromosomen sind nötig, um die Rinde des Keimzellenkerns in einen Eierstock zu verwandeln. Ist nur ein X und an Stelle des zweiten ein Y-Chromosom vorhanden, so verkümmert die Zellrinde, und aus dem übriggebliebenen Zellkern entwickeln sich die Hoden des künftigen Mannes.

Beim Versuch, die Herausbildung der sekundären Geschlechtsorgane des Menschen ebenfalls aus seiner genetischen Anlage zu deuten, entdeckte man, daß es hier weitaus komplizierter zugeht als bei den primären Geschlechtsmerkmalen. Denn es stellte sich heraus, daß das Y-Chromosom zwar in der Lage ist, die normale Bildung von Eierstöcken zu verhindern, daß es aber nicht stark genug ist, um ohne Mitarbeit gewisser Drüsen dem genetisch männlichen Embryo auch die sekundären Geschlechtsteile des Mannes einzuprogrammieren. Dies sind die sogenannten endokrinen oder hormonerzeugenden Drüsen, deren Absonderungen dem bis dahin scheinbar geschlechtslosen Embryo in der sechsten Schwangerschaftswoche die männlichen oder weiblichen Sekundärorgane einprägen. Verkümmern diese Drüsen vor der sechsten Schwangerschaftswoche oder werden sie im Laborexperiment herausoperiert, so entwickelt der Embryo, einerlei ob sein genetisches Geschlecht nun männlich oder weiblich ist, stets sekundäre weibliche Geschlechtsorgane. Auch hier sehen wir also die Dominanz der weiblichen Geschlechtsanlage beim Menschen.

Die Sexualwissenschaft unterscheidet zwischen den endokrinen und den exokrinen Sexualdrüsen. Die exokrine Tätigkeit besteht in der Erzeugung von Eiern bei der Frau

und von Samenfäden beim Manne, die endokrine in der Bildung von Geschlechtshormonen: den Androgenen (männlichen Sexualhormonen), den Östrogenen (weiblichen Sexualhormonen) und den Gestagenen (Schwangerschafts- oder Mutterschaftshormonen). Alle drei Hormonarten werden von *beiden* Geschlechtern erzeugt. Dies ist von größter Wichtigkeit, denn wenn wir uns von dem bürgerlichen Falschbild der Sexualität als einem »angeborenen Gegensatz« zweier völlig verschiedener Geschlechter befreien wollen, müssen wir uns einprägen, daß Weiblichkeit und Männlichkeit keine Widersprüche und auch keine Gegensätze sind, sondern daß die Geschlechter sowohl in biologischer wie auch in sozialer und psychischer Hinsicht stufenweise Übergänge aufweisen. Anders ausgedrückt: Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist kein absoluter und qualitativer, sondern ein relativer und quantitativer.

Die gleichen Hormone stimulieren bei der Frau die Eireifung und beim Manne die Samenerzeugung. Die Tatsache, daß der weibliche Körper männliche Sexualhormone und der männliche nicht nur weibliche, sondern sogar Schwangerschaftshormone (in der Nebennierenrinde) erzeugt, beweist die Hinfälligkeit all jener bürgerlich-patriarchalischen Vorstellungen, die den Herrschaftsanspruch des Bürgers aus den »angeborenen Geschlechtsunterschieden« und der »naturegebenen Überlegenheit des Mannes« abzuleiten versuchen. Dieses Denken enthüllt sich auch in der Arbeit mancher bürgerlichen Endokrinologen, die jahrzehntelang postuliert haben, die »Kurzgliedrigkeit« oder »Kurzbeinigkeit« der Frau (»das kurzbeinige Geschlecht«)

sei das Resultat der »natürlichen Einwirkung weiblicher Geschlechtshormone.«

Dabei gingen sie von der durchaus korrekten Feststellung aus, daß das menschliche Wachstum von den Geschlechtshormonen sowohl stimuliert wie gebremst wird: Gegen Beginn der Pubertät fördern sie das Längenwachstum der Röhrenknochen, gegen Ende der Pubertät bremsen sie es wieder. Beide Funktionen werden von den Geschlechtshormonen beider Geschlechter ausgeübt, wobei die männlichen aber stärker in der Wachstumstimulierung, die weiblichen stärker in der Wachstumsbremmung wirken. Deshalb wurde angenommen, daß die Frau »von Natur her« kleiner, der Mann »von Natur her« größer sein müsse und daß auch das Verhältnis von Torso zu Armen und Beinen beim Mann »günstiger« sei als bei der Frau; der Mann habe also »von Natur her« verhältnismäßig längere Arme und Beine als die Frau. Das hat sich aber bei Forschungsarbeiten unter verschiedenen Stämmen der tropischen und subtropischen Zone als falsch herausgestellt. Bei den afrikanischen Bantu beispielsweise gibt es keine Geschlechtsunterschiede hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Rumpf und Extremitäten. Damit ist es fraglich geworden, ob die relativ kürzeren Gliedmaßen der Frau bei den »Herrschervölkern« der gemäßigten Zone (Kaukasier, Chinesen, Japaner) tatsächlich humanbiologisch bestimmt oder, was wahrscheinlicher ist, durch die seit Einführung des Patriarchats relative Freistellung der Frau von anderer als Hausarbeit herangezüchtet worden sind.

Der hormonelle Kreislauf, der einen großen Teil des

menschlichen Geschlechtslebens, aber eben doch nur einen Teil, bestimmt, ist lehrreich, weil er auf wichtige Verbindungen zwischen den ältesten und den jüngsten *Zonen* des menschlichen Gehirns hinweist. Der älteste Teil, das sogenannte Stammhirn, enthält unterhalb der beiden »Sehhügel« (griechisch: Thalamus) den sogenannten Hypothalamus, den »Unter-Sehhügel«. Er ist beim Menschen die wichtigste Schaltstelle sowohl für die aus den Außenzonen des Körpers einfließenden Sinnesreize wie auch für die in der Großhirnrinde, dem jüngsten Teil, wirkenden Vorgänge des Bewußtseins. Hier werden beide gegeneinander abgewogen und miteinander verkuppelt. Von hier aus nehmen sie dann ihren Einfluß auf den Hormonkreislauf. Dies geschieht, indem der Hypothalamus sogenannte »Neurohormone« bildet, die auf die Hirnanhangdrüse einwirken und dort andere Hormone freisetzen, die nun ihrerseits verschiedene Formen der Hormonerzeugung in den Geschlechtsdrüsen auslösen. Die dort hergestellten Geschlechtshormone wirken unter anderem auch bremsend auf die auslösende Hormonzentrale im Hypothalamus und der Hirnanhangdrüse. Das ganze System ist also ein Musterbeispiel jener mit Rückkoppelung arbeitenden Regelkreise, die alle höheren humanbiologischen Vorgänge beherrschen. Manche der Bremsvorgänge erfolgen mit gegengeschlechtlichen Hormonen - weiblichen beim Manne, männlichen bei der Frau - und illustrieren damit die wechselseitige Abhängigkeit der Geschlechter und ihrer Aktivitäten.

Die wichtigste Entdeckung der Humanendokrinologie, der Wissenschaft von den hormonellen Vorgängen im

Menschenkörper, war jedoch die Bestätigung der entwicklungsgeschichtlichen »Erstgeburt« der Frau. Das heißt: Wie das X-Chromosom das gattungsgeschichtlich frühere Sexualchromosom ist, so sind auch die Östrogene (weibliche Hormone) wahrscheinlich Vorformen der Androgene (männliche Hormone). Sie sind nicht nur chemisch einfacher und stabiler, sondern dominieren auch stets, wo sich die beiden im Wettbewerb befinden. Der männliche Embryo, genau wie der reife Mann, benötigt gewaltige Mengen an Androgenen, um den Körper auf männlichem Kurs zu halten. Der weibliche Embryo ist dagegen von frühester Zeit an so stabil in seiner weiblichen Orientierung, daß nur minimale Mengen von Östrogenen benötigt werden, um den Kurs hier und da zu korrigieren. Verkümmern die weiblichen Hormondrüsen im embryonalen Stadium oder verunglückt die Östrogenproduktion in diesem Stadium aus irgendwelchen anderen Gründen, entwickelt sich trotzdem ein normaler weiblicher Fötus. Stirbt aber im gleichen Stadium beim männlichen Embryo der Androgenzufluß ab, so findet komplette Verweiblichung statt.

Man kann das experimentell mit drei operativen Eingriffen belegen. Entfernt man aus dem embryonalen Gangsystem die sogenannten Wolffschen Gänge, die Urform der sekundären männlichen Sexualorgane, und erhält sie in der Retorte am Leben, so entwickeln sie sich zu Müllerschen Gängen, zu den Urformen der sekundären weiblichen Sexualorgane. Entfernt man die embryonalen Keimzellen, ehe in der sechsten Woche Maskulinierung stattgefunden hat, so entwickelt sich der Fötus zu einem normalen weiblichen Wesen, dem nur die Eierstöcke

fehlen, und zwar ungeachtet des genetischen Geschlechts. Entfernt man aber einem weiblichen Embryo die Ansätze der Eierstöcke, so findet keine analoge Vermännlichung statt. Kastrierte Embryos beiderlei Geschlechts besitzen am Ende der normalen Schwangerschaft weibliche Genitalsysteme, die anatomisch voll ausgebildet und fast so gut entwickelt sind wie die normaler Frauen. Es setzt sich also sowohl im genetischen wie im hormonalen Sinne stets das weibliche Prinzip durch.

Die endokrinologische Erklärung mag darin liegen, daß die Entwicklung der sekundären Geschlechtsmerkmale der Frau nicht von der Hormonabsonderung der eigenen Keimdrüsen des Embryos abhängt, sondern von Östrogenen stimuliert wird, die aus dem Mutterkuchen, also eigentlich aus dem Körper der Mutter, fließen. Der männliche Embryo ist zur Bildung seiner sekundären Geschlechtsorgane dagegen ausschließlich auf die androgenbildende Tätigkeit seiner eignen Keimdrüsen angewiesen. Man könnte also in vereinfachender Form sagen, daß der Hormonhaushalt der Mutter stets die Kinder des eigenen Geschlechts begünstigt, oder daß die menschliche Gattung von Anfang an darauf ausgerichtet war, die Frau zu bevorzugen.

Auch die unterschiedlichen Körpertemperaturen der Geschlechter bevorzugen die Frau in ihrer Lebenserwartung. Wie Ries (1957) zeigen konnte, sind die Hauttemperaturen bei Mann und Frau unter gleichen Bedingungen verschieden. Bei fast allen Tätigkeiten liegt die Temperatur der Frau um rund 1 °C tiefer als beim Mann. Nun ist es aber seit langem bekannt, daß die Lebenserwartung des Menschen im umgekehrten

Verhältnis zu seiner Körpertemperatur liegt. Gerontologen (Altersmediziner) haben errechnet, daß man das Leben des Menschen um fast 20 Jahre verlängern könnte, wenn es möglich wäre, die Körpertemperatur um nur 2 °C zu senken. All diese Berechnungen krankten aber daran, daß man eben nicht von »dem« Mann oder »der« Frau sprechen kann, weil die Definition der Geschlechtszugehörigkeit so außerordentlich schwierig ist.

Wie wir bereits gesehen haben, gibt es sowohl ein genetisches wie auch ein chromosomales Geschlecht, das nicht notwendigerweise mit dem genetischen übereinzustimmen braucht. Moderne Biologen haben bereits zusätzliche Kategorien der Sexualität, so zum Beispiel das »nukleare« Geschlecht definiert, das sich aus der Zellkernstruktur ergibt. Da der Mensch aber nun einmal nicht nur von biologischen, sondern auch von sozialen und psychischen Faktoren in seiner Sexualität beeinflusst wird, müssen wir mindestens zwei weitere Kategorien der Sexualität definieren, ehe wir das Phänomen der Geschlechtlichkeit voll und ganz erfassen können. Bei den Säugetieren, selbst bei den Menschenaffen, wird sowohl das Sexualempfinden wie auch das Sexualverhalten weitgehend von genetischen und hormonalen Einflüssen geprägt. Beim Menschen dagegen hat die genetische Prägung nur begrenzten und die hormonelle Prägung so gut wie gar keinen Einfluß auf die Festlegung der »typisch-männlichen« oder »typisch-weiblichen« Rollenbildung. »Beim Menschen scheinen die Sexualhormone auch in dieser Beziehung nur einen untergeordneten, wahrscheinlich sogar überhaupt keinen Einfluß zu haben. Bei ihm haben in dieser Hinsicht die

soziologischen und psychologischen Faktoren eine entscheidende Bedeutung. Aus den Beobachtungen von Scheinzwittern wissen wir, daß die von dem betreffenden Individuum angenommene Rolle als weibliches oder männliches Wesen in erster Linie davon abhängt, ob es von den Eltern und der Umwelt als Junge oder Mädchen akzeptiert und erzogen wird. Das neugeborene Kind ist psychosexuell nicht determiniert, es ist der sexuellen Prägung von außen zugänglich, es lebt sich in die ihm von der Umwelt zuge dachte Rolle hinein. Diese Fähigkeit zur psychosexuellen Prägung besteht nur während des frühkindlichen Lebens und ist nach etwa zwei bis drei Jahren, ungefähr mit der Etablierung der Sprache, beendet. Diese Prägung ist von dem eigentlichen genetischen Geschlecht, also dem Typ der Geschlechtschromosomen, und auch von den Gonaden unabhängig« (Prof. Dr. Klaus-Dieter Voigt und Prof. Dr. Helmuth Schmidt, *Sexualhormone*, Reinbek 1968, S. 140).

Wer in der frühen Kindheit als Knabe erzogen worden ist, bleibt lebenslang in seiner psychosexuellen Prägung ein Mann. Wer in dieser Zeit als Mädchen erzogen worden ist, bleibt sein ganzes Leben lang eine Frau, einerlei ob es sich in dem ersten Falle um eine Frau und im zweiten um einen Mann handeln mag. Männer, die an der sogenannten testikulären Feminierung leiden, also ein genetisch männliches Geschlecht und normale Hoden besitzen, die aber in der Bauchhöhle steckengeblieben sind, sehen von früher Kindheit an weiblich aus und werden deshalb meist als Mädchen erzogen. Sie können bereits nach dem vierten Lebensjahr mit keinem ärztlichen oder pädagogischen

Mittel wieder zu einer männlichen Sexualrolle zurückgeführt werden. Weder Hormoneinspritzungen noch psychotherapeutische Behandlung haben den geringsten Effekt.

»Auch andere männliche oder weibliche Zwitter und Scheinzwitter verhalten sich entweder männlich oder weiblich, je nachdem ob sie bei der Geburt und späterhin als Knaben oder Mädchen angesehen wurden. Es ist dabei gleichgültig, ob in den Gonaden Androgene oder Östrogene produziert werden. Die in späteren Lebensabschnitten auftretenden körperlichen Erscheinungen des - psychologisch gesehen - anderen Geschlechts, zum Beispiel Brustdrüsenwachstum bei männlich empfindenden Zwittern und penisähnliche Entwicklung der Klitoris bei weiblich empfindenden Individuen, werden dann verständlicherweise als äußerst unangenehme Erscheinungen erlebt. Diese psychologische Geschlechterdeterminierung ist so fest, daß in fast allen Fällen der Arzt, unabhängig vom genetischen Geschlecht und von der Hormonbildung in den Gonaden, sein Handeln darauf einstellen muß, das körperliche Erscheinungsbild dem seelischen Geschlecht anzupassen und nicht etwa umgekehrt« (Voigt/Schmidt, a.a.O., S. 140).

Eine zweite Phase, die das Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit beeinflusst, ist die Pubertät, die in der städtischen Welt der gemäßigten Zone gegenwärtig beim Mädchen zwischen dem 8. und 14. Lebensjahr (häufigster Einsatzpunkt: 10.-11. Jahr) und beim Knaben zwischen dem 9. und 16. Lebensjahr (häufigster Einsatzpunkt: 11.-12. Jahr) beginnt. Auch hier kann ein bis dahin sowohl genetisch wie hormonal männliches Kind

noch einmal durch starke psychische Prägungen zum psychisch weiblichen Wesen und ein genetisch und hormonal weibliches Kind noch einmal zum psychisch männlichen Wesen umgeprägt werden. Hierbei sei betont, daß dies nichts mit Homosexualität zu tun hat. Wir sprechen nicht von den Gefühlen des Menschen dem eigenen oder anderen Geschlecht gegenüber, sondern ausschließlich von seiner eigenen Überzeugung der Geschlechtszugehörigkeit; also nicht davon, ob er Männer oder Frauen liebt, sondern ob er sich selbst als Mann oder Frau empfindet.

Die Deutung der eigenen Geschlechtsrolle wird schließlich auch von der Klasse geprägt, zu der man gehört oder in der man aufgewachsen ist. Die Rolle des eigenen Geschlechts wird von dem Sohne eines Fabrikbesitzers anders empfunden als von dem eines Fabrikarbeiters. Die Tochter eines Universitätsprofessors deutet ihre Rolle als Geliebte und Liebhaberin, als Tochter und Mutter, als Erzieherin ihrer Kinder und als gesellschaftlich verantwortliche Frau sehr viel anders als die Tochter eines Bauern oder eines Landarbeiters. Wer in einer Baracke lebt, baut seine Sexualerwartungen anders auf als der Bewohner einer Villa. Jahrhunderte des Klassenkampfes haben vor allem die Söhne und Töchter der organisierten Arbeiter in ihrer Sexualrolle ebenso geprägt wie in ihrer gesellschaftlichen und politischen Rolle (siehe hierzu die Schriften von Edwin Hoernle, Willi Münzenberg, Alice und Otto Rühle, Anton Tesarek, Wilhelm Reich, Lutz von Werder, Antje Kunstmann).

Unter marxistischen Humanbiologen, Genetikern und Hormonforschern besteht seit geraumer Zeit kein Zweifel

mehr, daß der sogenannte Sexualdimorphismus, die Zweiteilung der Menschheit in Männer und Frauen, weitgehend gesellschaftlichen und nicht biologischen Ursprungs ist. Wir sprechen schon seit langem nicht mehr davon, daß die Geschlechtszugehörigkeit des Menschen aus seinen primären und sekundären Geschlechtsorganen entnommen werden kann, sondern haben gelernt, mindestens neun verschiedene Faktoren zu unterscheiden, die seinen tatsächlichen sexuellen Status bestimmen:

1. Die Struktur der äußeren Geschlechtsteile, die von den Laien als allein bestimmend für die Geschlechtszugehörigkeit des Individuums betrachtet wird. Diese Ansicht ist wichtig, weil sie eine bürgerliche Massenmeinung darstellt und deshalb bekämpft werden muß.
2. Die Struktur der inneren Geschlechtsorgane, die von der bürgerlichen Medizin als einziger zusätzlicher Faktor der Geschlechtsbestimmung herangezogen wird.
3. Die Struktur seiner Chromosomformel (also XX oder XY oder eine der zahllosen, oft unerkannten Abweichungen), die sein genetisches Schicksal bedingt.
4. Die Wirkung der endokrinen Drüsen, die seine hormonale, innersekretorische Geschlechtszugehörigkeit bestimmt.
5. Die Erziehung als Knabe oder Mädchen, die er in den ersten drei Lebensjahren erfährt und die seine psychische Geschlechterrolle lebenslang beeinflusst.
6. Seine pubertäre Geschlechtererfahrung, die seine nachpubertäre Geschlechterrolle prägt.

7. Seine klassenspezifische Geschlechtererfahrung, die seine soziale Geschlechtsrolle bestimmt.
8. Bisher noch ungeklärte Faktoren, die seine sexuelle Partnerwahl prägen (also ob er sich zu Frauen, zu Männern oder zu beiden Geschlechtern hingezogen fühlt).
9. Ebenfalls ungeklärte Faktoren, die seine sexuelle Identität bestimmen (also ob er sich als Mann oder Frau empfindet; dies umfaßt den Komplex der Inversion und Transsexualität, der keineswegs identisch mit dem der Homo- und Bisexualität ist).

Jede beliebige Zusammensetzung dieser geschlechtsbestimmenden Faktoren ist denkbar. Unter diesen Bedingungen von einer einzigen Geschlechtlichkeit zu sprechen, ist nicht nur widersinnig, sondern ist auch im politischen und sozialen Sinne reaktionär. Kein Wunder, daß die bürgerliche Sexualpädagogik, die unter dem Vorwand der apolitischen Geschlechtererziehung entweder die Polarität der Geschlechter verleugnet oder sie in der Illusion einer »fortschrittlichen«, »sexualaffirmativen« Aufklärung ins Absurde übertreibt, unseren Versuch der aufklärenden Entpolarisierung immer wieder als »Politisierung der Sexualpädagogik« bezeichnet und uns mit dem Ausdruck totalen Unverständnisses fragt, wieso wir denn um Gottes willen alles immer wieder »politisieren« müssen. Dem sei geantwortet, daß nicht wir es sind, die da »politisieren«, sondern daß die Politisierung von denen kommt, die in aller Unschuld meinen, unpolitische Sexualpädagogik betreiben zu können, und dann im Namen dieser unpolitischen Pädagogik eine

reaktionäre, die Geschlechter gegeneinander aufstachelnde »Aufklärung« betreiben, die sich nicht einmal bewußt ist, daß ihre vermeintlich liberale, oft sogar »sexual-affirmative« Sexualpolitik die Kinder in eben jenen Kampf der Geschlechter eingewöhnt, der zum sexuellen Wettbewerb, zu Potenzprotzerei, zu Impotenz und Frigidität führen muß, weil er entweder die Polarität der Geschlechter übertreibt oder sie im Interesse einer restriktiven Ethik verleugnet.

Selbst unter Sozialisten stößt man manchmal auf Opposition, wenn man das Selbstverständliche sagt: daß die Geschlechter nicht nur gleiche Rechte und gleiche ökonomische Entfaltungsmöglichkeiten haben müssen, sondern daß zur Realisierung dieser Möglichkeiten eine weitgehende biologische Angleichung der Geschlechter unerläßlich ist. »Vive la différence!« sagt selbst der Fortschrittliche dann mit jenem gewissen Augenzwinkern, das da andeuten soll, wir seien doch alle erfahrene Männer. Genau das sind wir aber nicht, wenn wir noch immer den kleinen Unterschied preisen, ohne uns seiner gesellschaftlichen Auswirkungen bewußt zu sein. Eine Polarisierung der Geschlechter, also der Versuch, dem Manne eine ausschließlich »männliche« und der Frau eine ausschließlich »weibliche« Rolle zuzuweisen, tritt nur in repressiven Gesellschaftsordnungen auf und ist ein sicheres Barometer für die Klassenunterdrückung, die sie widerspiegelt. Umgekehrt kann man den Fortschritt einer Kultur an ihrer Offenheit, ihrer Fähigkeit, sich neuen Gegebenheiten anzupassen, vor allem aber daran erkennen, daß sie anatomische Geschlechtsunterschiede nicht als soziale Gegensätze ausdeutet.

Die relative Fortschrittlichkeit gewisser liberal-bürgerlicher Kreise gegenüber den bürgerlich Konservativen und den bürgerlichen Reaktionären läßt sich deshalb auch an ihrer Haltung gegenüber dem fortschreitenden Prozeß der sexuellen Angleichung unter den liberalen Jugendlichen der bürgerlichen Gesellschaft erkennen. Die Tatsache, daß die Konservativen diese Tendenzen nicht nur mit Haß, sondern auch mit an Panik grenzender Angst beobachten, zeigt die psychische Unsicherheit ihrer eigenen Geschlechtsrolle. Wenn ein junger Mann lange Haare, ein junges Mädchen Hosen trägt, wenn beide Unisex-Kleidung tragen und Unisex-Sitten haben, dann drückt das dagegen eine gewisse Sicherheit aus. Es sagt, daß sie nicht mehr äußerlich zu unterstreichen brauchen, was sie empfinden. Daß diese Liberalisierung in der bürgerlichen Gesellschaft nur oberflächlich ist, daß wirkliche Gleichberechtigung nur auf der Ebene ökonomischer Befreiung erfolgen kann, daß die ökonomische Befreiung aber eine biologische Veränderung hervorrufen und ihrerseits von dieser Veränderung getragen werden wird, das ist es, was wir meinen, wenn wir von einer klassenlosen Gesellschaft sprechen und sie als Gegenthese zum Liberalismus proklamieren.

Professor Dr. Dr. Walter Hollitscher sagt: »Auch prognostisch ist die Frage nicht uninteressant, ob etwa im Zuge der arbeitsmäßigen Verhaltensangleichung von Mann und Frau der zur Zeit vorhandene Sexualdimorphismus eine Abschwächung erfahren wird, weil etwa tüchtige Frauen keinen Auslesenachteil gegenüber anatomisch besonders gebärfähigen haben – eher sogar einen Auslesevorteil, weil sie als Partner oft bevorzugt werden.

Manche erwägen, ob dabei in bezug auf tertiäre Geschlechtsmerkmale der Dimorphismus sich in Richtung auf ein ›Unisex‹ hin verschieben könnte, so daß Mann und Frau einander ähnlicher werden. Das ist, vergleichend-anatomisch genommen, keineswegs absurd, da in der frühen Primatenverwandtschaft des Menschen Gattungen mit geringem Sexualdimorphismus nicht selten sind ...«

Die vom bürgerlichen Patriarchat erzwungene Überpolarisierung der Sexualität mit ihren Folgen des unschlichtbaren Kampfes der Geschlechter und der unabbaubaren Sexualspannung muß aufgehoben werden, damit wir mehr Energie für sozial wichtige Tätigkeiten mobilisieren können.

Wie weit diese unbewußten, verdrängten patriarchalischen Motive selbst das Leben des bürgerlichen Wissenschaftlers bestimmen, geht aus dem bereits erwähnten Versuch der bürgerlichen Sexualforscher hervor, den Mythos von der »Geschlechtslosigkeit« oder der »Doppelgeschlechtlichkeit« des Fünfwochenembryos aufrechtzuerhalten. Um diese Legende gegen die überwältigende Beweislast der eigenen Laborexperimente zu verteidigen, wurde die These errichtet, daß jedes tierische Wesen in seiner vorgeburtlichen Existenz die Geschichte seiner Gattung durchlebe. Dies würde beim Menschen bedeuten, daß wir im Mutterleib die ganze Vorgeschichte des Homo sapiens, von den frühesten einzelligen Wesen, mit denen das Leben auf Erden begonnen hat, bis zu den Primaten, den jüngsten Vorfahren des Menschen, noch einmal durchmachen. Die »bisexuelle« Phase des Embryos entspräche dann der

Zwittrigkeit niederer Tierarten.

Wenn man die These, daß die Ontogenese die Phylogenese wiederholt, überhaupt ernst nehmen will, dann »beweist« die scheinbar bisexuelle, in Wahrheit jedoch dominant weibliche Form der embryonalen Geschlechtsanlage aber nur eine von zwei Möglichkeiten: entweder daß der »erste Mensch« weiblich gewesen ist, oder daß die menschliche Gattung sich in irgendeinem Vorstadium durch Parthenogenese vermehrt hat.

Masters und Johnson haben entdeckt, daß dem Manne durch Samenproduktion und Erektionsfähigkeit gewisse Grenzen beim Geschlechtsverkehr gesetzt sind, die für die Frau nicht existieren. Im Gegensatz zu dem patriarchalischen Mythos, daß der Mann mehr am Geschlechtsverkehr interessiert sei als die Frau und deshalb auch öfter »wolle« und »könne« als sie, stellten Masters und Johnson fest, daß der Mann selten mehr als zwei oder drei Orgasmen hat und auch keiner größeren Anzahl bedarf, daß die Frau jedoch 50 oder mehr haben könne, ja daß sie sie zu ihrer kompletten Befriedigung auch manchmal haben müsse. Daraus erwächst die biologische Frage, ob ein einziger Mann je eine Frau voll befriedigen kann oder ob die Frau nicht von ihrer Natur her dazu geschaffen ist, mehr als einen Mann zu haben.

Die amerikanische Ärztin Mary Jane Sherfey, die sowohl mit Kinsey wie mit Masters und Johnson zusammengearbeitet hat, sagt hierzu: »Das Wesen der weiblichen Sexualität ... läßt keine Zweifel mehr darüber, daß ... die ungewöhnliche orgastische Potenz der Frau nicht für monogame, seßhafte Kulturen gedacht war. Es ist töricht, zu erwarten, daß diese einmalige sexuelle Kapazität

auch nur zum Teil sich innerhalb der Grenzen unserer Kultur ausleben kann ... Die Befunde legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß weder Männer noch Frauen, aber insbesondere nicht Frauen, biologisch für einen einzigen Partner, für eine monogame Ehegemeinschaft oder für die verlängerte Reifezeit gebaut wurden, die ihnen die heutige Gesellschaft auferlegen will«.

Für die bürgerlich-patriarchalischen Sexualforscher, die den Unsinn von der Überlegenheit des Mannes, der »Frigidität« und dem »Penisneid« der Frau allmählich selber zu glauben begonnen hatten, waren diese Entdeckungen natürlich mehr als bestürzend. Für den Marxisten, der aus der Geschichte der vorpatriarchalischen Gesellschaft längst wußte, daß die Frau in diesen Kulturen stets mehrere Männer gehabt hatte, waren dies dagegen Binsenweisheiten. Bereits Marx und Engels haben betont, daß das Patriarchat der Frau nicht nur ihre sozialen und ökonomischen Rechte gestohlen, sondern sie auch sexuell eingeschränkt hatte, indem es ihr jene Befriedigung verweigerte, die ihr Körper verlangte. Nur durch die systematische Verleugnung dieser Tatsache, nur durch die Verdrehung ins Gegenteil, nur durch die gezielte Verbreitung der Ansicht, daß die Frau »von Natur her« weniger sexueller Befriedigung bedürfe als der Mann, war es dem Patriarchat gelungen, sogar das Bewußtsein ihrer permanenten Unterbefriedigung aus den Hirnen der Frauen zu verdrängen.

Das beginnt sich nun zu rächen. Für den Mann, selbst für denjenigen, der die Ziele der sozialistischen Frauenbewegung bejaht, ist es äußerst schwer geworden, sich sexuell der Wiederentdeckung der weiblichen Potenz

anzupassen. Trotzdem muß er es tun, wenn er es mit der Freiheit der Frau ernst meint. Er muß seine immer wieder aufflackernde Eifersucht als das erkennen, was sie ist: als Wunsch nach Besitz, als Anspruch auf Herrschaft über die Frau. Er muß sich daran gewöhnen, ihr nicht nur jene Freiheit zu gewähren, die er für sich selbst in Anspruch nimmt, sondern mehr Freiheit, als er selber braucht. Aber während ich dies schreibe, wird mir klar, daß ich trotz aller Versuche, mich vom patriarchalischen Denken zu befreien, schon wieder in patriarchalische Denkklišees hineingerutscht bin. Denn mein Recht, der Frau etwas zu »gewähren«, ist ebenso illusorisch und ebenso anmaßend wie mein »Recht«, ihr etwas zu verweigern.

Damit komme ich zur Urszene und ihrer Deutung zurück. Offensichtlich liegt in der Bindung an meine Mutter der Schlüssel zu meinen psychischen Problemen. Aber das Heimweh nach der vorödipalen Mutter scheint mir in meinem Falle weder mit dem nach einer oralen noch nach einer analen Mutter gleichsetzbar. Es ist eher schon eine Bindung an die polymorphe oder gar die pränatale Mutter. Ganz gewiß ist es keine durch Fixierung oder Regression bis über die Pubertät hinaus verlängerte ödipale Bindung mit den sich daraus ergebenden Syndromen, die Freud in den *Beiträgen zur Psychologie des Liebeslebens* unter den Kategorien der »Objektwahl beim Manne« (1910) und der »Erniedrigung des Liebeslebens« (1912) subsummiert hat. Denn beide entspringen eindeutig einer nachpubertären Mutterbindung. Ich aber habe mich sehr früh und gänzlich schmerzlos von der pubertären Mutter befreit, habe vom fünfzehnten Lebensjahr an zufriedenstellende, problemlose

Bindungen an Mädchen meines Alters entwickelt und trage als prägendes Traumbild nicht das der Mutter, sondern das der Geborgenheit mit mir herum.

Róheim erinnert mich daran, daß ich, als er mich fragte, was ich mit »Mutter« assoziiere, ganz im Gegensatz zu meiner üblichen Unfähigkeit, schnell zu assoziieren, wie aus der Pistole geschossen geantwortet habe: »Peace« (Frieden). Da liegt, so scheint es mir, der Schlüssel zur Urszene. Denn die von meiner Mutter geprägte Überzeugung, daß es unsere Pflicht sei, all unsere Energien darauf zu konzentrieren, die Welt in einem besseren Zustande zu verlassen, als wir sie bei unserer Geburt vorgefunden haben, und der manische Arbeitszwang, der daraus erwächst, verschlingt größere psychische Reserven und erzeugt höhere psychische Spannungen als der Wunsch nach Geld, nach Aufstieg, nach Ehren, Orden und Positionen. Dementsprechend wächst auch der Wunsch nach Ruhe ins schier Unermeßliche. Mit dem Paradoxon, das so viele psychische Prozesse (nicht nur den der Ambivalenz) kennzeichnet, ist meine Mutter für mich also gleichzeitig diejenige, die mein Pflichtbewußtsein erzeugt hat, aber auch jene, die eine Entbindung von dieser Pflicht verkörpert: die Ruhe, die Stille, die Zeit vor dem Anfang und die Zeit nach dem Ende.

## 2

### **Der Vater**

Der Eingang zur Wohnung in der Witzlebenstraße 1 führte durch die Küche, einen großen, lichten, bis zur Brusthöhe mit weißen Kacheln versehenen, weißgetünchten Raum mit hoher Decke und einem Fußboden aus großen weißen und kleinen schwarzen Fliesen. Eine verglaste Flügeltür führte hinaus in einen hellen, ansehnlichen Hof, der heute freiliegt, da das Haus während des Krieges ausgebombt worden ist. Wo unsere Wohnung war, steht mitten im leeren Hof jetzt eine Tankstelle. Damals wurde die Flügeltür jeden Abend mit einer schweren Eisenstange und einem großen Vorlegeschloß gegen Einbrecher abgesichert – eine rührende Illusion, denn mir selbst gelang es zweimal, als ich meine Schlüssel vergessen hatte, ohne Schwierigkeiten einzubrechen.

Meine erste Erinnerung an meinen Vater ist mit dieser Tür verbunden, denn eines Abends, nachdem meine Mutter die Eisenstange vorgelegt und verschlossen, das Licht gelöscht und mich zu Bett gebracht hatte, läutete jemand Sturm und hämmerte derart laut und rhythmisch an der Tür, daß ich aus meinem Bett schoß, mit nackten Füßen über die kalten Fliesen sauste, die beiden Durchgangszimmer zum Laden im Eiltempo durchquerte und mich unter der Ladentheke in einem leerstehenden Querfach verbarg.

Ich hörte, wie meine Mutter den Riegel herunternahm, das klirrende Geräusch, als die Eisenstange auf die Steinfliesen gesetzt wurde, das Aufschließen der Tür und dann das bellende Gelächter eines Mannes, Schluchzen meiner Mutter, lautes, dann leises Gespräch, und nach einer langen Weile die Schritte der beiden auf ihrem Weg zum Laden. Schließlich erinnere ich mich - eine Großaufnahme wie im Film - an den Kopf meiner Mutter, der sich mir entgegenbeugte und die denkwürdigen Worte verkündete: »Kindchen, das ist doch dein Vater!«

In meiner Erinnerung fungiert diese Szene als Rückkehr meines Vaters aus dem Krieg. Ich wäre danach drei Jahre und sieben Monate alt gewesen. Aber mein Vater besteht darauf, daß er bereits im Sommer 1916 seinen ersten Heimaturlaub erhalten habe, daß meine Mutter damals mit mir in einem möblierten Zimmer in der Roscherstraße 14 (neben dem Haus, in dem sich Erich Kästner später ansiedelte) gewohnt habe, daß der berühmte Satz »Aber Kindchen, das ist doch dein Vater« bereits damals gefallen sei, als ich kaum mehr als ein Jahr und drei Monate alt gewesen sein kann, daß das Geschäft am Kaiserdamm 116 erst Ende 1919 oder gar Anfang 1920 gekauft worden sei, daß ich damals bereits vier oder fünf Jahre alt gewesen sein müsse und daß die eben beschriebene Szene wahrscheinlich die seines ersten Heimkommens von seiner ersten Nachkriegsstellung gewesen sei. Denn der Laden habe sich so schlecht rentiert, daß er eine Stellung im Reichskleiderlager habe annehmen müssen. Dort habe gleich am ersten Tage jemand ein ganzes Faß mit Kartoffelschnaps gestiftet, und *das* sei wahrscheinlich der von mir erinnerte Tag, denn das sei das einzigmal

gewesen, daß er sternhagelbesoffen nach Hause gekommen sei und dabei Sturm geläutet und den Radetzky marsch getrommelt habe.

Wenn das wahr ist, und es muß wohl wahr sein, dann habe ich die Existenz meines Vaters während meiner ersten drei Lebensjahre verdrängt, und das stimmt mich nachdenklich. Auch das Erlebnis der Urszene im zweiten Freudschen Sinne, dem des elterlichen Koitus, fällt bei mir in eine relativ späte Zeit, weil mein Vater erst im Herbst 1918 zum regelmäßigen Geschlechtsverkehr mit meiner Mutter zurückgekehrt war. Meine Orientierung in der Chronologie meiner Kindheit weist also überall Lücken auf. Aber die Tatsache, daß ich im Gegensatz zu Freuds Prognose gerade bei der Urszene nichts verdrängt habe, stimmt mich wiederum relativ zuversichtlich. Denn meine Erinnerung an das Tier mit zwei Rücken ist völlig frei von Verdrängung und, soweit man das selbst beurteilen kann, auch frei von Kastrationsfurcht.

Freud spricht in der *Traumdeutung* (1900, Gesammelte Werke [GW] II/III, S. 591) davon, »daß der sexuelle Verkehr Erwachsener den Kindern, die ihn bemerken, unheimlich vorkommt und Angst in ihnen erweckt«. Und zwar deshalb, weil das Kind den Verkehr nicht als eine Form der Liebe, sondern des Hasses deutet: als eine Züchtigung der Mutter durch den Vater. Diese Deutung kann sich, nach Freud, in vielen Menschen als Wiederkehr des Verdrängten, also als Tyrannei des erwachsenen Mannes über Frau und Kind äußern (GW XVI, S. 185). Er führt den *pavor nocturnus*, die nächtlichen Angstanfälle mit Halluzinationen, die auch heute noch in bestimmten Stadien der Entwicklung bei Kindern bestimmter Eltern

auftauchen, ausschließlich auf den Anblick des elterlichen Koitus zurück. Andererseits weist er darauf hin, daß die vom Erwachsenen bevorzugte Koitalposition sehr oft die sei, die er als Kind bei seinen Eltern beobachtet habe (GW XII, S. 68). Schließlich führt er eine große Anzahl von Neurosen auf dieses Urerlebnis zurück, indem er argumentiert (GW XVIII, S. 114), daß die Erinnerung an die Urszene entweder sofort oder sobald sie als Erinnerung wiederkehrt der Verdrängung verfällt und damit die Bedingung für den neurotischen Zwang herstellt, der es dem Ich später unmöglich macht, die Sexualfunktionen zu beherrschen. Resultat: entweder Neurose oder Impotenz oder »mannigfaltige Perversionen« (GW XVII, S. 114f.).

Wie erkläre ich es mir, daß der Anblick des elterlichen Koitus bei mir offenbar keine dieser Folgen gehabt hat? Erstens wohl, weil die Wahrnehmung später als bei Freuds Patienten stattfand. Er erwähnt ein kritisches Alter von anderthalb Jahren. Ich war dagegen bereits fünf oder gar sechs, als ich in einer Sylvesternacht – es muß 1920 oder 1921 gewesen sein –, aufgeschreckt vom Lärm der Feuerwerkskörper, aufwachte und Erklärung suchend zu meinen Eltern ging. Als ich sie koitierend im Bett fand, mag ich vielleicht nur deshalb vor dem Trauma der Urszene gerettet worden sein, weil meine Eltern, entweder aus Klugheit oder durch instinktiv korrektes Verhalten, keinen Versuch machten, das, was vorging, schuldhaft zu unterbrechen, sondern liebevoll weitermachten, während sie mit mir sprachen, und mir damit ein Bild der Zärtlichkeit und Selbstverständlichkeit des Geschlechtsaktes vermittelten. Schließlich mag der positive

Effekt auch dadurch erwirkt worden sein, daß mein Vater auf dem Rücken lag und meine Mutter auf ihm saß, daß ich also den Geschlechtsakt nicht als Vergewaltigung durch den Mann, sondern als eine Art zärtlicher Besitznahme des Mannes durch die Frau vorgestellt bekam. Und das ist er mein Leben lang für mich geblieben.

Mich haben passive Frauen nie interessiert. Ich bin auch nie an einer Frau sexuell interessiert gewesen, die nicht an mir interessiert war. Das hat mir viele Enttäuschungen erspart, denn ich habe mich nie in jemanden verliebt, der nicht zumindest mildes Interesse an mir bekundet hätte. Ich reagiere auf Frauen, wie die Frau nach altväterlichen Vorstellungen auf den Mann reagieren soll: Wenn ein »richtiger Mann« zeigt, daß er eine »richtige Frau« haben will, dann soll sie als richtige Frau sich so geschmeichelt fühlen, daß sie sich ihm gern und liebevoll hingibt. Liebe ist nach patriarchalischer Tradition das, was der Mann empfindet und der Frau vermittelt; nie das, was sie empfindet und ihm vermittelt. In diesem Sinne bin ich nie zum »richtigen Mann« geworden, denn für mich ist Liebe stets das gewesen, was Frauen für mich empfunden und in mir entfacht haben. Die Tatsache, daß der elterliche Geschlechtsverkehr sich mir als etwas Gutes, Liebevolleres, Zärtliches, Gesundes und Nachahmenswertes eingeprägt hat, war der Sesamschlüssel zu einem glücklichen Sexualleben. Ich bin meinen Eltern bis zum heutigen Tage dafür dankbar.

Ich will aber auch nicht verschweigen, daß das Bild des Vaters, das sich aus dieser Urszene ergeben hat, nicht das des starken Mannes ist, das manche Analytiker für unerlässlich halten, wenn der Sohn weder homosexuell

noch neurotisch werden soll. Mein Vater hat großen Charme und hätte, wenn er meine Mutter nicht so geliebt hätte und von ihr nicht so geliebt worden wäre, sicher mehr »Erfolge« bei anderen Frauen erringen können als so mancher »starke«, »männliche« Mann. Wenn die patriarchalische Mär, daß der »männliche« Mann der »natürliche« Frauenheld sei, je gestimmt hat, dann stimmt sie ganz gewiß nicht mehr in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft, wo eine wachsende Anzahl von Frauen mit Frigidität auf jede Schau von aggressiver Männlichkeit reagiert. Es mag also sein, daß der weiche, ein wenig feminine Typus, zu dem mein Vater gehört und zu dem auch ich, als Sohn einer sehr starken Mutter, zweifellos gehöre, in der Ära des sterbenden Bürgertums bessere Überlebenschancen besitzt als der Landsknechtstypus.

In der Sprache patriarchalischer Klischees, die ich hier benutze, wenn ich Vokabeln wie »feminin« ihrer tatsächlichen Bedeutung entfremde, würde man mit dem Konzept der Frau und Mutter auch die Adjektive »selbstlos« und »angepaßt« assoziieren. Aber mein Vater ist weder das eine noch das andere. Er ist widerborstig, stachlig und eigensüchtig. Nicht übermäßig eigennützig, im Vergleich zur Mehrheit deutscher Männer seiner Generation eher besser als der Durchschnitt, aber eben doch ein deutscher Mann seines Zeitalters mit all den Egoismen, die diese Nation, dieses Zeitalter und dieses Geschlecht hervorgebracht haben. Ich habe ihm das nie verübelt. Im Gegenteil, ich habe es ein Leben lang mit faszinierter Dankbarkeit beobachtet, als ob die Natur mir einen Modellfall vor die Nase gesetzt hätte: zum täglichen Studium all jener Eigenschaften, die wir überwinden

müssen, wenn wir uns je vom Patriarchat befreien wollen. Während meine Beziehung zur Mutter auf Identifizierung und Nachahmung beruhte, liegt die zu meinem Vater bis zum heutigen Tage also hauptsächlich im Gegensatz und in der Abgrenzung. Das scheint mir gut so, denn dies sind die zwei wichtigsten Methoden der Ichbildung, und wer sie nicht bereits im Elternhaus erlernt, erwirbt sich seine Ichstärke, wenn er sie überhaupt erwirbt, mit einer gewissen Verzögerung, einer Art Verknöcherung der Psyche.

Ganz gewiß hätte sich meine politische Bildung anders vollzogen, wenn ich nicht meine ganze Kindheit hindurch das Nonplusultra der politischen Wirkungslosigkeit in der Modellfigur meines Vaters vor Augen gehabt hätte. Er war, er ist »Demokrat«. Das heißt: er ist gar nichts. Er geht zur Wahlurne, wenn er dazu aufgerufen wird, und wählt FDP, wie er zu Zeiten der Weimarer Republik die Deutsche Demokratische Partei gewählt hat. Ich erinnere mich an folgendes Gespräch aus der Zeit, in der Stresemanns Deutsche Volkspartei der DDP das Wasser abzugraben begann:

»Vater, was ist Demokratie?«

»Volksherrschaft.«

»Wie herrscht das Volk?«

»Durch die Abgeordneten im Reichstag.«

»Wie beherrscht du deinen Abgeordneten?«

»Ich kann ihm schreiben.«

»Wenn du ihm jeden Tag schreibst, was er machen soll, und wenn alle anderen ihm jeden Tag schreiben, was er für sie machen soll, und wenn er all die Briefe jeden Tag

beantwortet, wieviel Zeit bleibt ihm dann für den Reichstag übrig?«

»Wahrscheinlich gar keine.«

»Und das ist Demokratie?«

»Jungchen, es geht ums Prinzip.«

»Um welches Prinzip?«

»Ums Prinzip der Demokratie.«

»Aber das Prinzip klappt nicht?«

»Es klappt weniger schlecht als manche anderen. Man muß sich damit abfinden.«

»Womit?«

»Mit der Welt, wie sie ist. Du und ich, wir werden sie nicht ändern. Nicht mit Gewalt jedenfalls.«

»Wieso nicht?«

»Weil das gegen die Demokratie verstößt.«

Ich war acht Jahre alt, das Jahr war 1923 und wir befanden uns auf einem Nachmittagsspaziergang im Lietzenseepark. Die Engländer hatten Singapur besetzt, die Italiener Korfu, litauische Freischärler das Memelland, französische Truppen das Ruhrgebiet. Reichskanzler Cuno hatte »passiven Widerstand« verordnet, im August trat er zurück. Albert Leo Schlageter war wegen Spionage von den Franzosen erschossen worden. Im Rheinland hatte sich eine Separatistenpartei gebildet, eine Rhein-Republik sollte ausgerufen werden. In Speyer wurde ein autonomer Pfalzstaat gegründet. Die Reichsregierung setzte die gewählte Regierung Sachsens mit militärischer Gewalt ab, weil sie ihr zu links war. Arbeiteraufstände in Thüringen und Hamburg wurden von Reichswehr und Polizei blutig niedergeschlagen. Hitler und Ludendorff putschten in

München. Fememorde der Schwarzen Reichswehr in ganz Deutschland. Aufstand in Spanisch-Marokko. Staatsstreich Primo de Riveras in Spanien. Der bulgarische Ministerpräsident von meuternden Offizieren ermordet. 1,25 Millionen Griechen aus der Türkei ausgesiedelt. Höhepunkt der Inflation in Berlin. 1 Dollar = 4,2 Billionen Mark. Notgeld in allen Städten und Landkreisen der Weimarer Republik. Und mein Vater wandelt mit seinem Sohne im herbstlichen Park und spricht von Demokratie.

Diktum meines Vaters 1932, ein Jahr vor Hitlers Machtergreifung (NSDAP: 13745800 Stimmen; SPD: 7959700. DDP, die Partei meines Vaters, die sich 1930 in Deutsche Staatspartei umgetauft hat, tritt gar nicht erst zur Wahl an): »Ich würde gegen eine Diktatur selbst dann kämpfen, wenn sie meine eigene Meinung diktierte.« Das klang gut. Ich habe es nie vergessen. Aber wo blieben die, die so dachten wie mein Vater, und das waren nicht wenige, in den kommenden dreizehn Jahren? Sie gingen in die »innere Emigration«. Das war ihr »Kampf«.

Diese Vogel-Strauß-Politik der »Demokraten«, diese Illusion, daß sie politischen Einfluß ausübten, dieser tägliche Selbstbetrug, dem die »Besten« der Generation meines Vaters unterlagen, zwang mich von früher Kindheit an in die Reihen derer, die erkannt hatten, daß die Mächtigen nur mit Macht zu bekämpfen sind. Das waren die Gewerkschaften, das war die SPD, und das war die KPD. Und die lagen sich in den Haaren: nicht nur die SPD mit der KPD und die KPD mit der SPD; nicht nur die Gewerkschaften mit der KPD und die KPD mit den Gewerkschaften, sondern auch – was heute in Vergessenheit geraten ist – die SPD mit den

Gewerkschaften und die Gewerkschaften mit der SPD.

Das tiefste Trauma meiner Jugend war nicht, wie es sich für einen späteren Analytiker gehört hätte, der Ödipuskomplex, auch nicht die Kastrationsangst und ganz gewiß nicht mein Geschlechtsleben, denn das klappte vom Tage meiner Entjungferung an mit vorbildlicher Präzision, sondern die Fehde, die sich innerhalb der heiligen Dreieinigkeit meiner Jugend entfacht hatte. Dieses Trauma habe ich bis heute nicht überwunden. Es ist das zentrale Problem meines Denkens und Fühlens, meiner politischen Loyalität und meines Bildes der Gegenwart und Zukunft. Die lähmende Untätigkeit der deutschen Arbeiter im Jahre der Machtergreifung Hitlers hat in meiner Erinnerung eine bleibendere Wunde als alle Urszenen hinterlassen. Daß die drei Hauptgruppen der deutschen Arbeiterbewegung einander beschimpften, statt den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, ist unvergeßlich und bleibt unverzeihlich. Hätte die SPD nicht den Beistand der KPD abgelehnt, so wäre Hitler nie zur Macht gekommen. Hätten die Sozialdemokraten in den Kommunisten Genossen und nicht »Radikale« gesehen, so wäre die Weimarer Republik nicht zerfallen. Hätte die KPD die Sozialdemokraten nicht als »Sozialfaschisten« betrachtet, so wäre es weder zum Krieg noch zum KZ-Staat gekommen. Hätten die Gewerkschaften einen Generalstreik verkündet und durchgeführt, statt sich wie gehorsame Arbeitnehmer dem »Unvermeidlichen« zu fügen, so hätten wir die Demokratie im letzten Augenblick noch gerettet.

Denke ich zurück, so erkenne ich aber, daß ich, genau wie mein Vater, damals Vogel-Strauß-Politik betrieben habe. Der Konflikt, der zur Spaltung der deutschen

Arbeiterbewegung geführt hat, ist ja älter als ich selbst. Ich war kaum neun Jahre alt, als Sinowjew die These entwickelte, daß die Sozialdemokraten weder Mitglieder noch Repräsentanten der Arbeiterklasse, sondern »Sozialfaschisten«, Wegbereiter der Diktatur seien. In den folgenden Jahren tauchten bei der KPD deshalb Parolen wie die folgenden auf: »Keine gemeinsamen Listen mit Sozialdemokraten bei Betriebsrätewahlen!« oder »Verjagt die Sozialfaschisten aus den Funktionen im Betrieb und Gewerkschaften!« (Zitiert bei Hermann Remmele, »Schritthalten«, *Die Internationale XIII*, S. 144). 1931 schrieb Thälmann: »Ohne im Kampf gegen die Sozialdemokratie zu siegen, können wir nicht den Faschismus schlagen« (*Die Internationale XIV*, S. 492). Als die Nazis und die Deutschnationalen im Jahre 1931 einen Volksentscheid gegen die sozialdemokratische Regierung Preußens durchzudrücken versuchten, sagte Thälmann anfangs: »Wir können selbstverständlich nicht mit den Faschisten gegen die Preußenregierung ein gemeinsames Volksbegehren durchführen« (*Die Rote Fahne*, 21. 4. 1931), aber da Stalin und Molotow in der Politkommission des Exekutivkomitees der Komintern Einspruch gegen diese Haltung erhoben hatten (*Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin-DDR 1966, Bd. IV, S. 301ff.), revidierte die KPD ihre Entscheidung und stimmte zum Entsetzen vieler Arbeiter mit der NSDAP zusammen gegen die SPD.

Im September 1931 stellte Waldemar Knorin die Komintern-These auf: »Man kann gegen den Faschismus nur kämpfen, indem man einen Vernichtungskrieg gegen

die Sozialdemokratie führt« (*Die Rote Fahne*, 26. 9. 1931), und im Januar 1932 wandte sich die KPD-Bezirksleitung Ruhr gegen »falsche« Einheitsfrontbestrebungen ihrer Mitglieder und drohte mit »schärfsten Maßnahmen der Parteidisziplin« gegen diejenigen, die mit der SPD, »diesen konterrevolutionären Agenten«, auch nur zu verhandeln wagten; man dürfe eine Einheitsfront mit ihnen nur unter der eindeutigen Führung der KPD anstreben und müsse dabei vor allem die »Vernichtung des Masseneinflusses der sozialfaschistischen Organisation« und die »Entlarvung derselben als Organe und Hilfstruppen des Faschismus« betreiben (Rundschreiben 10657 g, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf). Im gleichen Jahr schrieb Thälmann in *Die Internationale* (XIV, S. 492): »Ohne im Kampf gegen die Sozialdemokratie zu siegen, können wir nicht den Faschismus schlagen.« Und ein Jahr später über die antifaschistische Kampforganisation der SPD, die Eiserne Front: Sie »ist der Versuch einer stärkeren faschistischen Aktivität« (*Die Internationale* XV, S. 54). Die Badische Landtagsfraktion der KPD stellte daraufhin den Antrag, der Landtag möge anstreben, die Eiserne Front, den Reichsbanner und überhaupt alle sozialdemokratischen Organisationen als arbeiterfeindlich zu verbieten (*Die Internationale* XV, 1932, S. 247). Eine Resolution des 12. Exekutivkomitee-Plenums der Komintern im September 1932 lautete: »Nur wenn der Hauptschlag gegen die Sozialdemokratie – diese soziale Hauptstütze der Bourgeoisie – gerichtet wird, kann man den Hauptklassenfeind des Proletariats – die Bourgeoisie – mit Erfolg schlagen und zerschlagen« (*Die Internationale* XV, S. 384). Und noch im Mai 1933, vier Monate nachdem

Hitler zur Macht gekommen und bereits einen großen Teil der KPD und SPD vernichtet hatte, erklärte das ZK der KPD: »Die völlige Ausschaltung der Sozialfaschisten aus dem Staatsapparat, die brutale Unterdrückung auch der sozialdemokratischen Organisation und ihrer Presse ändern nichts an der Tatsache, daß sie nach wie vor die soziale Hauptstütze der Kapitaldiktatur darstellen« (*Rundschau über Politik, Wirtschaft, Arbeiterbewegung*, Basel, Nr. 17 vom 2. 6. 1933, S. 543).

Es muß zur Verteidigung der KPD gesagt werden, daß sie fast all die hier zitierten Aussagen später gerügt, als falsch verdammt und nachträglich korrigiert hat. Aber für uns, die wir damals unter dem Damoklesschwert dieser Fehler aufwuchsen, bedeuteten sie den Verlust unserer Mutter, ihrer Integrität und ihrer Ehre. Wenn ich von dem »Sohn als Mutter des Mannes« spreche, so meine ich damit also auch, daß meine Hinwendung zur Partei ein unbewußter Versuch gewesen ist, die Funktion der leiblichen Mutter einer ideellen Mutter zu übertragen, also die Mutterbindung zu brechen, ehe sie ödipale Formen annehmen konnte. Deshalb haben mich die Verirrungen der Partei auch unvergleichlich härter getroffen, als sie von jenen empfunden wurden, die Politik von Anfang an als Sache der Strategie und Taktik betrachtet hatten, als eine »Fortsetzung des Bürgerkrieges mit zivilen Mitteln«, bei der Fehler nun einmal unvermeidlich sind.

Hier soll auch nicht verschwiegen werden, daß sich die SPD in jenen Jahren mindestens ebenso dumm, ebenso verantwortungslos und ebenso schuldig verhalten hat. Das begann bereits mit dem Aufruf des Parteivorstands vom 4.

11. 1918 gegen »radikale« Massenaktionen und setzte sich am 10. 11. 1918 fort mit der Unterstützung Hindenburgs und der Obersten Heeresleitung, »um die Ausbreitung des terroristischen Bolschewismus in Deutschland zu verhindern«. Am 24. März 1920 war es ausgerechnet ein Sozialdemokrat, der Reichs- und Staatskommissar Severing, der die Entwaffnung sozialistischer Arbeiter im Ruhrgebiet erkämpfte und damit die besten Kader der SPD im Ruhrgebiet so tief enttäuschte, daß sie sich in Massen den Syndikalisten zuwandten.

Am 19. März 1921 waren es wieder von der SPD unterstützte Schutzpolizeitruppen, die die sozialistische Arbeiterbewegung in den mitteldeutschen Industriegebieten zerschlugen. 6000 Arbeiter, darunter mindestens ebenso viele Sozialdemokraten wie Kommunisten, wurden eingekerkert. Zwei Jahre später, am 13. Oktober 1923, beschloß der Reichstag mit Zustimmung der SPD-Fraktion, ein Ermächtigungsgesetz, durch das die Grundrechte der Weimarer Verfassung zugunsten der bürgerlichen Parteien und zuungunsten der Arbeiter außer Kraft gesetzt wurden. Am 27. Oktober setzte Reichspräsident Ebert (SPD) die sächsische Regierung ab, weil SPD und KPD dort die Mehrheit über die bürgerlichen Parteien errungen hatten. Am 27. November des Jahres verboten Parteiausschuß und Vorstand der SPD in gemeinsamer Sitzung jede politische oder organisatorische Gemeinschaftsarbeit mit der KPD.

Im Dezember 1927 lehnte die SPD die Zusammenarbeit mit der KPD in einem Volksbegehren gegen eine von den Deutschnationalen beantragte Abfindung der deutschen Fürsten ab. Ebenso im Mai 1927 jede Zusammenarbeit

gegen den Stahlhelm, die Sturmtruppe der Deutschnationalen. Ähnlich im Oktober in Hamburg, wo die SPD eine prekäre Minderheitsregierung betrieb, die mit Hilfe der Kommunisten zu einer stabilen Arbeiterregierung geworden wäre. Am 21. März 1929 gab der sozialdemokratische Innenminister Preußens, Grzesinski, Anweisungen an alle Polizeibehörden, mit Waffengewalt gegen »radikale« Organisationen vorzugehen. Das betraf in der Praxis nicht nur die KPD, sondern auch die aktivsten Gruppen der eigenen Partei. Am 3. Mai des Jahres wurde auf Verlangen des Reichsinnenministers Severing (SPD) der Rotfrontkämpferbund in Preußen und schließlich auch in den anderen Ländern verboten. Da er die einzige noch überlebende Schutztruppe der Arbeiter darstellte, war es nicht nur die KPD, sondern vor allem die in der SPD organisierte Mehrheit der Arbeiter, die von nun an ohne jeden Schutz gegen die wachsende Macht der SA dastand.

Im März 1930 fanden von der SPD und der KPD gemeinsam unterstützte Massendemonstrationen von Erwerbslosen statt, die von der Polizei, auch der sozialdemokratisch geführten, zusammengeschossen wurden: Vier Tote, fünfzehn Verwundete, mehr als 150 Festgenommene. Am 3. Dezember 1931 schrieb der *Vorwärts*, Zentralorgan der SPD, man könne die Nazis ruhig an die Regierungsmacht heranlassen, wenn sie sich nur an die Spielregeln der parlamentarischen Demokratie halten würden. Das war der Anfang vom Ende der Weimarer Republik. Am 20. Juni 1932 wies die SPD im preußischen Landtag geradezu empört ein Angebot der KPD zurück, auf einen eigenen Kandidaten zu verzichten und die SPD gegen die NSDAP zu unterstützen, wenn die

SPD als Gegenleistung und zum gemeinsamen Wohle mit der KPD zusammen für die Wiederherstellung der Versammlungs- und Pressefreiheit stimmen würde. Die SPD lehnte ab, und der erste Nationalsozialist wurde prompt zum Landtagspräsidenten gewählt.

Am 28. Juni 1932 verbot der Parteivorstand der SPD per Rundschreiben lokale Verhandlungen über gemeinsame Aktionen mit der KPD und bezeichnete die Antifaschistische Aktion, die sich auf örtlicher Ebene zwischen den beiden Parteien gebildet hatte, als »anti-sozialdemokratische« Aktion. Am 20. Juli kam Papen per Staatsstreich in Preußen zur Macht, setzte die SPD-Regierung ab und machte sich zum »Reichskommissar« von Preußen. Selbst in dieser Situation lehnte die SPD jede Zusammenarbeit mit den Kommunisten ab, und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund bezeichnete deren Vorschlag eines gemeinsamen Generalstreiks als »Provokation«. Am 22. Januar 1933 bestätigte die Betriebsrätekonferenz des Gewerkschaftsbundes die Politik der Isolation und politischen Abstinenz. Der ADGB-Vorsitzende Leipart betonte, daß man mit *jedem* Reichskanzler verhandeln müsse, »er mag heißen, wie er will«.

Als es sich am 30. herausstellte, daß er Adolf Hitler hieß und die KPD noch einmal zum gemeinsamen Streik aufforderte, lehnte die SPD mit der erstaunlichen Logik ab, sie stünde »mit beiden Füßen auf dem Boden der Verfassung«. Leipart, der Vorsitzende des Gewerkschaftsbundes, strich das heraus, indem er »außerparlamentarische« Aktionen prinzipiell ablehnte. Da Gewerkschaften normalerweise nicht im Parlament

kämpfen, sondern am Arbeitsplatz, war diese Motivierung für die Ablehnung des Streiks den Massen der Arbeiter schleierhaft. Am 4. Februar erließ Hitler die erste seiner Notverordnungen. Sie stellte jede Kritik an der Regierung unter Strafe. Am 28. wurde sowohl die Pressefreiheit wie auch die Vereins- und Versammlungsfreiheit aufgehoben. Persönliche Rechte wurden beschränkt. Die ersten Abgeordneten der SPD und KPD wurden verhaftet, die Gewerkschaften zerschlagen, die Parteien aufgelöst, die Konzentrationslager eingerichtet. Noch im Exil weigerten sich die SPD-Politiker, mit der KPD gemeinsam eine Widerstandsorganisation aufzubauen. Damit war die letzte Hoffnung eines effektiven Widerstands dahin.

Mir schien die gegenseitige Zerfleischung der beiden aus einer einzigen Partei gewachsenen und erst seit so wenigen Jahren getrennten Arbeiterparteien wie eine gegenseitige Zerfleischung meiner Eltern. Die Selbstzerstörung geliebter und verehrter Menschen schmerzt mehr als das eigene Leid. Ich habe den Schmerz jener Jahre nie zu überwinden vermocht. Die Hoffnungen für eine bessere Welt, die mir heute noch geblieben sind, bauen sich auf den wenigen Situationen jener Jahre auf, in denen es uns gelang, ein Minimum von Einheit, Gemeinsamkeit, Selbstkritik und Zusammenarbeit zu erreichen. Ich denke an die 60 Funktionäre der KPD, die nie eine Fraktion betrieben, nie einer Oppositionsgruppe angehört haben, aber im Februar 1930 unter der Führung des Landtagsabgeordneten Erich Raddatz gegen die Zerfleischung der Arbeiterschaft protestierten und eine Einheitsfront mit der SPD forderten. Ich denke an die Gruppe sozialdemokratischer Funktionäre, die am

4. Oktober 1931 im Protest gegen die Weigerung der SPD-Führung, eine Zusammenarbeit mit der KPD zu erlauben, die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands gründeten. Obgleich ich sowohl den Austritt der »Opposition der 60« aus der KPD wie den Austritt der linken Sozialdemokraten aus der SPD für falsch halte, war das Ringen um Einigkeit und Gemeinsamkeit richtig.

Ich denke mit einem an Euphorie grenzenden Heimweh an den 9. Mai 1932, an dem SPD, KPD, der Ortsausschuß des Gewerkschaftsbundes und ein Dutzend andere Arbeiterorganisationen in Oranienburg die erste große Massenversammlung gegen den Hitlerfaschismus zustande brachten. Ich denke an den 8. Juli 1932, an dem 20 sozialdemokratische Funktionäre zu einer Aussprache mit Thälmann, Pieck und John Schehr zusammentrafen und ein gemeinsames Aktionsprogramm mit 21 Punkten entwarfen, das uns Hoffnung gab, wir würden die Widerstände der Oberen gegen die gemeinsamen Interessen der Arbeiter doch noch brechen. Ich denke an die so hoffnungsvollen Verhandlungen des gleichen Jahres zwischen Unterbezirksleitungen der SPD und KPD, des Reichsbanners und der Eisernen Front in Dessau. Ich denke an den 30. August 1932, als Clara Zetkin Alterspräsidentin des Reichstags wurde und trotz Papen und Hitler mit der absoluten Autorität und Furchtlosigkeit derjenigen, die auf der Schwelle des Todes stehen, die Einheitsfront gegen den Faschismus forderte. Ich denke an den Verkehrsarbeiterstreik in meiner Heimatstadt Berlin im November 1932, als die Transportarbeiter geschlossen unter der Führung der KPD und mit der unmißverständlichen Unterstützung der Berliner auf die

Straße gingen. Ich denke an den »Roten Stoßtrupp« aus Mitgliedern der sozialistischen Studentenschaft, der sozialistischen Arbeiterjugend, einer katholischen Jugendgruppe und des jüdischen Bundes »Kameraden«, der im Februar 1933 gegründet worden war und sich mit kommunistischen Jugendgruppen, dem SSB und der SAP zur Kampforganisation zusammengeschlossen hatte. Ich denke an den gemeinsamen Appell sozialdemokratischer und kommunistischer Intellektueller im gleichen Monat, als Emil Gumbel, Käthe Kollwitz, Heinrich Mann und andere endlich aufwachten und einander baten, den Bruderzwist zu überwinden.

Alles umsonst und alles zu spät. Von den Freunden meiner Jugend haben nur wenige die KZs überlebt. Und die Überlebenden sterben jetzt, weil die Torturen jener Jahre ihre Lebenskraft gestohlen haben. Ich bin 62, und meine Generation stirbt früh. Sehr viele Jahre sehe ich nicht mehr vor mir, die Zukunft ist kurz und wird kürzer. Aber wie mein Bild der Vergangenheit von der Zersplitterung des Proletariats beherrscht wird, so steht mein Bild der Zukunft im Zeichen der Einheit der Arbeiterparteien. Deshalb trat ich bereits in den ersten Tagen meines Exils, als ich mittellos in London ankam, halb Kind, halb Erwachsener, knapp achtzehn Jahre alt, einer Gruppe bei, die über die Einheit der Arbeiterklasse hinaus auch eine Verbindung mit den bürgerlichen Parteien zum gemeinsamen Kampf gegen Hitler anstrebte.

Wir waren nur wenige und wir hatten keinen Namen, aber die meisten von uns kamen aus der SPD und der KPD. Unser Ziel war, naiv wie sich das heute anhören mag, im Londoner Exil den Aufbau eines nachhitlerischen

Deutschlands zu planen und sämtliche Alternativen planspielartig durchzudenken. Hier wurde zum erstenmal jene Technik der heutigen Futurologie erprobt, die einerseits aus der Wahrscheinlichkeitsmathematik, andererseits aus der Spieltheorie stammt. Man findet manches davon noch heute im Denken der überlebenden Mitglieder der Gruppe, einerlei in welche politische Richtung sie mittlerweile abgerutscht sind.

Im Jahre 1933, als ich zu der Gruppe stieß, hatte sie noch keinen Namen, sondern war eine Diskussionsrunde, die sich um Natalie Koutane, Sekretärin des *German Refugees Hospitality Committee*, herum gebildet hatte. Es gab damals in London noch fünf andere Organisationen, die sich um die sogenannten Flüchtlinge kümmerten: Das *Jewish Refugees Committee*, das sich mit den jüdischen »Emigranten« befaßte, die *International Hebrew Christian Alliance*, die sich vor allem um getaufte Juden bemühte, den *Academic Assistance Council*, der sich mit Akademikern aller Glaubens- oder Unglaubensstufen beschäftigte, den *International Student Service*, der das gleiche für Studenten zu tun versuchte, und das *German Emergency Committee*, das zwar religiös motiviert war, weil es von den Quäkern gegründet worden war, in der Praxis aber allen »Flüchtlingen«, so auch den politischen, zur Verfügung stand.

Ich hatte hauptsächlich Beziehungen zu dieser Quäkergruppe und zu dem *Refugees Hospitality Committee*, das von der Labour Party und den britischen Gewerkschaften unterstützt wurde. Der sozialistische Abgeordnete Josiah Wedgwood war Präsident, Helen Bentwich und Winifred Horrabin waren ehrenamtliche

»Sekretärinnen«, B.N. Langdon-Davies war Schatzmeister, aber die tägliche Drecksarbeit wurde von »Netta« Koutane geleistet, die auch regelmäßige »Parties« gab. Das waren aber keine alkoholischen Gesellschaftsveranstaltungen im Sinne von Cocktail-Partys, sondern politische Versammlungen, bei denen man etwas zu essen bekam. Beides, die politischen Gespräche und das Essen, waren lebenswichtig.

Aus dieser anfangs rein sozialdemokratischen Runde entwickelte sich durch graduelle, aber systematische Öffnung nach links und zur Mitte hin im Laufe der dreißiger und vierziger Jahre einerseits die *Union Deutscher Sozialistischer Organisationen in Großbritannien*, andererseits die *Landesgruppe Deutscher Gewerkschaftler in Großbritannien*. Ihnen haben unter anderen folgende Frauen und Männer angehört: Willi Derkow, Herta Gotthelf, Hans Gottfurcht, Hans Lewin, Rudolf Möller-Dostali, Erich Ollenhauer, Wilhelm Sander, Arthur Schander, Hans Vogel, Kurt Weckel (*SPD*); Karl Frank, Waldemar von Knoeringen, Richard Löwenthal, Erwin Schöttle (*Sozialdemokratische Gruppe Neubeginn*); Karl Becker, Heinrich Kamnitzer, Erich Krauter, Max Oppenheimer, Hans Schilde, Friedrich Weidmann, Alfred Zeidler (*KPD*); Wolf Heimann, Hans Schuricht, Gustav Spreewitz, Paul Walter (*Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands*); Anna Beyer, Willi Eichler, Walter Fliess, Wilhelm Heidorn, Margarete Henry, Erich Irmer, Hellmut von Rauschenplat, Minna Specht (*Internationaler Sozialistischer Kampfbund*); Walter Auerbach, Edo Fimmen, Hans Jahn (*Internationale Transportarbeiter Föderation*).

Aus dem liberalen Lager kamen die Pastoren Büsing und Ehrenberg, und arbeitsgruppenartige Verbindungen bestanden zu Rudolf Breitscheid und Wilhelm Westphal (*Deutsche Freiheitspartei*), Karl Höltermann (*Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold*) und Fritz Demuth (*Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaftler im Ausland*). In dieser Gruppe wurden zum erstenmal nicht nur die Varianten einer sozialliberalen Koalition durchgespielt, sondern zum letztenmal in der deutschen Geschichte auch der Gedanke einer Aktionsgemeinschaft der Liberalen, Sozialdemokraten, Sozialisten und Kommunisten. Meine Überzeugung, daß es auf dem Wege zum Sozialismus in der heutigen bürgerlichen Industriegesellschaft des Westens keine Alternative zu diesem Durchgangsstadium gibt, ist älter als Dimitrovs Thesen zum gleichen Thema (1935) und bleibt auch heute noch ungebrochen. Ich trug diesen Gedanken zum ersten Male im Jahre 1934 in London vor, erst 1935 bildete sich in Frankreich die Koalition der Radikalsozialisten, Sozialisten und Kommunisten, und erst 1936 entstand in Spanien die Koalition der Linksparteien mit den bürgerlichen Liberalen. Ich glaube deshalb, daß ich mir keine nachträglichen Lorbeeren anstecke, wenn ich meine, daß ich in historischer Perspektive der erste war, der den Volksfrontgedanken systematisch ausgearbeitet und in jeder Diskussion vorgetragen hat.

Da keine sozialdemokratischen Parteien mit Ausnahme der französischen (und in begrenztem Maße der schwedischen und isländischen) mit diesen Ansichten übereinstimmen und auch die auf den letzten Konsultativtreffen der europäischen kommunistischen

Parteien diskutierten Thesen zur Einheitsfront mit Sozialdemokraten und linken Bürgerlichen wenig Anhang gefunden haben (die KPF will nichts mit den Radikalsozialen zu tun haben und die KPI strebt eine große Koalition nach dem Modell der CDU-CSU-SPD-Regierung der Jahre 1966-1969 an und übernimmt in Ermangelung einer starken sozialistischen Partei damit die historische Funktion der Sozialdemokratie), befinde ich mich sowohl in der Zweiten wie in der Dritten Internationale heute isoliert – in einer Art von politischem Exil, das die Einsamkeit des physischen Exils der Jahre 1933 bis 1960 wiederholt. Diesem selbstauerlegten Exil kann ich um so weniger entinnen, je mehr ich an der Überzeugung hänge, daß die Einheitsfront der Linken auch jene Gruppen einschließen muß, die heute – aber ich hoffe: nicht für immer – mit der UdSSR verfeindet sind: Maoisten und Trotzisten.

Daß ich die Spannungen zwischen der UdSSR und der Volksrepublik China für die größte Tragödie unserer Zeit halte, habe ich an anderer Stelle bereits gesagt. Hier will ich nur hinzufügen, daß es im Zeitalter der Handelsverträge zwischen der UdSSR und den bürgerlichen Staaten einerseits, zwischen der bürgerlichen Welt und der Volksrepublik China andererseits, nicht unmöglich sein sollte, Handelsverträge zwischen der UdSSR und der Volksrepublik China als ersten Schritt zu einer Wiederaufnahme brüderlich kommunistischer Beziehungen zwischen beiden anzubahnen. Der Kernpunkt meines politischen Lebens, das gebündelte Beweismaterial eines sechzigjährigen Suchens, besteht darin, daß der Streit um den »richtigen«

Weg zum Sozialismus nur dem Bürgertum nutzt, daß wir trotz unserer strategischen und taktischen Meinungsverschiedenheiten nie vergessen dürfen, wie viel Gemeinsames und wie wenig Trennendes wir haben, und daß der einzige Gegner der Kapitalist ist. Wer den Genossen als »radikal«, als »Reformist«, »Revisionist«, »Stalinist«, »Terrorist« attackiert, zerstört sich selbst.

Von 1960 bis 1970 lebte ich in der »Widerstandssiedlung« in Frankfurt am Main, im Hause Max-Bock-Straße 27, nicht weit von der nach Fritz Tarnow benannten Straße im Norden der Stadt, und lernte dort im Jahre 1963 den späteren Generalsekretär der FDP, Karl-Hermann Flach, kennen. Er war stellvertretender Chefredakteur der *Frankfurter Rundschau*; ich hatte ihn durch den FR-Kunstkritiker Godo Remszthardt kennengelernt und mich mit ihm angefreundet, als er mir erzählt hatte, er habe für die *Norddeutsche Zeitung*, das Nachfolgeorgan der von meinem Großvater redigierten *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung*, gearbeitet. Flach war an mir interessiert, weil ich im Mai 1960 aus England geholt worden war, um jenes Bundesfernsehen aufzubauen, das unter dem volkstümlichen Namen »Adenauer-Fernsehen« in die Geschichte eingegangen ist, in Wahrheit aber »Freies Fernsehen« hieß. »Frei« bedeutet im *Doublespeak* der bürgerlichen Welt unserer Tage ja bekanntlich oft *unfrei*. Die »freie« Welt ist die des Radikalenerlasses, des Numerus clausus, der arbeitslosen Lehrer und überfüllten Schulklassen, wo jeder frei aufsteigen kann, wenn er seine Überzeugungen aufgibt oder wenn die Eltern genug Geld haben, um ihm mit einer angemessenen Bestechungssumme einen angemessenen

Lehr- oder Studienplatz zu kaufen.

Flach, der einen anderen Begriff von Freiheit hatte, ließ mir durch Godo Remszhardt ausrichten, er wolle ein »*mudraking serial*« über diese Angelegenheit schreiben (ich befasse mich mit ihr im vierten Kapitel). Später merkte ich, daß er das amerikanische Verb *to mudrake*, »den Schlamm aufwühlen«, gern benutzte, um die aufdeckende, enthüllende Pflicht einer linksliberalen Zeitung wie der FR zu beschreiben. Da er im Jahre 1962 von der FDP als Verwalter jenes Reptilienfonds vorgesehen war, aus dem das »Freie« Fernsehen finanziert werden sollte, besaß er eine Menge *Insider*-Wissen über deutsche Fernsehangelegenheiten. Er war damals von der CDU/CSU aus zwei Gründen abgelehnt worden: erstens weil er »zu jung« für diesen verantwortungsvollen Posten sei (er war 32), und zweitens weil er »zu radikale Ansichten« vertreten habe. Er erzählte mir; man habe ihm damals anheimgestellt, entweder stellvertretender Pressechef mit einem Gehalt unterhalb des normalerweise für diesen Posten vorgesehenen Rangs eines Ministerialrats (Mindestalter: 35) zu werden, oder den Parteidienst zu quittieren.

Das war eine allenfalls nominelle Alternative, denn die Altersgrenze hätte man sicher durch einen Angestelltenvertrag lösen können. Doch die CDU wollte unter keinen Umständen, daß ihr jemand in die Karten guckte, und die FDP war töricht genug, nicht auf diesem Posten zu bestehen. Der frühere FDP-Fraktionsgeschäftsführer, ein harmloser Beamter, bekam dann einen zwar leitenden Posten im Amt, aber nicht den des stellvertretenden Pressechefs, und konnte aus diesem

Grunde nur wenig für seine Partei tun. Auch stand Flach, objektiv betrachtet, gewiß nicht vor der Frage, den Parteidienst zu quittieren. Aber so stellte sich ihm die Situation offenbar dar. Sicherlich hätte er Bundesgeschäftsführer bleiben können, aber er wollte nicht. Denn man hatte ihn, der großen Anteil am Wahlsieg hatte, von den Koalitionsverhandlungen und Fraktionssitzungen ausgeschaltet – das alte Bild also: man benutzt die Linken, um mit ihrer Hilfe Wahlsiege zu gewinnen, und sobald der Sieg gewonnen ist, stellt man sie aufs Abstellgleis.

Es ist hoch informativ, diese Episode aus der Sicht der CDU zu sehen. Nachdem er die FDP verlassen hatte und der CDU beigetreten war, schrieb Erich Mende ein Buch, in dem er sich unter anderem mit den angeblich persönlichen, aus Ranküne geborenen Gründen der Haltung Flachs gegenüber der CDU befaßte. Die Tatsache, daß Flach »heute als engagierter Linksliberaler auftritt, der den Liberalen nur noch eine Chance in der Zusammenarbeit mit den Sozialisten einräumt«, ist eine Entwicklung, meint Mende, »die ohne den persönlichen Hintergrund ebensowenig zu verstehen ist, wie sein maßloser Haß gegenüber der CDU/CSU und besonders gegenüber Franz-Josef Strauß«. Nun kommt die Erleuchtung:

Doch wo liegen die Gründe für seine Neigung in der Streitschrift »Noch eine Chance für die Liberalen« des Jahres 1971, sich mehr dem Marxismus-Leninismus zu nähern, als dem freiheitlichen Geist eines Theodor Heuss verbunden zu sein, der ihn 1961 noch beflügelt hatte? Die Gründe liegen in einer tiefen persönlichen Enttäuschung nach der Regierungsbildung 1961 in Bonn. Es war für den Bundesgeschäftsführer Karl-Hermann Flach nicht einfach, die schwierige Regierungsbildung des Herbstes 1961 zu verstehen

und den Kompromiß zu verteidigen, der mit der, wenn auch bis 1963 befristeten, erneuten Kanzlerschaft Konrad Adenauers notwendig wurde. Flach hat sich dieser Aufgabe mit hervorragender journalistischer Begabung und einer großen Loyalität gegenüber seinem Parteivorsitzenden entledigt, wie ein 20seitiges Rundschreiben mit Presseauszügen an alle Parteigliederungen der FDP vom 28. November 1961 beweist. Um so härter mußte ihn dann die Weigerung der CDU/CSU treffen, ihn als stellvertretenden Pressesprecher der Bundesregierung im Range eines Ministerialrates zu akzeptieren. Dr. Krone, der Fraktionsvorsitzende der CDU/CSU, lehnte aus zwei Gründen ab: Erstens sei Flach mit 32 Jahren noch zu jung, um Ministerialrat zu werden, zum anderen habe Flach in der Vergangenheit kulturpolitisch übersteigerte Kritiken gegen den Koalitionspartner geäußert. Aller Widerstand half nichts. Schließlich konnte die FDP die endlich gewonnene Kompromißlösung der Regierungskoalition an der Person Karl-Hermann Flachs nicht scheitern lassen. So fühlte sich Flach vom Koalitionspartner abgelehnt. Er war zutiefst enttäuscht, daß die eigenen Parteifreunde ihn nicht durchgesetzt hatten und geriet immer stärker unter den mephistophelischen Einfluß des Bundesschatzmeisters Hans-Wolfgang Rubin, dessen Neigung zu Ostgeschäften und zu ostpolitischen Einzelgängen später offen zutage trat. Der Einfluß der besonderen politischen Haltung der »Frankfurter Rundschau«, in die Flach dann übersiedelte, besorgte den Rest. Der heutige Generalsekretär Karl-Hermann Flach erinnert kaum noch an den Bundesgeschäftsführer Karl-Hermann Flach und seine Wahlkampfformulierungen aus dem Bundestagswahlkampf des Jahres 1961. (Erich Mende, *Die FDP*, Seewald Verlag, Stuttgart 1972, S. 182f.)

So also sah die Welt aus der Sicht des Umfallers aus. Richtig ist zweifellos, daß Flach verärgert war. Aber er war keineswegs mit der CDU/CSU verärgert, deren gutes Recht, ihn abzulehnen, er als Vollblutpolitiker nur allzu deutlich erkannte. Verärgert war er mit seiner eigenen Parteiführung, und das mit gutem Grund. Deswegen wollte er weg und griff natürlich zu, als Karl Gerold ihm die Chance bot, zur *Frankfurter Rundschau* zu kommen. Aber er hat den Affront nie ganz überwunden, und als man ihm die Möglichkeit bot, dem Fernsehrat des ZDF beizutreten,

nahm er diese Einladung trotz schwerer Krankheit an – als Kompensation, glaube ich, für das, was er seine »gescheiterte Laufbahn in Bonn« zu nennen pflegte. Obgleich es in der Politik damals noch keine Chance einer Zusammenarbeit zwischen FDP und SPD gab, hat er innerhalb des ZDF-Fernsehrats stets eine solche Zusammenarbeit angestrebt und riet der SPD immer wieder ab, sich ausgerechnet auf den Posten des Unterhaltungschefs zu kaprizieren: »Nehmt euch den Chefredakteur, habe ich gesagt. Dann habt ihr Einfluß! Aber die Unbedarftheit der SPD in Fragen der Medienpolitik stank damals schon zum Himmel. Man sehe sich die SPD-Zeitungen an und man weiß alles!«

So Flach im Jahre 1964. Er konnte es nicht fassen, daß die SPD in der ganzen Zeit, in der ich das geplante Bundesfernsehen sowohl als Produktions- wie auch als Programmchef geleitet hatte, nicht ein einzigesmal von sich aus an mich herangetreten war und all meine eigenen Versuche, ihre Befürchtungen zu beschwichtigen, ich könnte ein CDU-Fernsehen errichten, systematisch abgewimmelt hatte. »Das ist doch unfassbar!« pflegte er zu sagen, sich mit der Faust an den Kopf hämmernd: »Sie waren damals der publizistisch wichtigste Mann in ganz Deutschland! Wie man sich den entgehen lassen konnte, weiß der Teufel. Was ist das nur für eine Partei! Wenn sie uns für irgend etwas brauchen, dann zumindest damit wir ihnen beibringen, wie man politische Werbung betreibt!«

Mehr als ein Jahr war vergangen, bevor wir zum erstenmale über andere als medienpolitische Fragen sprachen. Ich wollte nicht über allgemeine politische Fragen sprechen, weil ich ihn nicht als Freund verlieren

wollte, und ich hatte Angst, ihn zu verlieren, wenn ich ihm gestanden hätte, daß ich in den achtziger Jahren eine Wiederholung der Situation von 1933 befürchtete. Flach war der erste, der das nicht als Pessimismus betrachtete, sondern im Gegenteil mit einigem Erstaunen sagte, dies sei das erstemal, daß irgend jemand seine geheimsten Befürchtungen ausgesprochen habe: »Es ist doch sonnenklar, was geschehen wird: Entweder koalieren wir mit der Linken, oder die CDU/CSU koaliert mit der Rechten. Wenn wir's nicht innerhalb der nächsten fünf Jahre tun, tun's die anderen in den achtziger Jahren. Und dann ade Freiheit, ade Grundgesetz, ade Liberalismus und Demokratie!«

Und dann, zum erstenmale im Ton der Freundschaft sprechend, erklärte er mir, ich hätte ihn schon bei unserem ersten Treffen intensiv »sowohl im Aussehen wie in der Sprechweise« an einen Jugendfreund erinnert, dessen Namen ich bis dahin nie gehört hatte: Arno Esch, einen Juristen, der in der DDR die »Radikale Soziale Freiheitspartei« gegründet habe und deshalb (»absurdes Theater«, sagte Flach, Martin Esslins damals gerade erschienenenes Buch zitierend) erschossen worden sei. »In Wirklichkeit war der Mann der erste, der davon überzeugt war, daß wir nur dann ein geeintes Deutschland wiederbekommen, wenn die Liberalen mit der SPD und den Kommunisten koalieren!«

Esch, sagte Flach, habe sich besonders scharf gegen den hessischen Liberalen August Martin Euler gewandt, der die These vertreten habe, es sei die historische Aufgabe der damals noch LDP genannten Liberalen, in der Bundesrepublik die Stellung der ehemaligen

Deutschnationalen Volkspartei und nicht die der ehemaligen Deutschen Demokratischen Partei der Weimarer Republik einzunehmen. Wolfgang Mischnick habe damals auch mit Eschs Logik sympathisiert und habe intensiv versucht, die mecklenburgische LDP auf Eschs Kurs zu bringen. Sogar der spätere Finanzminister der DDR, Dr. Max Suhrbier, sei stark von Esch beeinflusst worden. »Der Mann hatte eine ungeheure Ausstrahlungskraft, ich habe mehr von ihm gelernt als von dem ganzen Friedrich Naumann!«

Mir ist es nie gelungen, irgend etwas über Esch, seine tatsächlichen Ideen und sein wirkliches Schicksal herauszufinden.<sup>[1]</sup> Aber lange bevor Willy Brandt und Walter Scheel zu ihrem historischen Kompromiß gelangt waren, hatten Flach und ich in der Max-Bock-Straße 27 das Planspiel einer sozialliberalen Koalition von allen erdenklichen Winkeln durchgespielt – er, indem er oft Esch zitierte; ich, indem ich Bebel und Mehring ins Spiel führte, Lehrmeister aus einer Zeit, in der sich die Sozialdemokratie noch nicht von ihren sozialistischen Wurzeln getrennt und ihre Loyalsten und Besten, die der Überzeugung der SPD-Gründer treu geblieben waren, noch nicht aus der Partei herausgegrault und in die USPD und die Spartakusgruppe hineingetrieben hatte. Dabei ergab sich das für mich durchaus Verständliche, für heutige FDPler aber kaum noch Nachvollziehbare: daß Flach seine Partei stets links von der Godesberger Volkspartei ansiedelte. Er sah in der SPD des Godesberger Programms eine weit konservativere Partei als seine eigene und betrachtete die Große Koalition als eine Verschwörung

der Konservativen beider großen Parteien gegen ihre eigenen Liberalen.

Dabei war er sich der Grenzen seiner Partei sehr realistisch bewußt und ging stets von der Überzeugung aus, daß »wir die Arbeiter sowieso niemals gewinnen können«. Deshalb seine intensive Befürwortung einer Koalition mit der SPD und seine völlige Furchtlosigkeit vor einer Allianz mit Kommunisten. Er war ein überzeugter Gegner solcher Leute wie Weyer, Riemer und Friderichs, die »von einer Volkspartei reden und eine Unternehmerpartei meinen«. Auch ließ er keinen Zweifel darüber zu, daß »die Unternehmer zu den Konservativen gehören«, und sagte oft: »Die Großindustrie müssen wir auch abschreiben. Die gehört Strauß und der CSU.« Friedrich Naumann war für ihn vor allem deshalb interessant, weil er in ihm den Vater des Gedankens einer sozialliberalen Koalition sah. Besonders einen Satz Naumanns pflegte er wiederholt zu zitieren: »Die Rechte wird nur so lange herrschen, bis die Linke diszipliniert und einig ist.« Für ihn war die FDP stets eine Partei der Linken. »Das Gewäsch von der Volkspartei« widerte ihn an. Auch der Versuch, »der Mitte in den Arsch zu kriechen«, entlockte ihm höhnisches Gelächter, einerlei ob Brandt oder Strauß sich gerade als »Zentrum der Mitte« ausgaben.

Das eher pragmatische als intellektuelle Temperament seiner politischen Äußerungen machte es oft schwer für mich, mit ihm zu diskutieren, weil mein Denken stets vom Grundsätzlichen zum Spezifischen geht, während seins stets umgekehrt funktionierte. Trotzdem habe ich nie einen anderen Liberalen kennengelernt, der die Allianz mit

Marxisten so bewußt als einzige Überlebenschance jener Kreise sah, für die er sich verantwortlich fühlte: die Intellektuellen, die Freiberuflichen, die Wissenschaftler, Künstler und Manager. Von den Managern pflegte er zu sagen: »Glaubst du allen Ernstes, daß es sehr viele Unterschiede der Mentalität zwischen dem Chef einer russischen und einer amerikanischen Maschinenfabrik gibt? Meinst du nicht, daß der eine stets für den anderen einspringen könnte? Zum Beispiel, wenn die Amerikaner Stalingrad besetzen oder die Russen Detroit? Lohnt es sich wirklich, heilige Kriege zu führen, weil die Fabrik bei uns den Aktionären und bei euch dem Volk gehört? Sind politische Glaubenskriege nicht schierer Irrsinn, nur weil mein Landhaus und mein Auto mir als Privatbesitz gehören, während deine Datcha und dein Auto dir vom Volk zur Verfügung gestellt worden sind? Ich meine, du hast's ökonomisch besser, denn du brauchst auf all die Dinge, die dir zur Verfügung stehen, nicht einmal Steuern zu zahlen, weil sie dir nicht gehören. Ich muß.«

Ich zitiere diese Aussprüche nicht etwa, weil ich Flachs Konvergenztheorien teile, sondern weil ich an gewisse Affinitäten zwischen Marxismus und bürgerlichem Liberalismus der radikalen Art erinnern will. Einerlei wie verbittert und berechtigt Marx über den wiederholten Verrat der Liberalen an ihren eigenen Prämissen geschrieben hat, so war er doch selbst einer, wenn auch ein profunderer als die bürgerlichen. Der liberale Leitfaden, der sich durch sein ganzes Werk hindurchschlängelt (nicht nur durch die Jugendschriften und die *Grundrisse*, sondern auch noch durchs *Kapital*), wird besonders deutlich, wenn wir ihn mit den Worten der

Usurpatoren des liberalen Gedankenguts vergleichen. Mit jenen Apologeten des Kapitals, die sich liberal und unantiliberal nennen. Die Feuer und Flamme für den »Fortschritt« sind, solange er nicht »mit Gewalt« eingeführt wird. Die aber nicht zögern, alle Gewaltmittel des bürgerlichen Staats und alle Propagandawaffen der bürgerlichen Massenmedien zu mobilisieren, um uns zu vernichten. Die von der Diktatur des Proletariats sprechen, als sei es keine Volksherrschaft, sondern eine Tyrannei. Die ihrerseits aber mit der Tyrannei der Armeen und Polizeikräfte die Errichtung einer wahren, einer ökonomischen Demokratie verhindern.

Als Flach im Jahre 1970 ein inoffizielles Parteiprogramm der FDP verfaßte (*Noch eine Chance für die Liberalen, oder Die Zukunft der Freiheit*, S. Fischer, Frankfurt am Main 1971), ging er mit charakteristischer Strategie vor. Er wandte sich an eine Anzahl von Freunden in gegnerischen Lagern und bat sie, ihm ihr Weltbild und ihre Kritik an dem seinen in 10-20 Schreibmaschinenseiten vorzulegen. Sein Buch, nur 96 Seiten lang und trotzdem die überzeugendste Darstellung des Liberalismus, die ich je gelesen habe, bestand dann aus dem simpel klingenden Versuch, diese Weltbilder der Gegner mit liberalen Argumenten zu widerlegen. Dabei arbeitete er wieder einmal mit einer für ihn bezeichnenden Taktik, die das Ausmaß seines publizistischen Geschicks klarmacht. Er übernahm ganze Seiten, änderte nur hier da ein paar Worte und vereinnahmte damit das ganze liberale Erbe der Konservativen und der Sozialisten. Aus den Änderungen, die er an meinem Text vornahm, kann ich mir ein gutes Bild dessen machen, was er von den Texten der anderen

übernommen und zurückgewiesen haben muß.

Er hatte mich gebeten, ihm vor allem meine Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft, den Besitzverhältnissen in der Bundesrepublik und der damaligen Praxis der FDP niederzuschreiben. Statt die FDP zu kritisieren, schien es mir aber sinnvoller, auf die ganze Tradition des bürgerlichen Liberalismus einzugehen, und auch diese Kritiken hat Flach übernommen und nur minimal verändert. An meiner Kapitalismuskritik hat er seitenweise kein Wort verändert. Lediglich meinen Nebensatz »wenn das Unternehmen von ergebenen und angepaßten Angestellten geleitet wird« hat er umformuliert in: »wenn das Unternehmen von fähigen Angestellten gut geleitet wird« (S. 25 in seinem Buch), und die Wortfolge »aber doch ausgehaltene Wirtschaftsuntertanen bleiben« hat er umgeändert in: »aber letzten Endes doch gut ausgehaltene Wirtschaftsuntertanen bleiben« (S. 26). Den Rest hat er wörtlich übernommen (S. 24-27), eine Tatsache, die ihm beim heutigen politischen Stand der FDP, wo diese Zeilen wahrscheinlich als geradezu verfassungsfeindlich aufgefaßt werden würden, nicht hoch genug angerechnet werden kann. Hier der gesamte Text in meiner ursprünglichen Formulierung:

An den Kapitalismus bleibt die alte marxistische Frage nach dem Mehrwert gestellt. Es bleibt das Geheimnis jeden Wirtschaftens, daß der Zusammenklang der Produktionsfaktoren am Ende mehr ergibt als die Summe der Kosten der einzelnen Faktoren. Einfach ausgedrückt: Wenn ein Unternehmen ein bestimmtes Kapital in Gebäude und Maschinen steckt, Rohstoffe und Halbwaren kauft, seine Belegschaft marktgerecht entlohnt, so bleibt bei einem gutgehenden Betrieb am Ende mehr übrig als die angemessene Verzinsung des Kapitals und der reine Unternehmerlohn. Wenn dieser Unternehmer drei Jahre lang verreist und seinen Betrieb durch angestellte Manager leiten läßt, wird er bei

maßvoller Gewinnentnahme jeden Morgen, an dem er aufwacht, reicher. Denn jeder re-investierte Gewinn erhöht den Wert des Unternehmens. Dieser geheimnisvolle Anreicherungsprozeß ist nicht etwa an eine besondere, unersetzbare Unternehmertätigkeit gebunden. Gehört das Unternehmen irgendwelchen Erben, die im sonnigen Süden leben, so erhöht sich auch deren Vermögen täglich, ohne daß diese einen Handschlag tun – wenn das Unternehmen von ergebenen und angepaßten Angestellten geleitet wird. Auch das unternehmerische Risiko ist in der Praxis geringer als das der Arbeitnehmer. Der Unternehmer haftet bei Kapitalgesellschaften nur mit seiner Einlage, der Manager oder Arbeitnehmer häufiger mit seiner ganzen Existenz, vor allem, wenn er älter ist. Das Schlimmste, was dem Unternehmer passieren kann, ist ein »Heruntersinken« auf den Status seiner Arbeitnehmer, daß er auch vom Verkauf seiner Arbeitskraft leben muß, wie die große Mehrheit ohnehin.

Dazu kommt, daß bei großen Unternehmungen nur die Gewinne privatisiert, die Verluste dagegen sozialisiert werden. Da der Staat bedeutende Unternehmen oder Wirtschaftszweige mit ihren zahlreichen Arbeitsplätzen nicht mehr einfach in den Konkurs gehen lassen kann, springt er in der einen oder anderen Form mit öffentlichen Mitteln ein, wenn eine große Pleite oder der Niedergang einer ganzen Wirtschaftslandschaft droht.

Der Verschleierung der Verhältnisse dient auch das Märchen vom Konsumverzicht des armen Unternehmers. Man sieht ihn schon in Lumpen umherlaufen und am Hungertuch nagen, nur um seinen lieben Arbeitern Maschinen und Werkzeuge kaufen zu können. Kapitalbildung durch harten Konsumverzicht ist heute die Ausnahme von der Regel. Das kam in »Gründerzeiten« vor und gilt auch heute noch für den fleißigen Handwerker, der spart, um sich selbständig zu machen, oder für den sparsamen Arbeitnehmer, der sein Reihenhäuschen mühsam abzahlt. Für die Erben großer Vermögen oder die etablierten Kapitalbesitzer besteht der Konsumverzicht vielleicht darin, die Errichtung einer Schwimmhalle, den Bau des dritten Feriensitzes, den Kauf eines wertvollen Gemäldes oder die Übernahme eines edlen Reitpferdes in einem schlechten Geschäftsjahr einmal zu verschieben. Oder auch nicht.

Der unkorrigierte freie Wettbewerb privater Produzenten und Händler erhöht ständig die Ungleichheit in der Vermögensverteilung, weil sich nach dem geheimnisvollen Prinzip des Kapitalismus Vermögen immer dort vorwiegend weiter ansammelt, wo schon welches vorhanden ist. Die Besitzverhältnisse verfestigen sich mit der Zeit so, daß die in Gründerzeiten gegebene Gleichheit der Startchance nach und nach verschwindet, bzw. auf das Wahrnehmen weniger

Außenseiterchancen beschränkt bleibt. Weil diese Art von Freiheit totale Ungleichheit produziert, erzeugt sie auch ein System von Unfreiheiten bei der Mehrheit.

Auch die hochindustrialisierten, mit hohem Lebensstandard der Mehrheit und einem System sozialer Sicherung ausgestatteten Gesellschaften schweben in der Gefahr, südamerikanische Feudalverhältnisse zu bekommen, allerdings auf weit höherem Niveau. Der kleinen Zahl großer Vermögensbesitzer steht dann eine ganz breite Schicht Lohnabhängiger gegenüber, die zwar nicht hungern, frieren oder in Elendshütten wohnen, aber doch ausgehaltene Wirtschaftsuntertanen bleiben.

Die kapitalistische Großwirtschaft produziert zwar noch Unternehmerideologie aus der Pionierzeit des freien Unternehmertums, ist in Wahrheit jedoch bereits bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterworfen, die sich unabhängig von der Eigentumsstruktur entwickeln. Die Geschichte vom strebsamen jungen Mann, der lange Jahre fleißig spart, um mit dem dann zusammengetragenen Kapital aufgrund eigener Ideen, Initiativen und einer frisch-frommen Risikobereitschaft ein Unternehmen zu gründen, klingt für die große Mehrheit aller Berufstätigen wie ein Märchen. Das war einmal. Typisch ist das nicht.

Bei mir ging der Text wie folgt weiter:

Der Kapitalismus kann nicht überleben, weil er die Entwicklung zur ständigen Ungleichheit nicht aufhalten und ganz gewiß nicht umkehren kann. Er wird sich weiter konzentrieren und feudalisieren. Da er nicht mehr als Nachfragevermittler funktioniert, kann er auch keinen Kapitalstock für die großen, sozial unerlässlichen Zukunftsinvestitionen mehr bereitstellen. In dem wucherischsten und verschwenderischsten aller kapitalistischen Systeme, dem amerikanischen, wächst die Kapitallücke von Jahr zu Jahr, da das System mehr konsumiert und weniger in sein Sozialsystem investiert als irgendein anderes. Da einerseits zu wenig Kapital in neuen Maschinen investiert wird, andererseits aber zu wenig für die soziale Sicherheit der Lohnabhängigen getan wird, sind Arbeitslosigkeit und soziale Desorganisation unvermeidlich. Sicherlich sind kaum weniger als 500 Milliarden Dollar notwendig, um auch nur das minimale Wirtschaftswachstum und die minimalsten Sozial- und Gesundheitsdienste der nächsten zehn Jahre in den Vereinigten Staaten zu finanzieren.

Je mehr technisch machbar wird, desto notwendiger ist es im Interesse der Bevölkerung, bei den Großinvestitionen Prioritäten zu setzen, und diese Prioritäten dürfen nicht von Unternehmern gesetzt werden, die ja zur Profitmaximierung verpflichtet sind und

deshalb selbst dann nicht im Interesse der Bevölkerung handeln könnten, wenn sie es als »liberale« Individuen gern getan hätten. Da die Bevölkerung wächst, die Bodenfläche aber gleich bleibt, schwindet der dem einzelnen Staatsbürger verfügbare Grund und Boden von Generation zu Generation. Je geringer er wird, desto teurer wird er aber auch. Damit nimmt die Möglichkeit des Lohnabhängigen, sich ein eigenes Stückchen Land zu erwerben, laufend ab. Diese Entwicklung zwingt zur Sozialisierung des Bodens. Sie läßt keine andere Möglichkeit als die eines sozialistischen Bodenrechts zu. Die Freiheit der Beherrschten verlangt eine Freiheitsbeschränkung der Herrschenden. Die altliberale These »Eigentum macht frei« hat in einer solchen Gesellschaftsordnung längst ihren Sinn verloren, denn erstens gilt sie nur für die Minderheit der Besitzenden, und zweitens verwandelt sie sich in ihr Gegenteil, wenn der kleine Mann zu große finanzielle Lasten übernimmt (Ratenzahlungen, Abstottern, Kleinkredite, Hypotheken, »Umschuldung«). Hat er einmal ein Haus gekauft, so ist er obendrein an den Ort gebunden, in dem er lebt, und muß besser bezahlte Lohnarbeit in anderen Gegenden ablehnen.

Wirklich bedeutsames Eigentum, vor allem Eigentum an den Produktionsmitteln, konstituiert dagegen die Gefahr, daß der Eigentümer die Regierung dazu veranlaßt, es mit Milizgewalt (SA, SS) gegen die Ansprüche des Volks zu verteidigen. Das ist Faschismus, und deshalb sind kapitalistische Systeme stets latent faschistisch.

Bei Flach erscheinen diese fünf Absätze in folgender Form:

Der Kapitalismus wird nur überleben, wenn er die Entwicklung zur ständig zunehmenden Ungleichheit stoppt und allmählich umkehrt (S. 28-29). Der Kapitalismus wird entweder weiter konzentrieren und »feudalisieren« und dann eines Tages hinweggefegt werden – oder er wird neue Wege einer echten Eigentumsstreuung finden. Er wird vor allem im Konsumgüterbereich auch in Zukunft für den Markt als Nachfragevermittler produzieren, aber einen zunehmenden Kapitalstock für die großen, unabweisbaren öffentlichen Zukunftsinvestitionen bereitstellen müssen (S. 31). Immer mehr wird technisch machbar, aber die Ökonomie zwingt zu Rangfolgen, und um so wichtiger werden die Prioritäten bei den Großinvestitionen. Man kann die Entscheidung darüber wohl kaum Privatleuten anvertrauen, deren Legitimation durch den Zufall der Besitzgröße oder des Erbgangs bestimmt wird (S. 31). Das Problem des Privatbesitzes wird auch am Beispiel von Grund und Boden deutlich. Die Menschen werden immer zahlreicher, das Bodenangebot bleibt konstant. Relativ gesehen wird Boden sogar

immer knapper. Die Chance, eigenen Grund und Boden zu erwerben, nimmt für eine zunehmende Zahl von Menschen laufend ab. Diese Entwicklung zwingt einfach zu gemeinwirtschaftlicher Bodennutzung, zumindest aber zu einem modernen Bodenrecht mit stärkeren öffentlichen Eingriffsmöglichkeiten. Die Freiheit der größeren Zahl zwingt hier auch vom liberalen Standpunkt zu einer Freiheitsbeschränkung einer kleineren privilegierten Gruppe (S. 31-32).

Auch die altliberale These »Eigentum macht frei« gilt in der Massengesellschaft nur für eine Minderheit und stimmt auch nur bedingt. Sicher ist persönliches Eigentum ein Element der Freiheit – der Entscheidungsfreiheit und der Gestaltungsfreiheit. Doch Eigentum kann auch versklaven. Das gilt vor allem für die langfristige Übernahme zu großer Lasten und Verzichte, um es zu schaffen, und für die Gebundenheit bei immobilem Eigentum, die manchen Erwerbstätigen davon abhält, seine Chancen auf dem Arbeitsmarkt voll wahrzunehmen (S. 32).

Kapitalistische Ordnungen sind potentiell faschistisch ... In höchster Bedrängnis, wenn ernsthafte Gefahr für ihre Besitzpositionen droht, kann den herrschenden Kreisen in kapitalistischen Staaten die Rettung durch eine faschistische Ordnung lieber sein als ihr Abstieg (S. 75).

In der folgenden Auseinandersetzung mit den Grundlagen des Liberalismus und der Alltagspraxis der Liberalen habe ich die Absätze numeriert, so daß der Leser Flachs Abwandlungen meines Texts Absatz um Absatz mit meinem Original vergleichen kann. Interessanterweise tauchen die Absätze bei Flach nicht in der gleichen Reihenfolge auf wie bei mir, und deshalb gebe ich am Ende eines jeden Absatzes die Seitennummer im Flachschen Buch.

Ich schrieb:

1. Der Kapitalismus hat durch die Mobilisierung des Egoismus eine massenweise Ausbeutung von drei Arbeitergenerationen durchgeführt. Durch deren erzwungenen Konsumverzicht bei erzwungener höchster Arbeitsleistung entstand das Kapital, das Grundlage der industriellen Entwicklung wurde. Es

war ein System höchster Wirksamkeit und höchster Ungerechtigkeit. In einem jahrzehntelangen Kampf hat die Arbeiterbewegung dann nach und nach einen steigenden Anteil am Einkommen und ein System begrenzter sozialer Sicherung errungen.

2. Liberale Kapitalisten versuchen heute, das gleiche System noch einmal in den Entwicklungsländern anzusiedeln. Die Erfahrung zeigt aber, daß es vollkommen unsinnig ist, diese Entwicklungsländer mit Modellen aus der »hochentwickelten« Welt zu beglücken. Der westliche Liberalismus ist für diese Regionen zur Zeit untauglich. Aus ökonomischen und traditionellen Gründen. Er sollte auf Mission verzichten. Da die Veränderung der gesellschaftlichen Strukturen für den Fortschritt in den Entwicklungsländern entscheidend ist, sollten sich gerade die Liberalen davor hüten, dort vorwiegend mit den Trägern veralteter, teilweise feudalistischer Machtstrukturen zusammenzuarbeiten. Sie sollten, wo immer das möglich ist, Kooperation mit den revolutionären Kräften und Befreiungsbewegungen suchen, die allein bereit und in der Lage sind, die Strukturen in diesen Ländern radikal zu verändern und zu modernisieren.
3. Werden, können die Industriebosse in den Industrieländern erkennen, daß sie sich selbst das Grab schaufeln, wenn sie die dringend notwendigen, natürlich ohne Druck unmöglichen, Strukturverbesserungen in der dritten Welt mit direkter oder indirekter Gewalt zu verhindern versuchen?

4. Bisher haben die Liberalen kaum geholfen, solche Strukturverbesserungen gegen den Widerstand der Wirtschaftsbesitzer durchzudrücken. Im Gegenteil, gerade liberale Wirtschaftsminister und Wirtschaftskapitäne sind es, die unter dem Vorwand des Diensts an der »freien« Marktwirtschaft solche Strukturverbesserungen immer wieder verhindern. Aus den gleichen Gründen hat der bürgerliche Liberalismus bereits in den Kinderjahren des Kapitalismus versagt. Er hat weder Kinderarbeit noch Ausbeutung und schon ganz gewiß nicht die Bereicherung der Reichen und die Verarmung der Armen im Frühkapitalismus zu verhindern vermocht. Heute ist er konservativ erstarrt und dient eher als Interessenvertreter der herrschenden Klasse als der Mittelschicht oder gar der Arbeiter.
5. Der radikale Liberalismus, der einst meinte, die Gesellschaft für Veränderungen offenhalten zu können, leugnet und verschleiert die gesellschaftlichen Konflikte heute unter dem Vorwand, sie erzeugten Klassenfeindschaften. Aber man beseitigt den Klassenkampf nicht, indem man sich über ihn empört. Das Bürgertum kämpft um Macht über das Proletariat und um Einfluß auf dessen ökonomisches Schicksal. Man hebt diesen Kampf nicht auf, indem man leugnet, daß er besteht.
6. Der Liberalismus hatte deshalb eigentlich schon von dem Augenblick an abgewirtschaftet, wo er sich zum Hüter des Privateigentums an den Produktionsmitteln ernannt hat und den Sozialismus als Todfeind zu betrachten begann, weil dieser mit den liberalen

- Versprechungen der Freiheit und Gleichheit ernstmachte, indem er ihnen ökonomische Freiheit und ökonomische Gleichheit entgegensetzen suchte.
7. Da die Liberalen glaubten, die uneingeschränkte Nutzung des Privateigentums an den Produktionsmitteln wirksamer und rigoroser im Bündnis mit den Konservativen erreichen zu können, begannen sie in Gemeinschaft mit diesen, der Arbeiterschaft den ökonomischen und sozialen Aufstieg zu verbarrikadieren.
  8. Damit wurde der Liberalismus einerseits zur Großunternehmer-Philosophie aufgebauscht, andererseits zur Kleinhändler-Ideologie reduziert.
  9. Liberale Theoretiker des frühen Kapitalismus wie Adam Smith und David Ricardo gingen von der These aus, daß der Fortschritt der Gesamtheit dann am wirksamsten ist, wenn jeder einzelne für sich versucht, seinen eigenen »Fortschritt« durchzudrücken. Die Rationalisation des Eigennutzes als Gemeinnutz führte zur Rechtfertigung des absoluten Egoismus.
  10. Denn das »freie« gesellschaftliche Zusammenspiel der individuellen Egoisten führte nicht zum »freien« Konkurrenzkampf, sondern zum Triumph der finanziell Stärkeren und zur Ausmerzungen der finanziell Schwächeren. So trat das Paradoxe ein: Die Chefideologen des »neuen« Liberalismus – Männer wie Wilhelm Röpke und Walter Eucken – wurden zu Vätern des Staatskapitalismus und der Staatsintervention. Denn sie argumentierten, daß ein »liberales« Wettbewerbssystem in der Wirtschaft nur dann funktionieren könne, wenn der Staat als Beschützer

der Kleinen gegen die Großen auftrete. So entstanden die Kartellgesetze, die unter dem Vorwand, den kleinen Unternehmer gegen Übergriffe der großen Kartelle und Monopole zu schützen, die Vorteile der Massenproduktion verhinderten und den Arbeitnehmer benachteiligten, indem sie das Preisniveau der Konsumartikel vom Kleinunternehmen bestimmen ließen.

11. Gerade die Kombination von »sozialer« Marktwirtschaft und Privateigentum an den Produktionsmitteln war es aber, die zu der heutigen, sich in Finanzkrisen, Inflationen, Stagnationen und fieberhaften Währungsschwankungen äußernden sozialen Ungleichheit geführt hat. Die Freiheit des Volkes gegenüber dem Unternehmer und dem ihn unterstützenden Staat ist derart geschrumpft, daß sie an totale Hilflosigkeit zu grenzen beginnt. Trotz gelegentlich steigendem Lebensstandard und verbesserter sozialer Sicherung der Lohnabhängigen hat die Vermögenskonzentration in der westlichen Industriegesellschaft zu einer sozialen Disparität geführt, die der Begründung des Privateigentums an den Produktionsmitteln mit dem Begriff der persönlichen Freiheit jede Grundlage entzogen hat.
12. Längst haben die Liberalen aufgehört, darüber nachzudenken, ob die Antriebskraft privater Unternehmen für den »wirtschaftlichen Fortschritt« wirklich so wertvoll ist, daß die wachsende Ausbeutung und Korruption als Preis der Effektivität des Privateigentums in Kauf genommen werden müssen, oder ob die Machtkonzentration des Privateigentums

an den Produktionsmitteln nicht bereits so selbstzerstörerisch ist, daß Effektivitätsverluste hingenommen werden müssen, um den Arbeitern und Angestellten ihren eigenen, berechtigten Anteil an den Produktionsmitteln zu geben.

13. Als Sozialist ist mir die sogenannte Mitbestimmung niemals so wichtig gewesen wie den rechten Sozialdemokraten, denn ich halte sie für einen Versuch, die Verantwortung für die Ausbeutung des Lohnabhängigen auf den Lohnabhängigen selbst abzuwälzen und ihn dadurch mitschuldig am Prozeß der Ausbeutung zu machen. Aber es macht mich trotzdem stutzig, daß die Liberalen sich so oft mit den Konservativen einig sind, wenn es darum geht, die Mitbestimmungsansprüche der Gewerkschaften zurückzuweisen.
14. Das altliberale Ideal vom schaffenden Menschen, der in seinem Arbeitsleben so viel Kapital ansammelt, daß er in Not und Alter davon leben kann, wird für die große Mehrheit zur Farce. Deshalb haben wir als Sozialisten das Gebot der sozialen Sicherheit stets als mindestens so wichtig wie das der persönlichen »Freiheit« erachtet.
15. Der Rechtsanspruch auf Sozialversicherung ist in Wahrheit der wichtigste Besitztitel in der industriellen Massengesellschaft. Nicht der ist wahrhaft frei, der alle Lebensrisiken selber trägt (und am Ende der Gemeinschaft häufig ziemlich rechtlos zur Last fällt), sondern derjenige, dem die Angst vor unverschuldeter Not und unberechenbaren Risiken und vor dem Alter genommen wird. Die Befreiung von der Existenzangst,

soweit menschenmöglich, gehört zu den entscheidenden sozialistischen Aufgaben in der Massengesellschaft. Die staatliche Volksrente für alle als Grundsicherung ist daher stets ein sozialistisches Anliegen gewesen.

16. Die Bürgerrechte gegenüber dem Staat festzulegen und zu stärken war die große liberale Leistung des 19. Jahrhunderts. Die Bürgerrechte am Arbeitsplatz zu stärken, ist die sozialistische Aufgabe des 20. Jahrhunderts.
17. Die beiden großen Revolutionen, die französische und die russische, die liberale und die sozialistische, hatten mehr miteinander gemein, als die Liberalen heute zugeben. Der Gedanke, daß Revolution nicht mit Liberalismus zu vereinbaren sei, wäre den liberalen Revolutionären von 1789 niemals gekommen. Für soziale Ungerechtigkeit, für erstarrte Besitzverhältnisse kann es kein liberales Alibi geben. Da hilft nur der Kampf, und den müssen Sozialisten und Liberale gemeinsam führen. Sozialismus und Liberalismus sind nicht nur vereinbar, sondern können unabhängig voneinander überhaupt nicht existieren.
18. Es ist unklug, den Sozialisten die Kampfgemeinschaft zu versagen, weil sie radikal sind, und es ist unfair, dem Sozialismus wegen seiner unvermeidlichen Kinderkrankheiten die Anerkennung seiner vorbildlichen Sozialmodelle, seiner Bemühungen um die Ausgebeuteten und seiner wirksamen Bekämpfung kapitalistischer und kolonialer Übel zu verweigern.
19. Verdankt der Liberalismus nicht auch seinerseits den Sozialisten einiges? Ist er nicht eigentlich erst durch

sie gezwungen worden, seine Eigentumsideologie zu überdenken, seiner Erstarrungsgefahr offen ins Auge zu sehen und seine radikalen Wurzeln (*radix*, lat. »Wurzel«) wiederzufinden? Wäre es nicht gut für die Zukunft des Liberalismus, wenn statt der konservativen, noch immer im Nationalistischen steckenden Rechtsliberalen jene Linksliberalen zur Macht kämen, die das Wohl der gesamten Gesellschaft anstreben?

20. Denn der Liberalismus ist ja eigentlich keine selbständige Ideologie, sondern nur der ideologische Niederschlag des gesellschaftsbefreienden Kampfes, den das Bürgertum in seiner revolutionären Phase gegen den erstarrten Feudalismus gekämpft hat.
21. Er ist seinerseits im 19. Jahrhundert erstarrt und ruht sich nun mit gezogenen Zähnen von den Anstrengungen des 18. Jahrhunderts aus. Gelingt es ihm nicht, sich von seiner Bindung an den Kapitalismus zu befreien, so hat er seine Zukunft verspielt. Da er niemals mehr als ein Wirtschaftsliberalismus gewesen ist, ist sein Selbstbild eines philosophischen und kulturellen Liberalismus illusorisch. Wir erkennen das jeden Tag daran, daß die materiellen Interessen des liberalen Bürgers in der Praxis Vorrang vor dem angeblichen Anliegen der Freiheit und Würde erhalten.
22. Der einstige Kulturliberalismus ist heute zum Verteidiger der Reichen geworden, weil er meint, eine liberale Kultur sei eine, die jedem Staatsbürger das gleiche Recht gibt, sich die gleichen Kulturgüter zum gleichen Preis anzueignen und die gleiche Erziehung

zum gleichen Preis zu kaufen. Der einstige Rechtsliberalismus ist zum Rechtspositivismus erstarrt, weil er meint, die Gleichheit aller vor dem Gesetz sei bereits erfüllt, wenn Arme und Reiche das gleiche Recht haben, unter den Brücken zu schlafen oder Gold ins Ausland zu schaffen. Von dem Tage an, wo der einstige Liberalismus des Freihandels sich zur Ideologie des Nationalismus machte - man denke an die Zeiten der Burschenschaften - war die Zeit einer freiheitlichen Ideologie des Bürgertums vorbei. In Deutschland geschah das, als die Liberalen den verfassungswidrigen Militärhaushalten Bismarcks zustimmten und dann die Nationalliberalen sich vom Rest ihrer Partei abspalteten, um Bismarcks Indemnitätsvorlagen zu unterstützen.

23. Vollends pervertierte der Liberalismus mit der Übernahme der calvinistischen Prädestinationslehre. Der Gedanke, daß wirtschaftlicher Erfolg der Beweis sei, man sei von Gott zum Ausbeuter anderer gewählt worden, spukt heute noch in den Hirnen liberaler Unternehmer herum. Im Gegensatz zu diesen bürgerlichen Liberalen haben wir als liberale Sozialisten stets gewußt, daß Menschen keine Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit erlangen können, solange sie ökonomisch ungleich bleiben.
24. Der liberale Leistungs- und Wettbewerbsbegriff läßt sich deshalb nur in einer sozialistischen Gesellschaft realisieren. Nur dort besteht jene Gleichheit der Startchancen, die einen vom Egoismus befreiten Wettbewerb, eine vom Brotneid emanzipierte Leistung ermöglicht.

25. Ehrliche Liberale wie Friedrich Naumann haben das bereits vor dem ersten Weltkrieg erkannt, aber diese Erkenntnis hat uns keinen Schritt weitergebracht, weil diejenigen, die Naumann heute verbalen Respekt zollen, die gleichen sind, die den Naumannschen Linksliberalismus immer wieder unterwandern und in eine Ideologie des Besitzbürgertums zurückverwandeln. Der ständige Schwund der liberalen Wähler hat seinen Grund in dieser besitzbürgerlichen Erstarrung einer Ideologie, die heute von Konservativen genau wie von Liberalen im Munde geführt, aber in der Praxis nur von Sozialisten realisiert wird. Jeder Einsatz junger Liberaler für die einstigen Überzeugungen des revolutionären Bürgertums wird heute mit Parteiausschluss oder zumindest völliger Isolierung in der FDP bedroht.
26. Das Versagen der Liberalen hat sich auch in der Herausbildung der sogenannten »Neuen Linken« gezeigt, die im Gegensatz zu dem, was die angsterfüllten Konservativen in ihr sehen, niemals eine sozialistische oder gar kommunistische, sondern stets nur eine neoliberale Bewegung gewesen ist. Hätten die heutigen Liberalen nicht die radikale Position ihrer Väter aufgegeben, so hätte die »Neue« Linke diese evakuierten Positionen nicht zu okkupieren gebraucht. Ja, es hätte sich wahrscheinlich gar keine »Neue« Linke gebildet, wenn der Liberalismus nicht seine Radikalität aufgegeben hätte, um sich zur Partei der Beamten, der leitenden Angestellten und der Manager zu machen. Die Väter und Mütter der Neuen Linken, von Herbert Marcuse bis zu Shulamith Firestone, von Rudi

Dutschke bis zu Ulrike Meinhof, sind enttäuschte, verprellte oder verhinderte Liberale. Die Studentenbewegung, die linke Frauenbewegung, die »außerparlamentarische Opposition«, die Bürgerinitiativen, die Spontangruppen – sie alle wollen durchsetzen, was das Parlament nicht mehr durchsetzen kann. Und wieso kann es das nicht? Weil es seine Liberalen und seinen Liberalismus verloren hat. Weil die im Parlament überlebenden »Liberalen« ihre Funktion als aktive *Kämpfer* für *liberté* im radikalsten Sinne des Wortes aufgegeben haben. Erst die Weigerung jener angeblich demokratischen Institution, des Parlaments, die Forderungen dieser neoliberalen Volksgruppen auch nur zu diskutieren, hat sie dann in die Illegalität getrieben. Der Staat hätte sich die riesigen Summen und den ungeheuren Personal- und Materialverschleiß seiner Fahndung nach »terroristischen« Gegnern ersparen können, wenn er sich diese Gegner nicht geradezu systematisch herangezüchtet hätte. Wer sich weigert, die Demokratie, die er im Munde führt, auch zu praktizieren, der darf sich nicht wundern, wenn die Enttäuschten zu nichtdemokratischen Methoden greifen, um das Versprechen einzulösen. Das heißt: um das Versprochene zu realisieren.

27. Die Gesellschaft verdankt diesen Enttäuschten entscheidende Anstöße. Sie haben die uralte Frage nach Theorie und Praxis in scharfer Form neu gestellt. Diese bohrende Frage nach der Übereinstimmung von Ziel und Wirklichkeit, von vorgegebenen und tatsächlichen Zuständen, von eigentlichem Interesse

und vorhandenem Bewußtsein, wird von der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion so bald nicht verschwinden. Und sie wird auch an die gestellt werden, die glauben, den Fortschritt gepachtet zu haben, aber den Fragen in ihrem Machtbereich mit den klassischen Methoden konservativer Ordnungsgewalt noch ausweichen können.

28. Die Protestbewegung hat der Erkenntnis Raum verschafft, daß auch formale Freiheitsgarantien nicht genügen, wenn durch Sitte, Konvention, auch durch Wissenschaft, veraltete Bewußtseinshaltungen verfestigt werden, welche die große Mehrheit davon abhalten, von ihren formal gegebenen Rechten und Freiheiten tatsächlich Gebrauch zu machen. Sie hat den Ring der Selbstzufriedenheit gesprengt, der kritische Erfahrungen umschloß und verhinderte, daß diese in Aktionen umgesetzt werden konnten. Erst durch den Protest wurde einer breiten Schicht deutlich, daß unsere brave parlamentarische Demokratie vielen alten autoritären Strukturen nur aufgepfropft wurde, die unter der Decke formaler Freiheit ein munteres Eigenleben weiterführen. Was die liberale Kritik längst in gelehrten Abhandlungen und geistvollen Betrachtungen erarbeitet hatte, wurde auf einmal hervorgekehrt und in Protestpraxis umgesetzt. Dabei ergaben sich drei wichtige Fragen:
- Ist der Anpassungsdruck der modernen kapitalistischen Leistungsgesellschaft so stark, daß Toleranz und Meinungsfreiheit keine verändernden, sondern nur noch therapeutische Funktionen haben?

- Sind ganze Bereiche von Wissenschaften außerstande, das gegebene System kritisch in Frage zu stellen, weil ihr gesamter Begriffsapparat bewußt oder unbewußt auf die Erhaltung vorhandener Besitz- und Machtstrukturen ausgerichtet ist?
- Ist die Gesellschaft bereits derart eingeschläfert, daß nur noch sensationelle Regelverletzungen jene Aufmerksamkeit erzielen, die Veränderung bewirken kann?

Die dritte Frage schien mir von besonderer Dringlichkeit, weil ich nach den Berliner Studentendemonstrationen des 2. Juni 1967, dem Pariser Mai des Jahres 1968 und der blutigen Befreiung Andreas Baaders fest erwartete, was dann auch prompt geschah: das Abschliedern der neoliberalen Aktivisten in Brandstiftungen, Attentate, Geiselnahmen und Bankraube. Ich bin heute wie damals der Ansicht, daß nichts Derartiges je erfolgt wäre, wenn die Regierung den berechtigten Ansprüchen der Studenten und anderen bürgerlichen Linken nachgekommen wäre. Und ich bin nicht von der Überzeugung abzubringen, daß die Kriminalisierung der linken Aktivisten nie stattgefunden hätte, wenn einerseits die Liberalen fähig gewesen wären, die moralische Entrüstung und den radikalen Elan der Jungen im Parlament Geltung zu verschaffen, und wenn andererseits die Sozialisten in der SPD, der DKP, der KPD und des KBW sich willens gezeigt hätten, die nur allzu berechtigte Empörung der bürgerlich Radikalen in disziplinierte politische Aktionen umzusetzen. Aus diesem Grunde wage ich vorauszusagen, daß der

Radikalenerlaß unserer Tage mit unausweichlicher Sicherheit eine ganze Generation von illegal tätigen Aktivisten erzeugen wird. Jedes auch nur einigermaßen fähige Regime integriert seine Gegner, indem es ihnen innerhalb der Grenzen des Staates erlaubt, ihre Kritik am Staate auszuüben. Verbietet man ihnen das, so treibt man sie in die Illegalität und erzeugt damit haargenau, was man eigentlich im Keime ersticken wollte: den Terror von morgen.

Dies ist der einzige Punkt, in dem Flach sich geweigert hat, mir zu folgen. Mari beachte beispielsweise seine zaghafte Umformulierung meines Absatzes 26 und vor allem, was er daraus gestrichen hat. Andererseits finde ich es beachtlich, daß er in fast jeder anderen Hinsicht mir gefolgt ist und trotzdem meine Argumente mit winzigen Wortänderungen so erfolgreich zugunsten seiner eigenen Partei umbogen hat. Das zeigt eine Flexibilität und eine politische Empathie, die der heutigen FDP völlig verlorengegangen ist. Sicher hat der deutsche Liberalismus seit Friedrich Naumann kein größeres Talent hervorgebracht als Karl-Hermann Flach.

Hier seine Umformulierung meiner Ansätze:

1. Das erste Beispiel ist der westliche Frühkapitalismus. Er hat durch die Mobilisierung (usw. wörtlich wie bei mir. S. 61).
2. Die Beispiele zeigen, daß es vollkommen unsinnig ist (usw. wörtlich wie bei mir. S. 62f.).
3. Wörtlich und unverändert von mir übernommen (S. 95).
4. Selbst wenn man im Liberalismus nicht die ewige Frage nach der Freiheit und Würde des Menschen zu sehen

vermag, sondern nur die geschichtliche Periode etwa von der Zeit des Humanismus und der Aufklärung über die große Französische Revolution bis hin zum Hochkapitalismus, sind seine Sünden vergleichsweise gering. Er hat nach seinem großen und erfolgreichen Kampf um geistige Freiheit, bürgerliche Rechte und verbrieft Verfassungen teilweise versagt, ließ sich als Interessenvertreter privilegierter Schichten mißbrauchen, erstarrte bürgerlich-konservativ und trägt Mitverantwortung an den Sünden des Frühkapitalismus, an Kinderarbeit, Menschengrausamkeit und ungerechter Vermögensverteilung (S. 9).

5. Der Liberalismus muß daher versuchen, jede Gesellschaft für Veränderungen offen zu halten. Er kann deshalb die gesellschaftlichen Konflikte nicht leugnen oder verschleiern, sondern muß sich stets um Spielregeln bemühen, sie menschenwürdig auszutragen (S. 15).
6. Die Auffassung, daß Liberalismus und Privateigentum an Produktionsmitteln in jedem Falle identisch seien, gehört zu den Grundirrtümern der jüngsten Geschichte, die in unserer Zeit fortleben (S. 20).
7. Sie erklärt sich aus der Tatsache, daß das aufkommende Bürgertum als festumrissene Gesellschaftsschicht seinen Aufstieg von der Durchsetzung liberaler Ideen abhängig sah. Das gab dem Liberalismus im 19. Jahrhundert seine Stoßkraft und seine soziale Basis. Das Bürgertum hat den Liberalismus groß gemacht, als es seinen gesellschaftlichen Aufstieg mit ihm verbunden glaubte.

Es hat ihn (vor allem in Deutschland) schnell verraten, als es meinte, seine gesellschaftlichen Interessen im Bündnis mit den konservativen Kräften wirksamer und risikoloser vertreten zu können und der Arbeiterschaft den gesellschaftlichen Aufstieg verbauen wollte. Diese Bindung von Liberalismus und Bürgertum war eine Bindung auf Zeit (S. 20).

8. Der Liberalismus läßt sich heute weder als Großunternehmer-Philosophie mißbrauchen, noch auf eine Kleinhändler-Ideologie reduzieren (S. 20).
9. Auch für die liberalen Theoretiker des frühen Kapitalismus wie Adam Smith und David Ricardo war der Liberalismus keine Privilegien-Theorie, sondern eine Soziallehre. Sie gingen ganz schlicht von der These aus, daß der Fortschritt der Gesamtheit dann am wirksamsten wäre, wenn jeder Einzelne für sich versuchen würde, das Beste zu erreichen. Maßstab war selbst ihnen nicht das Glück einiger Einzelner, sondern das Glück der Gesamtheit als Summe des Erfolges strebsamer Einzelner. Die Theorie von der Mobilisierung des Egoismus als Motor allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritts war ja auch ohne Zweifel erfolgreich und ist es in Grenzen noch heute (S. 20f.).
10. Doch bald zeigte es sich, daß absolute Vertragsfreiheit, das freie Spiel der Kräfte, nicht zum vollkommenen Wettbewerb führten, sondern zu seiner fortlaufenden Einschränkung durch Kartelle und marktbeherrschende Konzentrationen. Die neoliberale Schule um Wilhelm Röpke und Walter Eucken, die den Wettbewerb als entscheidend für ein Funktionieren des Marktes und als wirksamsten Antrieb des

wirtschaftlichen Fortschritts erkannt hatte, rang sich dann zum Recht auf Staatsintervention zur Herstellung oder Wiederherstellung von Wettbewerb durch. Die modernen Kartellgesetze gehen auf diese Lehre zurück (S. 21).

11. Heute sehen wir noch viel klarer, daß Privateigentum an Produktionsmitteln und Marktfreiheit zu einer immer größeren Ungleichheit führen, welche die Freiheit kleiner Gruppen unerträglich einschränkt. Die Vermögenskonzentration in den westlichen Industriegesellschaften führt selbst bei wachsendem Lebensstandard und steigender sozialer Sicherung der lohnabhängigen Massen zu einer Disparität, welche der Begründung der Besitzverhältnisse mit dem Begriff der persönlichen Freiheit jede Grundlage entzieht (S. 21).
12. Aus diesen Gründen ist die Frage der besitzrechtlichen Organisation der Produktion für den Liberalen keine Glaubensfrage, sondern eine Frage nüchterner Zweckmäßigkeit. Es muß von Zeit zu Zeit, von Fall zu Fall, geprüft werden, ob die Antriebskraft privater Unternehmen für den gesamten wirtschaftlichen Fortschritt so wertvoll ist, daß die bei dieser Eigentumsform unvermeidliche Ungerechtigkeit als Preis der Effektivität in Kauf genommen werden kann, oder ob die Machtkonzentration privater Eigentümer so gefährlich ist, daß selbst gewisse Effektivitätsverluste für eine stärkere Machtaufteilung und mehr Gerechtigkeit zu riskieren sind (S. 22).
13. Doch für eine grundsätzliche Ablehnung jeder Mitbestimmung gibt es keine liberalen Argumente. Die

größtmögliche Freiheit des lohnabhängigen Bürgers mit einem Höchstmaß an wirtschaftlicher Effektivität zu verbinden, gehört zu den liberalen Denkaufgaben (S. 35).

14. (Erster Satz identisch mit meinem Text. Danach:) Soziale Sicherheit für alle Erwerbstätigen wird daher so wichtig (S. 33).
15. (Identisch mit Ausnahme der beiden letzten Sätze, die bei Flach wie folgt lauten:) Die Befreiung von der Existenzangst, soweit menschenmöglich, gehört zu den entscheidenden liberalen Aufgaben in der Massengesellschaft. Die staatliche Volksrente für alle als Grundsicherung ist daher auch ein liberales Anliegen (S. 33).
16. Die Bürgerrechte gegenüber dem Staat festzulegen und zu stärken, war die große liberale Leistung des 19. Jahrhunderts. Die Bürgerrechte am Arbeitsplatz zu stärken, ist die liberale Aufgabe des 20. (und 21.) Jahrhunderts (S. 34).
17. Es geht letztlich darum, die beiden großen europäischen Revolutionen, die französische von 1789 und die russische von 1917, miteinander zu versöhnen. Sozialismus und Liberalismus sind eben nicht »Feuer und Wasser«, sondern in ihrem ursprünglichen Bemühen um den Menschen durchaus vereinbar. Es wurde dargelegt, daß es für die soziale Ungerechtigkeit, für erstarrte Besitz- und Machtverhältnisse, überhaupt keine liberale Begründung gibt (S. 67f.).
18. Trotzdem wäre es unfair, den Sozialismus nur anhand seiner Fehlentwicklungen, und nicht auch im Angesicht

- seiner vorbildlichen sozialen Modelle, seiner Bemühungen um den unterprivilegierten Menschen, seiner wirksamen Herausforderung an die Welt des Kapitalismus und Kolonialismus zu werten (S. 8f.).
19. Der Liberalismus verdankt der jungen Linken viel. In der Auseinandersetzung mit ihren Thesen und Theorien hat er erst den entscheidenden Anstoß erhalten, seine Eigentumsideologie neu zu überdenken und sich über seine historischen Verfestigungen aus dem 19. Jahrhundert hinweg auf seine Wurzeln zu besinnen. Innerhalb der liberalen Kräfte erhalten die Gruppen, die das Wohl der gesamten Gesellschaft im Auge haben, allmählich das Übergewicht gegenüber den Verfechtern eng begrenzter Besitzinteressen (S. 47).
  20. Der Liberalismus hat es schwer mit seinen Gegnern. Noch schwerer hat er es mit seinen (scheinbaren) Freunden. Der Kapitalismus als vermeintlich logische Folge des Liberalismus lastet auf ihm wie eine Hypothek. Die Befreiung des Liberalismus aus seiner Klassengebundenheit und damit vom Kapitalismus ist daher die Voraussetzung seiner Zukunft (S. 17).
  21. Der Liberalismus ist im 19. Jahrhundert erstarrt. Nachdem es ihm gelang, eine der größten historischen Leistungen der Neuzeit zu vollbringen, nämlich den Übergang vom Absolutismus zum verfassungsmäßigen Rechtsstaat zu erzwingen, hat er sich auf seinen Lorbeeren ausgeruht und nicht erkannt, daß damit nur der erste Schritt zu einer liberalen Entwicklung der Gesellschaft geleistet worden ist (S. 17).
  22. Der Kulturliberalismus wurde vom

Wirtschaftsliberalismus in den Schatten gestellt. Die individuellen Interessen eines sich konsolidierenden Bürgertums erhielten den Vorrang vor dem liberalen Grundanliegen, nämlich Freiheit und Würde für möglichst viele Menschen zu sichern. Der Rechtsliberalismus versteinerte zum Rechtspositivismus, der etwa meinte, die Gleichheit aller vor dem Gesetz sei erfüllt, wenn sie so im Gesetz steht, ohne den sozialen Bezug zu sehen. Der Kulturliberalismus glaubte, die Gleichheit der Startchancen in der Gesellschaft sei automatisch gegeben, wenn die Gleichheit der Bildungschancen vorhanden sei, und begnügte sich wiederum, diese auf dem Papier anstatt in der sozialen Realität zu sichern. Hinzu kam die Kapitulation eines starken Flügels der Liberalen vor dem aufkommenden Nationalismus und Imperialismus, der geradezu klassisch in der Zustimmung der sich dann abspaltenden Nationalliberalen zur Indemnitätsvorlage Bismarcks nach dessen verfassungswidrigen Militärhaushalten während des Krieges 1864 und 1866 zum Ausdruck kam (S. 17f.).

23. Vollends pervertierte der Liberalismus mit der Übernahme der calvinistischen Präbestinationslehre durch einen wesentlichen Teil seiner Anhänger. Die Auffassung, wirtschaftlicher Erfolg sei der Beweis des Ausgewähltseins durch Gott oder wen auch immer, die selbst heute noch in Unternehmerkreisen lebt, ist kraß antiliberal ... Das große Wort von der Gleichheit der Chancen blieb lange eine Phrase, hinter der sich extreme Ungleichheit tarnte (S. 18).

24. Der liberale Leistungs- und Wettbewerbsbegriff lässt sich aber nur rechtfertigen, wenn Gleichheit oder zumindest starke Annäherung der Startchancen in der Gesellschaft besteht. Die Liberalen haben im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts versäumt, sich immer wieder darum zu bemühen. Sie duldeten eine Verfestigung der sozialen Verhältnisse, die den theoretischen und juristischen Freiheitsbegriff zur Waffe in den Händen einer begrenzten Schicht in der Abwehr der Ansprüche breiter Schichten pervertierte (S. 18f.).
25. Die mangelnde soziale Komponente des Liberalismus hat Friedrich Naumann bereits vor dem ersten Weltkrieg treffend gegeißelt. Merkwürdigerweise blieben auch die, die Naumann später verehrten und sich auf ihn beriefen, ziemlich unfähig, den Liberalismus aus seiner besitzbürgerlichen Erstarrung zu befreien und ihm so seine Zukunft zu sichern. Der ständige Schwund der organisierten liberalen Kräfte, der latente Stimmenrückgang der liberalen Parteien, hat seine tiefere Ursache in dieser besitzbürgerlichen Erstarrung des Liberalismus (S. 19).
26. Viele Anhänger der linksradikalen Protestbewegung sind enttäuschte, verprellte oder verhinderte Liberale. Konsequenterweise begann die Entwicklung in Amerika als Bürgerrechtsaktion und in Europa als antiautoritäre Bewegung. Beides sind klassische liberale Positionen. Das Unverständnis der etablierten Autoritäten, die Verteidigung auch überständiger Privilegien mit Klauen und Zähnen, die Ungeduld der meisten jüngeren Protestler, ihre scheinbare

Wirkungslosigkeit, der Einschlag der Romantik und der Hang zum Moralisieren, die Verteufelung von Pragmatik und Taktik, das alles und vieles mehr hat dann bei den Kadern der Bewegung zur Besetzung dogmatisch-autoritärer Gegenpositionen geführt. Was als wirkungsfähige Emanzipationsbewegung begann, geriet in die Gefahr, in systemerhaltendes Revoluzzertum umzuschlagen (S. 43).

27. Die Gesellschaft verdankt der Protestbewegung trotzdem entscheidende Anstöße. (Den Rest des Absatzes hat Flach wörtlich von mir übernommen. S. 43).

28. (Wörtlich von mir übernommen. S. 43f.).

Meine Zeilen waren im Mai 1970, unter dem starken Eindruck der blutigen Befreiung Andreas Baaders aus der Strafanstalt Tegel (oder genauer: dem Deutschen Zentralinstitut für Soziale Fragen in Dahlem) geschrieben worden, Flachs Buch erschien im Januar 1971, und am 1. Juni 1972 rief der Westdeutsche Rundfunk mich an, um meine Meinung über die Verhaftung Baaders, Raspes und Meins' einzuholen. Da meine liberalen Antworten den Liberalen Willi Weyer damals zu der Drohung veranlaßt haben, »mit solchen Kadetten wie diesem Professor Borneman« werde »man« schon noch »fertigwerden«, habe ich mich seitdem oft gefragt, was Weyer wohl gesagt hätte, wenn er gewußt hätte, wie viele der Gedanken, die in das Freiburger FDP-Programm des Jahres 1971 eingeflossen sind, von »solchen Kadetten« wie Esch und mir stammten und auf dem Umwege über Flach dorthin gelangt sind.

Da auch Hans-Dietrich Genscher, von dem ich klügeres,

wenn auch nicht notwendigerweise liberaleres Verhalten erwartet hätte, damals im Bundestag zu der Sache Stellung genommen hat, ohne sich viel Mühe zu geben, erst einmal herauszufinden, mit wem er es da eigentlich zu tun hatte, habe ich das stetige Abgleiten der FDP von den deklarierten Prämissen des Liberalismus seitdem mit Trauer, aber kaum mit Überraschung erlebt. Daß Maihofer fünf Jahre später einen Unschuldigen in aller Öffentlichkeit als »Freund von Terroristen« bezeichnen konnte, war zu erwarten, nachdem Genscher ihm das Vorbild geliefert hatte, mich gegen jede faktische Evidenz zum »Verherrlicher von Terroristen« zu machen: »Wieviel noch zu tun ist, erfuhren wir am Morgen nach der Ergreifung von Baader, Meins und Raspe, als ein Mann, der sich als Ethnologe mit psychoanalytischer Ausbildung bezeichnete, im Rundfunk die Festnahme beklagte und mehr als das: die Terroristen noch verherrlichte« (Genscher im Bundestag am 7. Juli 1972).

Da ich die Festnahme keineswegs »beklagt« und die Gefangenen nirgends »verherrlicht« hatte, da das Interview aber trotzdem – oder vielleicht eben deshalb – zu wochenlangen Schlagzeilen in den deutschen Zeitungen, einer zweitägigen Debatte im Bundestag, einer Anzahl von Anzeigen gegen mich bei der Staatsanwaltschaft Köln, einer staatsanwaltschaftlichen Ermittlung gegen mich, meiner angedrohten Ausweisung aus Österreich und einer Intervention zu meinen Gunsten durch den Österreichischen Bundeskanzler Dr. Kreisky geführt hat, will ich hier noch einmal kurz rekapitulieren, worum es damals ging.

Im Jahre 1968 hatte ich mir nach jahrzehntelanger

Überarbeitung einen Gesundheitsknacks zugezogen. 1969 kaufte ich deshalb ein altes, einsam gelegenes Bauernhaus in Oberösterreich, baute es um und übersiedelte im Mai 1970 mit über 22000 Büchern, um dort in Ruhe an einer Anzahl von Werken zu arbeiten, deren Vorschüsse das Haus finanziert hatten. Zwei Jahre lang lebte ich auch tatsächlich in nahezu völliger Isolierung. Da ich alle Verbindungen zum Funk und Fernsehen, zu Zeitschriften und Zeitungen abgebrochen und nur wenigen Freunden meine Adresse gegeben hatte, klingelte das Telefon fast nie mehr. Am 1. Juni des Jahres 1972 klingelte es aber doch. Ein mir unbekannter Mann stellte sich als Redakteur beim WDR-Hörfunk vor, erzählte mir, er habe meine Rezension von Friedrich Hackers Buch *Aggression* im »Spiegel« mit großer Bewunderung gelesen und wolle nun gerne meine Mitarbeit an einer Sendung über dieses Thema haben.

»Wäre es allzu materialistisch, wenn ich Sie vorher fragte, ob und wieviel der WDR dafür zahlt?« fragte ich.

»Ach, das ist Sache der Honorar- und Lizenzabteilung. Von der werden Sie noch hören. Aufnahme ist allerdings schon morgen früh, aber das wird Sie als alten Funk- und Fernsehhasen ja kaum durcheinanderbringen. Sie brauchen nur vier oder fünf Fragen zu beantworten.«

»Was für Fragen?«

»Na, sagen wir mal vier. Erstens, psychologische Motive von Gewalttätern. Zweitens, psychologische Deutung der Publikumsreaktionen auf Gewalttaten. Drittens, psychologische Analyse der von Innenminister Genscher beklagten Unwilligkeit des Publikums, sich an der Fahndung nach Gewalttätern zu beteiligen. Viertens, psychologische Wirksamkeit von polizeilichen

Fahndungsmaßnahmen: Wie wirkt das, wenn man im Fernsehen einen Panzer neben einem Mann in Unterhosen sieht?«

»Sind Sie wirklich sicher, daß Sie dazu ausgerechnet *meine* Meinung hören wollen? Denn erstens lebe ich seit zwei Jahren in völliger Einsamkeit hier. Zweitens habe ich mich nur mit der ersten Frage befaßt und habe nie im Leben zu den anderen Fragen öffentlich Stellung genommen, da ich wirklich nur Laienhaftes darüber zu sagen habe. Drittens bin ich lebenslanger Sozialist, und Sie sitzen mitten im schwärzesten Rheinland. Viertens trete ich mit meinen Meinungen bestimmt irgend jemandem auf die Zehen, und das kann ich mir in meinem gegenwärtigen Gesundheitszustand einfach nicht leisten. Also überlegen Sie sich die Sache nochmal und rufen Sie mich morgen an.«

»Wieso? Was sind das für Meinungen, die Sie haben?«

»Ich glaube, daß Terrorakte der sogenannten Linken nur der Rechten nutzen. Ich glaube nicht, daß individueller Terror jemals politisches Unrecht beseitigen kann. Aber ich versuche, die Motive der Terroristen zu verstehen, und glaube, daß wir mit Strafen gar nichts gegen sie erreichen können. Nur durch Beseitigung der Ursachen ihres Terrors.«

»Gut! Sehr gut! Genau das wollte ich hören! Ich rufe Sie morgen früh nochmal an, damit wir alles durchsprechen können. Stehen Sie nicht zu spät auf!«

Da ich meine Ablieferungstermine für meine nächsten beiden Bücher bereits überschritten hatte, arbeitete ich aber doch bis vier Uhr früh weiter und ging dann mit Schlafpille zu Bett. Um sieben Uhr morgens schrillte das

Telefon, und der gleiche Mann meldete sich. Nach kurzem Vorgespräch leitete er mich an Frau Helga Märthesheimer weiter, die mich interviewen sollte. »Ich möchte Sie gerne über die Geschichte des Anarchismus befragen, Herr Borneman, zum Beispiel über die früheren Bombenanschläge wie zum Beispiel ...« Ich unterbrach: »Das ist nicht mein Thema, Frau Märthesheimer, ich bin weder Historiker noch Politologe, und von der Geschichte des Anarchismus weiß ich gerade so viel, wie ich eben bei Wolfgang Harich in seiner *Kritik der revolutionären Ungeduld gelesen* habe. Das ist übrigens ein ganz vorzügliches Buch, mit dem ich in jeder Hinsicht übereinstimme. Bleiben wir also bei Fragen der Aggressionspsychologie wie vereinbart.«

Diese Bitte half mir wenig. Die erste Frage ärgerte mich bereits, weil sie sich mit dem »politischen Hintergrund« befaßte, den ich eben zu diskutieren abgelehnt hatte:

*Märthesheimer:* Herr Borneman, guten Morgen. Sie halten sich im Augenblick in Österreich auf. Sie sind also ein bißchen entfernt hier von den Ereignissen in Deutschland. Aber wenn wir Sie als Experten jetzt befragen dürfen, wenn man das Klima der Gewalt hier aus psychoanalytischer Sicht erklären will, muß man wohl trotzdem den politischen Hintergrund betrachten, denn der schafft doch wohl erst den Rahmen für die Reaktion und erklärt die Motive, warum verschiedene Mitglieder der Gesellschaft sich in dieser Situation gewalttätig verhalten.

*Borneman:* Erstens ich bin gar nicht so weit weg. Ich hab' bis vor anderthalb Jahren um die Ecke von jenem Haus gewohnt, in dem die Schießerei in Frankfurt stattgefunden

hat. Also nebenan vom Hessischen Rundfunk. Zweitens habe ich dauernd im Funk gehört und im Fernsehen erblickt, was geschehen ist. Ich betrachte diese Taten als Ausgeburten der reinen Verzweiflung über die Unfähigkeit der sogenannten Neuen Linken, die Arbeiterklasse aus ihrer Lethargie, oder vielleicht genauer gesagt: aus ihrer gegenwärtigen Lust an der Unfreiheit herauszulocken, um für ihre eigenen Interessen, das heißt also für die Interessen des Volkes, zu kämpfen. Es wird ja in der Bundesrepublik Deutschland seit Jahrzehnten wirklich alles schlimmer. Je reicher wir werden, desto kranker werden wir. Selbst in den schlimmsten Zeiten des Krieges, als Hunger und tägliche Lebensgefahr uns ins Auge starrten, hat es nie ein vergleichbares Maß an Neurosen und Psychosen, an Geisteskrankheiten und psychosomatischen Erkrankungen gegeben wie heute. Gerade für den Psychologen zeigt es sich täglich, daß irgend etwas an unserem Wirtschaftswunder ganz und gar nicht klappt. Da können wir kaum überrascht sein, wenn gerade die Klügsten und Tapfersten der neuen Generation lieber freiwillig ihr Leben opfern, als diese Gesellschaft in irgendeiner Weise zu unterstützen. Daß es dann zahllose Unschuldige trifft, ist eine Katastrophe. Aber ich spreche im Augenblick nur von den psychologischen Motiven derjenigen, die da Bomben platzen lassen.

*Märthesheimer:* Ja, es sind wohl revolutionäre Ziele, gegen die allerdings in der Bevölkerung heftige Bedenken und Aversionen bestehen. Wem also nutzt man mit diesen Aktionen?

*Borneman:* Ich habe nicht die geringsten politischen Sympathien mit den Methoden der Gruppe, weil ich nicht

glaube, daß man durch individuellen Terror jemals politische Ungerechtigkeiten beseitigt. Im Gegenteil, ich glaube, daß solche Tätigkeiten der Linken nur die Position der Rechten stärken. Aber ich halte es für psychologisch falsch und ganz kurzsichtig von unserem Innenminister, wenn er diese Menschen, die ihr Leben für ihre Überzeugung aufs Spiel setzen, als »Bande« bezeichnet und sie mit Verbrechern gleichsetzt, die für ihren finanziellen Vorteil arbeiten. Das stimmt ja nun wirklich nicht. Die psychologisch wichtige Frage scheint mir die zu sein, wieso junge Leute die übliche Laufbahn des Erfolges in der bürgerlichen Gesellschaft zurückweisen und ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen. Einerlei, wie wir politisch zu den Methoden stehen mögen, die diese jungen Leute gewählt haben, muß sich doch ein jeder von uns ernstlich fragen, was wir versäumt haben, wenn Menschen mit solchem Mut, mit genau *der* Zivilcourage, die manche Bundestagsabgeordneten so peinlich vermissen lassen, all die Bequemlichkeiten unseres Wirtschaftswunderlandes freiwillig aufgeben und ihr Leben für das, woran sie glauben, hinzugeben bereit sind. Jeder Offizier der Bundeswehr würde ja seine sämtlichen Medaillen opfern, wenn er Soldaten finden könnte, die mit dem gleichen Mut und der gleichen Selbstaufopferung für die deklarierten Ideale der Bundesrepublik kämpfen würden. Irgend etwas muß doch an unserer Gesellschaft faul sein, wenn *wir* niemand finden können, der mit solchem Mut für *uns* kämpft.

*Märthesheimer:* Der Polizeiaufwand, mit dem die Gruppe bekämpft wird, ist in der Tat sehr erheblich. Es war die Rede von 150000 Polizisten, die dafür eingesetzt sind. Das

schafft doch wahrscheinlich auch ein psychologisches Klima, das der Erklärung bedarf.

*Borneman:* Was ich vom Standpunkt des steuerzahlenden Bürgers aus so schockant und deprimierend finde, ist, daß man einem Lande, welches sowieso schon an dem schlimmsten Polizistenmangel in Westeuropa leidet, 150000 Polizisten entwendet, um da auf allen Autobahnen und in allen Großstädten dieses Fahndungstheater zu veranstalten. Wenn man schon diesen Panzerwagen sieht, der da in Frankfurt gegen die paar armen, verzweifelten jungen Männer in Unterhosen anrückt, da kann einen schon der Zweifel am gesunden Menschenverstand unserer Mitbürger überkommen. Natürlich werden Sie sagen, und ich sage es mir selber dauernd: Wie steht es mit den *Opfern*? Muß man für *deren* Schutz nicht etwas tun? Sicherlich. Aber in jeder Minute kommen in der Bundesrepublik mehr Menschen bei Verkehrsunfällen um, als die Baader-Meinhof-Gruppe vielleicht in all den Jahren ihrer Existenz verwundet oder getötet hat. Und diese Verkehrstoten gehen auf die direkte Verantwortung von Behörden, die andererseits nach Bestrafung der Baader-Meinhof-Gruppe brüllen. Verkehrsunfälle wegen ungenügend oder falsch ausgebauter Straßen, wegen mangelnder Verkehrsampeln, also aus direkter finanzieller Verantwortung der Behörden. Und die schreien dann über die Baader-Meinhof-Gruppe, die doch zumindest nicht aus Geldgier mordet, sondern im Gegenteil die größten finanziellen Opfer auf sich nimmt, um der Welt darzutun, daß politisches Nichtstun uns auf den Hund gebracht hat, auf dem wir sitzen.

*Märthesheimer:* Herr Borneman, wir haben schon die

Frage behandelt, wem nützen diese Taten und Aktionen. Vielleicht noch ein Wort zur Moral der ganzen Geschichte, obwohl natürlich moralische Bewertung in solchen Fällen ungeheuer schwierig ist und man damit wahrscheinlich auch vorsichtig sein muß.

*Borneman:* Psychologisch gesehen – und dies ist eine rein empirische Feststellung, bitte identifizieren Sie mich nicht mit ihr als der, der hier spricht –, psychologisch gesehen ist der einzige moralische Wertmaßstab der, wie viele Opfer wir willig sind, dem zu bringen, woran wir glauben. Und nun: Obgleich die Baader-Meinhof-Gruppe überhaupt keine politische Massenbasis hat – zumindest nicht nach meiner Ansicht –, erklärt sich die Unwilligkeit der Bevölkerung, bei der Fahndung gegen diese jungen Leute zu helfen, wahrscheinlich daraus, daß sie deren Mut und die Selbstaufopferung respektiert, selbst wenn sie sonst ganz und gar nichts mit den Leuten gemein hat. Die moralische Rechtfertigung und Überzeugungskraft der Gruppe liegt offenbar in der bewiesenen Willigkeit, so scheint es mir, Opfer zu bringen. Und das zu einer Zeit, wo sich die ganze Welt über einige Leute bei uns lustig macht, die nicht einmal willig waren, ihre Bundestagsmandate für ihre politische Überzeugung zu opfern. Da macht ein solches Verhalten, selbst wenn es Leben vernichtet, auch auf den Gegner so viel Eindruck, daß über die Moral der Sache vergleichsweise wenig im allgemeinen Publikum gesprochen worden ist.

*Märthesheimer:* Herr Borneman, schönen Dank für diese Bemerkungen zu einem wichtigen Thema. Nur um es nochmal zu sagen: Wir haben hier die Sache aus psychologischer Sicht zu behandeln versucht. Wir haben

uns überhaupt nicht darüber unterhalten, ob Gewalt als politisches Mittel legitim ist. Das ging heute morgen auch nicht, und es war nicht geplant. Für Ihre Antworten zu diesem Komplex jedenfalls schönen Dank und auf Wiederhören!«

Nach dem Interview schlief ich wieder ein und wachte erst am späten Vormittag wieder auf, als ein anderer Herr des WDR – vielleicht dessen Justitiar – mich anrief und sagte, er habe gewisse Befürchtungen über einige meiner Formulierungen.

»Na, dann senden Sie mir den Text doch zurück, und ich werde ihn überarbeiten.«

»Aber der ist doch schon längst gesendet, hat man Ihnen denn das nicht gesagt?«

»Ich arbeite seit mehr als dreißig Jahren im Funk und Fernsehen und habe noch nie gehört, daß man sendet, ohne einen unterschriebenen Honorar- und Lizenzvertrag in der Hand zu haben.«

»Ja, aber nun ist es leider doch geschehen. Was machen wir jetzt?«

»Das muß ich Ihnen überlassen.«

Am Nachmittag ruft ein Herr Franzke vom WDR an und befragt mich über meine Personalien: »Sie sind Honorarprofessor an der Universität Münster?«

»Weder Honorarprofessor noch in Münster.«

»Entschuldigen Sie bitte, dann hat man mich falsch informiert.«

Eine halbe Stunde später der gleiche Herr noch einmal: »Sagen Sie mal, sind Sie nicht vielleicht der gleiche Herr Borneman, der im Jahre 1960 ein deutsches

Bundesfernsehen aufbauen sollte?«

»Ich sollte nicht nur. Ich habe es auch getan. Nur ist's dann verboten worden.«

»Ja, aber dann sind Sie doch gar kein Radikaler, sondern ein sehr angesehener Kollege!«

»Was hat das eine mit dem anderen zu tun?«

»Ja, verstehen Sie mich recht, aber hier im Hause wird gesagt, Sie hätten Herrn Thoma mitgeteilt, Sie seien ein anarchistischer Psychiater. Aus dem Patientenkollektiv in Heidelberg.«

»Ich bin weder Anarchist noch Psychiater, noch habe ich je etwas mit einem Patientenkollektiv in Heidelberg zu tun gehabt. Es gibt drei Ernst Bornemans in Deutschland. Ich bin der vom Fernsehen.«

»Ja, wieso hat man Sie denn in dieser Sache befragt?«

»Das müßten *Sie* eigentlich *mir* erklären. Ich habe mich jedenfalls nicht darum bemüht. Außerdem habe ich Ihren Kollegen ausdrücklich darum gebeten, mich über *diese* Fragen *nicht* zu interviewen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Borneman, aber jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr.«

Am Tage nach der Sendung erfuhr ich aus Telefonanrufen, daß der WDR versucht hatte, sich von dem Interview, das er von sich aus und ohne jede Initiative meinerseits angefordert hatte, zu distanzieren: »*Der Westdeutsche Rundfunk bedauert außerordentlich, daß gerade am Morgen nach dem Erfolg der Polizei in Frankfurt der Eindruck entstehen konnte, als sollten die Ordnungskräfte in der Bundesrepublik Deutschland nachträglich diskreditiert und die verbrecherischen Aktivitäten irregeleiteter junger Menschen beschönigt*

werden.« So weit das holprige WDR-Dementi. Da ich einen Teil meines Lebens in führenden Positionen des Funks und Fernsehens zugebracht habe, scheint mir dieses Benehmen des WDR auch heute noch völlig unverzeihlich. Man kann nicht guten Gewissens einen fremden Menschen um sieben Uhr morgens aus dem Schlaf klingeln, um mit ihm zu diskutieren, und dann das Resultat als »indiskutabel« ablehnen, wenn es auf den Widerspruch politischer Opponenten stößt. Bei einer solchen Methode kann kein Telefonbesitzer mehr sicher sein, daß die Antworten, die er unbezahlt und guten Glaubens einer Anstalt des öffentlichen Rechts auf deren eigenen Wunsch gibt, ihn nicht ein paar Tage später zum Ziel einer staatsanwaltschaftlichen Ermittlung machen. Entweder übernimmt der WDR die Verantwortung für seine Programme, oder kein freier Mitarbeiter einer Rundfunkanstalt ist mehr seiner Haut sicher.

Die Erklärung des WDR, die Sendung könne den Eindruck erwecken, *»als sollten die Leistungen der Ordnungskräfte in der Bundesrepublik Deutschland nachträglich diskreditiert und die verbrecherischen Aktivitäten irregeleiteter junger Menschen beschönigt werden«*, traf auf kein einziges meiner Worte zu und stellte eine Diffamierung meiner tatsächlichen Ansichten dar. Die Feststellung des WDR-Programmbeirats, es habe sich bei meinen Antworten um den Versuch gehandelt, *»Tathandlungen von Terroristen zu rechtfertigen«*, stand in geradezu diametralem Widerspruch zu meinen tatsächlichen Worten und war eine beleidigende Darstellung meiner Ansichten. Mein Wunsch, Gewalttaten psychologisch zu erklären, galt ihrer Verhinderung, nicht

ihrer Beschönigung.

Vor allem aber wehrte ich mich gegen die öffentliche Erklärung des WDR-Abteilungsleiters Dieter Thoma, daß meine klar definierte Ablehnung der BM-Gruppe von einem Mann käme, »*der in seiner gesellschaftskritischen Einstellung ihnen nahesteht*«. Ich stehe ihnen in Wahrheit so fern wie Oskar Negt, dessen Plattform vis-à-vis der BM-Gruppe auch die meine ist. Wie der WDR, wenn er auch nur ein Minimum von Sorgfalt hätte walten lassen, bei einem Studium meines Lebenslaufs und meiner veröffentlichten Arbeiten je auf die Idee kommen konnte, ich sei ein Sympathisant der BM-Gruppen, war unverständlich und sollte schadenersatzrechtliche Folgen haben.

Denn wenige Tage später las ich in der Zeitung, daß die Staatsanwaltschaft am Landgericht Köln ein Ermittlungsverfahren gegen mich wegen § 140 StGB eingeleitet habe: »*Wer eine ... mit Strafe bedrohte Handlung ... öffentlich billigt, nachdem sie begangen ... worden ist, wird, soweit nicht in anderen Vorschriften eine schwerere Strafe angedroht ist, mit Gefängnis bestraft ... In besonders schweren Fällen ist die Freiheitsstrafe Zuchthaus bis zu fünf Jahren.*«

Einige Tage nach dem Interview erschienen zwei österreichische Kriminalbeamte bei mir und holten mich zum Verhör im örtlichen Amtshaus ab. In einem kleinen Ort ist das für den Betroffenen eine Katastrophe. Denn weil niemand weiß, weshalb der Betroffene verhört und was beim Verhör gefragt und geantwortet wird, ist der Schaden kaum gutzumachen. Die Beamten waren durchaus höflich und korrekt. Aber sie machten mir klar, daß ich jetzt

jederzeit mit meiner Ausweisung aus Österreich rechnen müsse.

Da alles Geld, das ich im Leben verdient hatte, in diesem Hause steckte und ich noch mindestens zwei Jahre angestrenzter Arbeit brauchte, um die Vorschüsse, die ich von meinen Verlegern erhalten hatte, abzuarbeiten, wäre Ausweisung vernichtend für mich gewesen. Denn mit einer Bibliothek von rund 22000 Bänden kann man nicht leicht umziehen. Das Haus war ganz um diese Bibliothek herum gebaut worden. Ein Jahr hatte allein das Einordnen und Katalogisieren der Bücher gedauert. Ohne die Bücher konnte ich meine eigenen Werke nicht schreiben.

Resultat: Zwei Wochen lang kam kein Mensch mehr in diesem Hause zum Schlafen, weder mein Sohn noch meine Frau noch ich selber. Wir dachten nicht so sehr an die Staatsanwaltschaft in Köln, sondern fast nur an die angedrohte Ausweisung aus Österreich. Ich schrieb an viele Freunde und bat sie um Rat. Robert Neumann schrieb an Dr. Bruno Kreisky, den österreichischen Bundeskanzler, und kaum eine Woche später telegrafierte Kreisky an Neumann, es werde keine Ausweisung erfolgen. Zum erstenmal in dieser Nacht hatte ich wieder ein paar Stunden Schlaf. Robert Neumanns Hilfe stand ziemlich einsam da. Im Gegensatz dazu stand fast die ganze deutsche Presse der Linken und der Mitte.

Nur drei Journalisten zeigten den Mut der Solidarität – Hans Joachim Noack, Robert Neumann und Gerhard Zwerenz –, aber sonst hatte nur die Rechte den Mut ihrer Überzeugung. Keine CDU-Zeitung, kein CSU-Blatt ließ es sich entgehen, Sätze aus dem Interview herauszuzupfen, die den Eindruck erwecken mußten, ich sei »einer von

denen«. Mit falschen Zitaten, durch Fortlassung der Kernsätze, mit Überschriften, die mich zum Sympathisanten oder gar Mitarbeiter der BM-Gruppe machen wollten, würgte man meinen Ruf, meine tatsächlichen Ansichten, meine wirklichen Aussagen ab. Und das Wichtigste und Bezeichnendste dabei war: Kein einziger dieser Artikel machte den Versuch, meine Argumente zu diskutieren. In über hundert Angriffen nicht ein einziger Gegenbeweis, ja nicht einmal der Versuch eines Gegenbeweises.

Dank der energischen Einwände meines Freundes und Rechtsanwalts Professor Dr. Wilhelm Nordemann wurde das Ermittlungsverfahren eingestellt, und ich erhielt sogar einen Entschuldigungsbrief der Behörden. Der WDR zahlte alle Kosten, und der damalige Intendant rang sich sogar zu einem Wiedergutmachungsbrief durch, in welchen er schrieb: »Es kommt mir wirklich darauf an, mit Ihnen ein Gespräch zu beginnen. Ich war bestürzt und bin es heute noch, daß in der Erregung der folgenden Tage und Wochen die Angriffe gegen Sie zum Teil jede Proportion verloren haben. Ich bedauere die dadurch für Sie entstandenen Schwierigkeiten und Belästigungen sehr ... Aber ich möchte gerne dem Schriftsteller Ernest Borneman meinen Respekt bekunden. Ungeachtet der Schwierigkeiten, die wir miteinander haben, sehe ich in Ihnen einen Mann, dessen Lebensweg und Schicksal mich mit Achtung erfüllen.«

Das war großzügig, und ich weiß es zu schätzen, aber es hat nichts genutzt, denn das eiserne Veto des WDR gegen jede Mitwirkung an seinen Programmen hat sich auch gegen den Widerspruch des Intendanten und seines

Nachfolgers bis Dezember 1976 durchgesetzt. Nicht weniger als elf Versuche verschiedener Mitarbeiter des WDR, mich in dieser oder jener Funktion an diesem oder jenem Programm mitarbeiten zu lassen, sind während der Jahre 1972 bis 1976 am Widerspruch anonymer Kräfte im WDR gescheitert. Als ob ich dem WDR ein Problem erschaffen hätte und nicht er mir meins.

Damit hatte die Sache aber noch keineswegs ihr Ende erreicht, denn am 5. Oktober 1976 wurde ich von der Volkshochschule in Bergisch Gladbach zu einem Werkstattgespräch über meine Bücher eingeladen. Es sollte am 24. März 1977 stattfinden. Fahrkosten und ein Honorar von 400 Mark wurden angeboten. Am 8. Februar 1977, rund vier Monate nach der Einladung und sechs Wochen vor dem vereinbarten Termin, schrieb mir der Leiter der Volkshochschule folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Borneman,

obgleich Sie freundlicherweise auf meine Bitte, zu einem Werkstattgespräch in die Volkshochschule Bergisch Gladbach zu kommen, im Herbst vergangenen Jahres positiv reagierten, auch schwierige Verkehrsverbindungen in Kauf nehmen wollten, bin ich leider gezwungen, die zwischen Ihnen und mir bzw. der Volkshochschule getroffene Vereinbarung rückgängig zu machen. Zugleich möchte ich Ihnen sagen, daß mir dies sehr schwer fällt und ich ein entsprechendes Schreiben wieder und wieder aufgeschoben habe.

Zum Hintergrund dieses bedauerlichen Ergebnisses:  
Da das Semester-Programm der städtischen

Volkshochschule von dem zuständigen Kulturausschuß des Rates der Stadt Bergisch Gladbach beschlossen werden muß, nahm sich die hierorts mit absoluter Mehrheit vertretene CDU das Recht, bestimmte, ihr nicht genehme Personen aus dem Programm-Entwurf der Volkshochschule zu streichen.

Obwohl nach dem ersten derartigen Vorfall im Frühjahr 1976 ein unüberseh- und -hörbarer Protest von Teilnehmern, Dozenten, Bürgern und SPD- sowie FDP-Politikern erfolgte, der bis zu einer Anfrage im Landtag von Nordrhein-Westfalen führte, obwohl sich auch einige politisch wichtige Stimmen zu Wort meldeten, setzte die hiesige CDU Mitte Dezember 1976 ihr Streichkonzert fort. Der Kulturausschuß der Stadt hat am 3. 2. 1977 diese Entscheidung bestätigt.

Was nun das Werkstattgespräch mit Ihnen betrifft, sehr geehrter Herr Borneman, so war ich von dem Ergebnis schockiert und überrascht, weil die Veranstaltung Teil einer bewußt ausgewogen angelegten Reihe sein sollte. Darüber hinaus habe ich keinen Augenblick daran gedacht, daß Kommunalpolitiker (gleich welcher Parteizugehörigkeit) Veranstaltungen mit international renommierten Wissenschaftlern Zensurmaßnahmen zum Opfer fallen lassen würden.

Die angeführten »Gründe«, die maßgebend waren, um eine Veranstaltung mit Ihnen zu unterbinden:

- Positive Äußerung im Zusammenhang mit Baader-Meinhof;
- Veröffentlichungen in Zeitschriften wie »Playboy« u.ä.;

- Später dann: Zu teuer;

konnte ich zunächst nur kopfschüttelnd zur Kenntnis nehmen, und ob der spießbürgerlichen Haltung, die sie signalisieren, traurig und zornig zugleich sein. Traurig, weil offenbar viele politisch Aktive und Verantwortliche nichts gelernt haben und dazu auch nicht bereit sind. Zornig, weil so schnell mit sogenannten demokratischen Regeln («Wir haben die Mehrheit») eine Arbeit unterbunden wird, die doch zur Demokratisierung dieser Gesellschaft beitragen kann.

Und, das ist eine weitere Dimension dieses, die Meinungsfreiheit drastisch einschränkende Vorgehens: Der Auftrag der Volkshochschule, für alle Bevölkerungsgruppen ein breites Spektrum von Informationen und Meinungen anzubieten, und neben kompensatorischer (Aus-) Bildung auch emanzipatorische Bildung zu leisten, wird negiert bzw. parteipolitisch einseitig ausgelegt, und damit führt man die Volkshochschule selbst als öffentliche Bildungsinstitution ad absurdum.

Zu Ihrer Information lege ich noch einige Zeitungsartikel in Kopien bei. Für die Verfahrensweise hier am Ort kann ich mich noch nicht einmal bei Ihnen entschuldigen – ich halte sie für unentschuldigbar.

Mit besten Grüßen

Ihr

Jürgen Nollau

Ein Protestkomitee wurde gegründet, das mich einlud, an einer Ersatzveranstaltung teilzunehmen – allerdings ohne

Honorar und ohne Reisekostenvergütung. Ich nahm dankend an. Die Veranstaltung lief erfolgreich, gut besucht und mit viel Beifall ab. Daraufhin forderte die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft die CDU-Mitglieder des Interkommunalen Ausschusses der Stadt auf, sich bei mir zu entschuldigen. Die Stadtverordnete Maria Mömkes (CDU) lehnte das nicht nur geradezu höhnisch ab, sondern bestand darauf, sogar die Tatsache anzuzweifeln, daß Klaus von Bismarck den oben zitierten Brief geschrieben habe.

Facit: Die Gegner des Fortschritts geben nie auf, denn sie wissen, daß Verleumdungen, wenn man sie nur oft genug wiederholt, eines Tages hängenbleiben. Hängengeblieben ist so manches. Obgleich der staatsanwaltschaftliche Ermittlungsprozeß gegen mich wegen bewiesener Unschuld eingestellt worden war, arbeiteten die unaufhaltsamen Computer prompt weiter und schrieben meinen Namen in irgendeine Suchliste des Verfassungsschutzes ein. Bei jedem Grenzübertritt wurde ich nun jahrelang überprüft. Wenn die Paßkontrolle meinen Paß sah, wurde ich gebeten, einen Augenblick zu warten. Dann wurde eine Liste überprüft, eine Eintragung gemacht, und dann erst durfte ich weiterreisen. Wer also einmal von der Ermittlungsmaschine erfaßt worden ist, der kommt nicht mehr aus ihr heraus, einerlei ob die ursprüngliche Ermittlung sich als Fehler herausgestellt hat oder nicht. Das schmerzt nicht sehr, aber es ist eine Einschüchterungsmaßnahme, die da sagt: »Bürschchen, diesmal hast du noch Glück gehabt und bist mit einem blauen Auge davongekommen. Aber halt' von jetzt ab deinen Mund. Ein zweites Mal kommst du nicht so leicht davon.«

Mancher mag entgegnen: »Du übertreibst. So schlimm ist es noch nicht. Früher oder später wird die Sache eines natürlichen Todes sterben.« Das mag sein. Aber was der, der es nicht am eigenen Leibe erfahren hat, nicht wahrnimmt, ist die Tatsache, daß es nicht erst die Gefängnis- oder Zuchthausstrafe am Ende eines solchen Verfahrens, sondern bereits die Presseankündigung der Eröffnung des Verfahrens ist, die den Betroffenen ruiniert und seine Freunde einschüchtert.

Denn alle, die den Lauf der Ereignisse Punkt für Punkt überprüft haben, sind zu dem gleichen Eindruck gekommen: Es waren nicht die Worte des Interviews, sondern die Dementis des WDR, die den Eklat produziert haben, den sie vermeiden wollten.

Daß jeder Versuch, die psychologischen Motive der BM-Gruppe verständlich zu machen, auf den Widerstand derjenigen stoßen würde, die nicht verstehen, sondern strafen wollen, war voraussagbar. Daß solche Hörer nicht wahrhaben wollen, in wie hohem Maße ihre Weigerung, die *Ursachen* dieser Taten zu beseitigen, neue Taten der gleichen Art hervorrufen muß, war auch voraussehbar. Daß die politische Opposition dem WDR aus einer solchen Sendung, einerlei wie harmlos der Befragte sich ausdrückt, einen Strick zu drehen versucht, gehört zur normalen Strategie und Taktik der Politik. All dies zu vermeiden, gibt es nur einen, zwar feigen, aber doch verlässlichen Weg: das Thema gar nicht erst zur Diskussion stellen. Wird es aber einmal zur Diskussion gestellt, kann man den Eklat mit Dementis nicht mehr verhindern. Dann lenkt das Dementi überhaupt erst die Aufmerksamkeit auf eine Sendung, die nur wenige gehört haben.

Erst diese Dementis - »*Ordnungskräfte diskreditieren*«, »*verbrecherische Aktivitäten beschönigen*«, »*Tathandlungen von Terroristen rechtfertigen*« und ähnliches - haben das Vokabular der Billigung von Verbrechen in die Diskussion hineingetragen und die Vermutung erzeugt, daß es hier möglicherweise etwas gegeben habe, gegen das ermittelt werden müsse. Nichts derartiges war im tatsächlichen Text der Sendung.

Aus dieser Erfahrung sind manche Schlüsse zu ziehen. Vor allem aber: mit aller Macht des Schriftstellerverbandes künftig zu verhindern, daß die Anstalten des öffentlichen Rechts Dementis ohne Zustimmung des dementierten Autors veröffentlichen.

Zwei Dinge hätten den WDR stutzig machen sollen, genau wie sie später die Staatsanwaltschaft in Köln stutzig gemacht haben: Erstens, daß bei der »ungewöhnlich großen Anzahl von Hörerzuschriften« fast stets gleich auch der Gesetzesparagraph mitgenannt wurde, nach dem bestraft werden sollte; zweitens, daß fast alle Zuschriften nicht etwa nach der *Sendung*, sondern erst nach den *Dementis* des WDR abgesandt worden sind. Hier war nicht die öffentliche Meinung, sondern die durch Angst erzeugte Manipulation der öffentlichen Meinung am Werk.

Vier Jahre später, nach dem Tode Ulrike Meinhofs, bin ich wieder von einem Sender angerufen und über meine Meinung befragt worden, dieses Mal vom Saarländischen Rundfunk. Auf dessen Fragen habe ich geantwortet: »Ich bin vor fast genau vier Jahren, als mich der WDR bei der Verhaftung von Andreas Baader, Holger Meins und Jan Carl Raspe anrief, in eine staatsanwaltschaftliche Ermittlung verwickelt worden. Man muß also sehr

vorsichtig sein, wenn man solche Fragen heute beantwortet. Viele Leute, auch solche wie ich, die ihr Leben lang innerhalb der Arbeiterbewegung jede Form des Terrors bekämpft haben und deshalb wirklich frei von dem Verdacht der Bombenlegerei, des Bankraubs und der Geiselnahme sein sollten, sind heute so eingeschüchtert worden, daß sie sich kaum noch trauen, den Mund aufzumachen und die Wahrheit zu sagen. Das ist das tragischste Erbe der erhängten Frau Meinhof und des verhungerten Holger Meins. Daß statt der Befreiung, die sie sich erhofft hatten, bei uns eine Drangsalierung und Gesinnungsschnüffelei begonnen hat, wie sie mit Ausnahme der Diktaturen heute in keinem westlichen Lande zu finden ist. Man muß mit eigenen Augen lesen, was die englische, französische und skandinavische Presse über unser Land schreibt, um fassen zu können, wie vereinsamt und isoliert Deutschland heute wieder einmal in Europa dasteht.«

Da liegt die wirkliche Tragödie. Die Haftbedingungen und die juristischen Aspekte dieses schier endlosen Gerichtsprozesses sind ja schon deprimierend genug für jeden, der das Recht unseres Landes respektiert. Aber das Schlimmste ist, daß wir unter dem Vorwand, die Verfassung zu schützen, die schwersten Einbrüche in die Verfassung vornehmen, die es seit Hitler in Deutschland gegeben hat. Das Erschütterndste an der ganzen Sache ist für mich, daß die Karrieremacher, die Leute, die nur Geld verdienen wollen und nie einen Finger für ihre Mitmenschen rühren, heute als gute Staatsbürger gelten, während gerade jene, die durch ihre Tätigkeit in uneigennützigen sozialistischen Gruppen ihre Selbstlosigkeit und ihren Opferwillen bewiesen haben, als Staatsfeinde betrachtet werden. Wie

kann ein Staat überleben, wenn er die Selbstlosen und Opferbereiten, die einzigen, die überhaupt zum Staatsdienst prädestiniert sind, vom Staatsdienst fernhält und statt dessen die Karrieremacher fördert, die nie im Leben ein Opfer für andere Menschen gebracht haben und den ganzen Gedanken des Dienstes an der Gemeinschaft für kommunistisch und deshalb für gefährlich halten?

Nur wenige wissen genug von der Geschichte der frühen Nachkriegsjahre, um sich noch daran zu erinnern, daß das Grundgesetz vom Gedanken des Widerstands gegen Hitler geprägt worden ist und die Fingerabdrücke jener Gruppen trägt, die sich im Widerstand bewährt haben. Das waren evangelische und katholische Kämpfer wie Jakob Kaiser, Eugen Kogon, Martin Niemöller, Yorck von Wartenburg, Graf Moltke, Dietrich Bonhoeffer und Bischof Wurm. Selbst die toten Widerstandskämpfer der Kirchen haben damals ihre Spuren in dem ausgesprochen linkskatholischen und linksevangelischen Charakter der frühen CDU hinterlassen. Wer erinnert sich heute noch daran, daß das Ahlener CDU-Programm des Jahres 1947 die Beseitigung der Herrschaft des Großkapitals, die Sozialisierung des Kohlenbergbaus, die Vergesellschaftung der Energiewirtschaft und die Wegsteuerung der Kriegsgewinne forderte? Die heutige CDU/CSU würde jeden, der diese Forderungen jetzt wiederholte, als gefährlichen Radikalen einstufen und ihm den Zugang zum Beamtenstand verweigern.

Im Widerstand waren viele tapfere Demokraten, Gewerkschaftler und Sozialisten. Im Widerstand waren aber auch, und dies vor allen anderen, die Kommunisten, die das weitaus größte Reservoir aktiver

Widerstandskämpfer bildeten. *Nicht* dabei waren indes die Konservativen, die »inneren Emigranten«, die sich heute benehmen, als ob sie das Grundgesetz erfunden oder gepachtet hätten. Gerade *sie* haben damals entrüstet gegen die freiheitlich-demokratischen Aspekte des Grundgesetzes protestiert. Man vergesse doch bitte nicht, daß es gerade die Domäne des Herrn Dr. Strauß, der Freistaat Bayern, war, der als einziges westdeutsches Land *nicht* für das Grundgesetz gestimmt hat. Die Anmaßung der Konservativen, der Grundgesetzgegner von gestern, sich heute das GG anzueignen, um es im Kampf gegen die freiheitlich-demokratischen Kräfte der Gegenwart zu mißbrauchen, kann nicht emphatisch genug zurückgewiesen werden.

Denn es waren ja gerade die deutschnationalen Vorgänger der Herren Kohl und Strauß, die Herren Hugenberg, von Hindenburg, von Papen und ihre Verbündeten in den konservativen Parteien der Weimarer Republik, die Hitler zur Macht verholfen haben, und genau gegen *sie* richtete sich das Grundgesetz. An der konservativen Darstellung, daß die Weimarer Republik zugrunde gegangen sei, weil sie die »Linksradiكالen« nicht hart genug bekämpft habe, stimmt kein Wort. Im Gegenteil, erst die selbstzerstörerische Staats- und Gesetzestreue der Linken, ihre legitimistische Weigerung, gegen Hitler mit revolutionärer Kraft zurückzuschlagen, erlaubte den Konservativen, ihn legal ins Kanzleramt einzuschleusen.

Das Grundgesetz wurde im Parlamentarischen Rat ausgearbeitet, und auch dort waren die Kommunisten aktiv vertreten. Ihnen und den linken Sozialdemokraten ist es zu verdanken, daß es sich so emphatisch für Freiheit und

Demokratie einsetzte – für genau jene Begriffe, von denen die Konservativen heute behaupten, daß die Linken »dagegen« seien. Damals waren sie nahezu die einzigen, die sich *dafür* einsetzten, denn für die Konservativen waren beide Begriffe identisch mit Fremdherrschaft. Einerseits drückten sie nach damaliger konservativer Meinung den »Triumph des Kommunismus über Disziplin und Autorität«, andererseits »die Fremdherrschaft der englisch-amerikanisch-französischen Besatzungsmächte und deren aufoktroierten Willen« aus. Nur dem aktiven Einsatz der Kommunisten, der Sozialdemokraten und der linken Demokraten, die in dieser Hinsicht einer Meinung waren, ist es zu verdanken, daß das GG »keineswegs neutral zwischen rechts und links steht, sondern sich ausdrücklich nach rechts abgrenzt und nach links öffnet«. So der im Widerstand erprobte evangelische Theologieprofessor Helmut Gollwitzer.

Mit all den Änderungen, die das GG seit 1949 erfahren hat, ist es bis zum heutigen Tage ein ausgesprochen radikales Gesetz geblieben. Es kann weder neutralistisch noch pluralistisch ausgedeutet werden, weil es den autoritären Obrigkeitsstaat verbietet, weil es sich gegen den Klerikalstaat abriegelt (den wir in Österreich trotz sozialdemokratischer Regierungsgewalt noch immer haben) und weil es die Diktatur von rechts verbietet (die in einer Hinsicht, nämlich der Herrschaft ehemaliger NS-Richter über unser Rechtssystem, noch immer nicht gänzlich abgeschafft ist und damit täglich gegen das GG verstößt). Es faßt die Demokratie, die Volksherrschaft, ähnlich auf, wie die Kommunisten die Herrschaft des Proletariats auffassen: als einen *dynamischen* Prozeß, der

uns aus den Misereen der Gegenwart in eine bessere Zukunft hineinführen soll. Für das GG ist Demokratie stets *Bewegung*, und deshalb kann man auch nicht, wie die Konservativen meinen, auf der freiheitlich-demokratischen Grundordnung *stehen*; man kann nur in die von ihr gewiesene Richtung *gehen*, also zu »mehr Demokratie«, wie Willy Brandt das ausgedrückt hat. Wer stehen bleibt, behindert die *Entwicklung der Demokratie*, und diese Entwicklung kann nur nach *links* erfolgen. Deshalb stellt die manichäische Alternative »Freiheit *oder* Sozialismus« auch einen Verstoß gegen die Logik des Grundgesetzes dar, die überall für Freiheit *und* Sozialismus plädiert.

Das Grundgesetz »kennt keine Richtungsneutralität. Es riegelt die Entwicklung der Demokratie rückwärts ab und gibt ihr den Impuls nach vorwärts« (Gollwitzer). Eben darin liegt der Unterschied zur Weimarer Verfassung, die politische Anschauungen wie Wirtschaftskräfte auf dem »freien« Markt miteinander konkurrieren ließ und dadurch den Finanzkräftigeren zum Herrscher prädestinierte. Die Artikel 2 (1), 3, 4 (1) und (3), 5 (1), 6 (5), 8 (1), 10, 12 (2), 13 (1) und (2), 14 (3), 15 und 17 sind durchaus parteilich und kennzeichnen das GG als ein *linkes* Gesetz. Die Artikel 4 (3), 14 (3) und 15 geben den Einfluß der Kommunisten wider: Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst gezwungen werden (4,3); Enteignung ist zulässig (14,3); Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zweck der Vergesellschaftung in Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden (15). Die Kommunisten als *Gegner* des GG und die Konservativen als *Befürworter* darzustellen, ist eine Vergewaltigung der

Geschichte, stellt das GG auf den Kopf und dreht seinen Sinn in Unsinn um.

Wie Gollwitzer 1971 in seinem Willy Brandt gewidmeten Beitrag zu dem Sammelband *Gedanken über einen Politiker* (herausgegeben von Dagobert Lindlau, Kindler Verlag, München 1972) schrieb, mißt das GG auch die »Extremisten« von links und rechts keineswegs mit dem gleichen Maß: »Rechtsextremismus will die freiheitlich demokratische Grundordnung rückgängig machen – rückgängig bis zum autoritären Obrigkeitsstaat oder zum Klerikalstaat oder gar zur totalitären Diktatur. Die Radikalisierung der Tendenz nach rechts führt zur Beseitigung auch schon des Versprechens der bürgerlichen Demokratie, die Radikalisierung der Tendenz nach links dagegen zielt auf Realisierung dieses Versprechens; darum ist Rechtsextremismus der Bewegungstendenz des Grundgesetzes entgegengesetzt, Linksradikalismus dagegen mit ihr konform.«

Das soll natürlich nicht heißen, das Grundgesetz fordere linksradikale Einstellung. Es heißt nur: auch linksradikale Einstellung ist (im Unterschied zur rechtsextremistischen) verfassungskonform. Das Grundgesetz verlangt von dem Radikalen nicht Verzicht auf seinen Radikalismus, sondern es verlangt nur, daß er seine Methode und sein Ziel als Fortschritt in der Realisierung der Grundrechte auszuweisen vermag. Die Väter des Grundgesetzes waren zwar in ihrer Mehrzahl Angehörige der bürgerlichen Mittelschicht, aber sie hatten aus den Erfahrungen der NS-Zeit gelernt, standen unter dem Eindruck eines verlorenen Krieges mit Millionen von Toten und wollten deshalb die Fehler des deutschen Bürgertums von 1933

vermeiden. Sie waren für eine Gesellschaftsveränderung – das ganze Grundgesetz ist ein einziger *Aufruf* zur Gesellschaftsveränderung! –, aber sie wollten sicher sein, daß die gesellschaftsverändernden Kräfte Gelegenheit fänden, ihren Einfluß *innerhalb* der legitimen Organe der Meinungsbildung und der politischen Entscheidung auszuüben. Sie wollten vor allem vermeiden, was mittlerweile geschehen ist: daß die reformatorischen Kräfte ins politische Abseits gedrängt werden, in die außerparlamentarische Opposition, in die Illegalität, in die Bildung paramilitärischer Verbände und in den Terror der Bombenlegerei, der Entführungen und der Geiselnahme.

Die Mütter und Väter des GG wollten dem Marxismus die Chance geben, sich als staatserhaltende Kraft zu bewähren. Dazu war nötig, daß man den Linken nicht nur gestattete, sich in legalen Parteien zu organisieren, sondern daß man sie ausdrücklich *ermunterte*, dies zu tun. Dazu gehörte aber auch, daß man ihnen Zugang zu allen Funktionen der bürgerlichen Ordnung gab, damit sie von ihnen integriert werden können und nicht mehr dazu gezwungen werden, sie von außen oder aus der Illegalität heraus anzugreifen. Nur wer das Grundgesetz schlecht gelesen hat, kann auf den Gedanken kommen, es verböte die Revolution. Im Gegenteil, es legalisiert sie: »Es legalisiert sie in dem doppelten Sinne, daß es die Agitation für die Revolution erlaubt, sofern es sich ausweislich um eine Revolution nach vorne handelt, auf bessere freiheitliche Demokratie hin, und zugleich den legalen Weg für diese Revolution bereitstellt. Ausweisen muß sie sich als Fortschritt an jenen *essentials* des Grundgesetzes, sofern diese auf ihren Wesenskern gebracht werden (zu dem der

bundesdeutsche Föderalismus und die gegenwärtige Form der parlamentarischen Parteien *nicht* gehören dürften). Um Revolution handelt es sich dabei dann, wenn der legale Prozeß zu einem Zustand führt, der von dem früheren tiefgehend verschieden ist und sich auf alle gesellschaftlichen Lebensgebiete erstreckt. Nicht Gewalt, nicht Abruptheit des Umsturzes, sondern diese tiefreichende und umfassende Verschiedenheit des prae- und postrevolutionären Zustandes ist das Kennzeichen der Revolution. Diese Revolution und die Arbeit für sie gibt das Grundgesetz frei. Nicht *diese* Revolution verbietet es, sondern die Revolution nach *rückwärts* und, was das gleiche wäre, die den Massen von einer Minderheit mit *Gewalt* aufgenötigte Revolution. Es verlangt von dem Revolutionär die harte, geduldige Arbeit der Aufklärung der Bevölkerung, der Gewinnung der Wahrheit, der Bewährung im Gebrauch der jetzigen Rechte und Freiheiten, damit ihm die Verbesserung dieser Rechte und Freiheiten, die er in Aussicht stellt, zugetraut wird.

Das Grundgesetz gibt dem radikalen Revolutionär die gleichen Rechte wie dem skeptischen Konservativen, der an die Möglichkeit einer grundlegenden Verbesserung der bürgerlichen Demokratie nicht glaubt. Es gebietet beiden, ohne Gewalt zusammen zu leben und mit legalen Mitteln und rationalen Argumenten für oder gegen den Vorschlag einer sozialistischen Revolution zu kämpfen. Es vertraut die Entscheidung in diesem Kampfe der Volksmehrheit an und schließt zugleich als legale Möglichkeit aus, daß diese Mehrheit sich nach rückwärts, für Entrechtung statt für Rechtsverbesserung entscheiden dürfte« (Gollwitzer, a.a.O.).

Wenn Konservative und Liberale gegen Sozialismus und Kommunismus sind, so ist es nicht nur ihr Recht, sondern ihre Pflicht, für diese Ansicht zu werben und mit ihr an die Macht zu gelangen. Beide, Liberale und Konservative, heben aber den Sinn der freiheitlich-demokratischen Grundordnung auf, wenn sie auf die Realisierung des Versprechens dieser Freiheit und Demokratie verzichten, indem sie sie auf Reformen innerhalb des kapitalistischen Systems beschränken und die staatsbürgerlichen Rechte derjenigen einschränken, die der freiheitlich-demokratischen Grundordnung überhaupt erst *Sinn geben* wollen, indem sie sie sozial und ökonomisch *erfüllen*.

Nirgends im Grundgesetz finden wir auch nur einen einzigen Artikel, der die freiheitliche Grundordnung auf den Kapitalismus beschränkt oder ihn mit der freien Marktwirtschaft gleichsetzt. Im Gegenteil, immer wieder klingt das Recht auf *Umwandlung* des Kapitalismus und der Marktwirtschaft in eine sozial verantwortlichere Haltung durch. Es gibt dem radikalen sozialistischen Revolutionär die gleichen Rechte wie dem Liberalen und Konservativen. Es gibt ihm das Recht, die Institutionen genauso zu »unterwandern« wie die konservativen und liberalen Reformer. Eben darin liegt der Sinn eines dynamischen Grundgesetzes, daß es permanente Reform hin auf die Realisierung seines Versprechens gebietet und dafür die Reformer und die Revolutionäre zur Diskussion, zum kanalisierten und legalen Austragen ihrer Gegensätze, aber auch zum Zusammenwirken innerhalb der gegenwärtigen Periode nötigt.

Nur in Deutschland, einem »liberalen« Lande ohne liberale Tradition, einer »demokratischen« Nation ohne

Demokratiebewußtsein, einem bürgerlichen Staat ohne bürgerliche Revolution, konnte der Gedanke aufkommen, daß »radikal« mit »verfassungsfeindlich« oder »staatsverräterisch« gleichzusetzen sei. In Frankreich sehen sich gerade die Radikalen, die Anhänger der Partei des »Tigers« Clémenceau, als die staatstragende Kraft, denn sie führen ihren Radikalismus auf die Revolution von 1789, die »Hebamme der Nation« zurück und betrachten sich mit Stolz als deren Erben. Den Deutschen dagegen, die revolutionäre Tätigkeit stets als staatsfeindlich betrachtet haben, klingt der Gedanke, daß eine Nation überhaupt erst als Folge einer Revolution entstehen kann, völlig paradox. Und sind die Errungenschaften der bürgerlichen Revolution immer erst als obrigkeitliche Gebote – sei es Napoleons, sei es der eigenen Regierungen – zuteil geworden. Statt gegen die Privilegien der Fürsten und der Reichen zu kämpfen, haben wir sie beneidet. Statt die Vorherrschaft des Militärs zu beseitigen, haben wir sie zum Modell unserer Vorstellungen staatlicher Autorität erkoren. Statt das hierarchische Prinzip des Absolutismus abzuschaffen, haben wir es zum Vorbild unserer Verwaltung gemacht.

Resultat: Das, was in Ländern mit einer erfolgreichen revolutionären Tradition wie England, Frankreich, Italien, Rußland, Jugoslawien, China und Mexiko als positiv betrachtet wird, gilt bei uns als negativ – und umgekehrt. Deshalb das dauernde Mißverständnis der deutschen Kritik am Auslande und der ausländischen Kritik an uns. Hier geht es keineswegs um das Recht des Politikers, seine Kollegen in anderen Ländern zu kritisieren, sondern um gänzlich voneinander abweichende Deutungen dessen, was

mit der Kritik gemeint ist. Wenn Helmut Schmidt die Italiener kritisiert, so will er mit seinem deutschen Ordnungssinn die Freunde jenseits der Alpen nur hilfreich darauf aufmerksam machen, daß Ordnung gut tut. Und wenn Mitterand, Erbe einer alten radikalen und intellektuellenfreundlichen Tradition, die Deutschen wegen ihres Radikalenerlasses kritisiert, so will er damit nur das für ihn Selbstverständliche sagen: daß man sich ins eigene Fleisch schneidet, wenn man sich der intellektuellen Potenz der Nation – und das kann nach französischer Meinung nur die *radikale* Potenz sein – beraubt. In einem Lande wie Frankreich, wo die überwältigende Mehrzahl aller Schul- und Hochschullehrer sozialistisch oder kommunistisch wählt, muß es geradezu pervers anmuten, wenn die deutsche Bruderpartei dieses Wählerreservoir vor den Kopf stößt.

Länder mit einer starken radikalen Tradition und einer stolzen revolutionären Vergangenheit reagieren sauer, wenn ein Land, das eben erst eine Tyrannei hervorgebracht, einen Weltkrieg angezettelt und Millionen von Menschen in Konzentrationslagern umgebracht hat, nun wieder beginnt, Ausländer, Radikale und Revolutionäre zu behandeln, als seien sie Staatsfeinde. Ein Land, das immer wieder die gleichen Fehler macht, kann nicht hoffen, als eines betrachtet zu werden, das aus der Erfahrung lernt. Willy Brandts mutiges Zugeständnis, daß er mit der Unterzeichnung des »Radikalenerlasses« einen Fehler begangen habe, hat die Konservativen nicht nur deshalb so verärgert, weil sie sich von ihm im Stich gelassen fühlen, sondern auch weil er wieder einmal die undeutsche Tugend gezeigt hat, die eigenen Fehler einzugestehen. Der »starke

Mann« macht keine Fehler. Und wenn er welche macht, hat er sie gefälligst für sich zu behalten. Wer zugibt, daß er Fehler macht, blamiert die ganze Nation.

Das zumindest war die konservative Reaktion auf Brandts »peinliche« Selbstkritik. In Wahrheit aber geht die Krise nicht auf den berühmten Erlaß, das heißt auf die Ministerpräsidentenbeschlüsse vom 28. Januar 1972, sondern auf eine Fehlinterpretation im Beamtenrecht zurück, die im Jahre 1950 gesetzlich festlegte, daß Beamte im Sinne des NS-Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 *aktiv* für die Verfassung einzutreten hätten. Im Reichsgesetz hieß es unter anderem: »Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten, können aus dem Dienst entlassen werden ... Bei der Prüfung, ob die Voraussetzungen des § 1 Satz 1 gegeben sind, ist die gesamte politische Betätigung des Beamten insbesondere seit dem 9. November 1918, in Betracht zu ziehen ... Zu entlassen sind auch Beamte, die sich in Zukunft im marxistischen (kommunistischen oder sozialdemokratischen) Sinne betätigen.«

Dieses Gesetz ging seinerseits auf die »Lex Arons«, das wilhelminische Gesetz betreffend die Disziplinarverhältnisse der Privatdozenten vom 17. Juni 1898 und auf den königlich Preußischen Radikalenerlaß vom Juli 1906 zurück, der dem preußischen Unterrichtsministerium eine Handhabe gegen die Einstellung sozialdemokratischer Lehrer in den Staatsdienst gab. In dem Gesetz vom 17. Juni 1898 hieß es: »Die sozialdemokratische Partei erstrebt den Umsturz der

gegenwärtigen Staats- und Rechtsordnung mit Hilfe der zur politischen Macht gelangten Arbeiterklasse. Die bewußte Förderung dieser Bestrebungen ist unvereinbar mit der Stellung eines Lehrers an einer Königlichen Universität.«

Daß zur Zeit des kalten Krieges, im Jahre 1950, eine Verschärfung des Beamtenrechts vorgenommen wurde, kann niemanden überraschen, aber weshalb ein erfahrener Sozialdemokrat wie Willy Brandt im Januar 1970 nicht wahrnahm, daß der Radikalenerlaß sich letztlich gegen seine eigene Partei richten würde, ist verwunderlich und wird auch durch seine spätere Selbstrevision nicht überzeugend klargemacht.

Die Tatsache, daß die Änderungen im Beamtengesetz des Jahres 1950 mit ganz wenigen Ausnahmen nie gegen ehemalige PGs angewandt worden sind, bestätigt den Verdacht, daß es sich nur gegen die Linken wenden sollte. Bei keinem der ehemaligen Nazis, nicht einmal bei den NS-Richtern, die ihrem Führer loyal mit Todesurteilen gedient hatten, meldeten die Behörden »berechtigte Zweifel« an der freiheitlich-demokratischen Gesinnung des Applikanten an, die seine »Nichteinstellung rechtfertigten«. Hätte man das »aktive Eintreten« für die freiheitlich-demokratische Grundordnung ernst genommen, so hätte man, wie Gollwitzer das vorgeschlagen hat, allen Beamten in Fortbildungskursen beibringen müssen, daß die freiheitlich-demokratische Grundordnung vom Grundgesetz nicht als ein bestehender Zustand, sondern als eine Forderung an den Staatsbürger aufgefaßt wird. Der aktive Einsatz für diese Ordnung kann also nur darin bestehen, daß man die gegenwärtigen Verhältnisse aktiv in

Richtung auf größere Freiheit und aktivere Demokratie verändert. Daß man also genau *das* tut, was die vermeintlichen Verfassungsschützer zu *verhindern* suchen: daß man sich als *Systemveränderer* betätigt.

Wer die Welt hinnimmt, wie sie ist, der ist kein guter Staatsbürger im Sinne unseres dynamischen, systemverändernden Grundgesetzes. Das Bundesverfassungsgerichtsurteil gegen die SRP (1953) hat bestätigt, daß das Grundgesetz die Tür streng nach hinten schließt und sie ebenso gebieterisch nach vorn öffnet. Mit grundgesetzmäßigen Mitteln können Radikale also nicht vom Beamtendienst ferngehalten werden, denn gerade ihr Bestreben zielt ja in die vom Grundgesetz gewiesene Richtung. Also muß man, wenn man sie trotzdem fernhalten will, neue Gesetze, Erlasse und Beschlüsse prägen, die sich nur mühselig mit dem Grundgesetz vereinbaren lassen. So im Urteil des Bundesverwaltungsgerichts vom Februar 1975 (veröffentlicht am 22. April 1975), das die Aufgabe des Grundgesetzes in völlig statischer Weise deutet und Demokratie als einen bestehenden, vollendeten und unveränderlichen Zustand auffaßt – eine Art Entropie, die den Kältetod jeder humanen Entwicklung bedeuten würde, wenn sie wirklich bestünde.

Wer, wie dieses Urteil, von einer »extremistischen Partei linker oder rechter Prägung« spricht, der setzt voraus, daß es eine unveränderliche Mitte zwischen den Extremen gibt. Er impliziert, daß diese Mitte sich *nie* nach links oder rechts verschieben dürfe, denn sonst würde sie ja *selbst* zum Extrem und damit grundgesetzwidrig werden. Durch das Bundesverfassungsgericht ist aber längst festgestellt

worden, daß die freiheitlich-demokratische Grundordnung eben *nicht* mit der freien Marktwirtschaft, der prägenden Mitte von heute, identisch ist und daß der Kampf für eine alternative Wirtschaft mit der ihr entsprechenden Gesellschaftsform deshalb verfassungslegal ist.

Gegen das »endgültige« Urteil in diesem Streit, das Bundesverfassungsgerichtsurteil vom Juli 1975, hat Bundesverfassungsrichter Rupp in seinem Sondervotum Bedenken geäußert, die weit über das hinausgehen, was ich hier zu sagen gewagt habe. Er spricht von der »Gefahr, daß in Zukunft unter einer ganz anderen politischen Konstellation möglicherweise einmal eine Regierung einen Bewerber deshalb nicht einstellt, weil er einer Partei angehört, die sie zwar nicht für verfassungswidrig halten kann, die ihr aber aus anderen Gründen mißlieblich oder unbequem ist.« Das heißt: Er interpretiert die gegenwärtige Regelung als ein Gesetz, das der Willkür eines künftigen NS-Regimes die Tore öffnet, ja ihm überhaupt erst die Kontrolle über das Beamtentum einer nazifizierten Bundesrepublik der Zukunft ermöglicht.

Ob das am 24. Oktober 1976 verabschiedete Gesetz zur Abwehr von Extremisten diese Befürchtungen rechtfertigt, kann nur die Zukunft erweisen. Daß es aber bereits zu solchen Zweifeln Anlaß gibt und daß diese Zweifel in fast jedem westlichen Land aufgetaucht sind, beweist zumindest, wie unklug es war, die Bundesrepublik durch politisches Ungeschick im Ausland bloßzustellen. Die viel schwächere, kaum über ein Achselzucken hinausgehende Reaktion der DDR, der UdSSR und der ihr ergebenen Volksrepubliken zeigt andererseits, wie wenig beeindruckt diejenigen, gegen die sich das Gesetz eigentlich wenden

will, von ihm sind. Denn sie wissen, daß jene Agenten, die eine tatsächlich sabotierende, nachrichtendienstliche oder propagandistische Tätigkeit im Beamtenapparat der Bundesrepublik ausüben sollen, sich sowieso nicht als Radikale deklarieren und deshalb überhaupt nicht von dem Gesetz erfaßt werden.

Was uns im westlichen Ausland noch mehr Kritik als der unglückliche Radikalenerlaß und sein Nachfolgegesetz eingebracht hat, ist die Gruppe jener hastig improvisierten »Gewalt-Paragraphen«, die als 14.

Strafrechtsänderungsgesetz am 16. Januar 1976 vom Bundestag einstimmig verabschiedet worden ist.

Zusammen mit den ihnen vorausgegangenen Gesetzesentwürfen sollten sie die Löcher stopfen, die aus der Tatsache entstanden waren, daß man der ehemaligen RAF und den späteren Spontigruppen mit dem Grundgesetz und den bestehenden Strafrechtsparagraphen nicht beikommen konnte. Die Anzeigepflicht wurde bis zu Ausmaßen der NS-Zeit erweitert. Wer einen des »Terrorismus« auch nur *Verdächtigen* nicht anzeigt, macht sich in der Bundesrepublik von nun an strafbar. Sämtliche der Aufsicht eines Landes unterstehenden juristischen Personen des öffentlichen Rechts – die Gemeinden, die Landkreise, die Gerichte, aber auch die Kirchen – haben von nun an »der Verfassungsschutzbehörde alle Tatsachen und Unterlagen über verfassungsfeindliche Bestrebungen unaufgefordert mitzuteilen«. Hierzu die Illustrierte *Stern* am 10. Juni 1976: »Dagegen war das Gestapo-Recht von 1933 noch vergleichsweise liberal. Damals waren offiziell nur die Kreispolizeiämter zur Meldung verpflichtet.«

Unbewiesener Verdacht der Teilnahme an der Tat des Beschuldigten genügt bereits, um dem Gericht die Handhabe zu geben, einen mißliebigen Verteidiger vom Verfahren auszuschließen. Kann man da noch erstaunt sein, wenn das Belgische Fernsehen uns mit Chile, Spanien und dem Iran vergleicht? Wenn die konservative, keineswegs terroristenfreundliche *Times* in London von einem »gefährlichen Rechtsruck in Deutschland« schreibt? Wenn die *Tribune de Genève* fragt, »ob der Staat, der auf den Ruinen des Nazismus errichtet wurde, grundlegende demokratische Prinzipien aufgeben wird«?

Andererseits macht sich auch Kritik daran fest, daß wir der Bevölkerung wieder einmal, wie im Jahre 1933, mit neuen Gesetzen die Möglichkeit nehmen, sich gegen einen Putsch von oben zu wehren. Der neue StGB § 88a klingt bei erster Lektüre sinnvoll und berechtigt. Er wendet sich gegen die Befürwortung von Völkermord, Mord, Totschlag, Vergiftung, Verschleppung, Menschenraub, Raub, räuberischer Erpressung, Gefährdung des Straßen-, Bahn-, Schiffs- und Luftverkehrs, Herstellung von Sprengstoff, Brandstiftung, Explosion, Überschwemmung und anderer Formen der Sabotage. Kein anständiger Mensch würde sich gegen ein solches Gesetz wenden, solange es nicht der Verhinderung des Widerstands gegen staatliche Übergriffe, gegen die Errichtung einer Militärdiktatur, gegen den Aufbau eines faschistischzn Regimes oder gegen andere Formen der Tyrannei von oben dient. Aber eben dieser Dienst, diese Unterstützung von Gewaltverbrechen des Staats unter dem Vorwand der Bekämpfung von Gewaltverbrechen des Volkes, ist nach den Erfahrungen des Jahres 1933 keineswegs

auszuschließen. Deshalb haben sich gerade diejenigen, die im Widerstand gegen Hitler gekämpft haben und somit eigentlich als die Väter der freiheitlich-demokratischen Grundordnung gelten müßten, besonders scharf gegen dieses Gesetz ausgesprochen.

Jeder von uns weiß, daß man nur mit eben den Methoden, die dieses Gesetz zu befürworten verbietet, den Kampf gegen eine Diktatur aufnehmen kann, und man darf uns nicht übelnehmen, wenn wir aus unserer bitteren Erfahrung heraus, die Vermutung hegen, daß die Obrigkeit sich hier wieder einmal gegen und nicht für das Volk einsetzt. Die bewaffneten Arbeiter und Soldaten, die im November 1918 die Macht eroberten, die Republik gründeten und der Demokratie die Tore öffneten, wären nach diesem Gesetz Verbrecher. Selbst der Versuch, andere von der Notwendigkeit des Widerstands gegen Kapp und seine Rechtsputschisten zu überzeugen, wäre nach diesem Gesetz schwer bestraft worden. Die Gründer der deutschen Demokratie, 1848, 1918 und 1945, säßen allesamt als Mitglieder von »kriminellen Vereinigungen« in deutschen Gefängnissen, wenn man sie nach den formaljuristischen Maßstäben beurteilte, die sich in §§ 88a und 126 niederschlagen.

In Österreich wäre ein solches Gesetz auch heute noch undenkbar, zumindest unter der Regierung der SPÖ, deren stolzeste Tradition auf dem bewaffneten Widerstand der österreichischen Arbeiter gegen den heimischen Faschismus beruht, auf der Revolte des Schutzbundes gegen die Heimwehr. Auch der Schutzbund wäre nach den neuen Definitionen der bundesdeutschen Anti-RAF-Gesetze eine »kriminelle Vereinigung«, weil er

»Gewalttätigkeiten gegen Menschen oder Sachen« plante und erfolgreich durchführte. Der Paul List Verlag in München hat 1975 eine von der österreichischen Regierung unterstützte Untersuchung über die Geschichte des Schutzbundes veröffentlicht, *Zur Theorie und Praxis der Gewalt* (Vorwort von Professor Dr. Friedrich Heer), die vor allem deshalb bedeutsam ist, weil sie daran erinnert, daß das Konzept der Stadtguerillas keineswegs von Ché Guevara und der anarcho-kommunistischen Tradition Lateinamerikas, sondern von Theodor Körner entwickelt worden ist, jenem sozialistischen Generalstabschef, der nach dem zweiten Weltkrieg österreichischer Bundespräsident wurde und sich stets als »demokratischen Bolschewik« bezeichnete.

Aus seinen strategischen und taktischen Überlegungen zur Verteidigung der österreichischen Arbeiter gegen faschistische Übergriffe entstand der Gedanke einer städtischen Guerillatruppe. Ihn mit den StGB-Paragraphen erfassen zu wollen, die sich mit individuellen Gewaltverbrechen (meist zum Zweck der persönlichen Bereicherung) beschäftigen, rückt eine spezifisch deutsche Praxis der Gesetzgebung ins internationale Scheinwerferlicht, vor der das Ausland berechtigte Angst hat, weil sie es war, mit deren Hilfe Hitler »völlig legal« zur Macht kam und sich »völlig legitim« an der Macht hielt.

Auch die drakonische Verschärfung der bundesdeutschen Ausländergesetze, die zur Zeit der »Tendenzwende« durchgeführt wurde, enthüllt das gleiche reaktionäre, von allen anderen westlichen Staaten gefürchtete und verdamnte Rechtssystem der Bundesrepublik. Wenn die Gastländer der dreißiger Jahre

die politischen Flüchtlinge aus Hitlerdeutschland, die den Widerstand gegen das NS-Regime organisiert haben, so behandelt hätten, wie die bundesdeutsche Regierung heute die politischen Flüchtlinge aus den heutigen faschistischen Staaten behandelt, so wäre Hitler heute noch an der Macht. Daß ausgerechnet die Bundesrepublik Deutschland, die ihre Existenz weitgehend dem Mut und der »Gewalttätigkeit« der Widerständler (und der von ihnen mobilisierten Truppen) verdankt, heute die Handlungsfreiheit der ausländischen Antifaschisten im Gebiete der BRD so drastisch einschränkt, enthüllt entweder eine erstaunliche politische Unfähigkeit oder den neuerlichen Machtanspruch der Ex-Nazis und ihrer Nachfolger im gesetzgebenden Apparat der Bundesrepublik. Gerade wir Deutschen, die wir am eigenen Leibe erlebt haben, daß Tyranneien nur mit »Gewalttätigkeiten gegen Menschen oder Sachen« aus der Welt zu schaffen sind, gerade wir sollten gelernt haben, den Widerstand zu ehren und »Gewalt« in einer anderen Perspektive als der des Verstoßes gegen Privateigentum zu sehen. Was wäre aus De Gaulle, aus Willy Brandt, aus Bruno Kreisky geworden, wenn ihre Gastländer sie so behandelt hätten, wie wir uns heute unseren ausländischen Gästen gegenüber benehmen?

Mit dieser Frage kehre ich zu den am Anfang dieses Kapitels gestellten Fragen zurück: Wenn die Liberalen vom Schlage meines Vaters, die »gegen jede Diktatur« kämpfen wollten, »selbst wenn sie unsere eigene Meinung diktiert«, in der NS-Zeit so kläglich versagten und bestenfalls in die »innere Emigration« gingen, wie helfe ich dann einer kämpferischen Demokratie auf die Beine? Indem ich die

demokratischen Kräfte der Linken verprelle, mit Radikalenerlasse ins Abseits treibe und mit »Gewalt-Paragrafen« daran hindere, für die Demokratie zu kämpfen? Oder indem ich mich mit den kämpferischen Kräften der Linken verbünde, selbst wenn sie sich heute noch nicht zur Demokratie bekennen?

Immer wieder werfen die vermeintlichen Schützer der freiheitlich-demokratischen Grundordnung den »Radikalen« vor, daß diese ja eben *nicht* willens seien, ihre Ziele mit »freiheitlich-demokratischen Mitteln« und »innerhalb der parlamentarischen Ordnung« zu verfolgen. Dabei sind sich die Verfassungsschützer niemals bewußt, daß sie im Kreise argumentieren. Denn gerade durch den Radikalenerlaß und sein Nachfolgegesetz vom 24. Oktober 1975 werden die vermeintlichen Radikalen ja überhaupt erst radikalisiert. Wie kann man sich darüber beschweren, daß sie nicht willens seien, am legalen Prozeß der Demokratie mitzuarbeiten, wenn man ihnen verbietet, eben dies als Beamte zu tun?

Wie sind denn die Überzeugungen der Leninisten vom »demokratischen Zentralismus« und der »Diktatur des Proletariats« überhaupt entstanden? Aus welchen Gründen sind die Kommunisten aus so vielen sozialdemokratischen Parteien ausgeschlossen worden? Weil die Parteien nicht flexibel genug waren, um die Kritik von innen zu erlauben und von ihr zu profitieren. Wir, die Sozialdemokraten, sind die Väter der Kommunisten. Wie können wir uns darüber beschweren, daß unsere Kinder uns weggelaufen sind und heute mit Steinen auf uns werfen, wenn wir es sind, die sie aus dem Hause getrieben haben? Wie können wir uns über den Kommunismus der Kommunisten beschweren, wenn

wir sie überhaupt erst durch unsere Unduldsamkeit zu Kommunisten gemacht haben?

Wie können wir, um ein noch drastischeres Beispiel zu zitieren, uns über den Terror der Terroristen beschweren, wenn wir sie überhaupt erst zu Terroristen gemacht haben, indem wir ihre anfangs durchaus berechtigten Forderungen verweigerten und sie dadurch in die Illegalität katapultiert haben? Werden wir nie lernen, daß Gesellschaftsordnungen nur überleben können, wenn sie die berechtigten Forderungen des Volkes erfüllen? Stets und überall, in jedem Lande der Welt, hat die Verweigerung nötiger Reformen zur Radikalisierung geführt. Überall hat das Verbot der Radikalität zur Verschärfung der Radikalität geführt. Nichts führt mit solcher Sicherheit zur Revolution wie die Inhaftierung der Revolutionäre.

Man erinnere sich an die hilflose Reaktion des Staates und der drei großen Parteien auf die Ermordung des Generalbundesanwalts Siegfried Buback am 7. April 1977. Ehe dieses Buch erschienen ist, werden seine Mörder gefaßt worden sein, und bald danach werden sie zu lebenslanger Haft verurteilt werden. Was ist damit gewonnen? Ein Generalbundesanwalt ist tot, und es ist zu befürchten, daß der nächste um so sicherer ermordet werden wird, je härter der Staat die Mörder des ersten bestraft. Die ganztägige Bundestagsdebatte vom 20. April drehte sich um die irrelevante Frage, ob bessere Fahndungsmaßnahmen und härtere Strafen zur Bekämpfung politischer Gewalttaten notwendig seien oder nicht. Kein einziger Vertreter unseres Volkes fragte, *wieso* politische Gewalttaten denn überhaupt begangen werden.

Niemand vom linken Flügel der SPD fragte, *wieso* ein Bürger unseres Staates denn wohl die Schuld des Tötens auf seine Schultern laden wolle. Niemand vom sterbenden liberalen Flügel der FDP fragte, *wieso* jemand freiwillig und ohne persönlichen Gewinn willens ist, den Rest seines Lebens hinter Gefängnismauern zu verbringen.

Als Hans-Dietrich Genscher sagte, die Ermordung Bubacks sei eine »Herausforderung des freiheitlichen Rechtsstaates und aller ihn tragenden demokratischen Kräfte«, hatte er durchaus recht. Aber die Angst der Bundesbürger, daß die demokratischen Kräfte eben *nicht* mehr in der Lage seien, den freiheitlichen Rechtsstaat zu schützen, ging ja gerade in jenem Monat nicht auf das Verhalten der politischen Gewalttäter, sondern auf das der rechtmäßigen Behörden zurück. Wenige Wochen nach dem Fall Traube und der Aufdeckung zahlloser anderer behördlicher Rechtsbrüche überhaupt noch von einem »freiheitlichen Rechtsstaat« zu sprechen und ausgerechnet jene demokratischen Kräfte zu zitieren, die im Parlament so kläglich versagt hatten, als es darauf ankam, endlich einmal gegen die eigenen Behörden vorzugehen, zeigte eine derartige Instinktlosigkeit, daß man sie eigentlich nur noch aus dem Verlust jeglichen Kontakts zum Volk erklären konnte.

Selbst Willy Brandt, sonst ein Mann überlegter Aussagen, ließ sich von den Ereignissen hinreißen, uns aufzufordern, »jenen das Handwerk zu legen, die den Wind säen, um den Sturm zu ernten«, und vergaß zu fragen, *wieso* Menschen wie Du und Ich, die sicherlich lieber in Ruhe leben als andere Menschen töten möchten, denn die *Pflicht* empfinden, den Wind säen zu *müssen*. Die

Provokation, die unser Staat ausgeübt haben muß, um diese Menschen zum Töten zu bewegen, muß unerhört ernst gewesen sein. Können wir es uns wirklich erlauben, unsere eigene Schuld an der Kriminalisierung dieses Menschen zu verschweigen und uns der Bestrafung derjenigen hinzugeben, die wir selbst zu ihren Taten provoziert haben?

Das politische Gewaltverbrechen ist stets und überall ein Produkt der Weigerung des bürgerlichen Staates, jene Meinungsfreiheit zu praktizieren, die er in seiner Staatstheorie als Kennzeichen des demokratischen Rechtsstaats proklamiert. Nur in jenen Staaten, die der Linken den legalen Zugang zur Macht verweigern, sind Terrororganisationen je entstanden. Und nur dort finden sie bis zum heutigen Tage immer wieder neuen Nährboden. Meine eigenen Überzeugungen sind das Resultat der Hitler-Diktatur. Wäre ich in einer liberalen Republik jener Art aufgewachsen, wie Weimar und Bonn es sein wollten und nie gewesen sind, so hätte sich der Radikalismus meiner Jugend, ein Produkt der Klassenkämpfe der 20er und 30er Jahre, bald gemildert. Da die versprochene Demokratisierung der Weimarer und der Bundesrepublik aber nie eingetreten ist und da ich durch Hitler im 18. Lebensjahr in die Welt hinausgeschleudert worden bin, früh im Leben mit anderen Ländern und anderen Kulturen in Berührung kam, die Faulheit, Verlogenheit und Selbsttäuschung des deutschen Bürgertums aus der Perspektive des Widerstands erkennen mußte, blieb mir nichts anderes übrig als zu denken, zu diskutieren, zu vergleichen und zu prüfen. Und wer das tut, ohne von materiellen Interessen auf die Seite

der Machthaber gezogen zu werden, dem bleiben keine anderen Folgerungen übrig als die, die ich hier vorgelegt habe. Das prägende Kindheitserlebnis schlägt sich also nicht nur in der Anlehnung an den Vater, sondern auch in der Abgrenzung von ihm nieder.

### *Nachwort*

Ich muß diesem Kapitel (wie auch einigen späteren Kapiteln) einen kurzen Nachtrag anfügen. Denn nachdem das Manuskript des Buches bereits abgeschlossen und dem Verlag überliefert worden war, sandte dieser einige ausgewählte Teile zum Vorabdruck an einige Zeitungen und Zeitschriften, darunter auch die Abschnitte über Karl-Hermann Flach und Arno Esch an die *Frankfurter Rundschau*. Am 9. Februar 1977 teilte mir Horst Köpke, Kulturredakteur der FR, der seit 1948 mit Flach befreundet gewesen ist, mit ihm die DDR verlassen hat und auch mit ihm zusammen in Berlin studieren konnte, einiges Neue über Esch mit, das ich hier wörtlich wiedergebe:

Arno Esch, geb. 1928 in Memel, nach Mecklenburg verschlagen, war Jurastudent; er wurde im Oktober 1949 vom sowjetischen Staatssicherheitsdienst verhaftet und zum Tode verurteilt. FR-Redaktionskollege Karl-Heinz Krumm war in den Prozessen dabei und wurde selbst zu Zwangsarbeit verurteilt. Natürlich gibt es für die Exekution Eschs keine Zeugen, aber an der Tatsache ist wohl nicht zu zweifeln. Mischnick, damals in der sächsischen LDP tätig, stand mit Esch in Verbindung, konnte aber natürlich nicht versuchen, die mecklenburgische LDP auf Eschs Kurs zu bringen, das besorgte dieser selber. Mischnick verließ dann auch die DDR. Dr. Max Suhrbier, damals mecklenburgischer Finanzminister und LDP-Landesvorsitzender, später DDR-Finanzminister und LDP-Vorsitzender (inzwischen verstorben) war viel zu ängstlich, um sich von Esch beeinflussen zu lassen; er achtete ihn sicher, sah aber, daß Eschs Weg unter den damaligen Verhältnissen kein gutes

Ende nehmen könnte.

In diesem Zusammenhang muß gesehen werden, daß die LDP sich doch beträchtlich von der westdeutschen FDP unterschied: einmal gab es verkappte Sozialdemokraten, die nicht in die SED wollten; aber es gab auch rechtste Deutsche, ja unbelehrbare Nazis, die sich durch das Parteibuch einer zugelassenen Partei zu schützen suchten.

Eschs Schrift, die nachträglich erweiterte Niederschrift eines Vortrags, die in der LDP kursierte, ist in meinem Besitz. Sie ist für Ihre Zwecke aber wohl kaum verwendbar, weil sie zum größten Teil nur die Uninformiertheit der damaligen studentischen Generation dokumentiert. Zumal die philosophischen Passagen sind arg dilettantisch – aus heutiger Sicht. Die »Bibel« des Esch-Kreises war eine Geschichte des Liberalismus von Oscar Klein-Hattungen, weil Esch zufällig auf sie in der Rostocker Universitätsbibliothek gestoßen war.

Dies wäre das, was ich Ihnen mitteilen wollte. Ich füge Kopien eines Kapitels bei, das ich für eine Art Flach-Gedenkbuch beigesteuert und auch in der FR veröffentlicht habe; es befaßt sich unter anderem auch mit Esch:

Arno Esch, eineinhalb Jahre älter als Flach, war wie dieser bei Kriegsende nach Mecklenburg geraten. Einerseits ein bornierter deutscher Jurist, wie er im Buche steht, dazu persönlich voller skurriler Züge, war er eine politische Naturbegabung, eine faszinierende charismatische Persönlichkeit von enormer rhetorischer Begabung und von großer Arbeitseifer – er hätte, wäre er nicht von den Stalinisten ermordet worden, sondern in die Bundesrepublik entkommen, sicher in der westdeutschen Politik eine hervorragende Rolle gespielt.

Esch versuchte in jenen Jahren dem Liberalismus eine moderne theoretische Fundierung zu geben, so schwer das auch war, abgeschnitten von wichtiger Literatur. Zum Beispiel war ihm der »Ordo«- Kreis um Walter Eucken nicht einmal dem Namen nach bekannt. Er orientierte sich weniger an den tagespolitischen Bedürfnissen unter sowjetischer Besatzung. Er wollte vielmehr vorsorgen für

den Tag, an dem diese abzog und Deutschland wiedervereinigt würde, was damals noch als realpolitische Betrachtungsweise angesehen werden konnte. Esch fürchtete für diesen Tag X einen Rückfall ins Konservativ-Nationalistische. Er fürchtete vor allem, daß seine Liberal-Demokratische Partei sich dann allzu sehr ihrer national-liberalen Vorväter erinnern würde. Er hatte am 16. Mai 1949 in der Rostocker LDP-Gruppe einen Vortrag gehalten mit dem Titel »Die neun Axiome des Neoliberalismus – Geistige Struktur einer politischen Weltanschauung«. Er hat diesen Vortrag in erweiterter Form niedergeschrieben und auch andernorts darüber diskutiert. In seiner Systematik mag manches dilettantisch gewesen sein, Esch war Jurist, kein Philosoph. Eine Geschichte des Liberalismus des Linksliberalen Oskar Klein-Hattingen, offenbar das einzige, was die Rostocker Universitätsbibliothek auf diesem Sektor zu bieten hatte, beeinflusste ihn stark, ferner Schriften Walther Rathenaus.

Esch sagte damals: Was hier niedergelegt wird, sind neue Gedanken. Die Zeit ist noch nicht reif, um diese Ideen an die Öffentlichkeit zu tragen. Wenn diese Zeit gekommen ist, werden wir uns entsprechend zu verhalten haben. Einstweilen jedoch ist es zweckmäßiger, im kleinsten Kreis diese grundsätzlichen Erwägungen anzustellen, als damit in die Sphäre leidenschaftlicher politischer Auseinandersetzungen einzutreten. Ganz ausdrücklich attackierte Esch die hessischen Liberalen unter August Martin Euler, deren Zeitung ihm zu Gesicht gekommen war, in der die These vertreten wurde, die damals auch in Hessen LDP genannte Partei sei berufen, *die* Rechtspartei in der Bundesrepublik zu werden. Einen Verrat an den

ursprünglichen Zielen des Liberalismus nannte Esch solche Forderungen und setzte sich auch kritisch mit der Bismarck-Verehrung auseinander, die damals durchaus auch in der Sowjetzonen-LDP üblich war.

Später ging Esch noch weiter. Als eine Art Kaderorganisation für den Tag X gründete er als Partei in der Partei die »Radikal-Soziale Freiheitspartei«.

Dr. Friedrich-Franz Wiese, Mitbeteiligter und später Mitverhafteter, von den Sowjets zum Tode verurteilt, begnadigt und heute als Chemiker in der Bundesrepublik lebend, schrieb dazu in einem Brief an den Verfasser: »Diese Parteigründung mag nachträglich albern und dilettantisch erscheinen, aber sie beweist eindeutig, daß Esch und wir linksliberal waren, so linksliberal, daß wir glaubten, sogar mit dem Wort ›liberal‹ brechen zu müssen.« Flachs Realitätssinn war damals allerdings schon so stark ausgeprägt, daß er sich von dieser Kinderei zurückzog, nicht über die Rolle eines wohlwollenden Beobachters hinausging.

Den Einfluß, den Esch in der mecklenburgischen LDP errungen hatte (auch Verbindungen zu anderen Landesverbänden gab es, auch zu Wolfgang Mischnick in Dresden), dokumentierte der Landesparteitag am 23./24. April 1949 in Rostock. Esch führte hinter den Kulissen Regie, arrangierte sich mit den verschiedenen Gruppierungen, so daß ein Vorstand gewählt wurde, der fast nur aus seinen Anhängern und Sympathisanten bestand. Den Landesvorsitzenden Dr. Max Suhrbier mußte er natürlich hinnehmen, aber dieser spätere DDR-Finanzminister und LDP-Vorsitzende sah das Wirken Eschs und seiner jungen Leute nicht ohne Sympathie, wenn auch

mit der ihm angeborenen Ängstlichkeit. Als einer der drei einstimmig gewählten Jugendvertreter zog Flach neben Esch und dem Studenten Helmut Jaschke in den Landesvorstand ein. Ein halbes Jahr später gelang es ihm gerade noch, die neue DDR zu verlassen, an deren Gründungszeremonien er noch als Berichterstatter teilgenommen hatte.

Am Abend des 18. Oktober 1949 waren Arno Esch und einige Freunde verhaftet worden. Zuvor hatte man schon den Stralsunder Kreissekretär Gerhard Blankenburg festgenommen, ohne daß gleich der Zusammenhang der Gruppe erkennbar geworden wäre. Daß das Verschwinden auch anderer LDP-Funktionäre schnell bemerkt wurde, lag daran, daß am 19. eine Landesvorstandssitzung in Schwerin stattfand. Dadurch merkten die noch in Freiheit verbliebenen Esch-Anhänger, daß etwas gegen sie im Gange war. Der sowjetische Staatssicherheitsdienst hatte sich offenbar durch die ihm schwer verständliche Materie nur langsam hindurcharbeiten können. Allerdings stellte sich später heraus, daß Flachs möbliertes Zimmer durchsucht worden war, während er am 17. Oktober in Rostock seinen 20. Geburtstag feierte.

Wäre Flach damals verhaftet worden, hätte er dies auch ohne Todesurteil bei seinem Gesundheitszustand kaum überlebt. Von Parteifreunden wurde er zu einem einsamen Bauernhof gebracht. »Wenn Sie Ihre Unschuld beweisen können, dürfen Sie selbstverständlich unbesorgt zurückkehren«, ließ Dr. Suhrbier über einen Kontaktmann mitteilen. Das war deutlich genug. So fuhren Flach, sein Vorstandskollege Jaschke, LDP-Landespressereferent Horst Köpke und der Hagenower LDP-Funktionär Karl-

Otto Senst von einem Dorfbahnhof aus über Neustadt/Dosse, Neuruppin, Velten auf Umwegen nach Westberlin. Mit acht Todesurteilen bei 14 Angeklagten erreichte die Esch-Gruppe die wahrscheinlich höchste Todesurteilsrate unter allen deutschen Gruppen.

### 3

## Die Frau

Ein Jahr nach der elterlichen Urszene erfolgte die zweite, deren Einfluß größer gewesen ist als die erste. Ich war sechs oder sieben, es waren die ersten Herbstferien nach meiner Einschulung (damals hießen sie noch Michaelisferien), und ich war wieder einmal zu Besuch bei meiner Tante Käthe und meinem Onkel Georg in Altdamm am Haff. Wie in Berlin pflegte ich auch dort die Gegend zu explorieren, soweit mich meine Füße trugen. Es gab da eine alte, halb verfallene, aus Brettern erbaute Badeanstalt, das sogenannte Freibad Altdamm. Da die Saison vorbei war, war alles verschlossen, verriegelt und für den Winter hergerichtet. Die Fenster waren vernagelt, und trotzdem hörte ich, als ich vorbeikam, Stimmen. Ich kletterte über den Zaun und sah durch ein Astloch, daß zwei Pärchen sich eingeschlichen hatten und im Sand ihre Spiele trieben.

Es war einer jener schwülen Spätsommertage, die man manchmal noch im September oder Oktober findet, und die vier jungen Leute waren nackt. Sorglos und liederlich abgestreift, lagen ihre Kleider auf dem Ruderbrett des kleinen Bootes, mit dem sie gekommen waren. Das Boot, halb im Wasser, halb auf Land, hob und senkte sich mit der Brandung, und der leichte Wellengang plätscherte an den hölzernen Planken. Die eingelegten, locker im Wasser pendelnden Ruderblätter hoben und senkten sich mit dem

Boot, und die Körper der beiden Männer auf denen der beiden Mädchen schienen sich im gleichen Takt zu bewegen.

Nach einer Weile wechselten sie ihre Partnerinnen, und dann begannen die Mädchen sich miteinander zu befassen. Die beiden Männer, erst schmollend, dann demonstrativ kundtuend, daß auch sie ohne Partner des anderen Geschlechts auskommen konnten, packten einander am Schwanz und führten vor, was wahrscheinlich keiner von ihnen seit den frühen homoerotischen Phasen der Kindheit praktiziert hatte - unsicher, tolpatschig und halbwegs von schlechtem Gewissen geplagt. So zumindest deute ich die Szene heute aus der Perspektive des Alters und der Erfahrung. Was bei den Mädchen grazil, selbstverständlich und natürlich ausgesehen hatte, wirkte bei den Männern häßlich und widernatürlich.

Kichernd sahen die Mädchen den Männern zu, aber nach einer Weile wurde das Spiel ernst, und die beiden nun nicht mehr gegengeschlechtlichen Paare erreichten fast gleichzeitig ihren Höhepunkt. Dann fielen sie voneinander weg wie Früchte vom Baum und lagen ein paar Minuten lang still in der Sonne. Ihre Körper sahen aus wie gebutterte Hühnchen im Rohr, der Schweiß glitzerte in der Sonne auf der braunen Haut.

Es war das erstemal im Leben, daß ich so etwas gesehen hatte, und der Aha-Charakter des Erlebnisses verfolgt mich bis zum heutigen Tage. Im Rückblick scheint mir das Bemerkenswerte, das Bezeichnende, daß mich das Spiel der Mädchen mehr beeindruckt hat als das der Männer mit den Mädchen und daß der Verkehr der Männer miteinander mir einen gewissen Ekel einflößte. Der

Widerstand gegen frühe homoerotische Neigungen, verdrängt und bis zur Überkompensation angewachsen, mußte also begonnen haben, ehe ich mir solcher Neigungen bewußt geworden war. Róheim maß dieser Urszene, die ich später in einem Roman verarbeitet habe (deutscher Titel: *Landschaft mit Figuren*, München 1971), die Bedeutung einer lebenslangen Fixierung auf lesbische Frauen, eines lebenslangen, durch keine intellektuellen Anstrengungen überwindbaren Widerwillen gegen homosexuelle Männer und einer Auffassung des heterosexuellen Koitus als Substitut der lesbischen Paarung bei. Ich bezweifle, ob das stimmt, denn ich bin stets von androgynen Menschen *beiden* Geschlechts fasziniert gewesen und benötigte nicht die geringsten »intellektuellen Anstrengungen«, um mit ihnen zu sympathisieren. Andererseits herrscht in meinen Sexualwünschen zweifellos ein gewisser Wiederholungszwang, ein unbewußter Versuch, gewisse Teile dieser Urszene zu rekonstruieren, vor allem aber die Überzeugung, daß Frauen »besser« sind als Männer und daß vieles, was Männer auch außerhalb des Gebiets der Sexualität tun, »ekelhaft« ist.

Viele Jahre später, als sie mein Buch *Das Patriarchat* im Manuskript las, fragte mich eine in der Frauenbewegung tätige Psychoanalytikerin, die Freuds Theorien der weiblichen Sexualität sehr kritisch gegenüberstand: »Bist du dir eigentlich bewußt, weshalb du ein Buch geschrieben hast, das die Frauen vergöttert und die Männer verteufelt?« Bewußt? Nein, denn in meinem Bewußtsein stellt sich die Genese dieses Buches ganz anders dar.

Als ich am 7. Juli 1933 mit einem Rucksack und einem

braunen Pappkoffer in London angekommen war, hatte ich zwei Bücher mitgebracht – Marxens *Frühschriften* (März 1841 bis März 1844) in einer 1923 bei Dietz erschienenen Sammlung aus dem Nachlaß, und vom getreuen Friedrich den *Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*. Ich hatte die beiden Bände nicht etwa in wohlüberlegter Auswahl des Wichtigsten eingepackt, sondern weil ich sie zufällig in jener Woche gelesen hatte und sie nun aus meinem Zimmer schaffen mußte, ehe sie meine Eltern kompromittieren konnten. Denn ich nahm an, daß man sofort nach der Entdeckung meiner Flucht unsere Wohnung durchsuchen würde; was dann auch prompt geschah und manches zutage förderte, das ich – hätte ich nur ein wenig mehr Zeit gehabt – verbrannt oder evakuiert hätte.

Später stellte es sich heraus, daß der Zufall hier wieder einmal, wie so oft in meinem Leben, mit größerer Präzision gehandelt hatte, als mein »freier« Wille es vermocht hätte. Denn von allen Arbeiten der Väter sind die *Frühschriften* und der *Ursprung der Familie* diejenigen geblieben, die mein Denken am nachdrücklichsten beeinflußt haben. Die Gründe werden jedem klar sein, der die im gegenwärtigen Buch zusammengefaßten Folgerungen aus meinen Urerlebnissen überprüft.

Als ich da im Alter von 18 Jahren und drei Monaten mit meinem Köfferchen auf dem Ankunftsbahnsteig der Victoria Station stand, hatte ich keinen Zweifel darüber, daß ich die akademische Laufbahn, die der NS-Staat mir in meinem Heimatlande unmöglich gemacht hatte, nun in England nachholen würde. Der Gedanke, daß ich, weil ich

das Land meiner Vorfahren drei Monate vor meinem Abitur verlassen hatte, nun auch in England eine »gescheiterte Existenz« sei, war mir nicht einmal im Traume gekommen. Da ich den größten Teil meiner Schulzeit hindurch an der Spitze meiner Klasse gestanden hatte und trotz meiner politischen Aktivitäten nie mit schlechten Zensuren bestraft worden war, schien es mir ein leichtes, das Abitur in London nachzuholen, mein Studium mit Stipendien zu finanzieren, dann zu promovieren und mich irgendwo in England zu habilitieren. Was diesen schönen Hoffnungen einen Strich durch die Rechnung machte, waren die Beschränkungen meiner englischen Aufenthaltserlaubnis. Denn die besagten, daß ich dem Staat nicht zur Last fallen und keinem Engländer einen Arbeits- oder Studienplatz wegnehmen dürfe. Um in England bleiben zu können, mußte ich nachweisen, daß ich mich aus eigenen Mitteln zu ernähren vermochte. Um mich ernähren zu können, mußte ich erst einmal etwas lernen. Dazu wollte ich auf die Universität. Auf die Uni durfte ich aber nicht, da es ohne englisches Abitur (»matric«) keine Zulassung gab. Um das Matric zu machen, hätte ich rund ein Jahr lang Schnellkurse (»crammers«) absolvieren müssen. Das kostete Geld, und Geld hatte ich nicht.

Dieser Circulus vitiosus - ohne Aufenthaltserlaubnis kein Stipendium, ohne Stipendium aber keine Aufenthaltserlaubnis - hat mich meine ganze späte Jugend hindurch verfolgt. Am Ende stellte es sich heraus, daß ich ohne Abitur zwar manchen Vorlesungen beiwohnen durfte, dann aber weder promovieren noch mich habilitieren konnte. So geschah es, daß ich dreizehn Semester bei hervorragenden Lehrern hören durfte - bei Hornbostel,

Malinowski, Childe, Herskovits und Róheim –, dabei aber die Hoffnung aufgeben mußte, je selbst ein normales, auf Promovierung und Habilitation aufgebautes Lehramt ausüben zu dürfen. Erst im 61. Lebensjahr, einem Alter also, in dem die meisten Akademiker sich bereits emeritieren lassen, holte ich das von Hitler Verbotene nach und machte meinen Dr. phil. mit summa cum laude.

Um damals in England studieren zu können, mußte ich mir mein Geld illegal verdienen – als Tellerwäscher, Hilfsarbeiter, Nachtclubmusiker, Rallye-Fahrer –, und die tägliche Angst vor Entdeckung und Deportation steckt mir bis zur Gegenwart als permanente Furcht vor der Obrigkeit und deren Schergen in den Knochen. Jeder Mann in Uniform – sei es auch nur der Postbote oder der Straßenbahnschaffner – jagt mir bis zum heutigen Tage das Adrenalin ins Blut, bringt meine Hände zum Schwitzen, mein Herz zum Pochen und meine Nerven zum Zittern. Als ich wenige Wochen nach meiner Ankunft in England als Jüngster auf einer der NS-Listen der Ausgebürgerten meinen Namen las, bedeutete mir das nichts. Ich empfand weder Kummer noch Ärger, sondern eher schon einen gewissen Stolz. Als ich aber nach mehr als zwölf Jahren der Staatenlosigkeit im Dezember 1945 in Kanada eingebürgert worden war und dem für Einbürgerungen zuständigen Minister nur einen Höflichkeitsbesuch abstatten wollte, fiel ich im Vorzimmer beim Anblick eines Beamten der Royal Canadian Mounted Police um und kam erst eine halbe Stunde später wieder zu mir.

Paradoxerweise hat mir der Mut zur illegalen *politischen* Arbeit nie gefehlt, aber ein solcher Mut entwickelt sich offenbar aus der Angst und ihrer bewußten, durch

Willenskraft vermittelten Überwindung. Man muß sich nur auf die Gefahr vorbereiten. Fehlt die Vorbereitung, so schlägt die Angst durch. Bei all meinen illegalen Missionen in Nazi-Deutschland war ich mir meiner Angst vor den Symbolen der Autorität so bewußt, daß ich selbst mit SS-Männern und Gestapo-Beamten fertig wurde. Aber als ich meine Aufmerksamkeit, meine Selbstüberwachung, meine vorsorgliche Kontrolle abgeschaltet hatte, wie im Ministerium in Kanada, brachen die verdrängten Ängste durch und überfluteten das Kontrollsystem.

Zwischen der Ausbürgerung und der Einbürgerung lagen zwölf Jahre - aber nur sechs Jahre des Studiums, denn um ein Jahr studieren zu können, mußte ich vorher jeweils ein Jahr arbeiten, ehe ich die Mittel zum Studium zusammengespart hatte. Nach Hornbostels Tod im Jahre 1935 ging ich zu Malinowski, um bei ihm »social anthropology« zu hören. Er war ein vorzüglicher Lehrer, locker, improvisierend, geistreich, epigrammatisch in der Diktion, witzig im Dialog, furchtlos den Behörden, den akademischen Gegnern und der ganzen Universitätshierarchie gegenüber. Keine seiner Vorlesungen folgte dem angekündigten Thema, keine hielt den angekündigten Zeitplan ein, keine bewegte sich in irgendeiner erkennbaren akademischen Disziplin. Aber seine Studenten liebten und verehrten ihn, und er respektierte sie, gab ihnen eine in jenen Jahren einmalige Freiheit, hörte Argumenten geduldig zu, war ohne jeden Autoritätsanspruch, erwartete aber auch ein Maß an freiwilliger Arbeit, intelligenter Diskussion und simplem Fleiß, das etwas Elitäres an sich hatte.

Aus dieser Studentengruppe sind hervorgegangen: Jomo

Kenyatta Prinz Peter von Griechenland, Paul Robeson, Gattin Essie, David Abercrombie, und die drei Anthropologinnen Audrey Richards, Lucy Mair und Elspeth Huxley. Seine Grundthesen, die mehr von seinen Schülern als von ihm selbst als »Funktionalismus« popularisiert worden sind, gingen von der Annahme aus, daß jede Gesellschaftsordnung ein funktionierender Organismus sei, in dem jede Person, jede Institution, jede Handlung und deshalb eigentlich auch jeder Gedanke und jede Emotion »funktionell« seien, also einen Grund hätten und eine konkrete Funktion ausübten. Das war in gewissem Sinne gesunder Materialismus, aber es war in einem anderen Sinne auch naivster Idealismus, reine Metaphorik und oft schiere Metaphysik. Denn er war der Erkenntnis unfähig (oder weigerte sich, sie zu akzeptieren), daß die Gesellschaft eben *nicht* »funktionell« ist, daß sie sehr *schlecht* »funktioniert«, daß dauernd und überall Dinge danebengehen, daß jede herrschende Klasse, einerlei wie fortschrittlich sie anfangs auch gewesen sein mag, den Fortschritt des Gemeinwesens am Ende behindert. Kurzum, er war ein logischer Denker, der Logik ins Absurde trieb, ein unkurierbarer Gesellschaftstheoretiker, der jeder gesellschaftlichen Theorie mißtraute, ein funktionalistischer Gesetzgeber, der den Gedanken einer dialektischen Gesetzmäßigkeit der Gesellschaftsentwicklung als Narretei abtat und deshalb auch jene mutterrechtlichen Thesen, die Engels von Bachofen und Morgan übernommen hatte, als »völlig veraltet und gänzlich unwahr« betrachtete.

Diese drastische, geradezu provokatorische Ablehnung durch einen Mann, dessen Wissen, Erfahrung und

intellektuelles Kaliber ich zu schätzen gelernt hatte, gab mir einen gewaltigen Schock, einen heilsamen Schock, denn sie provozierte in mir jenen Impuls, der mich vierzig Jahre lang dazu getrieben hat, Material zu sammeln, um festzustellen, wer hier recht hat. Ich war ja eigentlich nur deshalb zu Malinowskis Vorlesungen gegangen, weil er in mutterrechtlichen Kulturen gearbeitet und neue Theorien der matrilinearen, matriloalen Deszendenz entwickelt hatte. Gerade bei ihm hatte ich mir ein Echo auf meine von Bachofen, Morgan und Engels geformten Überzeugungen versprochen. Ausgerechnet von ihm zu hören, daß alles falsch und veraltet sei, konstitutierte eine der schwersten Krisen meines Lebens, eigentlich nur noch mit denen vergleichbar, die der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt im Jahre 1939 und die russische Invasion der ČSSR im Jahre 1968 in mir ausgelöst haben. Um mein Gleichgewicht wiederzufinden, mußte ich herausbekommen, was wirklich in der europäischen Vorgeschichte geschehen war und wie sich das Verhältnis der Geschlechter tatsächlich entwickelt hatte.

Das Gespräch fand gegen Ende des Sommersemesters 1935 in Malinowskis Londoner Privathaus statt. Das Haus war, wie immer, voll von Studenten, uneingeladenen Besuchern, ausländischen Gästen und simplen Schmarotzern, die sich von ihm durchfüttern ließen. Seine ruhige, geduldige Frau Elsie war in ihr eigenes Haus geflohen, das sie irgendwo am Stadtrand, keiner von uns wußte genau wo, unterhielt und wohin sie regelmäßig verschwand, wenn das Londoner Town House zum Irrenhaus wurde. Ich erinnere mich, daß ich damals meine Aktentasche vergaß, weil ich so blind in

die Nacht hinausgestolpert war. Ich kann mich nicht mehr erinnern, durch welche Straßen ich gewandert bin, aber gegen Morgen fand ich mich im Hyde Park, nicht weit von Speakers' Corner, und ging dann ins Lyons Corner House am Marble Arch, um Porridge mit braunem Zucker und dicker Sahne zu essen und meine kalten, eingeschlafenen Glieder zu beleben.

Am nächsten Tag holte ich mir die Aktentasche ab, und im folgenden Semester zog ich nach Edinburgh, wo Vere Gordon Childe, der australische Vorgeschichtsforscher, Prähistorische Archäologie lehrte. Von sozialistischen Freunden hatte ich gehört, daß er der einzige in ganz Großbritannien sei, der eine halbwegs marxistische Stellung zur Urgeschichte einnahm. Childe war damals 43 Jahre alt und auf der Höhe seiner Kräfte. Er war um 1892 in Sydney geboren, hatte dort Altsprachen studiert und war 1914 nach Oxford gekommen, um dort bei Sir Arthur Evans, dem Kreta-Forscher, und bei J.L. Myres, der sich um die Erforschung des Grenzgebiets zwischen klassischer Philologie und moderner Ethnologie verdient gemacht hatte, am Queen's College weiterzustudieren. 1919 war er nach Australien zurückgekehrt, um Privatsekretär des Ministerpräsidenten von Neusüdwaales zu werden. 1922 bis 1924 hatte er genau jene Regionen bereist, mit denen sich später mein *Patriarchat* befassen sollte: Kleinasien, Griechenland, Italien, die Mittelmeerinseln und Europa südlich der Donau. Um 1925 wurde er, wenn ich mich recht erinnere, dann zum Bibliothekar des Royal Archaeological Institute in London ernannt, und zwei Jahre später erhielt er aus Edinburgh den Ruf, den neuerrichteten Abercromby Chair für

Prehistoric Archaeology einzunehmen.

1927 war sein erstes bedeutendes Buch, *The Dawn of European Civilization*, in London erschienen. Als er den Ruf nach Edinburgh erhielt, war er knapp 35, nach damaligen Verhältnissen ein ungewöhnlich junges Alter für einen Lehrstuhl von solcher Bedeutung. Er hatte auf den Orkney Inseln und in Schottland gegraben, hatte eine kohärente Theorie der Vorgeschichte entwickelt, die sich auf einer klaren Unterscheidung zwischen sozialökonomischer Basis und kulturellem Überbau gründete, und war in nahezu jeder Hinsicht, besonders aber im Temperament, das Gegenteil Bronislaw Malinowskis. Bei Childe herrschte sorgfältige empirische Forschung, langsames, kumulatives Ansammeln des Beweismaterials, ruhige, nahezu pedantische Abwägung der Alternativen, und dann erst der peinlich akkurate Aufbau eines Gerüsts von Schlußfolgerungen.

In seiner Überzeugung einer geschichtlichen Gesetzmäßigkeit der Entwicklung war er allerdings ebenso unnachgiebig wie Malinowski in seiner Illusion, daß es keine solche Gesetzmäßigkeit geben könne. Für Childe war das Studium der Vorgeschichte entweder die Suche nach Gesetzmäßigkeit oder bloße Zeitverschwendung. Entweder man interpretierte, was man ausgegraben hatte, als Teil einer Sequenz, deren evolutionäre Logik es zu erforschen galt, oder man sollte besser zu Hause bleiben und gar nicht erst mit dem Buddeln anfangen. Seine extreme Sorgfalt beim Einholen und Abwägen der Evidenz war also nur Mittel zur kühnen Aufstellung von Hypothesen, die es dann zu verifizieren und zu falsifizieren galt. Mit einem solchen Manne zusammenzuarbeiten war sowohl eine Freude wie

eine Ehre. Ich verdanke ihm nahezu alles, was ich über die Vorgeschichte und deren Deutung gelernt habe.

*Nahezu* alles, sage ich, denn ich muß hier meine Schuld einem anderen Forscher gegenüber kundtun, dem Gräzisten George Thomson, den ich durch eine Verquickung unglücklicher Umstände weder während seiner Amtszeit als Fellow von King's College, Cambridge, noch später während seiner Lehrtätigkeit als Professor des Griechischen an der Universität von Birmingham kennenlernen konnte, dessen Bücher aber auf mich einen mindest so großen Einfluß wie die Vorlesungen Childes in Edinburgh (und später am Archäologischen Institut der Universität London) ausgeübt haben. Thomson, der von anderen Gräzisten in einer schandhaften Weise ignoriert worden ist, war zweifellos der bedeutendste marxistische Denker auf dem Gebiete der Altphilologie, den die westliche Welt hervorgebracht hat. Daß die DDR seine drei Hauptwerke, *The Prehistoric Aegean* (1949, 1954), *The First Philosophers* (1955, 1961, 1972) und *Aeschylus and Athens* (1941, 1946, 1966), in so vorzüglich übersetzten und edierten Ausgaben herausgebracht hat (*Frühgeschichte Griechenlands und der Ägäis*, Berlin 1961; *Die ersten Philosophen*, Berlin 1968; *Aischylos und Athen*, Berlin 1957), ist mit Dank und Hochachtung zu quittieren. Daß die auf diesem Gebiet arbeitenden Forscher der DDR ihn mit Schweigen und einem gewissen Zweifel an der Sorgfalt seiner Arbeit übergangen haben, bedauere ich zutiefst.

Was Thomson, wegen der Ächtung, die ihm von bürgerlicher Seite widerfahren ist, und wegen gravierenden Mangels an Studienmitteln nicht mit jenem

Reichtum an Einzelheiten belegen konnte, der den Forschungsinstituten der UdSSR und der Volksrepubliken zur Verfügung steht, vermag vielleicht nur der zu würdigen, der, wie ich selbst, den Großteil seiner Forschungsarbeit aus eigenen Mitteln finanzieren mußte. Da bleibt stets und unvermeidlich jener letzte Schritt unmöglich, den man gern getan hätte, wenn man nur Zeit und Ruhe und Unterstützung gehabt hätte. In wie hohem Maße die Mängel mancher Forschungsarbeit Mängel an Geld und Zeit, nicht aber Mängel an Sorgfalt und Fähigkeit sind, das vermögen sich die an wohlfinanzierten Forschungsinstituten der bürgerlichen Welt arbeitenden Wissenschaftler kaum vorzustellen. Wer mit Mitteln der Regierungen und Stiftungen, mit der unbezahlten Schützenhilfe von Studenten, Assistenten und Doktoranden arbeitet, der macht sich kein Bild von der Geld- und Zeitnot, in der ein »freier«, von den Erträgen seiner Bücher lebender Forscher oder ein von allen bürgerlichen Kollegen angefeindeter, vom Zugang zu Stiftungsgeldern blockierter marxistischer Forscher der westlichen Welt arbeiten muß. Ich selbst könnte davon ein langes, trauriges Lied singen.

Daß Thomson trotz dieser Probleme drei so meisterhafte Werke schaffen konnte, stellt ihm ein Zeugnis großen Fleißes, gewaltiger Beharrlichkeit und schärfster Intelligenz aus. Seine Deutung der vorgriechischen, frühgriechischen, klassischen und hellenistischen Welt bleibt trotz der großen Vorstöße der Kollegen in der UdSSR, China und den Volksrepubliken nach wie vor das Profundeste, das von marxistischer Seite über diese Thematik geschrieben worden ist.

Ich hörte seinen Namen zum erstenmal von meinem früh verstorbenen Freund Christopher St. John Sprigg, der unter dem Namen Christopher Caudwell einige der besten Arbeiten über marxistische Ästhetik und marxistische Wissenschaftstheorie geschrieben hat und kaum 29 Jahre alt im Februar 1937 im spanischen Bürgerkrieg gefallen ist. Thomson, 1903 geboren, und Sprigg, Jahrgang 1907, lernten einander kennen, als sie beide im gleichen Jahre (1935) der englischen Kommunistischen Partei beitraten. Thomson, der stark vom keltischen Volksdenken, insbesondere von den mutterrechtlichen Mythen und Bräuchen seiner Vorfahren beeinflusst war, lebte von 1926 bis 1927 und von 1929 bis 1934 in Irland, wurde 1937 Ordinarius in Birmingham und zog sich nach acht Jahren verdienstvoller Mitarbeit im ZK der englischen KP aus führenden Parteiämtern zurück, nachdem er sechs Monate lang an der Universität Peking studiert, chinesisch gelernt und eine gemeinsame Zitatensammlung von Marx und Mao veröffentlicht hatte (*From Marx to Mao-Tse-Tung*, London 1972). Er teilt meine Meinung, daß die größte Katastrophe, die die Arbeiterklasse seit dem Zweiten Weltkrieg befallen hat, der Streit zwischen der UdSSR und der Volksrepublik China ist und daß auch die Mitglieder der Zweiten Internationale alle ihre Energien darauf konzentrieren sollten, den Bruch zwischen den Parteien der Arbeiter zu heilen.

Ich habe nicht die Absicht, hier die Unterschiede in den strategischen und taktischen Fragen der Alltagspolitik aufzuzählen, die mich bei weitgehender Übereinstimmung doch hier und da von Thomson trennen, aber ich will auf den einen Punkt seiner Arbeiten zur Vor- und

Frühgeschichte des Patriarchats hinweisen, wo sich unsere Wege getrennt haben. Er schließt sich, wie ich, an Morgan und Engels an, hat (wie ich auch) zusätzlich manches von George Briffault (*The Mothers*, 3 Bde., London 1927) übernommen und gründet viele seiner Argumente auf einer historisch-materialistischen Deutung der Mythologie und einer dialektisch-materialistischen Deutung der Altsprachen, die einen großen Teil der gegenwärtigen Semantik der Sowjetsprachforscher vorweggenommen hat. Aber zusätzlich zu all diesen Quellen, die ich akzeptiere, baut er einen Teil seiner Argumente auf einer Deutung des Totemismus auf, die mir zweifelhaft und nicht immer zufriedenstellend erscheint. Ich habe diesen ganzen Komplex, der bei ihm einen Kernpunkt des Arguments darstellt, in meiner eigenen Arbeit ausgeklammert. Nicht etwa weil mir alles, was Thomson hierüber sagt, unüberzeugend erscheint, sondern weil ich meine, daß wir unser Argument auch ohne Rückgriff auf die Totemistik überzeugend präsentieren können.

Nach meiner Kriegsgefangenschaft und meiner Freilassung und Einbürgerung in Kanada lernte ich den Afrikanisten Melville J. Herskovits, Ordinarius für Ethnologie an der Northwestern University in Evanston, Illinois, kennen. Ich hatte ihm eine längere, für Hornbostel geschriebene Arbeit über den Einfluß der amerikanischen Sklavenordnung auf die Afrikanismen verschiedener Stämme zugesandt, und er hatte mir erlaubt, zwei Semester bei ihm und Richard A. Waterman zu studieren. Was mir dabei wichtig schien, war der Schwerpunkt, den er auf die soziale Deutung des Geschlechtslebens einer jeden Kultur legte. Für ihn, wie für Malinowski, war

Sexualwissenschaft nicht Triebforschung, sondern Soziologie. Hätte ich nicht von dem Biologen Julian Huxley, der damals Generaldirektor der UNESCO war, den Ruf erhalten, nach Paris zu kommen, um mit Grierson zusammen eine neue Abteilung aufzubauen, die das Grenzgebiet zwischen Ethnologie, Anthropologie und den Massenmedien erschließen sollte, so wäre ich wahrscheinlich bei Herskovits in Evanston geblieben und hätte eines Tages seinen Lehrstuhl übernommen.

Da ich nun aber konstitutionell unfähig bin, meine »Karriere« zu planen, blieb meine Berührung mit Herskovits relativ unwichtiger als die mit Róheim, der mir drei Jahre lang seine Wochenenden geopfert hatte, so daß ich Samstags aus Kanada zu ihm fliegen und Sonntagabends wieder nach Hause fahren konnte. In meiner *Psychoanalyse des Geldes* habe ich mich mit der Ethnoanalyse im allgemeinen und mit Róheims Theorien im besonderen auseinandergesetzt. Im Gegensatz zu der Kritik, die ich dort an Róheims Thesen geübt habe, will ich hier noch einmal betonen, wie sehr ich ihn als Menschen geliebt habe und wie dankbar ich ihm mein ganzes Leben lang für seine Güte, seine Großzügigkeit und seine Geduld sein werde.

Da er versucht hatte, aus der österreichischen Psychoanalyse, der deutschen Ethnologie, der englischen Sozialanthropologie und der amerikanischen Kulturanthropologie eine einheitliche Wissenschaft mit holistischen Ganzheitsansprüchen zusammenzufügen, war mir anfangs entgangen, wie hoch der Stellenwert des menschlichen Geschlechtslebens in seinem Bild der Wissenschaft stand. Da mein eigenes Geschlechtsleben mir

nie Kopfzerbrechen gemacht hat, und ich trotz meiner jugendlichen Mitarbeit in Wilhelm Reichs Berliner Sexualkliniken nie über Sexualwissenschaft nachgedacht hatte, wurde mir erst viele Jahre später klar, daß meine fünf Lehrer eines gemeinsam gehabt haben: sie maßen der Sexualität eine bedeutsamere Rolle zu, als es damals auf ihren respektiven Fachgebieten üblich war. Daraus habe ich die Folgerung gezogen, daß es mein Erbe ist, diesen Gemeinenner meiner Lehrer als mein eigenes Fachgebiet zu kultivieren.

Im Gegensatz zu Morgan und Malinowski, die sich als Ethnologen verstanden, und im Gegensatz zu Reich und Róheim, die sich als Analytiker betrachteten, im Gegensatz aber auch zu Childe, der sich als Vorgeschichtsforscher sah, und zu Thomson, der sich als Altphilologe sieht, sehe ich meine Tätigkeit eindeutig als die eines Sexualforschers an. Deshalb gehöre ich auch dem Vorstand der Gesellschaft zur Förderung Sozialwissenschaftlicher Sexualforschung und der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung an und hoffe, daß es mir noch vergönnt sein möge, an einem Lehrstuhl für Sexualgeschichte, Sexualanthropologie oder Sexualsoziologie mitwirken zu dürfen. Kein solcher Lehrstuhl besteht heute in irgendeinem deutschsprachigen Land. Auch für Frauenforschung gibt es keinen Lehrstuhl. Der ganze unerhört aktive Bereich der Frauenbewegung mit ihren Forschungsgebieten der Frauengeschichte und Frauenkunde, der nach meinem Dafürhalten nur an einem Lehrstuhl für Sexualgeschichte oder Sexualsoziologie gelehrt werden kann, wird von keiner deutschsprachigen Universität berührt. Das scheint mir unverzeihlich.

Das Ziel meiner eigenen Arbeit bleibt nach wie vor die

Ausarbeitung eines Werkzeugs, das der Frauenbewegung dienen kann, wie *Das Kapital* der Arbeiterbewegung gedient hat: als historische Perspektive, als Wegweiser zur Zukunft, als Waffe im täglichen Kampf. Dieser Gedanke hat einige der Leser (und besonders die Leserinnen) meines Buches *Das Patriarchat* irritiert, weil sie ihn als Anmaßung aufgefaßt haben. Aber er war nicht dem Größenwahn entsprungen, sondern dem Gegenteil: der Überzeugung, daß diejenige soziale Gruppe, die am meisten unter der Ausbeutung leidet, auch diejenige sein muß, der im Kampf gegen die Ausbeuter der Führungsanspruch gebührt. Das sind heute die Frauen im allgemeinen und die proletarischen Frauen im besonderen. Im Motto des Buches hatte ich deshalb der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß das Buch der Frauenbewegung *dienen* könne, und auf Seite 19 des Vorworts hatte ich noch einmal spezifiziert: das Buch »dient« den Zielen der Frauenbewegung und »ordnet sich ihren Forderungen unter«. Es war enttäuschend, daß einige Leser den Text so sorglos gelesen hatten, daß sie das Gegenteil dessen, was drinstand, hineinprojiziert haben.

Um herauszufinden, ob Engels oder Malinowski recht hatte, bestand meine Quellenforschung mehr als zwanzig Jahre lang aus der rudimentären Fleißaufgabe, alle Ausgrabungsberichte in allen Sprachen, die ich lesen konnte, systematisch durcharbeiten und alle darin enthaltenen Daten zu exzerpieren, die sich (a) mit der Ökonomie, (b) mit den Abstammungs- und Verwandtschaftsordnungen, (c) mit dem Sexualleben der Vorgeschichte befaßten. Ich ging von der Arbeitshypothese aus, daß es zwischen diesen drei Faktoren eine Beziehung

geben müsse, wenn man je eine historisch-materialistische Deutung des menschlichen Geschlechtslebens aus den Funden ableiten wolle. Worin die Beziehung bestehen könne, wußte ich nicht und wollte ich auch nicht spekulativ vorwegnehmen.

Ich hatte im Jahre 1935, kurz nach meinem letzten Gespräch mit Malinowski und kurz vor dem Anfang meiner Studien bei Childe, mit dem Exzerpieren begonnen, hatte im Jahre 1948 die Ausgrabungsberichte der Vergangenheit aufgeholt und begann von dieser Zeit an einen Wettlauf mit den neu im Druck erscheinenden Berichten, die ja ein Vielfaches der bereits veröffentlichten Grabungsergebnisse ausmachten. Im Jahre 1950 wurde mir dann klar, daß ich stets hinter der Flut neuer Berichte zurückbleiben würde und daß ich jetzt beginnen müsse, meine Exzerpte auszuwerten, wenn ich hoffen wollte, noch in meiner eigenen Lebenszeit Folgerungen zu veröffentlichen.

Im Jahre 1973 bestand das Buch aus rund 5000 Schreibmaschinenseiten, von denen eine jede zu rund einem Viertel aus dem eigentlichen Text und zu drei Vierteln aus Quellenangaben und Nachweisen bestand. Im Durchschnitt lief dies auf drei Quellenangaben pro Zeile hinaus. Bei neun Worten pro Zeile war also rund jedes dritte Wort mit einer Quelle belegt oder in einem Nachweis verankert. Vom akademischen Standpunkt wäre das ein sehr schönes Buch gewesen, aber vom verlegerischen Standpunkt aus war es unlesbar und bedeutete, nachdem es von zwölf großen Verlagen als »unrealistisch« abgelehnt worden war (es wäre ein Werk in zehn Bänden von je 500 Seiten geworden), daß ich es völlig umschreiben mußte. Etwa in dem Sinne, daß aus je zehn Seiten eine

einzig herauskomprimiert werden konnte, und daß die Quellen (rund 100000 Eintragungen im Original: 5000 Seiten mit rund 20 Nachweisen pro Seite) drastisch reduziert und ans Ende des Buches verlegt wurden. Zu dem übriggebliebenen Text habe ich dann 170 zusätzliche Seiten geschrieben, um das Buch vom verlegerischen Standpunkt aus »interessanter« zu machen. Es ist vielleicht kennzeichnend für die Schicksalsschläge der Kritik, daß die Rezensenten sich fast ausschließlich mit diesen 170 nachträglich verfaßten Seiten (in der gedruckten Fassung S. 9-142 und 511-549) beschäftigt haben. Das eigentliche Buch (S. 99-510) ist in nur elf von 82 Besprechungen überhaupt erwähnt worden.

Um das Paradox des Für und Wider noch absurder zu machen: Wegen einer einzigen von mir verschluderten Schreibmaschinenseite (S. 778 des Manuskripts) ist auf Druckseite 512 die Einführung des Kapitels »Die Zukunft« weggefallen, die sich mit den Diskussionen der letzten Jahrzehnte zwischen der autonomen und der proletarischen Frauenbewegung beschäftigte und die Erklärung enthielt, daß die nun folgenden Seiten 512-543 nicht mehr zu meinem Forschungsgebiet gehören, sondern nur eine Zusammenfassung der wichtigsten Gedanken sind, die ich in Diskussionen zwischen feministischen und sozialistischen Frauengruppen gehört und mitgeschrieben habe, vor allem die Diskussionen um Shulamith Firestones Thesen von der geschlechtslosen Zukunft des emanzipierten Staates. Resultat: Sowohl das höchste Lob wie auch der schärfste Tadel am Buch hat sich ausgerechnet an diesen Stellen festgebissen, für die ich eigentlich nur als Reporter, nicht als Urheber

verantwortlich bin. Was in diesem Kapitel mein geistiges Eigentum ist, habe ich deshalb noch einmal der Klarheit halber am Anfang des vorliegenden Buches, dem Kapitel »Die Mutter«, zusammengefaßt.

Da das Buch mehr als drei Jahrzehnte vor den Anfängen der heutigen Emanzipationsbewegung der Frau begonnen worden war, unterschied es sich maßgeblich von den Werken, die aus dieser Bewegung hervorgegangen sind, so zum Beispiel von Betty Friedans *Der Weiblichkeitswahn*, von Kate Milletts *Sexus und Herrschaft*, Germaine Greers *Der weibliche Eunuch* und Alice Schwarzers *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen*. Während sich diese Bücher mit der dringendsten Frage der Frauenbewegung, der Befreiung vom Patriarchat, beschäftigten, hatte ich versucht, historisch zu dokumentieren, wie das Patriarchat zustande gekommen war und wie die Patriarchen es geschafft hatten, die bis dahin relativ gut funktionierenden Systeme der gesellschaftlichen und sexuellen Gleichberechtigung so »erfolgreich« zu zerschlagen. Während die Frauenbewegung sich vor allem mit dem Unrecht befaßt hatte, das der Mann auch heute noch der Frau täglich und nächtlich antut, hatte ich mich vor allem mit der Gerechtigkeit befaßt, welche die Frau dem Manne erwiesen hatte, als sie der ökonomisch wichtigere Sexualpartner war. Während die Frauenbewegung die Schwächen der Gesellschaftsform aufgedeckt hatte, in der Frauen von Männern beherrscht werden, wollte ich die Stärke jener Gesellschaftsordnungen unter Beweis stellen, in der es der Frau durchaus möglich gewesen wäre, den Mann zu beherrschen; nur tat sie es nicht, und das schien mir die bedeutsamste Erkenntnis meiner Arbeit zu sein.

Paradoxerweise geschah aber auch hier das völlig Perverse: eine Anzahl von Feministinnen zog mich zur Rechenschaft, weil ich zur Erkenntnis gelangt war, daß die Frauen, als sie an der Macht gewesen waren, ihre Sache besser als wir, die Männer, gemacht hatten, und warfen mir nun vor, ich wolle durch meine Weigerung, eine »echte« Frauenherrschaft der Vorgeschichte anzuerkennen, den heutigen Frauen die Fähigkeit der Herrschaft absprechen. Das war nun wirklich nicht der Fall, aber es ist wahr, daß ich vor allem *informieren* wollte. Ich wollte der Frauenbewegung so viele Fakten und Daten liefern, daß jede der miteinander verfeindeten Gruppen sich das für sie Wichtigste aus dem großen Arsenal heraussuchen konnte. Denn mir schien – und mir scheint auch heute noch –, daß alle, die an einer wirklichen Emanzipation der Geschlechter mitarbeiten wollen, Frauen *und* Männer, zuerst einmal präzises Informationsmaterial über die Strategie und Taktik zur Hand haben müssen, mit der das Patriarchat seinen frappanten Machtanstieg erkämpft hat. Wenn diese Methoden einst praktikabel waren, um eine der besten Gesellschaftsordnungen zu zerstören, dann könnten sie möglicherweise auch von Nutzen sein, um eines der schlechtesten Gesellschaftssysteme zu beseitigen. Deshalb hatte ich mich besonders intensiv mit einer Analyse der Machtergreifung des Patriarchats befaßt. Diese Analyse hatte mich zu der Überzeugung gebracht, daß kein Geschlecht sich von der Tyrannei des anderen befreien kann, ohne dieses mit zu befreien. Ich kann mir bis heute nicht vorstellen, wie wir Männer uns von den Zwängen und Neurosen befreien wollen, die wir selbst erzeugt haben, außer wenn wir uns mit unseren Opfern, den Frauen,

solidarisch erklären und mit ihnen gemeinsam den Kampf gegen das Patriarchat führen.

Aber auch in dieser Hinsicht stellte sich meine Hoffnung, daß die Feministinnen eine solche Unterstützung ihres Kampfes begrüßen würden, als verfehlt heraus. Denn das Buch wurde nicht, wie ich erwartet hatte, von den Konservativen angegriffen (dort kam es mit Ausnahme der verständnislosen, schon ein wenig an Begriffsstutzigkeit grenzenden Rezensionen von Gerhard Frick in der *Neuen Zürcher Zeitung*, und von Richard Kaufmann im *Kölner Stadtanzeiger* und der *Süddeutschen Zeitung* noch relativ glimpflich davon), sondern vor allem von denen, die ich als meine intimsten Verbündeten betrachtet hatte: von den »autonomen« Frauen, die in mir nicht den Genossen, sondern den Konkurrenten sahen.

Die Kritik lief darauf hinaus, daß es typisch patriarchalische Arroganz sei, sich einzubilden, man könne als Mann den Frauen helfen. Das sei patronisierende Herablassung, eine verkappte Form der Verachtung. Niemals wurde diskutiert, ob das, was ich erarbeitet hatte, nutzvoll im Kampf gegen die männerrechtliche Gesellschaft sei. Im Gegenteil, daß ich überhaupt versucht hatte, etwas Nutzvolles beizutragen, wurde mir am bittersten verargt. Dazu kam der Vorwurf, daß ich als Mann in einer weiblichen Domäne gewildert hätte, daß ich den natürlichen Besitzerinnen dieser Jagdgründe »die besten Böcke weggeschossen« hätte. Nach einer besonders hitzigen Diskussion im Auditorium Maximum der Technischen Universität Berlin brüllte mir eine Frau ins Ohr: »Mußte das sein? Hättst du uns nicht zumindest die frauenrechtlichen Gesellschaften überlassen können? Was

bleibt uns denn zu erforschen übrig, wenn ihr uns *alles* klaut!« Ähnlich bei einer Diskussion in Nürnberg, wo eine Frau fast in Tränen sagte: »Wenn das Buch von einer *Frau* geschrieben worden wäre, dann wär's zu unserer *Bibel* geworden!« Und auf meine Frage, was mein Geschlecht denn mit dem Wert oder Unwert meiner Erkenntnisse zu tun habe: »Weil es ein *Raub* ist, ein Raub an der *Frau*! Weil Sie so ziemlich alle Quellen abgegrast haben und uns damit wieder mal die Hoffnung genommen ist, unsere *eigene* Bibel zu schreiben.«

Das schien mir so absurd, daß ich es eine Zeitlang als individuelle Verirrung, als Äußerung eines geistig nicht ganz stabilen Menschen betrachtete und auch nicht weiter darüber nachdachte. Als im Laufe der Diskussionen um das Buch aber immer wieder das gleiche Argument auftauchte, und als die Taktik, mich bei Vorträgen vom Mikrofon fernzuhalten oder das Mikrofon von Gegnerinnen besetzen zu lassen, zur Norm wurde, ließ es sich nicht mehr verbergen, daß ich es mit organisiertem Widerstand zu tun hatte. Aber Widerstand wogegen?

Anfangs dachte ich, da ich die Argumente wörtlich nahm, gegen mich als Mann. Bald aber stellte es sich heraus, daß die Ablehnung tiefer saß und daß ihr eigentlicher Grund in meiner lebenslangen Assoziation mit der sozialistischen Frauenbewegung lag. Da die Feministinnen fast ausschließlich aus bürgerlichen und akademischen Kreisen stammen und ihren Ursprung auf die »neue« Linke, vor allem die Weiberräte im SDS zurückführen, sind sie der »alten« Linken, aus der ich komme, nicht nur gram, sondern betrachten sie als Konkurrenz. Die in den Gewerkschaften und den sozialistischen oder

kommunistischen Parteien organisierten Frauen, die meist aus proletarischen Schichten stammen, sind ihnen derart fremd, daß Diskussionen zwischen diesen beiden Flügeln der Frauenbewegung heute fast unmöglich geworden sind. Die Kugeln, die mich trafen, waren also überhaupt nicht gegen mich gerichtet gewesen, sondern waren Blindgänger im Kampf zwischen bürgerlichen Frauen, die den Mann in seiner biologischen Natur als Bedrohung empfinden, und proletarischen Frauen, die nicht den Mann als biologisches Wesen, sondern das Patriarchat als Facette der bürgerlichen Ausbeutung bekämpfen.

Da mir das sehr spät erst klargeworden war, befand ich mich in einer ziemlich argen Depression, als die ersten lobenden, ja geradezu enthusiastischen Rezensionen im *Stern*, dem *Österreichischen Rundfunk*, dem *Salzburger Tagblatt*, der *Wiener Volksstimme* und der österreichischen Monatsschrift *Weg und Ziel* herauskamen. Statt nun aufzublicken und bessere Zeiten zu erhoffen, deprimierten mich diese Rezensionen aber noch mehr, denn mit Zetkin, Freud und Einstein verglichen zu werden, schien mir ebenso unverdient wie der Tadel der Feministinnen.

Aus all diesen Gründen gehörten die ersten Monate nach der Veröffentlichung des Buches zu den schmerzlichsten meines Lebens. Mit dem mir von meinen Eltern vererbten Optimismus hatte ich erwartet, daß eine Arbeit, an der jemand mit Verzicht auf die übliche Entlohnung ganze vierzig Jahre lang gesessen hatte, auch von ihren Gegnern als schiere Arbeitsleistung honoriert werden würde. Denn daß jemand so lange und so intensiv an einem einzigen Werk arbeitet, geschieht ja heute so gut wie niemals mehr.

Aber gerade *das* wurde mir übelgenommen. In vielen Rezensionen stieß ich auf Ausdrücke wie »erdrückende Materialfülle«, »Übermaß an Dokumentation«, »in seiner Länge allein schon eine Zumutung«, »für den Leser des neunzehnten Jahrhunderts zugeschnitten, als man noch Zeit zum Lesen hatte« und »einfach zu voll, zu sorgfältig, zu komplett«. Von allen Einwänden gegen das Buch hat mich dieser am meisten bedrückt. Denn wenn Sorgfalt, Fleiß und Vollständigkeit als *Untugenden* gelten, dann hat unsere Gesellschaftsordnung wirklich ausgespielt.

So polarisierte sich der Streit um das Buch nach einer Weile nicht etwa, wie ich erwartet hatte, in einen zwischen Sozialisten und Antisozialisten, und nicht einmal, wie ich zu fürchten gelernt hatte, zwischen Anhängern der sozialistischen und der »autonomen« Frauenbewegung, sondern in ein Argument zwischen jenen, die an wissenschaftliche Arbeit glauben, und jenen anderen, die da meinen, man könne in Gesprächen, informellen »Begegnungen« und »bewußtseinsverändernden Gruppen« zu einem objektiven Verständnis der Welt gelangen oder die Welt gar mit Hilfe solcher selbstbefriedigenden, keine Arbeitsenergie erfordernden Mittel verändern. Das immer wieder von »autonomen« Frauen- und Männergruppen gegen mich erhobene Argument, ein Buch von 671 Seiten mit einer Arbeitszeit von vierzig Jahren sei bereits deshalb ein Unding, weil es nur auf Kosten von menschlichen Kontakten entstanden sein könne (also unmenschlich sei), scheint mir einen Verzicht auf rationales Denken zu bekunden. Arbeit wird bei einer solchen Denkweise simplifizierend als »unmenschlich«, als »unnatürlich«, Faulheit dagegen als

»menschlich«, als »natürlich« dargeboten. So wird dann unter dem Vorwand der Emanzipation vom Patriarchat der ganze patriarchalische Unsinn von der Frau als Natur und dem Mann als Zivilisation beibehalten.

Was mich jedoch von allen Reaktionen lobender und tadelnder Kritiker am meisten irritiert hat, war der Versuch, ihre eigenen Ansichten in mein Buch hineinzuprojizieren und diese dann lobend oder tadelnd als meine darzustellen. Am schlimmsten war das bei der sonst so klugen Ursula Krechel in der *Frankfurter Rundschau*, bei Hoffmann und von der Marwitz in den Homosexuellenzeitschriften *Schwuchtel* und *him*, und bei Gerhard Frick in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Gegen meine Angriffe auf das antike Patriarchat wehrte sich Frick, als ob er persönlich angeschossen worden wäre, weil diese Angriffe nach Fricks Meinung »das Perverse ... der angeblich damit verbundenen Homosexualität belegen sollen«. Weibliche Wesen sind deshalb für Frick auch prompt »Leitkühe«, und das Mutterrecht stellt sich ihm als eine Zeit der »von Müttern und Leitkühen angeführten Horden und Herden« dar. Gegen meine »Verleumdung« der vorgeschichtlichen Männer protestiert er, weil ich sie als »Lämmer« (sein Wort) dargestellt hätte, die von Zeit zu Zeit sogar willens gewesen seien, die Wünsche ihrer Frauen zu erfüllen.

Die Projektionen ihrer Wunsch- oder Haßbilder kamen also von beiden Seiten, den Antifeministen genau wie den Feministinnen. Ursula Krechel, in einem teils lobenden, teils tadelnden Artikel, schleuderte private Argumente gegen ein Buch, das keine der Behauptungen enthielt, die sie so enthusiastisch widerlegte. Unter den Privatattacken

war auch eine gegen meine Frau (die sie nie im Leben kennengelernt oder auch nur mit eigenen Augen gesehen hatte). Viele Monate später zeigte mir meine Frau einen Brief, den sie daraufhin an Frau Krechel gerichtet hatte und der, wie sie melancholisch sagte, »nicht einmal die Gnade einer Empfangsbestätigung aus Frau Krechel herausgelockt hat.« Mit ihrer Erlaubnis zitiere ich einige Stellen aus diesem Schreiben:

»Da Sie mich in der Rezension des *Patriarchat* persönlich angesprochen haben, will ich auch persönlich antworten: nicht als Leserbrief an die FR, sondern als Gespräch zwischen Frauen. Wenn Sie Ernest vorwerfen, er hätte das Buch nie schreiben können, wenn ich ihn nicht 40 Jahre lang versorgt hätte, oder daß ich es nicht hätte schreiben können, weil er nicht die Geduld gehabt hätte, mich dabei zu versorgen, so tun Sie uns beiden Unrecht. Ich habe mir im Jahre 1950, als 38jährige Frau und Mutter eines 3jährigen Kindes, spinale Kinderlähmung zugezogen. Ernest hat sofort den Haushalt und das Kind übernommen. Ich habe seitdem (soundsoviele) Bücher übersetzt und seit (soundsovielen) Jahren jeden Monat im Alleingang eine kleine Zeitschrift redigiert. Ohne seine Hilfe wäre das unmöglich gewesen. Wir helfen einander im Haushalt, und wir helfen einander bei der Schreiberei. Mir scheint es deshalb keineswegs patronisierend, wenn er mir für meine Hilfe dankt. Ich patronisiere ihn auch nicht, wenn ich ihm für seine danke.

Sie sagen, Sie sehen mit Ausnahme der Frauenbewegung (*welcher* Frauenbewegung?) keine gesellschaftliche

Gruppe, die die Abschaffung des Patriarchats betriebe. Ich sehe viele, zum Beispiel die Gewerkschaft, der ich angehöre, und alle bestehen aus Frauen *und* Männern. In dem Versuch, das Problem der Frau mit Hilfe sexuell segregierter Gruppen zu lösen, sehe ich das Spiegelbild der Männerbündelei. Es ist unsere verfluchte Pflicht, dem Kampf mit dem Manne *nicht* aus dem Wege zu gehen, indem wir Trost in den Armen unserer Schwestern suchen. Wenn wir uns als segregierte Frauenbewegung aus der zweigeschlechtlichen Gesellschaft heraussegregieren, überlassen wir den patriarchalischen Männern und Frauen die uneingeschränkte Herrschaft. Jede segregierte Frauenbewegung ist eine Flucht vor dem Manne, eine Flucht vor der Verantwortung, eine Flucht aus der Gesellschaft.

Ehe ich als Frau der Gesellschaft eine Alternative zum Patriarchat vorlegen kann (und was bleibt von der Frauenbewegung übrig, wenn sie das *nicht* kann?), muß ich aber erst einmal wissen, wer ich war, ehe das Patriarchat mich zu dem degradierte, was ich heute bin. Deshalb scheint es mir, daß Ernest recht hat, wenn er meint, wir Frauen können unseren Kampf gegen das Patriarchat überhaupt erst beginnen, wenn wir wissen, was wir waren, ehe wir zum »schwachen« Geschlecht herabgesetzt wurden. Und das können wir nur aus dem Studium der vorpatriarchalischen Gesellschaften erlernen.

Mit besten Grüßen,

Ihre Eva Borneman

Meine Haltung zu den Journalistinnen und Journalisten, die mich grundlos gelobt und grundlos getadelt haben, ist unvermeidlicherweise zwiespältig: ich ärgere mich natürlich darüber, daß dem Leser ein unscharfes Bild meiner Arbeit vermittelt wird, aber ich freue mich auch, daß die Arbeit überhaupt über meinen Fachbereich hinaus an das große Publikum herangetragen worden ist. Ein kennzeichnender Aspekt des perversen Verhältnisses zwischen Autor und Leser in der spätbürgerlichen Gesellschaft ist ja der, daß der aggressive Verriß eines Buches stets größere Verkaufserfolge einbringt als die korrekte, sachliche Rezension. So haben wir beispielsweise feststellen können, daß die hoch emotiven Angriffe (Gerhard Frick in Zürich, Richard Kaufmann in München und Köln) mehr Exemplare in diesen drei Städten verkauft haben als die ausgeglichenen Rezensionen anderer Kritiker, die ihnen vorausgingen und folgten.

Obgleich auch sie keineswegs frei von Kritik waren, habe ich mich über die integren Besprechungen der Professoren Igor A. Caruso (*Betrifft Erziehung*), Walter Hollitscher (*Weg und Ziel*), Wolf Lepenies (*FAZ*) und Manfred Wagner (*ORF*) gefreut. Die emanzipatorischen Rezensionen von Antje Kunstmann (*Die Frau*), Doris Stoisser (*Österreichische Frauenzeitung*), Barbara Mohn (*Nürnberger Nachrichten*) und Elisabeth Pelzer (*Volksstimme*, Wien) haben mir Trost gegeben. Dankbar bin ich auch für die sehr kritischen, aber auch sehr sorgfältigen Rezensionen von Hans-Jürgen Heinrichs in *Psyche* und Klaus Ottomeyer in *Das Argument*. Verärgert bin ich über Richard Kaufmanns Bemerkung im *Kölner Stadtanzeiger*: »Bornemans Verhältnis zum Objekt seiner

Studien, der Frau, ist das eines Konvertiten, der ursprünglich Puritaner war und aus irgendwelchem Grund plötzlich umgedreht wurde. Die Fixierung seiner lebendigen Arbeit auf genitale Probleme, der missionarische Eifer, den er in fast jedem Satz bekundet, läßt keine andere Deutung zu.« Kann sich Kaufmann wirklich keine Männer vorstellen, die Frauen stets geliebt haben und denen der Geschlechtsverkehr stets Freude gemacht hat?

Auch die unfreiwillig komischste Bemerkung in allen Rezensionen des Buches stammt von Kaufmann. Er zitiert mich wie folgt: »Eines geht mit absoluter Einhelligkeit aus den Arbeiten von Masters und Johnson hervor: Die Domestizierung der Frau war nur durch systematische sexuelle Entwöhnung möglich. Der Mann hat der Frau nicht nur ihre Rechte und Freiheiten geraubt, sondern hat sie vor allem sexuell bestohlen, ... hat ihr nicht nur die Befriedigung genommen (sondern auch) das Bewußtsein ihrer Unzufriedenheit.« Hierzu Kaufmann: »Wahrhaftig, da hört der Spaß auf! Doch Borneman vergißt, daß die Frauen der Steinzeit Masters und Johnson gar nicht lesen konnten, was ihnen ihr Los vermutlich erleichterte.«

Das Niveau dieser Rezension wurde eigentlich nur noch durch eine einzige andere übertroffen, die von Professor Dr. Joachim Illies, der am 31. 1. 1976 das Buch im Süddeutschen Rundfunk vom Standpunkt der Teichkunde aus beurteilte. Er ist ein erprobter Büttenredner für konservative Anliegen, reist viel im Stile von Schlamm und Löwenthal herum und predigt den bereits Konvertierten das Evangelium der freien Marktwirtschaft. Während des Tages ist er in der limnologischen Flußstation des Max

Planck Instituts für Limnologie (Teichkunde) in Fulda tätig und meint daher wohl, er könne Erkenntnisse der Limnologie auf andere Gebiete übertragen. Die Sache hat mich geärgert, aber ich bin ihm und meinen anderen Kritikern nie böse gewesen, denn ich halte es nicht nur für das Recht des Kritikers, sondern für seine Bürgerpflicht, Ansichten, die er für falsch hält, mit aller Kraft zu bekämpfen. Je öfter, je vehementer und je nachdrücklicher er das tut, desto eher wird er vor seinem Gewissen bestehen können.

Die heute so populäre Vorstellung, daß Kritik eine Form von Ranküne sei, weil der Kritiker dem Kritisierten gegenüber Neid oder Rachsucht empfinde, scheint mir mehr über den Kritisierten zu sagen, der so von anderen Menschen denkt, als über den Kritiker. Natürlich liegen hinter jeder geäußerten Überzeugung »persönliche« Motive, aber »persönlich« mit »unredlich« gleichzusetzen, scheint mir eine Art von Vulgärfreudianismus zu sein, gegen die man sich gerade als Psychoanalytiker wehren sollte. Analytiker, die sich in ihrer akademischen oder therapeutischen Praxis mit den unbewußten Motiven des Handelns befassen, haben gelernt, sich außerhalb dieser Praxis nie zu erlauben, andere Menschen nach deren Motiven abzutasten. Je mehr man sich beruflich mit der Subjektivität der Motive befaßt, desto deutlicher erkennt man die Aufgabe, sich auf den objektiven Wert der Überzeugungen anderer Menschen zu konzentrieren und nicht leichtfertig über die subjektive Genese ihrer Überzeugungen zu spekulieren. Denn statt den Wert anderer Überzeugungen zu erkennen, »erkennt« man bei solchen Spekulationen stets nur deren Unwert. Das ganze

Weltbild trübt sich. Man sieht nicht mehr die Realität, sondern nur noch deren scheinbar unedle Hintergründe und nimmt nicht mehr wahr, daß die Trübung im eigenen Auge und der unedle Hintergrund auf dem Grund der eigenen Seele liegt.

Die Versuchungen, einem derart gestörten Weltbild zu verfallen, drängen sich in besonders verführerischer Weise auf, wenn man interviewt wird. Denn die Fragen des Interviewers sagen oft mehr über ihn selbst als über den Befragten aus. Sie sollen dem Interviewten Enthüllungen über seine geheimen Probleme entlocken, enthüllen aber stets auch die Probleme, an denen der Interviewer leidet. Und doch wäre es falsch, die Motive des Interviewers und nicht den objektiven Gehalt des Interviews als Wertmaßstab anzusetzen. Ich war 60 Jahre alt, als ich zum erstenmal im Kreuzfeuer fragender Journalisten stand, und ich habe danach in zwei Jahren mehr als dreißig Interviews geben müssen. Das ist für einen scheuen Menschen eine Nervenprobe. Man muß sich umkrepeln, muß das Extroverte introvertieren und das Introverte extrovertieren. Man muß das Unbewußte bewußt machen und das Verdrängte herauswürgen. Vor allem aber muß man abwägen, ob die Dinge, die man gern gesagt hätte, wenn es nur um das eigene Wohl ginge, nicht anderen weh tun könnten: ob die Wahrheit nicht anderen, die man liebt, schätzt und ehrt, schaden könnte.

Zwei der noch am leichtesten zu verkräftenden Interviews sind nie erschienen, weil die Autoren starben, ehe ihr Text im Druck war. Das waren die von Robert Neumann und von Paul Schallück. Neumann, der sich für mich bei Kreisky eingesetzt hatte, als ich 1972 aus

Österreich ausgewiesen werden sollte (siehe Kapitel 2, »Der Vater«), hatte das Buch bereits vor der Veröffentlichung (also in der 5000-Seiten-Fassung) gelesen und wollte für *konkret* eine Story über die Entstehungsgeschichte dieses Dynosauriers schreiben. Schallück, den ich nicht persönlich gekannt habe, hatte aus Köln angerufen, um Material für ein Jugendbuch über Autoren des Widerstands zu sammeln. Beide haben Fragen gestellt, über die ich seit meiner Lehranalyse nicht mehr nachgedacht hatte und die schließlich zu dem Entschluß geführt haben, das vorliegende Buch zu schreiben.

*Neumann:* Herr Borneman, welches sind Ihre Tugenden und welches Ihre Untugenden?

*Borneman:* Kann man das objektiv beantworten? Ich glaube nicht. Wir haben keine Perspektive zu uns selbst. Bezeichnend sind natürlich die Illusionen, die man sich über die eigenen Tugenden macht.

*Neumann:* Welche Illusionen machen Sie sich?

*Borneman:* Daß ich gewissenhaft, pflichtbewußt, sorgfältig, verläßlich und pünktlich bin.

*Neumann:* Sind das nicht sehr bürgerliche, ja geradezu patriarchalische Eigenschaften?

*Borneman:* Wenn wir eine bessere Welt als die der Bürger errichten wollen, müssen wir alles können, was die Bürger voneinander verlangen, und wir müssen es besser können.

*Neumann:* Und Ihre Untugenden?

*Borneman:* Ungeduld mit allen, die weniger gewissenhaft, pflichtbewußt, sorgfältig, verläßlich und pünktlich sind. Vor allem aber mit denen, die ein

einigermaßen gutes Gehirn mitbekommen haben und es nicht benutzen.

*Neumann:* Auch das scheint mir patriarchalisch. Wie erklären Sie sich den Widerspruch zwischen Ihren feministischen Ansichten und Ihrer maskulinistischen Anlage?

*Borneman:* So, wie Martin Esslin den Widerspruch zwischen anarchischen Neigungen und selbstauferlegter Disziplin bei Brecht erklärt hat: als Versuch der Kompensation.

*Neumann:* Wo kommen dann alle Ihre maskulinen Aspekte her? All diese Verlässlichkeit, Pflichterfüllung, Sorgfalt, Pünktlichkeit und was da noch alles war?

*Borneman:* Sauberkeit haben Sie vergessen. Habe ich vergessen. Das ist auch Teil des gleichen Syndroms, an dem ich leide.

*Neumann:* Leidet man an Tugenden?

*Borneman:* Ja, wenn sie einen derart zwanghaften Charakter besitzen wie bei mir. Das sind wahnsinnig starke anale Züge, die gottseidank durch orale und genitale ausgeglichen werden.

*Neumann:* Was würden Sie als das zentrale Motiv Ihres Lebens bezeichnen?

*Borneman:* Neugier.

*Neumann:* Neugier oder Wissensdrang?

*Borneman:* Beides. Ich habe von meinen Eltern eine psychosexuelle Konstitution mitbekommen, die als sexuelle Neugier begann und sich später in rationalen Wissensdrang verwandelt hat. Teilweise verwandelt hat. Alle meine sexuellen »Eroberungen« und »Niederlagen«, alle beruflichen »Erfolge« und »Mißerfolge« sind von dem

Wunsch geprägt worden, zu erfahren, was dahintersteckt, wie das funktioniert, was das bedeutet. Wie das kleine Mädchen seine Puppe aufmacht, um herauszufinden, was drinnen ist, oder wie der Bub seine Spielzeugeisenbahn auseinandernimmt, um zu sehen, wie sie funktioniert, so bin ich ein Leben lang von Neugier und Wissensdrang getrieben worden. Das gilt für das sogenannte Liebesleben genauso wie für das berufliche. Alle meine Liebesbeziehungen sind aus dem Motiv gewachsen, erfahren zu wollen, was in dieser oder jener Frau vorgeht. Wenn ich obendrein noch einen Bonus in der Form der sexuellen Befriedigung erhalten habe, so war ich dankbar dafür. Aber das eigentliche Motiv war stets der Wunsch zu lernen, was ich von ihr lernen kann, aus ihrer Reaktion auf mich zu erfahren, wie Menschen aufeinander reagieren. Da ich ein schüchterner Mensch bin, dem es schwerfällt, den ersten Schritt zu einer nicht-sexuellen Begegnung zu machen, sind sexuelle Beziehungen für mich stets der einzige Weg gewesen, irgend etwas über das Innenleben anderer Menschen herauszufinden. Das ist natürlich eine Ausbeutung des anderen Menschen, aber die meisten Frauen, die an mir interessiert gewesen sind, waren vom gleichen Typus und wollten ebensoviel von mir wissen wie ich von ihnen.

*Neumann:* Ist dieses Bild der Liebe als Austausch von *enlightened self-interest* nicht ein sehr unmarxistisches Bild für einen Marxisten?

*Borneman:* Sicherlich, aber man wird ja nicht als Marxist geboren. Bei den Mitgliedern bürgerlicher Parteien entsprechen die sexuellen Loyalitäten meist der eigenen ökonomischen Position. Bei Marxisten ist das Gegenteil der

Fall. Wir haben unsere sexuelle Position in der Gesellschaft ebenso durchschaut wie unsere ökonomische. Nun sägen wir den Ast ab, auf dem wir sitzen.

*Neumann:* Meinen Sie das im ökonomischen oder im psychologischen Sinne?

*Borneman:* Im psychologischen. Denn wir können uns ebensowenig eine eigene Persönlichkeit auswählen, wie wir uns unsere Eltern oder unsere Erziehung aussuchen können. Die einzige Möglichkeit, uns von unseren ererbten und anerzogenen Eigenschaften zu befreien, liegt in der Bewußtmachung der Eigenschaften und in dem gezielten Versuch, uns von ihnen zu emanzipieren. Wer sich der patriarchalischen Überbleibsel im eigenen Charakter nicht bewußt ist, wird sie nie bekämpfen können. Mutige, unabhängige, unkonventionelle Menschen, die den Herrschaftsansprüchen des bürgerlichen Establishments widerstehen, sind nicht von Natur her mutiger, freier und weniger konventionsgebunden als ihre Mitbürger, sondern sind im Gegenteil gerade jene, die ihre eigene Feigheit, ihre Unfreiheit und ihre Abhängigkeit von der bürgerlichen Konvention erkannt und aus dieser Erkenntnis die Kraft gewonnen haben, sich von ihr zu befreien.

*Neumann:* Mir fiel da ein Satz auf: »Wir können uns unsere Persönlichkeit ebensowenig aussuchen wie unsere Eltern.« Trifft das nach Ihrer Meinung auch auf die Wahl des Sexualpartners zu?

*Borneman:* Ja. Ich bin da nach jahrzehntelangem Studium der Eheberatung zu völlig fatalistischen, ganz unmarxistischen Ansichten gelangt. Es gibt Männer, die lassen sich scheiden, weil sie mit ihrer Frau nicht

auskommen können, und heiraten dann haargenau den gleichen Frauentyp noch einmal oder gar zum drittenmal. Solange wir uns die unbewusste Komponente unserer Partnerwahl nicht bewußt machen können, sitzen wir in der Falle unserer unbewußten Fetischismen und kommen nie aus ihr heraus. Deshalb will ich in ein paar Jahren auch ein Buch schreiben, das sich *Die Urszene* nennen soll und das Verhältnis zwischen prägendem Kindheitserlebnis und dem Verhalten des Erwachsenen beleuchtet. Darin will ich mir meine eigenen unbewußten Fetischismen bewußt zu machen versuchen. Aber Selbstanalysen scheitern nach Freuds Meinung ja fast stets. Siehe Freud selbst, der sich nie hat analysieren lassen und dessen gesamtes Werk ja das Resultat unverarbeiteter Traumata ist. Man denke nur an seine Deutung der weiblichen Sexualität, die Bände über sein eigenes Sexualleben spricht.

Das Gespräch ging noch eine Stunde lang weiter, aber das meiste, was danach gesagt wurde, ist heute überholt. Aus dem Interview mit Schallück, das übers Telefon geführt wurde, sind die folgenden Fragen und Antworten vielleicht noch von Interesse:

*Schallück:* Herr Borneman, man hat Sie oft »Pornomann« genannt. Solche Sachen geschehen uns allen. Mich hat man in der Schule immer »Zahnlück« genannt. Aber trifft es Sie hart, wenn man Sie so nennt?

*Borneman:* Als Sexualwissenschaftler kann man es nicht übelnehmen, wenn man unter anderem auch mit Pornographie assoziiert wird.

*Schallück:* Aber finden Sie es berechtigt, wenn man

Ihnen vorwirft, Ihr Buch sei unter der Maske einer Faktensammlung zur Frühgeschichte eigentlich nur eine profitable Sammlung von pornographischen Anekdoten?

*Borneman:* Wer auch nur halbwegs mit der Ökonomie des Pornogewerbes vertraut ist, der weiß, daß es leichtere und schnellere Wege gibt, in diesem Geschäft zu Geld zu kommen, als vierzig Jahre lang vor- und frühgeschichtliche Berichte zu exzerpieren.

*Schallück:* Können Sie mir etwas über das Geschlechtsleben im Widerstand gegen Hitler sagen?

*Borneman:* Da man keine Kontakte mit anderen als Genossinnen aufnehmen durfte, war es vom Zufall bedingt, ob man eine Frau traf, mit der man eine Nacht, ein paar Nächte, eine Woche zusammenleben konnte. Da wir im Gegensatz zu berufsmäßigen Spionen nicht ausgebildet worden waren, eine Doppelexistenz zu führen oder gar sexuelle Beziehungen als Mittel zum Zweck unserer politischen Arbeit zu benutzen, durften wir keine Beziehungen zu NS-Frauen anknüpfen. Das machte das Leben schwierig und einsam.

*Schallück:* Und in der Emigration?

*Borneman:* Darüber will ich demnächst schreiben. Da war die Frau sozusagen die tragbare Heimat, die lebende Verkörperung all dessen, was man aufgegeben hatte. Man lebte von ihren Erinnerungen an die Heimatstadt, als ob die Heimatstadt noch einmal in ihr auflebte. Das machte die Beziehungen in der Fremde außerordentlich intensiv. Ehen, die das durchgehalten haben, scheitern nicht mehr.

Das faktisch beste, weil informationsreichste Interview jener Jahre machte eine ehemalige Studentin von mir, die

heute Lehrerin und Journalistin ist. Es erschien in der Zeitschrift *Vorgänge* Nr. 19, Heft 15, Jahrgang 1976, S. 53–59. Mit diesen Fragen und diesen Antworten möchte ich das Kapitel über die Folgen der Urszene in Altdamm, ihren Niederschlag in meinen Untersuchungen zur Geschichte der Frau und deren rückwirkenden Einfluß auf die letzten Jahre meines Lebens beenden.

*Vorgänge*: Ernest Borneman, Sie haben ein Buch über das Geschlechtsleben der Frühgeschichte geschrieben und daraus bestimmte Schlüsse für die Befreiung der Frau gezogen. Treffen diese Folgerungen auch auf die Emanzipation des Mannes zu?

*Borneman*: Ich hoffe es. Heute kann das noch niemand voraussagen. Aber es scheint mir, daß kein Geschlecht sich befreien kann, ohne das andere gleichzeitig freizusetzen. Was die Frau im bürgerlichen Patriarchat zum unterdrückten Geschlecht gemacht hat, ist auch das, was den Mann dort zum Unterdrücker macht. Nur wer die Unterdrückung als solche beseitigt, setzt die Geschlechter frei.

*Vorgänge*: Könnten Sie das näher erklären?

*Borneman*: Mir scheint, daß die Geschichte der Machtergreifung männerrechtlicher Gesellschaftsordnungen im europäischen Neolithikum den Mechanismus enthüllt, der auch heute noch das unglückliche Verhältnis der Geschlechter in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung bestimmt. Es sind nicht Biologismen wie Penis und Vagina, Penetration und Klitoralorgasmus, die dieses Verhältnis zu einem Besitzverhältnis reduziert haben, sondern bestimmte

historische Formen der Produktion und des Eigentums. In den Subsistenzkulturen des europäischen Paläolithikums gab es wahrscheinlich keinen Eigentumsanspruch des Mannes über Frau und Kind, weil das ganze Konzept des Eigentums noch nicht bestand. In den matrilinearen, matrilokalen Hackbaukulturen des Frühneolithikums gab es zwar eine führende Rolle der Frau und Mutter, aber keine Ausbeutung des Mannes und der Kinder, weil es noch kein mehrwerterzeugendes Privateigentum und deshalb auch kein Privateigentum der Frau an Männern und Kindern gab. Erst mit der Erfindung der Pflugkultur und ihrer Fusion mit der Viehzucht sesshaft gewordener Wanderhirten entstand mehrwertschaffendes Privateigentum an Land, Vieh und landwirtschaftlichen Erträgen. Damit begann sowohl die ökonomische Ausbeutung der einen Klasse durch die andere wie auch die sexuelle Ausbeutung des einen Geschlechts durch das andere.

*Vorgänge:* Das ausbeutende Geschlecht war aber stets das männliche?

*Borneman:* Manche Feministinnen meinen, sich auf Mathilde Vaerting stützend, daß dem Patriarchat ein Matriarchat vorausgegangen sei, in dem die Männer ebenso beherrscht und ausgebeutet worden seien, wie es die Frauen in der heutigen bürgerlichen Ordnung sind. Abgesehen davon, daß der ganze Anspruch der Frauen, sie könnten es besser machen als die Männer, dahin wäre, wenn diese Behauptung stimmte, so ist sie leider nur eine rückprojizierte Umkehrung der bürgerlichen Gesellschaft, die Mathilde Vaerting in der ausbeuterischen Situation der Weimarer Republik erlebt hatte. Tatsächlich kann man

weder in den schriftlichen Quellen noch in der Mythendeutung Hinweise auf ein vorgeschichtliches Matriarchat finden. Was bei oberflächlicher Beobachtung wie Frauenherrschaft aussehen mag, stellt sich fast stets – so zum Beispiel in bestimmten Phasen der altägyptischen Entwicklung – als Patriarchat mit uxorialer Herrscherfolge heraus. Ausbeutung ist zwar kein Privileg des Mannes, aber sie ist auch keine geschlechtsspezifische Kategorie. Es ist reiner Zufall, daß bei der Herausbildung europäischer Klassengesellschaften der Mann zum herrschenden, zum ausbeutenden Geschlecht wurde. Das hing mit der männlichen Erfindung des Pflugs zusammen, der produktiver als die von Frauen erfundene Hacke war. Aber es hätte genausogut umgekehrt sein können. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander wird weitgehend von der Tatsache bestimmt, daß das ökonomisch stärkere Geschlecht sich auch sexuelle Dominanz anmaßt.

*Vorgänge:* Gab es also niemals eine Dominanz der Frau?

*Borneman:* Doch, genau das gab es. In den frühen Wildbeutekulturen, wo die Frau als Nahrungssammlerin mehr Nahrung nach Hause brachte als der mit primitiven Werkzeugen jagende Mann, war sie der dominante Partner, und in den Hackbaukulturen des Neolithikums geschah das gleiche noch einmal. Kulturen, die auf dem Hackbau beruhen, zeigen noch heute durchwegs eine Bevorzugung der Frau. Es ist aber auch ein charakteristischer Zug dieser Kulturen, der wahrscheinlich mehr mit ihrer Ökonomie als mit irgendwelchen sexualspezifischen Attributen der Frau zu tun hat, daß wir in solchen Gesellschaften keine Ausbeutung des Mannes, sondern weitgehende Gleichberechtigung der

Geschlechter und ein ungewöhnlich harmonisches Geschlechtsleben vorfinden.

*Vorgänge:* Ist es wirklich erwiesen, daß keine geschlechtsspezifischen Gründe für die Dominanz des einen oder anderen Geschlechts bestehen?

*Borneman:* Es gibt zwar logische Gründe, weshalb viehzüchtende Nomaden meist patrilineare, patrilokale Deszendenzsysteme entwickeln und dadurch den Mann und Vater begünstigen. Aber es gibt keinen logischen Grund, weshalb der Ackerbau patriarchalisch sein muß. Im Gegenteil, die Landwirtschaft ist nachweislich eine weibliche Erfindung und hat in der Form des Hackbaus auch jahrtausendlang das weibliche Geschlecht und die Abstammung in mütterlicher Linie begünstigt. Sobald aber die unheilige Trias von mehrwerterzeugender Produktion, Klassengesellschaft und Privateigentum an den Produktionsmitteln entsteht, wird das beherrschte Geschlecht genauso ausgebeutet, verachtet und unterdrückt wie die beherrschte Klasse. Ob das herrschende Geschlecht dabei aus Männern oder Frauen besteht, ist rein zufällig. In beiden Fällen kann die Ausbeutung des einen durch den anderen erst dadurch aufgehoben werden, daß die Produktionsmittel vergesellschaftet werden und damit der Stimulus zur Ausbeutung der einen Klasse durch die andere ebenso fortfällt wie der zur Ausbeutung des einen Geschlechts durch das andere. Natürlich müssen wir, wie Sartre und Simone de Beauvoir korrekt argumentieren, auch nach der Vergesellschaftung der Produktionsmittel weiter für die Emanzipation der Geschlechter kämpfen, denn von selbst geschieht nichts. Aber eine Emanzipation der Frau oder

des Mannes *ohne* Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist undenkbar.

*Vorgänge:* Und wieso gibt es, wie auch Sozialisten zugeben, nach wie vor Formen der sexuellen Diskrimination in Ländern, die sich sozialistisch nennen?

*Borneman:* Weil ein langer Weg von der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zum eigentlichen Ziel des Sozialismus, der klassenlosen Gesellschaft, führt. Deshalb scheint mir das Argument, daß es in sozialistischen Ländern noch immer Geschlechtsunterdrückung gebe, nichts Neues und nichts Überraschendes auszusagen. Eine sozialistische Gesellschaft stellt zwar gegenüber der kapitalistischen einen beachtlichen Fortschritt dar, vor allem was Gleichberechtigung im Gesetz, am Arbeitsplatz und im Lohnsystem anbelangt. Aber solange die Kleinfamilie mit ihrer auch durch Kindergärten, Kommunalküchen und sozialistische Internate kaum aufzuhebenden Doppelbelastung der Frau weiterbesteht, bleibt noch viel zu tun. Erst die Abschaffung der Kleinfamilie, die Auflösung des nuklearen Haushalts einer einzigen Frau mit ihrem Mann und ihren Kindern, kann uns weiterführen. Solche grundsätzlichen Metamorphosen des Zusammenlebens, die selbstverständlich auch grundsätzliche Verwandlungen des Geschlechtsverkehrs und der Reproduktionsformen mit sich bringen, sind von der Natur der Sache her aber erst in einer klassenlosen Gesellschaft möglich.

*Vorgänge:* Ist gerade diese These einer Emanzipation der Geschlechter durch Überwindung gewachsener, »natürlicher« Formen der Sexualität aber nicht von einigen Kritikern Ihres Buches besonders heftig angegriffen

worden? Zwei Autoren von einigem Format, Arno Plack im *Spiegel* und Hans Krieger in der *Zeit*, haben Ihnen in sonst sehr wohlwollenden Rezensionen vorgeworfen – und dies in nahezu identischen Worten –, man könne sich nicht *wider* die Natur, sondern nur *mit* ihr emanzipieren. Plack schrieb: »Wie sollen Mütter, die ihre Babys gar nicht ausgetragen haben und sie auch nicht mehr stillen können, noch so viel Zärtlichkeit aufbringen, wie die Kinder brauchen, um nicht neurotisch zu werden?« Und Hans Krieger fragte: »Wie aber sollte eine Kultur der Zärtlichkeit entstehen, wenn ihre Grundlage, der leibliche Kontakt, schon dem Fötus verwehrt wird?«

*Borneman:* Als erstes: Ich habe weder für eine Aufhebung der Mütterlichkeit noch der Geschlechtlichkeit plädiert. Das ist mir mittlerweile mehrmals von Leuten unterschoben worden, die zwar diese beiden Rezensionen, nicht aber das Buch gelesen haben. Ich habe nur aus der allen Sexualanthropologen geläufigen Beobachtung, daß sexuelle Polarisierung meist mit sozialer Polarisierung zusammenfällt, den Schluß gezogen, daß soziale Entpolarisierung wahrscheinlich auch eine sexuelle Entpolarisierung mit sich bringen wird. Jene patriarchalischen Zwillingsideale, der möglichst männliche Mann und die möglichst weibliche Frau, werden nur von jenen Gesellschaftsordnungen angestrebt, die auch eine möglichst uneingeschränkte Herrschaft der einen Klasse über die anderen anstreben. Sollten wir je eine klassenlose Gesellschaft erreichen, so scheint es mir selbstverständlich, daß es auch eine Gesellschaft sein wird, in der die Geschlechter einander nicht mehr durch Überbewertung der eigenen Geschlechtsattribute

dominieren werden. Sie werden einander sowohl psychisch wie physisch ähneln. Ich halte es für durchaus denkbar, ja für logisch kaum widerlegbar, daß wir eines Tages in einer klassenlosen Kultur doppelgeschlechtliche Anlagen entwickeln werden, so daß jeder von uns nach seiner psychischen Neigung entscheiden kann, ob er zeugen oder empfangen will, ob er als Frau oder als Mann leben und geschlechtlich verkehren möchte. Schon heute ist es klar, daß geschlechtliche Beziehungen zwischen einer relativ »männlichen« Frau und einem relativ »weiblichen« Manne zufriedenstellender sind als zwischen einem sehr männlichen Mann und einer sehr fraulichen Frau. Und dies aus dem einfachen Grunde, daß nur derjenige, der sich dank seiner psychosexuellen Anlage in den anderen versetzen kann, die Wünsche des anderen erraten und sie befriedigen kann. Dem gleichen Syndrom unterliegt ja auch der Reiz homosexueller Beziehungen.

*Vorgänge:* Bedeutet das, daß nach Ihrer Ansicht Frauen selbst in sozialistischen Gesellschaften noch durch Monatsblutungen und durch den Akt des Gebärens benachteiligt sind?

*Borneman:* Nicht durch den *Akt* des Gebärens, sondern durch den *Zeitverlust*, den die Frau gegenüber dem Manne erleidet, wenn sie neun Monate oder mehr aus dem Berufsleben, dem Produktionsprozeß, der ganzen gesellschaftlichen Erfahrung ausscheidet. Der Mann erschlummert sich auch in sozialistischen Gesellschaften vorläufig noch einen Bildungsvorsprung und einen Machtzuwachs, indem er die Zeit, die seiner Frau durch das Gebären verlorengelht, für sein eigenes Fortkommen ausnutzt. Das braucht aber nicht immer so zu bleiben. Bis

vor kurzer Zeit galt es ja auch als unüberwindbares weibliches Handikap, daß die Frau das Kind stillen mußte. Aus dieser einst »organischen«, »biologischen« Notwendigkeit ist die Illusion entstanden, daß nur die Mutter das Kleinkind nähren könne und daß die ganze Erziehung des Kleinkindes deshalb ausschließlich Sache der Mutter sei. Heute kann auch der Vater das Kind nähren. Was gestern noch als untrennbarer Teil der »Mütterlichkeit« galt, hat sich also als Sache der Technologie herausgestellt. Ähnlich wird es mit dem Gebären gehen, ob uns das nun paßt oder nicht. Ich spreche hier also keineswegs im Tone eines Plädoyers, sondern ich führe einige historisch-materialistische Überlegungen weiter, die von Haldane, Needham, Prenant, Sève, Hollitscher, vor allem aber von V.P. Denikhow und V.A. Negowskij bereits vor langer Zeit angeregt worden sind.

*Vorgänge:* Haben sich diese Forscher ebenso scharf gegen die anderslautenden Folgerungen der Verhaltensforschung und der strukturellen Anthropologie ausgesprochen, wie Sie es getan haben?

*Borneman:* Gegen die Verhaltensforschung habe ich mich zumindest im *Patriarchat* überhaupt nicht ausgesprochen. Ich habe etwas Schlimmeres getan, was Arnold Gehlen mir besonders übelgenommen hat: ich habe sie ignoriert. Was die strukturelle Anthropologie anbelangt, so habe ich im *Patriarchat*, wie auch bei anderen Gelegenheiten, großen Respekt für Claude Lévi-Strauss und bestimmte Aspekte seiner Arbeit ausgesprochen. Andere Aspekte seiner Tätigkeit, die er übrigens mittlerweile selbst revidiert hat, empfinde ich als

Gedankenspielerei auf dem Niveau eines höheren Kreuzworträtsels.

*Vorgänge:* Welche Aspekte sind das?

*Borneman:* Das sind die teleologischen, antimaterialistischen, antidialektischen Facetten seiner früheren Werke. Wie er selbst jetzt zugibt, errichten Menschen nicht etwa deshalb ein Inzestverbot, weil sie, wie Gehlen meint, durch Außenheirat in Tauschbeziehungen mit angeheirateten Sozialpartnern treten wollen, sondern sie treten dank ihrer materiellen Bedingungen in Tauschbeziehungen zueinander, und dies fördert die Herstellung exogamer Sexualbeziehungen. Die Basis ist stets ökonomisch, der Überbau sexuell. Wenn der Mensch nicht koitiert, so mag er neurotisch werden, aber er bleibt meist am Leben. Kriegt er aber nichts zu essen, so stirbt er. Was ihn vor dem Tode bewahrt, ist die Basis. Alles andere ist Überbau. Wo Lévi-Strauss den Überbau vor die Basis setzt, hört er auf, Materialist zu sein.

*Vorgänge:* Trifft das auch zu, wenn Sie, wie es sich für einen Marxisten wohl gehört, den Menschen als gesellschaftliches Wesen und nicht als Individuum unter die Lupe nehmen?

*Borneman:* Betrachte ich ihn als gesellschaftliches Wesen in jedem gegebenen Moment der Geschichte, so bleibt das Verhältnis von Basis zu Überbau das gleiche. Wenn ich die Gesellschaft als historische Kategorie betrachte, was ich tun muß, kann dagegen aus der Tatsache, daß die Menschheit als Gattung aussterben müsse, wenn sie nicht koitiere, der Fehlschluß abgeleitet werden, den auch Wilhelm Reich gezogen hat, daß die Reproduktion bedeutsamer sei als die Produktion. Es ist

ein Fehlschluß, weil auch die reproduzierende Frau und der reproduzierende Mann ökonomische Geschöpfe sind, die nur dann Nachwuchs produzieren können, wenn sie leben. Und leben können sie nur, wenn sie genug Nahrung und in unserer Region auch genug Kleidung und genug Wetterschutz besitzen. Der Denkfehler, daß die Reproduktion das primäre, die Produktion das sekundäre sei, taucht auch in Hannelore Mabrys Rezension des *Patriarchats* auf. Sie hat das, glaube ich, von Mariarosa dalla Costa übernommen, wo der Akt des Gebärens als erster Akt der Produktion erfaßt wird. Und da er als ökonomische Leistung ohne Mitwirkung des Mannes gewertet wird, erscheint die Frau als Urproduzentin, als diejenige, die »den Produzenten produziert«. Das geht zurück auf den Fehler, der Engels im Vorwort zur ersten Auflage (1884) des *Ursprungs der Familie, des Privateigentums und des Staats* unterlaufen ist. Dort schreibt er: »Nach der materialistischen Auffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte: die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens. Diese ist aber selbst wieder doppelter Art. Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung.« Cunow und sogar Kautsky haben den Denkfehler sofort angeprangert, und in der autorisierten Ausgabe des Dietz Verlags in Berlin erscheint deshalb auch der redaktionelle Hinweis: »Hier ist Engels eine Ungenauigkeit unterlaufen, insofern er die Fortpflanzung der Gattung und die Erzeugung von Existenzmitteln nebeneinanderstellt als

die Bedingungen, die die Entwicklung der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Einrichtungen bestimmen. In seinem Werk ... zeigt jedoch Engels selbst an Hand der Analyse des konkreten Materials, daß die materielle Produktionsweise der Hauptfaktor ist, der die Entwicklung der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Einrichtungen bedingt.«

*Vorgänge:* Sind diese akribischen Auseinandersetzungen mit Fragen der höheren Theorie wirklich nötig zur Emanzipation der Geschlechter hier und heute?

*Borneman:* Sie sind absolut unerlässlich. Der Sozialismus hat nicht nur deshalb den größeren Teil der Erde erobert, weil er trotz all seiner Kinderkrankheiten in mancher Hinsicht heute schon besser klappt als alle früheren Gesellschaftssysteme, sondern weil er eine historische und theoretische Orientierung hat, die vielen andern Bewegungen fehlt und dort nur durch radikales Vokabular ersetzt wird. Keine politische oder auch sexuelle Bewegung kann sich heute noch durchsetzen, wenn sie theoriefeindlich ist und ohne historisches Wissen arbeitet. Wer improvisierend, hier ein Stückchen, dort ein Stückchen, die Welt zu verändern sucht, der ist mit Sicherheit zum Scheitern verurteilt. Nur wer sich aus Kenntnis der Vergangenheit eine Kenntnis der Zukunft erwirbt, kann die Gegenwart praktisch verändern.

*Vorgänge:* Sind unsere Kenntnisse der Vorgeschichte und der Antike, die Sie vor allem als Legitimation Ihrer Emanzipationsvorstellungen benutzen, nun aber so verlässlich, daß wir darauf eine komplette Philosophie der Emanzipation aufbauen können? Man hat Ihnen zum

Beispiel vorgeworfen, die These einer universellen vorgeschichtlichen Stufe des sogenannten Mutterrechts habe sich bereits im vorigen Jahrhundert als falsch erwiesen. Halten Sie eine solche These tatsächlich heute noch aufrecht?

*Borneman:* Keineswegs. Wer mir vorwirft, ich hätte je etwas ähnliches behauptet, hat meine Bücher schlecht gelesen. Ich beschränke mich in meinen Untersuchungen auf eine ganz begrenzte Region, die im Norden von der Donau, im Süden vom 35. Breitengrad (Kreta), im Westen von Italien, im Osten vom 55. Längengrad (Persien) begrenzt ist. Einige Frauen aus der autonomen Frauenbewegung haben mir das bereits übelgenommen, weil dadurch Ägypten ausgeschaltet wird, wo nach Mathilde Vaerting ein echtes Matriarchat bestanden habe. Ich habe Ägypten aber aus dem simplen Grunde ausgelassen, das die ökonomischen Gemeinnenner, die man in der von mir untersuchten Region vorfindet, in Nordafrika ebensowenig zutreffen wie im vorgeschichtlichen Spanien oder Skandinavien, vom ganzen Rest der Welt zu schweigen. In dieser relativ kleinen Region und in der relativ kurzen Zeitspanne, die dem Buch zugrunde liegt - von etwa 800000 vor unserer Zeit bis zum Fall Roms - sind die Beweise für eine Zahl von regionalen Kulturen mit ähnlicher Sequenz der Produktionsstufen und ähnlicher Reihenfolge der sich auf ihnen aufbauenden Geschlechterbeziehungen dagegen absolut überwältigend. Mit jeder neuen Ausgrabung, mit jedem neuen Resultat der vergleichenden Mythenforschung wächst das Beweismaterial. Man darf nur nicht vorgeben, es habe eine *einzig*e Kultur in dieser

Gesamtregion gegeben, wo sich alles in gleicher Form und zur gleichen Zeit abgespielt habe. Dies wird mir immer wieder unterstellt, allerdings meist nur von prähistorisch ungeschulten Laien.

*Vorgänge*: Andere Kritiker, so Richard Kaufmann im *Kölner Stadtanzeiger* und der *Süddeutschen Zeitung*, oder Marielouise Jurreit im *Vorwärts*, haben Ihre Bemerkung im Vorwort Ihres Buches, daß die Deutung vorgeschichtlicher Funde stets nur ein Denkmodell sein könne, zum Anlaß genommen, um Ihr ganzes Buch als Fantasie zu verdammen. Kaufmann klassifiziert es als »Träumerei«.

*Borneman*: Er geht eigentlich noch weiter und nimmt meine Bemerkung zum Anlaß, um kühn zu behaupten, der ganze Wissenschaftszweig, dem ich mit rund tausend anderen Wissenschaftlern rings um den Globus herum angehöre, existiere nicht. Und Marielouise Jurreit, noch kühner, meint im *Vorwärts*, daß kausale Zusammenhänge zwischen »Privateigentum, Sklaverei und Rechtlosigkeit der Frauen«, also die ganze Grundlage der marxistischen Vorgeschichtsdeutung, auch nur ein Denkmodell und deshalb Fantasie seien. Dazu schreibt sie den schönen, profund idealistischen Satz: »Das innerliche Erleben von Menschen wird niemals Gegenstand der Erkenntnis sein können.« Und fügt dann hinzu, offenbar merkend, in welche Gesellschaft sie sich damit begeben hat: »Sofern es sich um schriftlose Kulturen der Vorgeschichte handelt.« Wie wahr, wie wahr! Natürlich kann man sich nie zur Gänze in einen anderen Menschen hineinversetzen. Je fremder, je ferner, je älter die Kultur ist, zu der der andere gehört, desto schwieriger wird es, ihn zu verstehen. Alles, was mit der Sozialstruktur, den Eigentumsverhältnissen, dem

Sexualleben und dem Glauben anderer Gesellschaftsordnungen zu tun hat, trägt deshalb stets den Charakter eines Denkmodells. Aus diesem Grundaxiom der Wissenschaftstheorie nun aber zu entnehmen, daß man keine Vorgeschichtsforschung betreiben könne, weil sowieso alles »Träumerei« sei, entspricht der Logik, daß man keine Naturwissenschaft betreiben könne, weil die Natur keine materielle Realität besäße, sondern nur im Kopf des Naturforschers existiere. Marx sei Dank ist das nicht so. Was das Experiment für den Naturforscher ist, das ist das Modell für den Vorgeschichtsforscher. Beide dienen dem Prozeß der Verifizierung und Falsifizierung. Ein Prähistoriker, der keine Modelle erstellt, ist einer, der sich der Denkarbeit entzieht. Damit wird er auch unfähig, Modelle für die Zukunft aufzustellen, die gesellschaftsverändernd wirken können. Wenn wir die Geschlechter emanzipieren wollen, und das ist ja auch der Zweck dieses Hefts der *Vorgänge*, dann geht das nur mit Hilfe langjähriger historischer Perspektiven, wie wir sie im Marxismus und in jenen Arbeiten sozialistischer Psychologen finden, die sich mit der Psychoanalyse auseinandersetzen, um deren ahistorische, bürgerliche Aspekte zu überwinden und ihnen eine historischmaterialistische Psychologie entgegenzustellen.

*Vorgänge*: Hat man Ihnen aber nicht gerade vorgeworfen, daß Sie in Ihrer Entstehungsgeschichte des Patriarchats sowohl marxistische als auch psychoanalytische Begriffe verwendet haben?

*Borneman*: Das stimmt, aber das ist kein Einwand, sondern eine Bestätigung dessen, was ich eben sagte. Sigmund Freud ist der große bürgerliche Psychologe, mit

dem man sich kritisch auseinandersetzen muß, wie Marx es mit Hegel, dem großen bürgerlichen Philosophen getan hat. Man kommt an Freud nicht vorbei. Man muß ihn allerdings vom Kopf auf die Füße stellen, und das versuchen seit geraumer Zeit Wissenschaftler wie Wilhelm Reich, Erich Fromm, Herbert Marcuse, Igor Caruso, Helmut Dahmer, H.J. Sandkühler, Alfred Lorenzer, Klaus Holzkamp, Erich Wulff, Michael Schneider, Thomas Leithäuser, Wolf Lepenies, Helmut Nolte und viele andere von sehr verschiedenen Standpunkten aus. Auch ich habe das im *Patriarchat*, in den *Studien zur Befreiung des Kindes* und in meiner *Psychoanalyse des Geldes* versucht. Das hat besonders jene Kritiker verwirrt, die mir einerseits vorgeworfen haben, meine Bücher enthielten *zu viel* Psychoanalyse, wodurch mein Marxismus negiert werde, mir andererseits aber auch zur Last gelegt haben, ich hätte *zu wenig* Psychoanalyse benutzt, da meine Auseinandersetzung mit Freud zwar psychoanalytische Vokabeln benutze, aber keine »echte« Psychoanalyse sei. Das zweite stimmt natürlich, das erste natürlich nicht.

*Vorgänge:* Einerlei wie sich das Dominanzsyndrom nun im Patriarchat entwickelt haben mag, sei es sozialen oder biologischen Ursprungs, hat es sich beim Mann nicht doch schon so tief eingepreßt, daß es mit anderen als aggressiv feministischen Mitteln kaum noch überwunden werden kann?

*Borneman:* Das Wort »Feminismus« hat bei so vielen Leuten so viele Bedeutungen, daß ich es nicht benutzen möchte, ohne zu wissen, was wir beide damit meinen. Da ich in der sozialistischen Frauenbewegung arbeite und zu den wenigen Überlebenden gehöre, die in direkter

Sequenz von der sozialdemokratischen und kommunistischen Frauenbewegung der Weimarer Republik abstammen, unterstütze ich jede Bewegung, die der Frau hilft, sich vom Patriarchat zu befreien. Da die Geschichte der Frau obendrein mein Lehrfach ist, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß das Patriarchat eine ökonomische und politische Struktur ist, die nur mit politischen und ökonomischen Mitteln beseitigt werden kann. Manche Feministinnen teilen diese Meinung, andere nicht. Mit den ersten verstehe ich mich natürlich besser als mit den zweiten.

*Vorgänge:* Was führt Sie zu der Überzeugung, daß biologische, angeborene sexuelle Eigenschaften der Geschlechter eine so geringe Rolle sowohl bei der Entstehung als auch bei der Zerschlagung des Patriarchats spielen?

*Borneman:* Das, was ich bereits angeführt habe, aber auch die historisch belegte Tatsache, daß es für Frauen der herrschenden Klasse stets leichter gewesen ist, Männer der unterdrückten Klasse auszubeuten und zu beherrschen, als für Männer der unterdrückten Klasse, Frauen der herrschenden Klasse zu beherrschen. Herrschaft ist stets eine soziale Kategorie, keine sexuelle. Wo wir Aspekte der männlichen Herrschaft auch innerhalb der beherrschten Klasse finden, zum Beispiel dreifache Ausbeutung der Arbeiterfrau als Lohnarbeiterin, Mutter und Hausfrau, da sind dies stets sexuelle Niederschläge sozialer Verhältnisse, und nicht, wie es bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag, sexuelle Attribute des einen («aktiven») oder anderen («passiven») Geschlechts. Daß dies eher soziale als sexuelle Kategorien sind, erkennt man

auch daran, daß zu den eifrigsten Advokaten des Patriarchats stets Frauen der herrschenden Klasse gehört haben.

*Vorgänge:* Haben Sie solche Frauen aber nicht selbst unterstützt, als Sie in einem Leserbrief an den *Stern* eine Lanze für Esther Vilar gebrochen haben?

*Borneman:* Das geschah, ehe ich Frau Vilar kennengelernt hatte und dabei entdecken mußte, daß sie all das, was ich für eine geradezu geniale Satire im Sinne von Swift und Shaw gehalten hatte, tatsächlich ernst meinte. Ich hatte es für ein subtiles Paradox gehalten, das der bürgerlichen Gesellschaft ein seitenverkehrtes Spiegelbild vorhalten sollte, damit wir uns aus der gewohnten Sicht lösen und dadurch die Absurdität der patriarchalischen Logik erkennen. Als ich merkte, daß sie ihre Paradoxe für wahr hielt, sank mein Interesse an ihrer Arbeit.

*Vorgänge:* Was, konkret, soll der Mann nun tun, um sich innerhalb des Patriarchats zu emanzipieren?

*Borneman:* Innerhalb des Patriarchats kann er sich ebensowenig emanzipieren, wie die Frau das kann. Er kann sich nur aus dem Patriarchat *heraus* emanzipieren, und das kann er nur tun, indem er es in Zusammenarbeit mit der Frau - nach meiner Ansicht nur im *Gefolge* der Frau - zerschlägt. Die Führung im Kampf gegen eine sterbende, obstruktive, aber immer noch mit allen Waffen um ihr Überleben kämpfende Gesellschaftsordnung obliegt stets denen, die am meisten unter ihr leiden. Deshalb die Widmung meines Buches als Arbeit im *Dienste* der Frau. Deshalb auch die Erklärung auf Seite 19, daß das Buch den Zielen der Frauenbewegung *dient* und sich ihren Zielen

*unterordnet.*

*Vorgänge:* Was meinen Sie mit »der« Frauenbewegung? Gibt es wirklich nur eine einzige Frauenbewegung? Oder gibt es mehrere?

*Borneman:* Als Sozialist meine ich natürlich die sozialistische Frauenbewegung. Aber im Gegensatz zu Ansichten, die mir immer wieder unterschoben werden, halte ich *jede* Form der Frauenbewegung für wertvoll und unterstützenswert, denn eine jede ist ein Sammelbecken, in dem sich erst einmal die affektiv antipatriarchalischen Frauen zusammenfinden. Früher oder später wird sich aus den vagen, anfangs nur emotiven Widerständen zum Patriarchat eine rationale, durch Lernen, Lesen und Handeln geschärfte Opposition zur bürgerlichen Gesellschaft und schließlich die klare Sicht einer alternativen sozialistischen Gesellschaftsordnung bilden, die nach meiner Erwartung viele Aspekte der sogenannten mutterrechtlichen Kulturen der Vorgeschichte auf der höheren Ebene der heutigen und morgigen Produktionsmittel zeigen wird.

*Vorgänge:* Wie meinen Sie das?

*Borneman:* Die bürgerliche Gesellschaft benimmt sich wie ein schlechter Vater Sie behandelt ihre Bürger, wie ein solcher Vater seine Kinder behandelt: sie fordert Leistungen, belohnt sie mit Geschenken, bestraft Widerstand oder Leistungsmangel mit schmerzhaften Auflagen, bedroht mangelnden Gehorsam mit Liebesentzug, verstößt oder enterbt den Bürger, wenn er sich nicht fügt. Es ist ein neurotisches und neurotisierendes System, das sich selbst nur mit neurotischen Mitteln perpetuieren kann. Die matrilinearen,

matrilokalen Subsistenzkulturen der europäischen Frühgeschichte benahmen sich dagegen wie eine gute Mutter, die jedes Kind mit gleicher Liebe behandelt, einerlei wie viel oder wie wenig es leistet, einerlei ob es sich unterordnet oder seinen eigenen Weg geht. Die gute Mutter unterstützt alles, was der Entfaltung des Kindes dient, seine Fähigkeiten fördert, seine Bedürfnisse befriedigt: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.« Das ist der Kern des Marxismus. Das ist aber auch das, was jede gute Mutter sowieso tut. Deshalb sehe ich die klassenlose Gesellschaft der Zukunft auch als eine *mütterliche* Gesellschaft. Wie die vollentwickelte klassenlose Gesellschaft der Zukunft viele Gemeinsamkeiten mit den primitiven klassenlosen Gesellschaften des Paläolithikums aufweisen wird, so muß die mütterliche Gesellschaft der Zukunft auch Gemeinsamkeiten mit den mütterlichen Subsistenzordnungen der Altsteinzeit besitzen.

*Vorgänge:* Wolf Lepenies, in seiner respektvollen, aber auch kritischen FAZ-Rezension Ihres Buches, hat vor gewissen moralisierenden Tendenzen gewarnt, indem er daran erinnert hat, daß Marx und Engels sich mit der Vorgeschichte beschäftigt haben, weil sie den allgemeinen Entwicklungsgesetzen der Gesellschaft auf die Spur kommen wollten, nicht aber um den Proletariern mit nostalgischen Hinweisen auf die Gentilgesellschaft zu empfehlen, den Klassenkampf als Rekapitulation des Urputsches zu führen.

*Borneman:* Da stimme ich völlig mit Lepenies überein. *Das Patriarchat* versucht, den gesellschaftlichen Entwicklungsgesetzen des Geschlechtslebens

beizukommen. Nirgends empfiehlt es den Geschlechtern, den Kampf gegen das Patriarchat mit Heimweh nach dem Mutterrecht zu führen. Es argumentiert jedoch, daß die Geschlechter nur dann aus dem Käfig des Patriarchats ausbrechen können, wenn sie Beweise zur Hand haben, daß es nichtpatriarchalische Gesellschaftsordnungen gegeben hat. Nur wenn beide Geschlechter durch historisches Studium gelernt haben werden, was sie waren, ehe das Patriarchat sie spaltete und die einen zum »starken«, die anderen zum »schwachen« Geschlecht degradierte, können sie sich verstehen – und damit die Kraft zur Überwindung der Rollen finden, die sie heute spielen, ohne sich des Rollenspiels auch nur halbwegs bewußt zu sein. Mit sogenannten »Selbsterkenntnisgruppen«, die ihre Kenntnisse nur aus der narzißtischen Perspektive des eigenen Ichs beziehen, ist das nicht zu schaffen. Kenntnis der objektiven Realitäten der Gegenwart und Vergangenheit ist erste Vorbedingung der Emanzipation. Und sie erfordert harte Arbeit. Mit Diskussionsgruppen ist das auch nicht zu schaffen. Man muß lernen, lernen, lernen. Und das bedeutet: lesen, lesen, lesen.

## 4

### Der Mann

Mein frühester Eindruck der »Männlichkeit«:  
Samstagabend, Badeabend. Ich stehe in der Badewanne und meine Mutter wäscht mich. Mein Vater kommt ins Badezimmer, er raucht. Es muß also ein guter Monat gewesen sein, er konnte sich nicht immer Zigaretten leisten. Ich war zwei oder drei Jahre alt, das Jahr muß 1917 oder 1918 gewesen sein, eher schon 1918, denn 1917 war er noch an der Front, hatte aber angeblich Heimaturlaub, um uns in der Roscherstraße zu besuchen. Er erzählt meiner Mutter, was er erlebt hat, während sie weiter mit dem Seifenlappen an mir herumhantiert. Mein Vater hört auf zu reden und starrt mich an. Meine Mutter folgt seinem Blick und zieht ihre Hand zurück. Ich sehe an mir herunter und entdecke die erste Erektion, an die ich mich erinnern kann. Meine Eltern lachen.

»Sieh da«, sagt mein Vater. »Wir haben einen Mann!«

Meine zweite Entdeckung dessen, was die Gesellschaft, in die ich hineingeboren bin, als »männlich« betrachtet:  
Winter 1919 oder 1920 am Lietzenseeufer. Wir rodeln den Hang hinab zum See. Ein Mädchen, größer als ich, bricht mit ihrer kleinen Schwester ein, weil das Eis noch zu dünn ist. Die große Schwester heult und klettert tiefend ans Ufer. Der Schlitten mit der kleinen Schwester bleibt im Wasser stecken. Ich hole ihn raus und nehme die kleine

Schwester mit. Ich gehe nach Hause, um mich umzuziehen.  
»Mein Gott, Junge, was ist denn los?« ruft meine Mutter, während sie mir die Kleider vom Leibe reißt. »Du bist ja pudelnaß! Du bist ja eiskalt! Du bist ja ganz blau! Du zitterst ja!«

»Ich war im Lietzensee.«

»Du warst im Lietzensee? Um diese Jahreszeit? Du bist ja total verdreht! Willst du dich denn wieder mal umbringen?«

Mein Vater hört den Krach und kommt vom Laden nach hinten in die Wohnung. »Er ist wieder im Wasser gewesen«, sagt meine Mutter.

Mein Vater wird rot vor Ärger, und da ich mittlerweile nichts mehr an habe, versohlt er mir den blanken Hintern. Endlich wird mir warm. Mir hat die ganze Sache nichts ausgemacht, aber jetzt zittern meine Eltern.

Später erzählt eine Kundin meiner Mutter, was da geschehen war, und sagt mit erhobenem Zeigefinger:  
»Frau Borneman, aus dem Jungen wird was! Eine Medaille verdient der, eine Lebensrettungsmedaille!«

Ich bin zufällig in dem kleinen Kontorraum, der an den Laden angrenzt und nur mit einem Vorhang von ihm getrennt ist. Ich sortiere Pappkartons. Sobald die Kundin den Laden verlassen hat, stürzt meine Mutter auf mich zu, umarmt mich, küßt mich, streichelt mich, weint und fragt:  
»Aber warum hast du denn das nicht gesagt? Wieso hast du wieder mal nichts erklärt? Warum redst du nie? Wieso läßt du dich verhauen, ohne dich zu rechtfertigen? Du bist manchmal wie ein kleines Mädchen!«

Später kommt mein Vater aus dem Reichskleiderlager nach Hause, und meine Mutter – mittlerweile mit den

Berichten anderer Nachbarn versorgt – erzählt ihm, was vorgefallen ist. Mein Vater steht still und schüttelt nur den Kopf. Dann kommt er herüber zu mir, hebt mich hoch, drückt mich an seine Brust, küßt mich auf den Kopf und sagt: »Jetzt bist du ein Mann. Die Schwester hat geheult und nichts getan. So sind Frauen. Du hast nicht geheult und was getan. So sind Männer.«

Ich überlege: Wer sich verhauen läßt, ohne sich zu rechtfertigen, ist kein Mann. Als Mann muß man sich rechtfertigen. Ein Mann ist auch einer, der was tut. Die Frau ist die, die nichts tut. Die Frau weint, der Mann weint nicht. Aber mein Vater weint auch, ist also eine Frau.

Einige Jahre später, ich kann das Datum nicht mehr genau in die Chronologie meiner Jugend einordnen, hatte mein Vater eine Affäre mit einer anderen Frau. Er hatte eine Stellung als Vertreter angenommen, mußte viel herumreisen und hatte die Frau irgendwo während seiner Reisen kennengelernt. Es gab viel Kummer, meine Mutter weinte oft, sie sprach nie laut, ich durfte nichts hören, man erwartete sowieso nicht, daß ich verstehen könne, worum es ging, aber ich verstand alles und war bekümmert. Eines Nachts wachte ich auf und hörte meinen Vater mit erhobener Stimme im Wohnzimmer deklamieren: »Aber ich bringe mehr *Geld* nach Hause, als der Laden einbringt. Und außerdem ist's hauptsächlich *mein* Geld, das im Laden steckt. Du bleibst zu Hause, du hast's gut, aber ich muß mich mit dem Pack herumschlagen.«

Meine Mutter schluchzte und sagte nichts.

Mein Vater fuhr mit der Deklamation fort: »Es geht ja gar nicht um die Frau. Du denkst nur an das eine, weil du

selber eine Frau bist. Aber darum geht's überhaupt nicht. Wenn man täglich ums Scheißgeld kämpfen muß und so oft was daneben geht, dann will man auch mal einen Beweis haben, daß man nicht bei *allem* eine Niete ist.«

Das also war's. Der Mann geht in die Welt hinaus, kämpft, erobert, siegt, setzt sich durch macht Karriere, bringt Geld nach Haus, bringt Kummer mit als ob's ein Anhängsel des Geldes sei, versorgt Frau und Kind mit Geld und Kummer. Die Frau bleibt zu Hause, nimmt den Kummer als Preis der Versorgung hin, beugt sich, duldet, schluchzt.

Jahre später eine andere Unterhaltung, die ich nicht mithören sollte: Mein Onkel Klaus, jüngerer Bruder meines Vaters, Sohn der dritten Frau meines Großvaters, nur wenige Jahre älter als ich, sehr sportlich, sehr modisch, von mir während der Zeit vom zehnten zum dreizehnten Lebensjahr ungeheuer bewundert, hatte seine Freundin Karla geschwängert. Ich war ins Bett geschickt worden, hörte aber am Schlüsselloch zu, was da gesagt wurde. »Ja, wenn du so blöd bist und ihr ein Kind machst, dann hat sie ein gutes Recht, dich zur Rechenschaft zu ziehen«, sagte mein Vater.

Aha, so war das also. Der Mann tat, der Frau wurde etwas getan. Sie machte nicht einmal das Kind, der Mann machte es ihr. Nun war alles klar.

Wieder ein paar Jahre später hörte ich meine Tante Käthe, meinen Onkel Georg, meinen Vater, meine Mutter und meine Tante Erna, die jüngste Schwester meiner Mutter, über mich reden. Ich hatte ein Zeugnis nach Hause gebracht, das aus nichts als Einsen bestand. Mein Vater

war überglücklich, mein Onkel Georg war stolz, meine Mutter war bestürzt und die beiden anderen Frauen sagten nichts, aber selbst in ihrem verhaltenen Schweigen machten sie klar, daß sie verstanden, wovon meine Mutter sprach. »Ein solches Kind ist kein leichtes Kind«, sagte sie. »Ein solches Kind kann Reichskanzler werden oder Millionär oder ein Künstler wie Michelangelo oder ein Wissenschaftler wie Newton. Oder er kann kaputtgehen, denn er ist jetzt schon so merkwürdig, daß ich Angst um ihn habe.«

»Aber Liebchen«, sagte mein Vater, und er liebte meine Mutter wirklich, der einzige »Fehltritt« seines Lebens war längst vergessen und vergeben, »Liebchen, du sprichst wie eine Frau. Das ist doch ein *Mann*. Der macht doch, was er *will*. Der *will* doch nicht kaputtgehen!« Aha, aha, aha! Das war also das endgültige Geheimnis der Männlichkeit: Ein Mann zu sein bedeutete, man machte was man wollte. Man gab nicht nach. Man gab auch der Versuchung des Wahns nicht nach. Und ich gestehe: Das hat mich lebenslang geprägt. Denn ich nahm Vaters Credo nicht als männliches Credo, sondern als menschliches Credo wahr. Wer Mensch sein wollte, der durfte den täglichen Versuchungen des Abgleitens in Neurose und Psychose nicht nachgeben. Der Sirenenruf des Wahns ist da. Ich habe ihn mein Leben lang gespürt. Jeder, der ehrlich mit sich selbst ist, verspürt ihn. Die Versuchung ist gewaltig. Man macht es sich so leicht, wenn man aus dem Gesellschaftsvertrag der »Normalen« herauskontraktiert und sich an den Busen der Gesellschaft wirft: »Versorgt mich! Ich bin krank! Helft mir! Ich kann nicht weiter!« Der Ruf wird um so lauter, um so dringlicher, je besser das Gehirn ist. Denn die Ängste des

Denkenden sind größer als die des Nichtdenkenden, und die Suche nach Trost wird um so intensiver, je klarer man die Schwierigkeiten sieht, die uns bevorstehen.

Ich kam aus dieser Schulung der Menschlichkeit mit ziemlich zerschundenem Ich heraus. Ich war von meinen Eltern, Schullehrern, Freunden so umschmeichelt worden, daß ich allen Ernstes zu glauben begonnen hatte, ich stünde vor der freien Wahl, Millionär in Amerika, Premierminister von England oder Bundeskanzler der ersten deutschen Nachkriegsregierung zu werden. Statt dessen entschloß ich mich, Mitglied jenes politischen Untergrunds zu bleiben, in dem ich mich tatsächlich befand. Meiner späteren Frau, die Engländerin ist, pflegte ich zu sagen, sie dürfe mich nicht heiraten, weil sie dadurch ihren Paß, das Wertvollste, das sie hatte, verlieren würde: Kein verantwortungsvoller Mann dürfe eine Frau in die Risiken des politischen Untergrunds hinabziehen. Marx und Jenny.

Der pubertäre Größenwahn schwand bald dahin, aber bis zum heutigen Tage glaube ich – und dies ist der Schnittpunkt meines ethischen Koordinatensystems geblieben –, daß man den Wert des Menschen nicht daran erkennt, welche Positionen er in der bürgerlichen Welt erringt, sondern welche er verweigert. Es ist unvergleichlich leichter, zur Macht zu kommen, als die Macht auszuschlagen. Ich kenne einige Frauen und Männer, die fähiger sind, eine Großmacht, einen internationalen Konzern, eine große bürgerliche Partei zu leiten als diejenigen, die das heute tun. Die Leistungen dieser Leute, die ich respektiere, bestehen darin, den Versuchungen des Geldes und der Macht widerstanden zu

haben. Die wirklich Besten, die wirklich Tapfersten unseres bürgerlichen Zeitalters sind also diejenigen, die das Zeug zum »Aufstieg« in die bürgerliche Hierarchie in sich haben und gleichzeitig die Kraft besitzen, den Versuchungen zu widerstehen.

Menschen, die diese Kraft besitzen, wirken auf den bürgerlichen Karrieremacher extrem desorientierend. Der bürgerliche Aufsteiger fühlt sich provoziert und verunsichert, wenn jemand Karriere macht, ohne sich darum bemüht zu haben. Denn wenn einer aus den falschen Gründen »Erfolg« hat, also nicht etwa, weil er Geld oder Macht anstrebt, sondern weil eine bestimmte Tätigkeit ihn reizt, dann zerstört er die Spielregeln und macht sich die anderen zu Gegnern, indem er das Spiel aufdeckt und die anderen Spieler zum Narren hält.

Ich habe nie im Leben irgend jemanden zum Narren halten wollen, aber als ich immer wieder in sogenannte Führungspositionen der bürgerlichen Welt hineinschlidderte und sie aufgab, sobald sie mich zu langweilen begannen, machte ich mir mehr Feinde unter meinen Kollegen, als wenn ich mich mit Ergebenheitsparolen an die Rockschöße meiner »Vorgesetzten« geklammert und meine »Untergebenen« in der erwarteten Weise gemäßregelt hätte.

Es wäre sinnlos zu verleugnen, daß man sich in eine schizophrene Position begibt, wenn man sein Handwerk so gut beherrscht, daß die Geldleute einen umschwärmen. Folgt man dann ihrer Devise, daß sie am Geld gänzlich uninteressiert seien und nur den Besten die besten Entfaltungsmöglichkeiten bieten wollen, dann entdeckt man selbstverständlich bald, daß man weniger wegen des

eigenen Könnens als zum Zweck der Ausbeutung anderer angestellt worden ist. Der Manager ist der, der andere managt, das heißt: wie Pferde antreibt. (Engl. *manager* vom Ital. *maneggiare* = Pferde antreiben. Aus der gleichen Wurzel kommt das Wort *Manege* = Reitbahn). Der »leitende« Angestellte leitet nicht etwa das Unternehmen, sondern seine Untergebenen. Er erhält mehr Geld als sie, weil er mehr Geld aus ihnen herausholt, als sie dem Unternehmen ohne seine Aufsicht eingebracht hätten. Weigert man sich nun trotz der Effizienz, die man bei der eigenen Arbeit an den Tag gelegt hat, eine vergleichbare Leistung aus den anderen herauszuschinden, so erzeugt man sowohl bei den »Oberen« wie bei den »Unteren« eine Situation, die ein traumatisches Vermächtnis in den Personalbüros hinterläßt: eine Verunsicherung, die bei manchen Personalchefs ein Leben lang andauert und sich nie mehr beheben läßt. Die Gründe hierfür gehen weit über das Akzidentelle der Persönlichkeitsstrukturen des betreffenden Angestellten und des betroffenen Personalchefs hinaus. Sie stellen vielmehr den Zusammenprall und die Entgleisung traditioneller Züge der Männlichkeit und Weiblichkeit dar.

In diesem Sinne ist meine eigene Haltung zur Arbeit stets »weiblich« gewesen. Das heißt: ich habe mich nie dem patriarchalischen Gedanken gefügt, daß Arbeit nur das sei, was Mühe macht, und daß es, wenn es keine Mühe macht, keine richtige Arbeit sei. Ich habe mein Leben lang gern, ja geradezu leidenschaftlich gern gearbeitet, aber ich habe kaum je eine Arbeit angenommen, die mir keine Freude gemacht hätte. So wählerisch kann nicht jeder sein, und eine solche Aussage impliziert deshalb eine gewisse

Arroganz, deren ich mich schäme und die ich trotzdem nicht überwinden kann. Das Bild einer Gesellschaft, in der jeder tut, was ihm Spaß macht, bedeutet für mich nicht das einer faulen, sondern einer besonders fleißigen Gesellschaft. Denn erst wenn der Mensch tut, was ihm Vergnügen bereitet, arbeitet er wirklich enthusiastisch. Man vergleiche einen Lohnarbeiter am Fließband mit dem gleichen Arbeiter zu Hause an der Hobby-Bank. Zahllose Arbeiter, die es als Ehre, ja als moralische Pflicht betrachten, sich im Lohnbetrieb so sehr und so oft zu drücken wie möglich, beginnen wie Besessene zu arbeiten, sobald sie zu Hause ihren Taubenstand bauen, ihren Schrebergarten roden, ihre Gartenlaube errichten. Und nicht nur deshalb, weil die eine Arbeit für den Unternehmer und die andere für den eigenen Nutzen getan wird, sondern auch weil die eine überschaubar und deshalb sinnvoll, die andere aber unüberschaubar und deshalb sinnlos ist.

Da mein Ziel nie auf eine »Karriere«, sondern stets auf eine Tätigkeit ausgerichtet war, die mir Spaß machte und der politischen Beeinflussung anderer dienen sollte, war ich von Anfang an auf die Massenmedien angewiesen – Zeitschriften, Zeitungen, Bücher, Rundfunk, Fernsehen, Film, Theater. Über Altersversorgung, Rente, Pension oder Sozialversicherung habe ich bis heute, im 62. Lebensjahr, nie nachzudenken vermocht. Ich werde so lange arbeiten müssen, wie ich lebe, und wenn ich nicht mehr arbeiten kann, werde ich sterben, weil ich nichts besitze, wovon ich im untätigen Alter leben könnte. In diese für einen Marxisten wenig ruhmvolle Situation bin ich hineingeraten, weil die ersten entlohnten Arbeiten, die ich geleistet habe,

Arbeiten aus Liebe und aus Eitelkeit gewesen sind – Zeitungsartikel im Alter von 13 oder 14 Jahren für das *Berliner Tageblatt*. Daß sie mir auch Geld brachten, war willkommen, denn reich bin ich nie gewesen, aber das Geld war nur eine Prämie, die man zu der Freude, die das Schreiben gemacht hatte, auch noch gratis hinzubekam. Über diese Sicht der Arbeit bin ich nur dort hinweggekommen, wo sie andere betraf; meine Haltung zur eigenen Arbeit ist bis zum heutigen Tag die gleiche geblieben: Arbeit ist etwas, was man tut, weil einem die Untätigkeit zu monoton ist, und wenn man Glück hat, bekommt man obendrein auch noch Geld dafür.

Da ich im Phonogramm-Archiv der Universität Berlin, bei Erich von Hornbostel, gelernt hatte, wie man Tonaufnahmen macht, trat ich am 1. Juli 1932 der »Neuen Filmgruppe« bei, einem Zirkel linker Berliner Kameraliebhaber, die dringend jemanden suchten, der etwas vom Tonfilm verstand. Vom Tonfilm verstand ich zwar auch nichts, aber Hornbostel hatte einen Apparat zum Aufzeichnen und Analysieren nicht-europäischer Musik erfunden, der die ganze Breite des 35-mm-Films benutzte (also nicht nur die Tonspur), um Melodien, Rhythmen und Harmonien optisch zerlegen zu können. Die Kenntnis dieser Apparatur verhalf mir nun auch in London zu meinen ersten größeren Verdiensten. Doch das erst, nachdem ich Arbeitserlaubnis erhalten hatte. Bis dahin wusch ich Teller in einem chinesischen Restaurant in den Docks und wurde mit Essen und Nachtquartier entlohnt (Essen gab's nur, nachdem ich gelernt hatte, Stäbchen zu benutzen).

Danach trug ich zweimal pro Woche für irgendeine

religiöse Sekte, deren Namen ich vergessen habe, morgens Stühle aus dem Keller in ein Versammlungslokal im dritten Stock und brachte sie abends wieder in den Keller zurück. Dafür erhielt ich eine warme Mahlzeit pro Tag und die Benutzung einer Dachkammer ohne Waschgelegenheit. Durch Natalie Koutane, die ein Komitee für politische Flüchtlinge leitete, lernte ich Marie Seton kennen, die S.M. Eisenstein irgendwann einmal kennengelernt hatte und seitdem von ihm schwärmte. Bei Marie Seton traf ich die beiden Jacks – Jack Chambers und Jack Sheerbohm. Zusammen mit Jim Harris und Pete Davis, die später meine besten Freunde der frühen Londoner Jahre wurden, und Jim Turner hatten sie eine der »Neuen Filmgruppe« sehr ähnliche Londoner Organisation namens »Kino« gegründet, aus der später mit Hilfe von Bert Marshall auch das »Unity Theatre«, Londons erste linke Bühne der dreißiger Jahre, hervorgegangen ist.

Aus dieser Zeit erinnere ich mich eigentlich nur an einen blöden Vers, den ich meinen fünf englischen Freunden eingebleut hatte, so daß sie ihn auf deutsch bei der nächsten Party bei »Netta« Koutane vorsingen konnten. Nach der Melodie »Mariechen saß auf einem Stein« begann er mit den Worten: »Mariechen saß auf Eisenstein, Eisenstein, Eisenstein ...« Wir waren also trotz unserer Armut und unserer politischen Tätigkeit keineswegs »seriös«. Das waren aber auch die Großen nicht, an denen wir uns orientierten. Ich erinnere mich beispielsweise daran, daß Eisenstein, unser Gott, eines Tages nach England kam und wir ihn alle mit angehaltenem Atem am Landequai erwarteten. Nur Marie Seton und Bert Marshall, der russisch sprach, durften aufs Schiff. Als Eisenstein

endlich erschien, konnte ich sehen, daß er Bert Marshall sofort beiseite nahm und ihm etwas ganz Dringendes ins Ohr flüsterte. Bert nickte ernst und kam im Eiltempo zu uns runter.

»Muß sofort in die Stadt«, sagte er. »Für Eisenstein.«

»Ja, was hat er denn gesagt?« fragten wir mehr oder weniger einstimmig, denn wir erwarteten große Dinge, sowohl filmtechnisch wie politisch, von unserem Orakel.

»Was er gesagt hat? Wo bekomme ich hier blauseidene Pyjamas, hat er gesagt!«

Bei Netta Koutane lernte ich auch Eva Geisel, meine spätere Frau, kennen. Sie war in England geboren, in Berlin aufgewachsen und deshalb zweisprachig, hatte eine Zeitlang als Journalistin für eine mehrsprachige Wochenzeitschrift namens »European Herald« gearbeitet und war nun als Mädchen für alles bei David Oliver, dem Chef der Denham Labs, des Kopierwerks der von Alexander Korda erbauten Denham Film Studios, tätig. Sie verschaffte mir im Jahre 1935 die erste Stellung meines Lebens – als Lektor in der Dramaturgie einer von Douglas Fairbanks Jr. und Marcel Hellman gegründeten Filmgesellschaft namens Criterion Films Limited.

Die Stellung ging flöten, als Doug Fairbanks sich in Marlene Dietrich verliebte, die gerade aus Amerika gekommen war, um bei Alexander Korda einen Film namens »Knight without Armor« zu drehen. Während der Dreharbeiten mußte ich zahllose Male *Postillon d'Amour* für Doug spielen, indem ich von unserem Filmstudio, Worton Hall, durch ganz London hindurch (oder auf der Umgehungsstraße um ganz London herum) fuhr, um Marlene in Denham Blumen oder Sekt oder Schmuck oder

Konfekt oder wer weiß was zu bringen. Ich tat das aber gern, denn meine Tätigkeit bei Criterion war völlig sinnlos: keines der Bücher, Drehbücher, Bühnenstücke, die ich gelesen oder empfohlen hatte, wurde je gedreht. Und außerdem besaß Doug einen Auburn Cord mit Vorderradantrieb, der mir damals das interessanteste Auto der Welt schien. Er stellte mir das Ding stets als eine Art Bestechung zur Verfügung, wenn ich ganz schnell nach Denham sollte. Manchmal durfte ich es auch übers Wochenende behalten. Das waren dann die großen Tage des Jahres 1935.

Als Marlene 1936 nach Hollywood zurückkehrte, zog Doug ihr nach, und unsere Filmgesellschaft, die ganz auf seinem Status als Star beruhte, flog auf. Alle wurden entlassen. Ich hatte Glück, als Volontär beim Fernsehdienst der BBC angenommen zu werden, der am 2. November 1936 eröffnet worden war. Wir arbeiteten in zwei winzigen Studios im Norden Londons, aber mich beengte das keineswegs, denn die elektronischen Kameras hatten es mir vom ersten Tage an angetan. Von diesem Tage an schien mir der Film tot. Das elektronische Zeitalter hatte begonnen. Ich war ein Fanatiker des Live-Fernsehens, bemühte mich stets um Arbeit im Außendienst, nahm als Kamera-Assistent an der ersten Außenübertragung, dem Krönungszug König Georgs VI, teil, war Kameramann bei dem ersten mit drei beweglichen Kameras ausgerüsteten Team, das die Henley-Regatta vom 1. April 1939 aufnahm, und bei der ersten Übertragung des Derby vom 24. Mai 1939. Am 21. April 1940 lief meine erste eigene BBC-Sendung, »Outlaw Ballads of Two Continents«, und am 17. Mai wurde ich als staatenloser »Gastarbeiter«

deutschen Ursprungs interniert und bald danach nach Kanada deportiert.

Dort holten Alexander Paterson und John Grierson mich aus der Internierung heraus und sandten mich mit Laura Boulton, einer amerikanischen Anthropologin, in die Einsamkeit, um Filme über Sitten und Bräuche kanadischer Eskimos und Indianer zu drehen. Nachdem der Krieg vorbei war, stieg ich zum Chef der fremdsprachigen Produktion des National Film Board of Canada, der damals größten Dokumentarfilmorganisation der Welt, auf, arbeitete mit Lome Green, damals noch Radioansager in Toronto, und Norman McLaren zusammen, folgte Grierson nach Paris, als er die beiden UNESCO-Abteilungen »Information« und »Massenmedien« aufbaute, wurde von ihm zum kommissarischen Chef der Filmabteilung ernannt, verließ UNESCO aber nach zwei Jahren, weil ich Orson Welles kennengelernt hatte, der die *Odyssee* drehen wollte und seit Jahren nach einem Szenaristen mit Kenntnis der griechischen Mythologie gesucht hatte.

Er gab mir sein Haus in Frascati, holte meine Frau und meinen Sohn aus Kanada und verkaufte dann mein Drehbuch an Carlo Ponti und Dino de Laurentiis, die es mit Kirk Douglas und Silvana Mangano drehten. Später habe ich für Welles in England die Fernsehserie »The Adventures of Harry Lime«, auf dem Film »The Third Man« beruhend, verfaßt. Am 4. Juli 1950 führte CBS in New York mein erstes Fernsehspiel, »Tremolo«, mit Yul Brynner als Regisseur auf. Damals hatte er noch Haare.

Zwischen 1950 und 1954 bin ich dauernd zwischen England, Amerika und Kanada hin- und hergereist und habe 28 Fernsehsendungen in 32 Monaten gemacht - 12

als Autor, 7 als Regisseur, 9 als Produzent. Am 9. März 1954 strahlte die BBC meine erste Fernsehoper aus, »Four O’Clock in the Morning Blues«, mit der jungen Pamela Charles, die später in New York die Hauptrolle in »My Fair Lady« übernahm. Cleo Laine sang, und Johnny Dankworth leitete das Orchester. In den folgenden Jahren schrieb ich fünf Spielfilme, »Bang, You’re Dead!« (Regie: Lance Comfort), »Face the Music« (Regie: Terence Fisher), »Double Jeopardy« (Regie: John Guillermin), »Betty Slow Drag« (eigene Regie) und »The Long Duel« (Regie: Kenn Anakin).

Als das zweite Fernsehnetz in England begann, holte Sidney Bernstein, der einzige Sozialist unter den Bewerbern um eine Fernsehlizenz, mich aus der Filmwelt zurück. Für sein »Granada TV Network« baute ich als Chefdramaturg die Script-Abteilung auf und produzierte die »Avantgarde«-Serie von Fernsehspielen »Granada Workshop«. Dieses Netz, das von Manchester und Birmingham operierte, erwarb sich bald den Ruf der fortschrittlichsten aller englischen Fernsehorganisationen. Die Furcht, die ich mit vielen anderen geteilt hatte, daß »kommerzielles«, von Werbung finanziertes Fernsehen notwendigerweise primitiver und rückständiger als die BBC sein müsse, stellte sich als unberechtigt heraus. In vielen politischen Fragen standen wir links von der BBC, und im Experimentieren mit neuen technischen Mitteln blieb die BBC weit hinter uns zurück.

Granada hatte eine Pensionsregelung getroffen, die damals als vorbildlich in England galt. Sie war nach Dienstjahren gestaffelt, und da ich einer der ersten Angestellten des Unternehmens war, wäre ich in die

oberste Sparte der Pensionsberechtigten gekommen und bräuchte mir heute über meine Zukunft keine Sorgen zu machen. Wie jede bürgerliche »Chance« im Leben, habe ich mir aber auch diese mit meinem unkontrollierbar cholерischen Rechtsempfinden versaut. Als das Unternehmen von London nach Manchester umzog, errechnete unser Chef, daß die Lebenskosten dort um acht Prozent niedriger seien als in der Hauptstadt, und beschloß deshalb, die Gehälter um acht Prozent zu kürzen. Meine Sekretärin bekam damals ein Kind (nicht von mir) und hatte mich gebeten, beim Chef eine Gehaltserhöhung für sie zu erwirken. Das war mir nicht gelungen. Als ihr Gehalt nun aber auch noch um acht Prozent gekürzt werden sollte, schlug ich Alarm und verlangte, daß zumindest die Kürzung storniert werden müsse. Als mir auch das verweigert wurde, bot ich an, die acht Prozent aus meinen eigenen Gehalt gutzumachen. Mir wurde geantwortet, daß ich das ja jederzeit privat regeln könne. Da ich aber nicht wollte, daß sie das wisse, weil sie es dann bestimmt verweigert hätte, bestand ich darauf, daß es auf dem Wege über das Lohnbüro geschehen müsse. Als mir auch das »aus technischen Gründen« verweigert wurde, kündigte ich – und zwar fristlos. Das heißt: ich ging nach Hause und kam nicht wieder. Das wurde von unserem Chef als »Desertion« bezeichnet, weil ich mitten in einer Produktion mit festem Sendedatum stand. Das beeindruckte mich keineswegs, denn mir war klar, daß man ein Unternehmen überhaupt nur dann treffen kann, wenn man es, wie bei einem Streik, gerade dort trifft, wo es am wehesten tut.

Die Kündigung hat damals ziemliches Aufsehen erregt,

weil sie die Achillesferse dieses sonst so »fortschrittlichen« Unternehmens enthüllte. Mir hat sie geschadet, weil sie zu dem (zweifelloso berechtigten) Ruf führte, ich sei ein »schwieriger« Mensch, ein Querulant, ein Michael Kohlhaas. Ich war deshalb ziemlich erstaunt, als die neu gegründete Fernsehgesellschaft »Television Wales & West« im Juli 1957 an mich herantrat, um zu fragen, ob ich Chefdramaturg und Assistent des Programmchefs werden wolle. Nach einer Weile stellte es sich heraus, daß die Leute eigentlich jemanden suchten, der den Live-Teil ihres Eröffnungsprogramms (Eröffnung des ITV-Senders Cardiff) inszenieren könne. Und da gab es in England so gut wie niemanden, der Erfahrung mit Live-Sendungen von mehr als zwei Stunden Länge hatte. Ich habe für TWW dann das Programm »Stars Rise in the West« mit Sir Ralph Richardson, Stanley Baker, Petula Clark und vielen anderen Stars der englischen Bühne und Musikwelt produziert und die Dramaturgie des Unternehmens aufgebaut. Kurz danach, im Februar 1958, forderte das British Film Institute in London mich als Programmchef an, um das London Film Festival zu organisieren, das seitdem von fast allen anderen Filmfestspielen imitiert worden ist, da es das erste völlig von der Filmindustrie und dem Jury-Prinzip befreite Filmfestival war.

Am 15. Februar 1960 fand die Premiere meines zweiten Bühnenstücks, »The Girl on the Highway«, im Princes Theatre, London, unter der Regie von Peter Cotes statt, und wenige Tage später rief Cecil McGivern, der Programmchef der BBC, mich an und sagte mir, der deutsche Journalist Paul Markus (»PEM«) habe ihn befragt, ob er deutschsprachige Fernsehfachleute kenne, die

möglicherweise bereit seien, beim Aufbau eines deutschen Bundesfernsehens mitzuwirken. Er, McGivern, habe mich als Programmchef empfohlen, würde es aber durchaus verstehen, wenn ich die Empfehlung aus politischen Gründen ablehnen wolle.

Ich stand damals einigen englischen Politikern im linken Flügel der Labour Party nahe und fragte sie um ihren Rat. »Besser du als ein Konservativer«, rieten sie mir. »Wenn der alte Adenauer, der Fuchs, sein eigenes Fernsehen haben will, dann wird er sein eigenes Fernsehen bekommen, einerlei ob du die Stellung annimmst oder nicht. Setz dich also auf kein hohes Roß, sondern sag ja und versuche dabei, soviel für unsere Sache durchzudrücken, wie du durchdrücken kannst.« Immer noch zweifelnd, aber allmählich doch Geschmack an der Idee findend, daß man selbst in ein konservatives Fernsehen fortschrittliches Gedankengut einbringen könne, ging ich am 23. Februar 1960 ins Hotel Westbury und wurde von Paul Markus dem ehemaligen Staatssekretär im Bundespostministerium, Prof. Dr. Dr. Gladenbeck, und dem damaligen Pressechef des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Heinz Schmidt, vorgestellt. Das Interview befaßte sich mit meinen Fernseherfahrungen. Mit keinem Wort wurde nach meinen politischen Ansichten gefragt. Das war überraschend. Ob es auch ermutigend war, wagte ich noch nicht zu entscheiden.

Zwei Tage später, am 25. Februar, bestellten Schmidt und Gladenbeck mich zum zweitenmal ins Westbury und boten mir die Gesamtleitung des Unternehmens an, also nicht nur die Programmleitung, sondern auch die der

Produktion. Eine solche Personaleinheit der beiden wichtigsten Positionen hatte es im amerikanischen, kanadischen und englischen Fernsehen, wo ich mein Handwerk gelernt hatte, nie gegeben. Sie bot mir Entscheidungsmöglichkeiten, die ich mir bis dahin kaum erträumt hatte. Auch das Gehalt war zufriedenstellend. Da man in der »freien« Marktwirtschaft aber für alles einen Preis zu zahlen hat, mußte ich drei Forderungen nachgeben: Erstens sofortige Kündigung meiner damaligen Stellung als Programmchef des British Film Institute und sofortige Aufnahme der Arbeit in Deutschland; zweitens eine Zusage, daß ich in der Lage sei, einen kompletten Sendebetrieb innerhalb von acht Monaten aus dem Boden zu stampfen; drittens das Versprechen, innerhalb dieser acht Monate obendrein noch das gesamte Programm des ersten halben Jahres (mit der selbstverständlichen Ausnahme von Nachrichten und Live-Sendungen) auf Film und Magnetband im voraus zu produzieren.

Das waren utopische Termine, denn bis dahin lag die kürzeste Anlaufzeit, die man je zum Bau und Betrieb einer Fernsehanlage benötigt hatte, bei mehr als zwei Jahren. Eine Produktion von 1008 Programmstunden (168 Tage mit einer Sendezeit von 6 Stunden pro Tag) war meines Wissens noch nie auf der Welt in acht Monaten versucht oder gar geschafft worden.

Trotzdem lockte mich die Herausforderung, und nach einer weiteren Bedenkzeit akzeptierte ich unter der Bedingung, daß ich mich vorerst nur für ein Jahr zu verpflichten brauche, meinen Wohnsitz in London beibehalten dürfe und jedes vierte Wochenende nach Hause fliegen könne.

Was nun folgte, war die fürchterlichste Zeit meines Lebens. Nicht nur, weil ich mir mehr aufgebürdet hatte, als die menschliche Gesundheit ertragen kann (ich arbeitete jede Nacht bis drei oder vier und stand jeden Morgen um sechs auf), sondern weil ich die deutsche Mentalität vergessen hatte, alles falsch machte und von den einen als autoritär, von den anderen als schwach betrachtet wurde – beides, weil ich einfach das tat, was ich in Kanada und England gelernt hatte. Hätte ich mit einem Akzent gesprochen, so hätte man mich vielleicht als »typisch englisch« oder »typisch amerikanisch« toleriert. Da ich aber wie ein Deutscher sprach, kreidete man mir alles, was vom Üblichen abwich, als Manieriertheit oder Theaterspiel an. Man konnte oder wollte nicht fassen, daß es so etwas wie einen gebürtigen Deutschen mit englischer Mentalität gibt.

Das Furchtbarste war der tägliche Versuch der Arschkriecher, mir zu schmeicheln und mich gegen andere aufzuhetzen. Das tägliche Verpetzen des einen durch den anderen, die täglichen Beschuldigungen, daß dieser oder jener mich »fertigmachen« oder »abschießen« wolle und daß ich nur mit der Hilfe dieses sich mir anbietenden einzigen Freundes überleben könne, ließ mich schließlich daran zweifeln, ob irgendwer die Wahrheit sagte. Die Atmosphäre war so dick mit Intrigen aller Art, im Büro saßen so viele, die nur eingeschmuggelt worden waren, um an die Rundfunkanstalten, die Parteien, die Kirchen, die Landesregierungen zu berichten, was wir da eigentlich taten, das Ganze war ein solcher Hexenkessel von Verleumdungen, Sabotageversuchen und simpler, an die NS-Zeit anknüpfender Vorstöße der Ewig-Gestrigen, daß

die eigentliche Aufgabe, Programme fürs Fernsehen herzustellen, nach einer Weile die Ausmaße von Tantalosqualen annahm. Da viele der Beteiligten heute noch am Leben sind, kann man vorläufig noch keine Einzelheiten erzählen, aber man kann sicher ohne Furcht der Verleumdung sagen, was damals jeder wußte: daß es in jeder Abteilung mindestens einen gab, der mit dem expliziten Zweck, das Gelingen des Unternehmens zu verhindern, eingeschleust worden war.

Da man mir aufgebürdet hatte, keine Angestellten von den bestehenden Rundfunkanstalten der Bundesrepublik abzuwerben, um die Anstalten nicht zu verärgern und die Gehälter im Fernsehfach nicht inflationär ansteigen zu lassen, mußte ich mir meinen gesamten Produktionsstab aus dem Ausland holen - aus der Schweiz, aus Österreich, vor allem aber aus den Reihen der ehemaligen Emigranten, die mittlerweile in England, Amerika, Kanada und dem Rest der westlichen Welt ihren Weg nach oben gemacht hatten. Da das fast ohne Ausnahme Linke waren, ergab sich die paradoxe Lage, daß ein Fernsehen, welches nominell der CDU/CSU und den Werbeträgern, vor allem dem Markenverband und dem BDI dienen sollte, in der Praxis von Sozialisten okkupiert war. Resultat: Wir hatten das fortschrittlichste Fernseheteam, das es je in der Geschichte der westlichen Massenmedien gegeben hat.

Da die SPD und viele Intellektuelle, vor allem die Mitglieder der Gruppe 47, dem Unternehmen feindlich gegenüberstanden, da ich meinerseits aber von den Konservativen wie ein Luchs überwacht wurde und jede Indiskretion mir den Nacken brechen konnte, war es schwer, den Genossen beizubringen, daß wir ihnen das

beste PR-Werkzeug liefern würden, das die Partei je besessen hat. Da die SPD aber nun einmal »das größte Untalent für Nutzung der Massenmedien seit Nero« (Karl-Hermann Flach) besitzt, waren all unsere Bemühungen, der Partei wenigstens ein Stillhalteabkommen abzurufen, für die Katz. Resultat: Weigerung der Gruppe 47, für uns zu schreiben, tägliche Angriffe gegen uns in der linken Presse, aktive Sabotage der Produktion. Trotzdem gelang es uns, die Produktion in Gang zu bringen. Nach sieben Monaten lief der Sendebetrieb, nach acht Monaten hatten wir 1030 Programmstunden fertig, und nach neun Monaten war der ganze Betrieb tot, denn die Länder hatten dem Bund einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem sie vor dem Verfassungsgericht in Karlsruhe argumentiert hatten, der Bund besäße zwar durch die Bundespost die Sendehoheit, könne aber trotzdem kein Bundesfernsehen lancieren, da die Länder die alleinige Kulturhoheit besäßen.

Das Gericht schloß sich diesem Argument an, das »Freie Fernsehen« wurde aufgelöst und rund 600 Mitarbeiter wurden entlassen. Alle leitenden Angestellten erhielten Abfindungen, die in manchen Fällen lebenslange Versorgung beinhalteten. Nur ich erhielt nichts, da mein Vertrag auf eigenen Wunsch nach englischem Recht geschlossen und auf ein einziges Jahr begrenzt worden war. Zwar bezahlte man mich noch ein paar Monate weiter, da ich der einzige war, der die Programme katalogisieren konnte, aber damit hatte es sich dann auch. Der ganze Nachlaß des Unternehmens – Studios, Maschinen, Filme und auf Magnetband aufgezeichnete Programme – wurde an unsere Nachfolgeorganisation, das ZDF, verkauft, das

sich damit schlecht und recht durch die ersten sechs Monate hindurchwurstelte und nie zugab, daß seine Programme von uns stammten.

Obgleich mich politische Welten von dem alten Adenauer trennen, schätze ich es hoch ein, daß er im Gegensatz zu späteren, »liberaleren« Regierungen, die von ihren Beamten unter dem Vorwand der »Verfassungstreue« graue Konformität verlangt haben, einem Manne, dessen Herz, wie alle guten Herzen, auf der Linken pocht, die uneingeschränkte und unzensierte Gelegenheit geboten hat, eine Fernsehorganisation aufzubauen, die vielleicht die fortgeschrittenste ihrer Zeit war. Daß es ausgerechnet die SPD war, die dieses Fernsehen verhindert hat, war so deprimierend, daß ich es bis zum heutigen Tage nicht gänzlich verschmerzt habe. Der Triumph der Konservativen im ZDF und die graduelle Ausmerzung aller Linken in den Anstalten des öffentlichen Rechts ist die direkte Folge der verpaßten Gelegenheit von 1960.

Für mich hatte dieses Abenteuer noch ein Nachspiel. Denn drei Monate nachdem ich meine Frankfurter Wohnung aufgegeben hatte und nach London zurückgekehrt war, las ich in einer deutschen Zeitung (später griff der *Spiegel* die Sache auf), daß ich mich um den Posten des ZDF-Intendanten beworben hätte und dabei jedem Mitglied der Kommission, bei der die Entscheidung lag, einen Brief geschrieben hätte, in dem ich mich als Mitglied seiner respektiven Partei ausgegeben hätte. Jeder Brief endete angeblich mit dem Schlußsatz: »Ich bitte Sie höflichst, diesen Brief bei der nächsten Sitzung der Kommission verlesen zu wollen.«

Ich bin dieser Sache damals nachgegangen und habe mir

einen dieser Briefe besorgt. Das Briefpapier war gefälscht (Xerographie meines ehemaligen Frankfurter Briefkopfs), die Unterschrift war nicht meine, und die Adresse stimmte seit einem Vierteljahr nicht mehr. Zwar traute mir kein Mitglied der Kommission zu, daß ich saublöd genug sei, mich den CDU-Mitgliedern gegenüber als CDU-Mitglied und den FDP-Leuten als FDP-Mann auszugeben, um dann beide zu bitten, einander diese schönen Briefchen vorzulesen, aber der Versuch allein zeigt, wie wichtig der Posten des ZDF-Intendanten bestimmten Leuten schien und wie notwendig es war, auch nur die Möglichkeit der Kandidatur eines Außenseiters zu verhindern.

Es ging offenbar nicht um rechte versus linke Politik, denn 13 Jahre später, als sich der konservative Gerd Bacher um das gleiche Amt bemühte, geschah ihm das gleiche: Wieder trafen gefälschte Briefe bei der Kommission ein »mit merkwürdigen, faksimilierten Unterschriften«, und wieder verlief die Untersuchung des Vorfalls im Sande. Bacher, genau wie ich, hat »Anzeige gegen Unbekannt« erstellt und ist genau wie ich an einer Mauer des Schweigens gescheitert. Ich hatte die ganze Sache vergessen oder verdrängt, bis ich im November 1975 in der Zeitung las, was Bacher geschehen war, und habe dann darüber nachgedacht, was er und ich, die so verschiedenen politischen Lagern angehören, wohl gemeinsam haben können und weshalb dieses Gemeinsame unsere unsichtbaren Gegner zu Abwehrmaßnahmen provoziert. Dabei bin ich als einzige Möglichkeit auf die Tatsache gestoßen, daß wir beide von der kreativen Seite des Fernsehen, von der Produktion, und nicht auf dem üblichen Wege der Politik, der Verwaltung oder der

Juristerei zu Führungspositionen im Fernsehen gelangt sind.

Es ist nämlich bezeichnend für den Zustand des westdeutschen, österreichischen und schweizerischen Fernsehens, daß kein Fernsehfachmann heute auf dem Intendantenstuhl irgendeiner deutschsprachigen Funk- oder Fernsehanstalt sitzt. Alle sind von außerhalb gekommen. Man denke an die Wahl des ZDF-Intendanten im März 1977, als der ausschließlich aus Nichtfachleuten bestehende Fernsehrat mit eiserner Hand alle zur Verfügung stehenden Fachleute ablehnte und mit gezielter Bruskierung des ganzen Fernsehbaus den Nichtfachmann Karl-Günther von Hase zum Nachfolger des Nichtfachmanns Karl Holzamer kürte. Praktische Erfahrung im Fernsehen, vor allem Produktionserfahrung, gilt als Disqualifikation. Der letzte Fall, der das mit besonderer Drastik enthüllt hat, war die brüske, schon an gezielte Beleidigung grenzende Ablehnung Werner Höfers als Kandidat für den Posten des WDR-Intendanten. Man sprach davon, daß Höfer als »Parteiloser« den Parteien nicht genehm gewesen sei, und das mag auch tatsächlich bei der Ablehnung eine Rolle gespielt haben. Aber selbst wenn er der einen oder anderen großen Partei angehört hätte, wäre er wahrscheinlich abgelehnt worden, weil er als Produktionsmann weniger manipulierbar ist als die Politiker, die Juristen und die Verwaltungsfachleute, die manipulieren *müssen*, wenn sie es in ihrem Fach zu etwas bringen wollen, und deshalb den Versuch der Manipulation, wenn er an sie herangetragen wird, auch keineswegs als unehrenhaft zurückweisen.

Versucht die Landesregierung, die Bundesregierung,

die Partei, der Bürgermeister, der Großunternehmer, der Filmkaufmann einen aus der Politik, der Verwaltung oder dem Rechtsanwaltsberuf aufgestiegenen Intendanten zu beeinflussen, so faßt dieser das keineswegs als Zumutung, sondern als eine normale Facette des politischen und des Geschäftslebens auf. Kommt jemand dieser Art aber zu mir, so werfe ich ihn hinaus. Das macht mich zum »Sicherheitsrisiko«, zum »Radikalen«, ja fast schon zum »Terroristen«. Man weiß nicht recht, wie man mit einem so Verrückten, der nicht weiß, was gut für ihn ist, umgehen soll. Das gleiche gilt aber auch für Höfer und all die anderen, deren Herz mehr für die Produktion als für Macht oder Geld pocht. Wir alle sind »unberechenbar«, und in diesem Sinne sind alle echten Produktionsleute, alle kreativen Funk- und Fernsehmenschen, auch tatsächlich »Linke«, einerlei welcher Partei sie angehören mögen. Die Wut des Konservativen richtet sich ja nicht so sehr gegen die angebliche Gefahr, daß wir seine »freie« Marktordnung zersetzen könnten, sondern dagegen, daß wir nicht so leicht korrumpierbar sind. Oder genauer, daß wir jene Qualifikation, die ihm gesellschaftserhaltend erscheint, also Dominanz des Interesses am Gelderwerb, als korrumpierend zurückweisen.

Auch wir können nicht von Luft und Liebe leben, und auch wir versuchen, uns so gut wie möglich zu verkaufen, aber das eigentliche Motiv unserer Arbeit ist nicht das Geld, sondern die Arbeit selbst. Das macht uns zu grundsätzlichen Gegnern der Juristen, der Verwalter und der Politiker, denen diese Form des Denkens nicht nur unverständlich, sondern geradezu staatszersetzend, wirtschaftsgefährdend, verwaltungsfeindlich vorkommt.

Natürlich sind auch wir manipulierbar, aber wir reagieren auf andere, auf weniger klar dosierbare Stimuli. Man kann zum Beispiel einen Schauspieler gefügig machen, indem man ihm eine besonders saftige Rolle zuspielt oder ihm gar eine ganze Sendung auf die Haut schneidert. Man kann einen Regisseur bändigen, indem man ihm ausnahmsweise mal nicht ins Handwerk pfuscht und seine Produktion so sendet, wie er sie gemeint hat. Man kann sogar Fernsehautoren zähmen, indem man ihnen erlaubt, endlich einmal das zu schreiben, was sie schreiben wollen – selbst wenn es dann nur im Dritten Programm gesendet wird, und auch das erst, nachdem die meisten Zuschauer eingeschlafen sind. Aber all das sind Beeinflussungsprozesse, deren Ausgang niemals ganz sicher ist. Deshalb gelten Produktionsleute, denen die Produktion mehr ist als ein Mittel zum Zweck des Geldverdienens, als unsichere Kandidaten. Sie dürfen nie zu so entscheidenden, halbwegs politischen, finanziell einflußreichen Positionen wie der des Intendanten einer Rundfunk- oder Fernsehanstalt aufsteigen.

Mir hat meine Erfahrung als Produktions- und Programmchef des Freien Fernsehens jedenfalls klargemacht, daß ich für eine solche Tätigkeit ungeeignet bin. Der schöpferische, technische und organisatorische Reiz der Arbeit wiegt nicht die Korruption auf, der man ausgesetzt ist. Die täglichen Bestechungsversuche, die sich nicht nur in Geld, in bezahlten Ferien, in Kisten Wein, in kostenlosen Bauarbeiten an der eigenen Villa, sondern auch in unsichtbaren und unbeweisbaren Formen niederschlagen, sind eine unerhörte Nervenprobe. Nicht etwa, weil es Mut kostet, nein zu sagen, sondern weil

manche der Leute diese Versuche als so normal betrachten, daß sie geradezu verletzt sind, wenn einer ablehnt. Sie fühlen sich mißverstanden, als ob sie eine Missetat begangen hätten, während sie in Wirklichkeit doch nur Gutes tun wollten; so jedenfalls stellt sich ihnen ihr Tun dar.

Besonders schwer ist der erotische Aspekt der Bestechung einzuschätzen. Es ist fast unmöglich, selbst für einen in der Sexualkunde geschulten Menschen, das Liebesangebot eines anderen Menschen als echt oder falsch, als Produkt von Zuneigung oder als Geschenk eines Filmkaufmanns zu erkennen, insbesondere da wir hier in Grenzregionen der Gefühle eintreten, wo etwas, was als Bestechung gemeint war und als solche auch begonnen hat, nach einer Weile zu wirklicher Zuneigung werden kann. Macht korrumpiert nicht nur, sie erzeugt auch Reize, Attraktionen, Formen des Respekts, der Bewunderung und der Leidenschaft. Das ursprüngliche Ziel, das denkbar beste Fernsehen zu machen, geht flöten, wenn man die Produktion nur noch als das Werk geliebter oder gehaßter, verehrter oder verachteter Menschen sieht.

Ich hatte nach dem Ende des Freien Fernsehens jedenfalls genug vom Fernsehen – und auch von der arroganten Illusion, daß ich alles schaffen könne, was ich wolle, und daß es keine Tätigkeit der Welt gäbe, die ich nicht nach kurzer Zeit meistern könne. Mir war – allzu spät im Leben – klargeworden, daß ich noch viel zu lernen hatte und daß ich das wahrscheinlich nicht mit neuen Erfahrungen im Berufsleben, sondern nur durch Lesen und Denken schaffen könne. Ich hatte seit dem 18. Lebensjahr gearbeitet, relativ einfach gelebt und den

Großteil meines Einkommens gespart. Eva, auch seit dem Jahr 1933 ununterbrochen berufstätig, hatte das gleiche getan. Wir konnten zwar hoffen, einen Teil unserer zukünftigen Lebenskosten durch Schreiben zu decken, aber meine eigene Erfahrung mit dem Bücherschreiben ist, daß man stets mehr an Arbeitszeit hineinstecken muß, als man an Tantiemen herausbekommt. Mir jedenfalls ist es nie gelungen, mit irgendeinem Buch - selbst dem »erfolgreichen« - genug Geld zu verdienen, um davon zu leben. Wie andere das schaffen, habe ich nie kapiert. Entweder schreiben sie schneller, oder sie sind bessere Verkäufer ihrer Waren, oder sie schreiben fürs Fernsehen, für den Funk oder für den Film, wo man mehr Geld verdient als mit dem Schreiben von Büchern oder Artikeln.

Acht Jahre lang, von 1961 bis 1969, haben wir dann nach einem Haus gesucht, in dem wir von nun an leben und arbeiten wollten. Endlich, im Herbst des Jahres 1969, fanden wir ein altes Bauernhaus in Scharthen, einem von Touristen unentdeckten Teil Oberösterreichs, das genauso aussah, genauso lag, genausoviel kostete, wie wir uns das vorgestellt hatten. Wir kauften es, bauten es um und zogen ein. Im Mai 1970 kamen wir mit drei Möbelwagen voller Bücher an und begannen auszupacken. Das dauerte ein ganzes Jahr. Als dann alles eingeordnet war, begann ein neues Leben, das zwischen Euphorie und tiefer Depression hin- und herpendelte. Euphorie meist wegen der guten Luft, der herrlichen Landschaft, der Stille, der vielen wilden Tiere, der Einsamkeit. Und Depression ebenfalls wegen der Einsamkeit. Denn wenn man ein ganzes Leben lang in der Großstadt gelebt und ein sehr aktives Leben geführt hat, voll von täglichen Diskussionen, täglichen

Auseinandersetzungen mit kulturellen, politischen und anderen Problemen, dann fühlt man sich in der Einsamkeit, als ob das Leben bereits vorbei sei, als ob die Welt einen vergessen hätte. Man vergißt, daß man die Welt verlassen hat, und wirft der Welt vor, sie habe einen verlassen.

Das dauerte rund zwei Jahre. Dann holte mich der Psychoanalytiker Igor Caruso ans Psychologische Institut der Universität Salzburg, und das aktivierte mich von neuem. Die Arbeit mit den Studenten gab mir mindestens ebensoviel, wie sie ihnen möglicherweise gab. Einige wissenschaftliche Vereinigungen – so die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung, die Deutschsprachige Gesellschaft für Psychopathologie des Ausdrucks, der International Research Council for the Study of Verbal Aggression – holten mich zur Mitarbeit heran. Die Einsamkeit begann zu weichen. Die Österreichische Studiengesellschaft für Kinderpsychoanalyse und die Gesellschaft zur Förderung sozialwissenschaftlicher Sexualforschung wählten mich in ihren Vorstand. Das Ministerium für Gesundheit und Umweltschutz gab mir einen Forschungsauftrag von unerhörter Brisanz: herauszufinden, ob Österreichs Selbstmordrate (die zweithöchste des Westens) etwas mit der in Österreich besonders restriktiven Sexualerziehung der Kinder zu tun haben könne. Allmählich nahm die Arbeit also wieder die gleichen Proportionen an wie in den Jahren zwischen 1933 und 1961, aber doch mit einem Unterschied: nicht lohnabhängig zu sein, aufstehen und schlafen gehen zu können, wann man will, die Arbeit zu tun, die man für wichtig hält, und niemandem Rechenschaft über Kommen und Gehen, Ausmaß und Qualität der geleisteten Arbeit zu

schulden.

Das ist ein großes Glück, das Kraft und Nerven spart, Arbeitsmut gibt, Lebenszuversicht verleiht. Und damit komme ich zu dem Thema zurück, das mich zum Schreiben dieses Kapitels veranlaßt hat: zur Beziehung zwischen Patriarchat und Arbeit, zur Auffassung, daß Arbeit männlich sei, weil sie diszipliniert ist; zur Anschauung, daß Arbeit, die Spaß macht, keine »richtige« Arbeit, sondern nur »Spiel«, nur »Selbstbefriedigung« sei. In den patriarchalisch-monotheistischen Religionen gilt nur das als Arbeit, was im Schweiß des Angesichts geschieht. Nur der ist ein Mann, der sich abrackert, und nur wer sich abrackert, darf sich Mann nennen. Er frißt seinen Ärger in sich hinein und sublimiert daraus »die Kultur«. Er *ist* die Kultur.

Die Frau dagegen ist die Natur. Sie produziert auch, aber sie produziert »nur« die Produktionskraft: den Menschen. Sie »spielt« eigentlich nur. Selbst zehn Stunden Hausarbeit sind keine »richtige« Arbeit. Erstens weil man damit kein Geld verdient, zweitens weil man sich keinem Arbeitgeber unterzuordnen braucht und deshalb nicht *leidet*. Die Frau leidet nur beim Kinderkriegen. Deshalb ist das auch die einzige Arbeit, die der Mann ehrt. Nur was schmerzt, ist *richtige* Arbeit. Schmerzt's nicht, so darf's auch nicht als Arbeit gelten.

Das ist das patriarchalische Bild der Arbeit, und dagegen wehre ich mich als Feminist. Selbst Marx meinte, Arbeit ließe sich nie libidinisieren. Sie bliebe immer, auch in der befreiten Gesellschaft des Sozialismus, ein notwendiges Übel. Sicher stimmt das, wenn wir von Fließbandarbeit sprechen, und sicher trifft es auf viele schmutzige, laute,

monotone Arbeitsvorgänge zu. Aber nicht auf alle. Und wenn wir nicht in der Lage sind, eine wachsende Anzahl von Arbeitsvorgängen so zu gestalten, daß sie Freude machen, werden wir nach Erlangung einer sexuell liberalisierten Gesellschaft überhaupt nicht mehr arbeiten wollen. Oder nur diejenigen werden arbeiten wollen, die Freude an der Arbeit haben – die »Unmännlichen«.

Ich habe schon in der Pathogenese des bürgerlichen Weltbildes, wie es sich in meiner Kindheit aus einem Mosaik pathogener Urszenen gebildet hatte, zu erklären versucht, daß die patriarchalische Ordnung, in der wir aufwachsen, uns stets zu suggerieren sucht, Erfolg sei mit Virilität gleichzusetzen oder müsse zumindest als deren Produkt verstanden werden, nie aber als das Werk weiblicher Potenz. Die Kreativität der Frau erschöpft sich nach patriarchaler Ansicht im Gebären und Aufziehen des Kindes, im Hüten des Heims, im Hegen des Gatten und seiner Brut. Das mag im ersten Augenblick wie ein Zugeständnis klingen, daß die Frau kreativer Sublimierung fähig sei. In Wahrheit aber enthüllt sich hier die Ansicht, daß weibliche Produktivität mit der physischen Produktion des Kindes und deren Nachwirkungen deckungsgleich ist. Hier wird überhaupt nicht sublimiert, hier wird biologische »Produktion« einfach mit physischer und psychischer Produktion *gleichgesetzt*. Die Frau kann keine kreative Leistung erbringen, weil ihre eigentliche kreative Leistung angeblich bereits in der Kreation des Kindes liegt und sich mit ihr erschöpft.

Beim Manne dagegen wird jede Leistung als Sublimierung des Koitalaktes verstanden. Der Mann ist hart wie sein Penis, und darauf ist er stolz: Härte als

Tugend. Er penetriert die Welt, genau wie er die Frau penetriert. Er dringt in die eine ein wie in die andere. Er pflanzt neue Kulturen an, wie er seinen Samen pflanzt. Er kämpft um sein »Recht«, wie er um eine Frau »kämpft«. Er »gewinnt« ihre Liebe, wie er eine Schlacht gewinnt. Er erobert neue Welten, genau wie er eine neue Frau »erobert«. Und doch wird hier nichts als simples Gleichnis, sondern alles strikt als Alternative gesehen. Da der Mann das eine kann, kann er auch das andere; aber er kann es nur, indem er auf Erfüllung des ersten, des Primären, des Sexuellen verzichtet und statt dessen die von ihm erwartete virile Kulturleistung erbringt. Glaube und gute Werke als Produkte der Askese und des sexuellen Verzichts beim Christentum; Kultur als Sublimation der Libido bei Freud: beides ist das gleiche; es gibt keine patriarchale Kultur irgendeines Zeitalters, die je anders argumentiert hätte.

Daß auch die Frau sexuelle Entbehrungen zu ertragen hat, wenn ihr Gatte sich solche auferlegt, wird vergessen. Daß sie diese Entbehrungen grundlos ertragen muß, da sie im Gegensatz zum Manne ja angeblich keine Entbehrungen in Kulturleistungen umsetzen kann, wird verdrängt. Und verdrängt wird auch das Bewußtsein, daß *schöpferische* Arbeit nach dieser Definition als spezifisch *weibliche* Errungenschaft einzureihen wäre, denn im Gegensatz zur männlichen »Leistung«, die nur durch Lustverzicht ermöglicht wird und ihre Tugend überhaupt erst darin findet, daß der »Held« leidet und oft sein eigenes Leben aufs Spiel setzt, wird schöpferische Arbeit ja gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie in sich selbst lustvoll ist und eigene Befriedigung bringt. Hier wird nicht

»sublimiert«, sondern physisch und konkret *produziert*, genau wie die Frau ihr Kind physisch und konkret *gebirt*.

Wenn jemand in die patriarchale Arbeitswelt einwandert, ohne von der Ideologie durchdrungen zu sein, daß man arbeiten müsse, um Geld zu verdienen (und *viele* Entbehrungen auf sich nehmen müsse, um *viel Geld* zu verdienen), sondern nur deshalb arbeitet, weil ihm die Arbeit *Spaß* macht, und nur jene Arbeiten annimmt, die ihm *Freude* machen, so stellt er, auch wenn er ein Mann ist, also eine weibliche Provokation des ganzen männlichen Weltbildes der Arbeit dar. Erst sehr spät im Leben ist mir aufgegangen, daß ich meine Mitarbeiter offenbar ein ganzes Leben lang in eben dieser Form provoziert haben muß, ohne das je gewollt zu haben. Dieses Kapitel ist als Entschuldigung und Erklärung jener Provokation geschrieben worden.

## 5

### **Das Kind**

Es muß in meiner frühen Kindheit eine verdrängte Urszene geben, die auf enge libidinöse Bindung an ein anderes Kind hinweist. Freud argumentiert (GW I, S. 382), daß die pädophile Neigung eines Erwachsenen stets die Rekapitulation eines an ihm selbst begangenen pädophilen Aktes in früher Kindheit sei, aber diese These hat sich klinisch nicht erhärtet. Wir vermuten heutzutage eher eine allzu enge Bindung an eine starke Mutter, was bei mir ja denkbar wäre, aber wir meinen auch, daß hochsublimierte Formen der Pädophilie, zum Beispiel eine an Berufung grenzende Neigung zur Kinderpflege, die Wahl des Berufs eines Kinderarztes, einer Kinderanalytikerin, eines Pädagogen oder einer Kindergärtnerin sich in vielen Fällen auf frühkindliche Bindungen an ein anderes, unvergeßliches Kind zurückverfolgen läßt.

Ich selbst hatte diese Erkenntnis ebenso verdrängt wie die Urszene, deren Verdrängung wohl in ihrem indirekten Nachwirken zur neuerlichen Verdrängung des wiedergekehrten Verdrängten geführt haben muß, und bin erst vor kurzem durch eine analytisch geschulte Jugendpflegerin auf dieses Syndrom aufmerksam gemacht worden. Es geschah, als ich bei Tonbandaufnahmen in einem Kinderspielplatz von einem Parkwächter denunziert, von einem Polizisten zum Revier gebracht und dort verhört

worden war. Da es bereits das drittemal war, daß mir dies passierte und ich aus diesem Grunde eine Anzahl von Legitimationen mit mir herumtrug, wurde ich nach ein paar Minuten entlassen. Dabei kam ich ins Gespräch mit der eben erwähnten Jugendpflegerin, die wegen eines anderen Falles auf der Polizeistation zu tun gehabt hatte. Da es mittlerweile 14 Uhr geworden war und wir beide noch nichts zu essen bekommen hatten, gingen wir zusammen ins nächste Gasthaus. Und als ich mich bei Fischstäbchen und Mosel – es war Freitag, und alles andere war bereits vom Menü gestrichen – darüber beklagte, daß ich bei der harmlosen Aufzeichnung von Kinderliedern und Kinderversen nun schon dreimal arretiert worden sei, fragte sie: »Wirklich so harmlos?«

Von meiner Redlichkeit durchdrungen, sagte ich: »Ich bin sicher, daß es den Kindern keineswegs schadet, endlich einmal frei über all das reden zu können, was sie zu Hause und in der Schule nur allzuoft verdrängen müssen.«

»Ich auch«, sagte sie. »Den Kindern schadet's bestimmt nicht. Aber vielleicht schadet's Ihnen.« Und als sie mein betroffenes Gesicht sah, fügte sie hinzu: »Ist es nicht selbstverständlich, daß jede frei gewählte Tätigkeit, die wir ausüben, etwas über unsere geheimen Wünsche und Bedürfnisse aussagt?«

»Sicherlich, aber inwiefern schadet uns das?«

»Indem wir uns vormachen, wir täten etwas aus wissenschaftlichem Interesse oder zum Wohle der Menschheit, was uns in Wirklichkeit nur zur Befriedigung unserer libidinösen Neugier dient.«

»Ist das nicht bei jeder künstlerischen Tätigkeit genauso der Fall wie bei jeder wissenschaftlichen?«

»Zweifellos. Es ist auch nicht die Tätigkeit, die schadet. Es ist die Illusion, daß wir sie aus anderen als libidinösen Motiven ausüben. Haben Sie je darüber nachgedacht, was Sie ursprünglich dazu bewogen hat, sich aus der riesigen Palette der Psychoanalyse ausgerechnet *diesen* Farbtupfer als Forschungsgebiet herauszupicken?«

Ich hätte antworten können: »Ja, ein Vorschlag meines Lehranalytikers.« Aber in dem Augenblick, in dem mir die Antwort auf der Zunge lag, wurde mir klar, daß mein Analytiker wahrscheinlich mehr in mir gesehen hatte, als mir selbst bis dahin bewußt gewesen war, und den Vorschlag eben deshalb gemacht hatte: damit er mir Klarheit nicht nur über mein Forschungsobjekt, sondern auch über mich selbst bringen möge.

Während des Krieges war ich, wie ich eben erklärt habe, in England als staatenloser Ausländer deutscher Geburt interniert und später nach Kanada deportiert worden. Im Internierungslager Monteith im hohen kanadischen Norden hatte ich Wolfgang von Einsiedel kennengelernt, und zusammen hatten wir eine »Lageruniversität« und eine »Lagerbibliothek« gegründet. Am 10. Oktober 1940 erreichte mich als Lagerbibliothekar ein zerknittertes Exemplar des *Journal of Criminal Psychopathology* mit einem Artikel von Róheim über die Möglichkeit, eine uns fremde Kultur, in diesem Falle die der Somali, aus den Träumen eines Einzelwesens, hier einer Prostituierten, zu deuten.

Ich erinnere mich, daß ich den Artikel in meinem überheizten Barackenzimmer las, noch einmal las und dann mit dem Magazin in der Hand zu Einsiedel ging, um seine Meinung einzuholen. Wir diskutierten die ganze Nacht

hindurch. Als die Sonne aufging, war mir klargeworden, daß ich hier einen neuen Weg gefunden hatte, um zu erfahren, wie Kulturen sich bilden. Daß ich heute eben diese Methode für unzulänglich, ja für geradezu gefährlich halte, soll mich nicht dazu verführen, meine gegenwärtigen Überzeugungen in die Vergangenheit zu projizieren. Damals schrieb ich mit großem Enthusiasmus an Róheim c/o *The Journal of Criminal Psychopathology* und war gerührt, als ich wenige Wochen später eine Antwort von ihm erhielt.

Im Internierungslager schätzt man jeden Brief, als ob er ein Geschenk Gottes sei, und verehrt jeden, der einem schreibt, wie einen Heiligen. Ich bin Róheim trotz der Meinungsverschiedenheiten, die uns später trennten, bis zum heutigen Tage zutiefst dankbar für die Geduld und das Mitgefühl, das er damals einem ihm unbekanntem Gefangenen gezeigt hat, und als ich endlich entlassen und in Kanada naturalisiert worden war, galt ihm mein erster Besuch in Amerika. Ich bin ihm auch dankbar dafür, daß er mir trotz meiner mangelnden medizinischen Ausbildung eine Lehranalyse gegeben hat – und das auch noch gratis, denn ich hatte damals kaum Geld genug, um mich zu ernähren. Viele Jahre später habe ich ihm die deutsche Ausgabe meiner *Psychoanalytischen Studien zur Sexualanthropologie* gewidmet (deutsche Fassung alphabetisch geordnet als *Lexikon der Liebe*, 2 Bde., München 1968; später in zwei separaten Einbandausgaben vom Deutschen Bücherbund und der Büchergilde Gutenberg nachgedruckt und in viele Sprachen übersetzt).

Róheim und Reich befanden sich damals in einer bitteren

Auseinandersetzung über die Grundsätze der Psychoanalyse (siehe hierzu meine *Psychoanalyse des Geldes*, Frankfurt am Main 1973, S. 66–69). Es scheint mir viel über Róheims Charakter auszusagen, daß es gerade meine Jugendarbeit bei Reich war, die ihn dazu veranlaßte, mir so viel Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen. Es war im Laufe der Samstage und Sonntage, die ich drei Jahre lang jede Woche bei ihm verbrachte, daß er den Vorschlag machte, man solle doch einmal Freuds Libidotheorie anhand kindlicher Aussagen, vor allem an Kinderreimen, Kinderversen und Kinderliedern überprüfen. Alles, was in der Kinderliedforschung bisher geschehen sei, habe sich nicht nur als sinnlos, sondern als aktiv verwirrend herausgestellt, weil die Forscher bisher niemals das präzise Alter ermittelt hätten, in dem ein jedes Lied gesungen, ein jedes Rätsel gestellt, ein jeder Spruch in die Schulbank oder die Klosett wand eingeritzt worden sei. Die ganze Kinderliedforschung krankte, nach Róheims Meinung, an der Illusion, daß es so etwas wie ein Kinderlied gebe. »Aber das gibt es nicht«, argumentierte er. »Es gibt nur Lieder bestimmter Altersstufen und bestimmter Entwicklungsphasen.« Damit meinte er – dies haben meine eigenen Arbeiten bestätigt –, daß der Unterschied zwischen den Liedern der Analphase und denen der Latenzperiode, zwischen denen der phallischen und der genitalen Stufe mindestens ebenso groß sei wie der zwischen den Liedern »der« Kinder und denen »der« Erwachsenen.

Mein Interesse am Volkslied geht auf meine Jugend zurück. Ein Freund meines Großvaters, der Musikethnologe Erich

von Hornbostel, hatte mir in Berlin bereits erlaubt, einigen seiner Vorlesungen an der Universität und einigen seiner Forschungsarbeiten im Berliner Phonogrammarchiv beizuwohnen. Von ihm hatte ich gelernt, wie man Tonaufnahmen macht. (Hierzu: *Harper's Magazine*, New York, Februar und März 1947). Als er nach Cambridge ging, folge ich ihm. Dort geriet ich unter den Einfluß der Opies, die das erste große Forschungsprojekt unserer Tage über großstädtische Kinderverse aufgebaut haben (Iona & Peter Opie, *The Oxford Dictionary of Nursery Rhymes*, Oxford 1951. Iona Opie, *Ditties for the Nursery*, Oxford 1954. Iona & Peter Opie, *The Oxford Nursery Rhyme Book*, Oxford 1955. Iona & Peter Opie, *The Lore and Language of School Children*, Oxford 1959. Iona & Peter Opie, *Children's Games in Street and Playground*, Oxford 1969. Iona & Peter Opie, *The Oxford Book of Children's Verse*, Oxford 1973).

Daß meine eigene, auf fünf bis sechs Bände veranschlagte Sammlung *Studien zur Befreiung des Kindes* (Freiburg i. Br. und Olten, Schweiz) das erste deutschsprachige Werk dieser Art geworden ist, war eher ein Zufall als ein Produkt der Planung. Ich war 1960 nach einer Abwesenheit von 27 Jahren zum erstenmal wieder nach Deutschland zurückgekehrt und hatte die Sprache meiner Jugend in sehr veränderter Form vorgefunden. Aus dem Versuch, hierfür Erklärungen zu finden und mir das neue deutsche Vokabular anzueignen, entstand einerseits meine Sammlung des umgangssprachlichen Sexualvokabulars, über die ich im achten Kapitel berichte, andererseits aber auch der erste Ansatz zur Sammlung und Deutung großstädtischer deutscher Kinderverse.

Eines der schwierigsten Probleme war das der Finanzierung eines solchen Projekts. Da das Thema der kindlichen Sexualität noch immer verpönt ist, fand sich keine Universität, keine Stiftung, keine Forschungsgemeinschaft, die bereit war, das Projekt finanziell oder auch nur moralisch zu unterstützen. Ich mußte die Sache also aus eigenen Ersparnissen finanzieren und begann nun, in all den Städten, in denen ich aus diesem oder jenem Grunde etwas zu tun hatte, Kinder und Jugendliche auf Spielplätzen, in Schwimmbädern, auf Spielwiesen, Sportplätzen und in anderen Freiräumen zu interviewen, welche Lieder und Verse sie wann und vom wem gelernt hatten, wann sie Interesse an einer bestimmten Thematik verloren hatten und wann eine neue sie zu interessieren begonnen hatte. Einen Teil - vor allem das Versmaterial der 14-bis 17jährigen - holte ich mir aus Jugendkommunen, Jugendwohngemeinschaften und Jugendzentren. Nach meiner Übersiedlung nach Österreich im Jahre 1970 kam ein neuer Sammelort hinzu: die Landeplätze der Donauschiffe. Schließlich entdeckte ich, daß bei österreichischen Volkshochzeiten, wenn die Burschen und Dirndl Vierzeiler austauschen, kleine Gruppen von Kindern und Jugendlichen stets ihre eigenen Varianten singen - meist aber außerhalb der Hörweite ihrer Eltern.

Die Arbeit an der Sammlung des umgangssprachlichen Sexualvokabulars hatte in den Jahren 1960 bis 1970 bereits mehr Geld verschlungen, als ich erwartet hatte. Nun wuchsen auch die Kosten der Arbeit an den Kinderversen, denn ich war oft wochenlang auf den Donauschiffen unterwegs. Eva arbeitete als Übersetzerin

und ich hatte ein kleines Gehalt als Lehrbeauftragter an der Universität Salzburg, aber unser gemeinsames Einkommen war kleiner als die Minimalausgaben der Arbeit an den Kinderversen. Für das Sammeln der ersten 1400 Verse hatte ich ohne Anrechnung der eigenen Zeit (das heißt: ohne Berechnung des Einkommens, das man selbst unter den ungünstigsten Umständen in der verlorenen Zeit verdient hätte) rund 70000 Mark ausgegeben. Dies allein für Reisekosten, Mahlzeiten und Übernachtungen in den Orten, in denen ich Bandaufnahmen gemacht habe. *Kauf und Amortisierung der Bandgeräte, Kosten der Tonbänder und des Abtippens der Manuskripte sind nicht einbegriffen.* Umgerechnet über 15 Jahre haben mich die bisher gesammelten und transkribierten 4000 Reime, Lieder, Verse, Strophen, Rätsel und Sprüche rund 50 Mark pro Stück gekostet, insgesamt rund 200000 Mark. Das ist, verglichen mit anderen Forschungsprojekten, immer noch winzig. Aber es ist für einen Forscher, der kein anderes Einkommen als das seiner Bücher besitzt, nahezu selbstmörderisch.

Wieso ist es eigentlich so schwer, für sexualwissenschaftliche Forschung im allgemeinen und für die Erforschung der Kindersexualität im besonderen irgendwelche Forschungsgelder zu erhalten? Weil eine solche Arbeit aus Gründen, auf die ich später eingehen werde, stets von Phobien umgeben ist. Eltern und Erzieher glauben nicht nur, daß ein Erwachsener, der sich Kindern »nähert«, nichts Gutes im Sinne haben kann, sondern auch nachdem sie die Legitimation des Forschers akzeptiert haben, fürchten sie noch immer, daß seine Fragen genau das erzeugen könnten, was sie verhindern sollen: die

psychische Verkrüppelung des Kindes.

Jeder Aspekt der Erforschung des kindlichen Sexuallebens wird deshalb von den Hütern der bürgerlichen Ordnung mit Strafe bedroht. Ich habe die Hausmeister vieler Schulen in Bedrängnis gebracht, indem ich sie gebeten habe, mich während der Ferien die Schulpulte und Schulklosetts inspizieren zu lassen, damit ich die eingeritzten Inschriften abpausen oder abschreiben konnte. Wer meine Arbeit eines Tages weiterführt, sollte sich deshalb vielleicht von Schuldirektoren und Eltern einführen lassen, um den Verdacht gesetzwidriger Intentionen von vornherein aus dem Weg zu räumen. Andererseits löst die Einführung durch eine Autoritätsperson oft eine gewisse Befangenheit bei Lehrern und Kindern aus. Mir persönlich schien die Gefahr, vor den Kadi zitiert zu werden, jedenfalls das kleinere Übel darzustellen. Denn mit Ausnahme der Kinderlied- und Kinderreimforschung sehe ich heute kaum eine andere Möglichkeit, dem Geheimnis des kindlichen Sexuallebens auf die Spur zu kommen.

Es ist ja kein Zufall, daß die Pionierarbeiten Sigmund Freuds, in denen zum erstenmale der revolutionäre Gedanke einer vorpubertären Sexualität anklang, von keinem der ihm folgenden Forscher je so überprüft worden ist, wie Freud es gewünscht hätte: an den eigenen Worten der Kinder. Wir besitzen zwar viele Erfahrungen, die seit 1945 von Anna Freud und ihren Mitarbeitern in den *Psychoanalytischen Studien des Kindes* festgehalten worden sind, aber sie befassen sich nur in begrenztem Maße mit der Sexualität des Kindes. Auch die Arbeiten von René Spitz und Melanie Klein, die vieles Neue über das

psychische Leben des Kindes aufgedeckt haben, entziehen sich in einer eigentümlich puritanischen Weise den Fragen nach der Sexualität des Kindes, die Freud gestellt hat.

Selbst die Werke, die sich ausdrücklich mit dem kindlichen Geschlechtsleben auseinandersetzen, leiden an gewissen Mängeln, die der bürgerlichen Sexualforschung eigen sind. Das gilt sowohl für die Arbeiten aus dem Gebiete der Gerichtsmedizin - Fallstudien sexualpathologischer Handlungen von und an Kindern - wie für die klinischen Studien der präpubertären Psychosexualität: Moll, *Das Sexualleben des Kindes* (1908); Groves, *Sex in Childhood* (1933); Balint, *La vie intime de l'enfant* (1937); Strain, *The normal Sex-Interests of Children from Infancy to Adolescence* (1948); Stockert, *Die Sexualität des Kindes* (1956); Broderick, *Kinder- und Jugendsexualität* (deutsch 1970); Rubin und Kirkendall, *Sex in the Childhood Years* (1970); Ziebeil-Luttner, *Frühkindliche Sexualität und Sexualerziehung* (1971). All diese Werke bauen sich auf Beobachtungen Erwachsener auf und enthalten deshalb, einerlei wie hoch wir die Beobachtungsgabe, die Verlässlichkeit und die Intelligenz ihrer Autoren einschätzen, zwei Irrtumsfaktoren, die sich bisher als unvermeidbar erwiesen haben:

1. Fast die Hälfte aller bürgerlichen Studien der kindlichen Sexualität beruht auf Erinnerungen der bürgerlichen Erwachsenen an ihre eigene Kindheit. Es sind offene oder verschleierte, bewußte oder unbewußte Autobiographien. Gerade auf sexuellem Gebiete ist das menschliche Gedächtnis aber von notorischer Unverlässlichkeit. Deshalb haben hier die Zeugnisse der Wissenschaftler kein größeres Gewicht

als die der Laien. Auch häufen sich die Beweise für eine These, die ich seit langem vertreten habe: daß die Funktion der Pubertät in der bürgerlichen Gesellschaft darin liegt, das vorpubertäre Geschlechtsleben aus der Erinnerung zu verdrängen.

2. Die andere Hälfte der bürgerlichen Studien kindlicher Sexualität geht empirisch vor und berichtet, was der Erwachsene am Verhalten der Kinder beobachtet hat. Biologische Forschung, die sich auf Beobachtung beschränkt, ist aber von erwiesener Unverläßlichkeit. Wo wir nicht experimentieren können, ist unser biologisches Wissen stets lückenhaft, und das Ausmaß dieser Lücken hat sich stets erst dann erwiesen, wenn wir unsere früheren Beobachtungen im Laborexperiment überprüfen konnten. Gerade mit Kindern und gerade auf dem Gebiet der Sexualwissenschaft können wir aber nicht experimentieren. Selbst die Befragung von Kindern über ihre sexuellen Erfahrungen wird von Eltern und Erziehungsberechtigten fast stets zurückgewiesen, weil sie glauben, der Wissenschaftler setze den Kindern damit überhaupt erst »gewisse Gedanken« in den Kopf. Physiologische Untersuchungen, wie Masters und Johnson sie an Erwachsenen durchgeführt haben, zum Beispiel die experimentelle Erforschung des Orgasmus, wird aus ähnlichen Gründen bei Kindern abgelehnt. Wir wissen deshalb so gut wie nichts von der Orgasmusfähigkeit des Kindes und plappern die unbelegte These nach, daß es vor der Pubertät keinen Orgasmus gebe.

Systematische Befragungen der einzigen Gruppe, die persönliche Erfahrungen beitragen könnte – der pädophilen, päderastischen und Inzesttäter –, sind meines Wissens bisher nirgends unternommen worden. Es bleiben also nur die eher beiläufigen Informationen, die von Kinderärzten, Erziehern, Eltern und Kinderpsychologen gesammelt worden sind. Sie alle stammen aber aus zweiter Hand. Mit Ausnahme des von Kinderanalytikern auf Tonband festgehaltenen Assoziationsmaterials kindlicher Analysanden besitzt die Wissenschaft keine direkten Aussagen von Kindern über ihr eigenes Geschlechtsleben. Die bekannten Kindertagebücher, wie Charlotte Bühler, Waltraut Küppers und Wolfgang Fischer sie gesammelt haben, setzen zu spät im Leben ein, um uns Informationen über den wichtigsten Teil der Kindheit, die orale, anale und ödipale Phase, zu liefern. Auch die Selbstzeugnisse von Jugendlichen, wie Grosse-Hartlage, Frevert, Wisselinck und andere sie gesammelt haben, beginnen zu spät, um uns Aufschlüsse über die eigentliche Kindheit zu geben.

Um diese Lücke zumindest teilweise zu füllen, habe ich im Jahre 1960 Róheims Vorschlag befolgt und mit dem Sammeln sogenannter »verbotener« Kinderverse, Kinderreime, Kinderlieder und Kinderrätsel begonnen. Mit »verboten« meine ich jene Reime, Verse, Lieder und Rätsel, die von den Kindern normalerweise nur dann benutzt werden, wenn kein Erwachsener dabei ist. Natürlich gibt es »aufgeklärte« Eltern, die solche Verse bereits seit Jahren geduldet oder gar ermuntert haben, aber von dem Augenblick an, da die Verse ihren Untergrundcharakter verlieren, ändern sich auch ihre Form und ihr Inhalt: sie werden von den Kindern – bewußt

oder unbewußt - zur Belustigung der Erwachsenen umgebogen. Dabei wird das Derbe entweder ausgemerzt oder noch derber gestaltet. Aus der Volkskunst der Kinder wird so die individuelle Dichtung des Einzelkindes. Will man das Material der bürgerlichen Untergrundverse auffangen, muß man also seinen konspirativen Charakter bewahren: man kann sich nicht von Eltern, Lehrern, Ärzten oder anderen Jugendbetreuern den Weg ebnen lassen, sondern muß ihn allein begehen.

Das birgt jene Risiken in sich, die ich beschrieben habe. Sie mögen erklären, weshalb andere Forscher, die vor und nach mir auf diesem Gebiete tätig gewesen sind, es entweder vorgezogen haben, »Kinderverse« zu sammeln, indem sie an Erwachsene appelliert haben, die Verse ihrer Kindheit niederzuschreiben (so zum Beispiel Peter Rühmkorf), oder aber zu dem falschen Resultat gekommen sind, daß der Anteil des sexuellen Materials am Gesamtschatz des Kinderverses minimal sei (so zum Beispiel Gerda Grober-Glück, die ihn auf nicht mehr als sechs Prozent einschätzt, oder Emily Gerstner-Hirzel, die in ihrem 44seitigen Aufsatz über *Das Kinderlied* im gewichtigen *Handbuch des Volkslieds*, München 1973, S. 923-967, kein einziges Beispiel aufzuspüren vermochte).

Die erste Methode ist vor allem deshalb unzulässig, weil die puberale Amnesie einen großen Teil der Erinnerung an präpuberale Sexualhandlungen und deren Reflex im Kindervers auslöscht. Die zweite ist fehlerhaft, weil die Überzeugung des Erwachsenen, daß er sich mit einem tabuierten Thema befaßt, von dem Kind mit außerordentlicher Schärfe wahrgenommen wird; das

Resultat ist eine falsche, in keinem Sinne (weder quantitativ noch qualitativ) dem tatsächlichen Repertoire der Kinder entsprechende Verspalette. Auch die Überzeugung des Erwachsenen, daß er die Kinder »gut kennt«, daß sie ihm gegenüber »ehrlich und offen« sind, daß sie »nichts vor ihm verbergen«, verführt ihn fast stets zu dem Trugschluß, die »wirklichen«, die »wahren«, die »echten« Verse aus dem Kinde herausgelockt zu haben.

Ich arbeite seit 15 Jahren an diesem Thema und habe erst nach mehr als zehn Jahren entdeckt, wo meine Fehler lagen, in welchem Maße ich den Anteil des sexuellen Materials anfänglich unterschätzt hatte, wie wenig sich die Kinder beim ersten Gespräch einem ihnen unbekanntem Erwachsenen öffnen, wie weit sie sich aber auch gerade einem Erwachsenen verschließen, den sie seit langem kennen. Denn wie alle unterdrückten Minoritäten, besitzen auch die Kinder der bürgerlichen Welt eine bemerkenswerte Fähigkeit, die Unterdrücker hinters Licht zu führen. Gerade diejenigen Erwachsenen, die besonders sicher sind, von den Kindern geliebt zu werden, sind die leichtesten Opfer der kindlichen Schauspielkunst. Wenn eine Mutter im Brustton der Überzeugung sagt, »*Mein Kind tut so etwas nie*« oder ein Vater proklamiert, »*Mein Sohn kennt solche Verse bestimmt nicht*«, kann man nahezu sicher sein, daß gerade diese Kinder das größte Repertoire tabuierter Lieder und Verse besitzen.

Jeder Forscher kann das selbst überprüfen, indem er ein Kind, das solche Verse kennt, auf einen Spielplatz begleitet und dann unbeobachtet aufpaßt, was geschieht, wenn es seine Verse mit anderen Kindern auszutauschen beginnt. Die Reaktion ist stets die gleiche: die anderen Kinder

versuchen es zum Schweigen zu bringen, denn man singt solche Sachen nicht in Hörweite der Erwachsenen. Mit wiederholtem Kopfundrehen (um zu sehen, ob der Erwachsene auch wirklich »nichts gemerkt« hat) entfernt sich die Gruppe dann und schließt sich, meist mit dem Rücken zu den Erwachsenen (das heißt: zu den Spielplatzbänken), im entferntesten Teil des Platzes wieder zusammen. Nun wird leiser gesungen oder deklamiert. Gelächter wird sofort unterdrückt. Die Kinder benehmen sich wie eine Gruppe Erwachsener, die sich in der Minderheit fühlt und den Eindruck der Konspiration gibt, selbst wenn sie gegen nichts und niemanden konspiriert. Stets werden dabei die »bestbehüteten« bürgerlichen Kinder die eifrigsten sein. Je sorgfältiger der bürgerliche Erwachsene sein Kind von erotischen Erfahrungen und deren Niederschlag im »vulgären« Kindervers fernzuhalten sucht, um so erpicht ist das Kind darauf, bei solchen Zusammenkünften zu lernen und prahlerisch seine Kenntnisse von sich zu geben. Nur die Kinder, die in weitgehend aufgeklärten Elternhäusern aufwachsen, sind an solchen Versen desinteressiert.

Kein Wunder also, daß sich viele der bürgerlichen Forscher, die einerseits von der Kinderliedforschung, andererseits von der Kinderpsychologie hergekommen sind, vor der Erforschung des sexuellen Niemandslandes zwischen diesen beiden Bereichen gedrückt haben, ohne sich selbst der Gründe ihrer Bedenken bewußt zu werden. Auch ich war oft verzweifelt, wenn es mir nicht gelingen wollte, in die Welt der Kinder einzudringen und ihre Chiffren zu entschlüsseln. Der Zweck dieser autobiographischen Einführung ist nun der, dem Leser zu

erklären, weshalb und innerhalb welcher Grenzen mir der Durchbruch am Ende gelang. Er gelang, meine ich, weil das Kind der Elter des Erwachsenen ist: weil die Zufälle, die mich noch als Kind nach England und dann als jungen Mann nach Amerika brachten, mein Denken und meine Arbeitsmethoden in völlig anderer Weise geprägt haben, als dies bei den deutschen Kinderanalytikern einerseits und bei den deutschen Volksliedforschern andererseits der Fall war.

Weil ich Deutschland schon als Kind verlassen mußte und erst in England mit meinem eigentlichen Studium beginnen konnte, bin ich weit mehr von der Feldarbeit als vom Schreibtischdenken beeinflusst worden. Was die Engländer *social anthropology* und die Amerikaner *cultural anthropology* nennen, was sich in beiden Ländern mittlerweile zu *economic anthropology* und *political anthropology* zugespitzt hat, ist innerhalb der Grenzen des bürgerlichen Systems heute die beste Schule zum Abbau von bürgerlichen Vorurteilen. Als die jüngere Generation der angelsächsischen Ethnologen die Schergendienste, die ihre Lehrmeister dem Kolonialismus geleistet hatten, zu durchschauen begann, bildete sich jene heilsame Selbstkritik heraus, die wir besonders akut bei Oliver C. Cox, Stanley Diamond, Stephen P. Dunn, Raymond Firth, Lawrence Krader, Eleanor Leacock, Marshall Sahlins, Elmar Service and Peter M. Worsley vorfinden. Hier bereitet sich eine kritische Ethnologie vor, die im westdeutschen Sprachraum kein Gegenstück besitzt (außer, vielleicht, bei Parin, Morgenthaler und Matthèy in der Schweiz, und bei Lepenies und Nolte in der BRD).

Zum anderen wurde ich durch die Früheinwirkung der

Reichschen Kritik gegen manches gefeit, was mich an der Lehre Róheims sonst zu jenem psychoanalytisch reaktionären Denken verführt hätte, das wir heute im Werk solcher Róheim-Epigonen wie Norman O. Brown finden. Schließlich hat John Grierson und die Schule des Dokumentarfilms mir beigebracht, wie man unter Minoritäten (also auch unter Kindern) arbeiten kann, ohne als Eindringling empfunden zu werden. Ich betone, daß dies Zufälle sind, die einem von den sozialen und politischen Fortschritten der Gesellschaft zugespült werden und an denen man keine eigenen Verdienste geltend machen darf. Aber von solchen Zufällen, wenn sie früh genug auf uns einwirken, werden wir geprägt, und von ihnen hängt der Erfolg oder Mißerfolg unserer Forschungsarbeit ab.

Wäre ich in Deutschland geblieben und hätte ich Germanistik studiert, wäre mir die Arbeit an dem ersten meiner zwei Nachkriegsprojekte, an der Analyse der sexuellen Elemente im Umgangsdeutsch der Gegenwart (*Sex im Volksmund*, zwei Teile in einem, Reinbek 1971; zweibändige Taschenbuchausgabe 1974) völlig unmöglich gewesen. Denn die in der Germanistik übliche Deutung des bereits im Druck vorhandenen Sexualwortschatzes der deutschen Umgangssprache hätte mich keinen Schritt weitergebracht. Man kann das gesprochene Vokabular der sexuellen Minderheiten nicht aus Büchern, sondern nur von denen lernen, die es *sprechen*. Die Arbeit an diesem Projekt, genau wie die an der Erforschung der kindlichen Geheimverse, glich deshalb weitgehend einer ethnologischen Tätigkeit: der behutsamen Expedition in ein fremdes Gebiet, dessen Sitten und Gebräuche man

erforschen will, ohne die Fremden zu verstören.

Auch die fünfzehnjährige Arbeit an den *Studien zur Befreiung des Kindes* war eine weitgehend ethnologische – die Erforschung einer Gegenkultur im Underground der bürgerlichen Gesellschaft. Deshalb mußten auch die Aufnahme- und Befragungsmethoden teils aus der ethnologischen Erfahrung, teils aus der konspirativen Arbeit im Underground entlehnt werden. Diese Technik, die bisher weder in der Volksliedforschung noch in der Sexualwissenschaft benutzt worden ist, war experimentell und mußte nach zahllosen Mißerfolgen stetig revidiert werden. Sie durchlief die folgenden acht Stadien:

1. Befragung Erwachsener: *An welche Lieder, Verse und gereimte Rätsel erinnert ihr euch aus eurer Kindheit?* Dies ist die bequemste, jedoch auch die am wenigsten ergiebige Methode. Denn die Erinnerungen der Erwachsenen an ihre Jugend sind aus den bereits erwähnten Gründen höchst unzuverlässig. Die puberale Amnesie löscht nicht nur einen großen Teil der Kindheitserinnerungen, sondern verzerrt auch den Rest. Die Methode ist aber auch deshalb unzulässig, weil sie die wichtigste Frage der Jugendforschung nicht zu beantworten vermag: *In welchem Alter wird ein bestimmter Vers mit einer bestimmten Thematik für das Entwicklungsleben des Kindes interessant, und in welchem Alter wird diese Thematik als überholt und uninteressant wieder abgestoßen?* Sogenannte Kinderliedsammlungen, die auf den Jugenderinnerungen von Erwachsenen beruhen, sind deshalb nicht nur nutzlos, sondern irreführend. Sie sind zum großen Teil für die Irrtümer verantwortlich, die sich

bisher aus der Analyse solcher »Kinderlieder« ergeben haben.

2. Befragung von Eltern: *Welche Lieder, Reime und Verse bringen eure Kinder nach Hause, und welche Lieder, Reime und Verse suchen sie vor euch zu verbergen?* Hier wird die Fehlerquelle ein wenig reduziert, aber sie wird noch immer nicht ausgemerzt, denn die Kinder versuchen stets, sich einen Freiraum zu verschaffen, in dem sie von Erwachsenen unbeobachtet und ungestört bleiben. Auch in der Welt des Kinderliedes gibt es einen solchen Freiraum, den die Kinder selbst vor den vertrautesten Erwachsenen zu schützen suchen. Spätere, im Stadium 3 und 4 überprüfte Familien haben gezeigt, daß selbst fortschrittliche Eltern nur knapp die Hälfte der Lieder, Reime und Verse kennen, die ihre Kinder mit anderen Kindern auszutauschen pflegen, wenn keine Erwachsenen anwesend sind.

3. Befragung von Kindern: *Gibt es Lieder, Reime und Rätsel, die ihr nur untereinander, aber niemals im Beisein der Eltern austauscht?* Hier wird die Fehlerquote zwar weiter reduziert, aber die Arbeit wird durch ein neues Problem erschwert: das Mißtrauen der Kinder gegenüber einem Erwachsenen, der eine solche Frage überhaupt zu stellen vermag. Man kann dieses Mißtrauen nur dann reduzieren, wenn man den Kindern beweist, daß man bereits eine Anzahl »verbotener« Kinderreime von anderen Kindern erhalten hat.

4. Beobachtung von unbegleiteten Kindern auf Spiel- und

Sportplätzen. Hier werden keine Fragen gestellt, sondern nur Tonbandaufnahmen gemacht. Das Problem dabei ist, daß man nur selten nahe genug an die Kinder herankommt, um gute Tonqualität zu erzielen.

5. Anlocken der Kinder durch Abspielen bereits aufgenommenener Lieder. Man setzt sich auf eine Bank oder auf die Erde und stellt das Gerät an, als ob man einem Rundfunkprogramm zuhört. Früher oder später merkt fast stets irgendeines der in der Nähe spielenden Kinder, daß Kinderstimmen aus dem Lautsprecher kommen. Das Kind bleibt stehen und hört zu. Bald kommen andere. Wenn das Staunen gebrochen ist, daß ein Erwachsener diese Verse kennt, kann man fragen: *Kennt ihr ähnliche Verse?* Dann kann die Aufnahme beginnen.

6. Kontaktherstellung mit Hilfe eines Haustieres. Man nimmt einen jungen Hund oder – noch besser, weil seltener – eine junge Katze mit auf den Spielplatz. Die Kinder wollen fast stets mit dem Tier spielen. Sie werden fragen: *Wie heißt es denn? Wie alt ist es? Gehört es Ihnen?* Dadurch kommt man ins Gespräch. Kann man den Kindern nun eine Anzahl von Tierversen vorsingen, wie ich sie in der Widmung des ersten Bandes festgehalten habe, so ergibt sich bald ein Austausch solcher Verse. Früher oder später kann man dann zu anderen Formen des Kinderverses übergehen.

7. Zusammenarbeit mit einem eingeweihten Kind. Kinder lernen erstaunlich früh, ein Bandgerät zu betätigen. Man kann einen Fünfjährigen ohne Schwierigkeiten dazu

erziehen, mit einem solchen Gerät auf einen Spielplatz zu ziehen. Erst spielt er den Altersgenossen die bereits aufgenommenen Bänder vor, dann – wenn die Zuhörer Kostproben ihrer eigenen Kunst vorführen wollen – stellt er auf Aufnahme um. Ich habe dabei nur sehr wenige Aufnahmen durch falsches Löschen verloren. Der Nachteil dieser Methode ist, daß die Befragung der Kinder über ihr Alter nicht immer klappt, denn gerade hier neigen die kindlichen »Aufnahmeleiter« oft zur Vergeßlichkeit. Um so besser klappt sie bei Jugendlichen.

Meine Erfahrung, die Summe eines mehr als vierzehnjährigen Experimentierens, läuft darauf hinaus, daß Kinder nur mit Kindern, Jugendliche nur mit Jugendlichen offen sprechen. Ich gehe noch weiter: Nur Altersgenossen sprechen ohne Geheimnisse miteinander. Zwischen bestimmten Jahrgängen – vor allem kurz vor und kurz nach der Pubertät – bestehen, wie ich bereits andeutete, größere Klüfte als zwischen manchen Kindern und manchen Erwachsenen. So errichtet beispielsweise die Latenzperiode eine Barriere sowohl zwischen sich und den vorhergehenden Stufen als auch gegen die folgenden Entwicklungsphasen. Kinder der Analphase verkehren kaum mit Kindern der Latenzperiode, Kinder der Latenzperiode kaum mit denen in der »phallischen« oder genitalen Phase.

Will man jedoch den Unterwasserteil des Eisberges ausloten, so hilft nichts anderes als Befragung durch einen Altersgenossen. Das ist aber nicht immer möglich, denn auch die Kinder haben ihren festen Zeitplan, müssen Schularbeiten machen, haben für ihre Eltern Besorgungen

zu verrichten, möchten Sport treiben, Musik machen, tanzen, wollen Geld verdienen. Einer der schwierigsten Faktoren einer solchen Arbeit ist deshalb der ökonomische. Ich habe, wie bereits beschrieben, rund 200000 Mark aus eigener Tasche in dieses Forschungsprojekt gesteckt. Aber das ist natürlich immer noch nicht alles, denn, wenn man dieser Forschung seine ganze Zeit widmet, hat man keine Zeit mehr zum Geldverdienen. Im Herbst des Jahres 1973 hatte meine Arbeit an dem Projekt dann auch prompt so viel Geld verschlungen, daß wir nicht mehr wußten, wovon wir uns ernähren sollten. Ich mußte schweren Herzens einen Teil der bereits transkribierten Bänder löschen, weil ich mir keine neuen Tonbänder leisten konnte. Später mußte ich meine beiden Bandgeräte, Mikrophone und alles elektronische Zubehör verkaufen, um überhaupt noch leben zu können. Ich konnte auch die Kinder und Jugendlichen, die mir bis dahin gegen kleine Taschengelder geholfen hatten, nicht mehr weiter beschäftigen und mußte eine Synthese zwischen den bereits überholten Methoden 3, 4 und 5 entwickeln, die ich hier als Methode 8 einreihen will.

8. Man singt den Kindern und Jugendlichen Verse vor, die aus der Region stammen, in der man gerade sammelt. Gelingt es, sie zum Mitsingen oder Vortragen eigener Lieder und Reime zu bewegen, so darf man sie nicht aufschreiben, weil das neues Mißtrauen erwecken und die Stimmung brechen würde. Man muß sein Gedächtnis so weit trainieren, daß man das Gehörte sobald wie möglich niederschreiben kann. Dabei entstehen aber oft Fehler, besonders beim Notieren von Dialekten, die man nicht

selber sprechen kann. Ich bin mir dieser Fehler bewußt und kann nur noch einmal sagen, was ich meinen Schülern und Mitarbeitern oft gesagt habe: Ein solches Projekt läßt sich nicht von einzelnen und nicht aus privaten Ersparnissen finanzieren. Solange man es jedoch als eine Art Pionierarbeit betrachtet und die unerläßlichen Mängel in Kauf nimmt, mag es anderen dazu verhelfen, Unterstützung von Universitäten, Forschungsinstituten und wissenschaftlichen Stiftungen für eine perfektionierte Überprüfung meiner Resultate zu erhalten.

### *Fragen beim Sammeln von Kinderversen*

(Forschungsstufe 3, 5 und 8)

Man erweckt das Interesse des Kindes, indem man ihm Lieder seiner Altersstufe vorsingt oder auf dem Bandgerät vorspielt. Dann fragt man:

1. Kennst du ähnliche Verse?
2. (Nach der Aufnahme) Kannst du dich erinnern, wann du diesen Vers gelernt hast?
3. Von wem?
4. Wie alt war er (sie) damals?
5. Wie alt warst du?
6. Wie alt bist du heute?
7. Hast du Brüder und Schwestern?
8. Wie alt sind sie?
9. Hast du irgendwelche Lieder von deinen Geschwistern gelernt?
10. Sind darunter auch Lieder, die sich mit Bruder und Schwester befassen?
11. Kennst du irgendwelche Lieder über Vater und

Mutter?

12. Über Lehrer oder Pfarrer?
13. Über Tiere?
14. (Nach der Aufnahme) Was gefällt dir an diesem Lied?
15. Wie alt, glaubst du, sind die anderen Kinder, die dieses Lied singen?
16. Wann fangen sie an, solche Lieder zu singen?
17. Wann hören sie damit auf?
18. Gibt es noch irgend etwas anderes, was du mir sagen oder vorsingen willst?

### *Überprüfung bereits gesammelter Verse*

Es ist ratsam, jeden Vers noch einmal - vorzugsweise mehrere Male - auf seine Altersverbreitung hin zu überprüfen. Das gilt besonders, wenn man befürchtet, daß der Vers von dem früher befragten Kind selbst angefertigt oder improvisiert worden ist. Es gilt aber auch dann, wenn man den Eindruck hat, daß das Kind nicht sicher ist, wann und von wem es den Vers gelernt hat. Es gilt besonders, wenn man feststellen will, wann der Vers abgestoßen, d.h. wann das altersbedingte Interesse an einem gegebenen Versthema erlischt und durch andere Themen ersetzt wird. Hat man den Vers bereits auf Band aufgenommen, so spielt man ihn dem befragten Kind vor. Besitzt man keine Bandaufnahme, so singt man oder, wo keine Melodie bekannt ist, spricht man ihn vor und fragt dann:

1. Hast du diesen Vers schon einmal gehört?
2. Wann war das?
3. Wie alt warst du damals?
4. Wie alt bist du heute?

5. Kannst du dich erinnern, von wem du ihn gelernt hast?
6. Wie alt war er (sie) damals?
7. Singst du ihn heute noch manchmal?
8. Was gefällt dir daran?
9. Wieso interessiert er dich nicht mehr?

Die gleichen Fragen dienen zur Überprüfung bereits veröffentlichten Materials anderer Sammler, wenn diese keine Altersangaben aufgezeichnet haben. Das ist besonders wichtig, wenn man feststellen will, ob Verse, die vor längerer Zeit notiert worden sind oder aus der Jugenderinnerung Erwachsener stammen, heute überhaupt noch bekannt sind. Ich habe zu diesem Zweck eine Anzahl von veröffentlichten Sammlungen angeblicher Kinderverse überprüft und bin dabei auf ziemlich unerwartete Reaktionen gestoßen. In einem Fall hat ein nicht unbekannter Schriftsteller, der unter anderem auch angebliche Volksverse gesammelt und ediert hat, meine Überprüfung als Plagiat an seiner schöpferischen Arbeit attackiert und ist dabei so weit gegangen, mir vorzuwerfen, ich hätte eine von ihm selbst erfundene »Parodie« übernommen. Perverserweise war die »Parodie« aber echtes Volksgut, während eine beachtliche Anzahl der von ihm als Volksgut veröffentlichten Verse Parodien waren.

Ich bin mir der Mängel meiner Arbeit und der begrenzten Aussagekraft des gesammelten Materials nur allzu bewußt. Obgleich ich bis zum Jahre 1978 mehr als 5000 Verse zusammengetragen haben werde, ist die statistische Auswertung des Materials noch immer schwierig. Um mit Sicherheit sagen zu können, welche Thematik in welchem Kindesalter auf Interesse stößt (und

in welchem Kindesalter sie wieder abgestoßen wird), müßte man rund fünfzig Verse nehmen (je zehn für die orale, anale, ödipale, »phallische« und genitale Phase) und deren altersspezifische Verbreitung systematisch überprüfen. Das war bei der zufallsbedingten Struktur meiner Arbeit unmöglich.

Zweitens müßte man eine schichtenspezifische Untersuchung des gleichen Materials vornehmen. Hierbei wären die erforderlichen Informationsdaten: Alter, Einkommen und Beruf der Eltern; Zahl, Geschlecht und Alter der Geschwister; Form der Kontakte mit anderen Kindern: Wo, von wem und in welchem Alter wurde der untersuchte Vers übernommen? Wie alt war das Kind, von dem man den Vers gelernt hat? Gleiches oder anderes Geschlecht? Bruder, Schwester, Nachbarskind, Schulkamerad, fremdes Kind?

Drittens müßte überprüft werden, inwiefern die Phasen des sexuellen Interesses, die ich unter deutschsprachigen Stadtkindern gefunden habe, auf andere Kulturen zutreffen.

Daraus erwächst natürlich die vierte Frage: Sind diese Verse das Produkt bestimmter Erziehungsmethoden und bestimmter sexueller Ansichten der Eltern? Oder sind sie das Resultat ererbter humanbiologischer Anlagen? Ich habe bereits in früheren Werken die Vermutung geäußert, daß die Libidoentwicklung sozial und nicht genetisch gesteuert wird, aber Beweise sind nur durch großangelegte Versuchsreihen möglich. Offenbar treten sexuelle Phasen aller Art sowohl beim Proletariat wie auch bei den Kindern der Reichen früher auf als bei der Mittelschicht, aus der die Mehrzahl meiner Informanten

stammt. Ich bezweifle deshalb, ob es überhaupt so etwas wie eine psychische Pubertät gibt.

Was die bürgerliche Jugendpsychologie unter diesem Namen an psychischen Syndromen zusammengetragen hat, ist jedenfalls keine organische Begleiterscheinung der Menarche und der Entwicklung befruchtungsfähigen Samens, sondern ein Bündel sozialbedingter Verhaltensformen, die nur in der bürgerlichen Gesellschaft und hier vor allem im Mittelstand auftauchen.

Das Rohmaterial dieser mittelständischen Kinderverse enthält:

1. Volkslieder der Erwachsenen (darunter vor allem »Kinderlieder«, »Kindergebete«, »Wiegenlieder«, »Weihnachtslieder«, die alle von Erwachsenen, nicht von Kindern gemacht worden sind).
2. Ländliche Feiertagsverse und alter Ritus, der zwar von Kinder mitgeprägt worden ist, in seinem Grundton aber Erwachsenenendenken darstellt.
3. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten der Erwachsenen.
4. Moritaten und ähnliches Versgut auf der Grenze zwischen Dichtung und Volkslied.
5. Kirchenlieder.
6. Patriotische Lieder und Märsche.
7. Balladen und Lyrik deutschsprachiger Dichter.
8. Einzelverse und Einzelzeilen aus Bühnenstücken, Operetten, Opern, Musicals, Volksstücken und Volksschwänken.
9. Schlagertexte.
10. Werbesprüche und andere Werbetexte.

11. Überhörte Einzelsätze, die von einem Erwachsenen gesprochen, im Gedächtnis eines Kindes hängengeblieben und von ihm später weitergegeben worden sind.

Durch den Prozeß des Weiterreichens von einem Kind zum anderen, von einer Generation zur nächsten, werden die Lieder »zersungen«, die Reime »zerredet«. So entstehen neue Bedeutungen, so entsteht aber auch kryptisches Material, das in kryptischer Form weitergereicht wird. Daß eben dieses Material besonders geliebt, geschätzt und gehörtet wird, sagt viel über die Genese und den Charakter der Verse aus. Man denke an die Reime von der »Ernasack«, der »alten Kugelmand«, vom »Papperlapp« und dem »Langen mit der Stange«, von Kilroy, Robinson und dem Herrn Bieber, von einem Radetzky, der nichts mehr mit dem Feldmarschall zu tun hat, der aber Kinder kastriert und ihre Geschlechtsteile aus der Pfanne frißt.

Hier liegt das Geheimnis der Faszination gewisser Verse. Hier liegt auch der Grund ihrer Langlebigkeit. Hier, schließlich, liegt der Beweis, daß es sich trotz des nichtkindlichen Ursprungs des Rohmaterials keineswegs um nachgeplapperte Erfahrungen der Erwachsenen handelt. Ganz bestimmte Sätze, ganz bestimmte Anklänge, ganz bestimmte Wortbilder – und nur diese – werden von bestimmten Kindern zu bestimmten Zeiten ihrer Entwicklung übernommen, verarbeitet, unbewußt verändert und mit zäher Beharrlichkeit weitergereicht. Was sind nun diese Wortbilder? Es sind – zumindest in den klein- und mittelbürgerlichen Schichten der deutschsprachigen Städte, aus denen all diese Verse

stammen – die verbalen Niederschläge der Tabus und Verbote, die den Kindern von ihren Eltern, ihren Lehrern, ihren Nachbarn und dem ganzen bürgerlichen Establishment auferlegt werden. Diese Verbote werden nicht direkt, nicht wörtlich verarbeitet, sondern machen sich bei den kleineren Kindern auf dem Umweg über orale, anale und ödipale Sprachbilder, bei den größeren über phallische und allgemein genitale Wortbilder geltend.

Da die Kinder gemeinhin keine primären, keine völlig neuen Wortbilder anfertigen, benötigen sie fast stets einen Anstoß aus der Sprachwelt der Erwachsenen. Diese Anstöße werden oft »mißverstanden«: Wo sich in den Sprichwörtern, den Redewendungen, den Versen, Liedern und Gedichten der Erwachsenen ein Wortbild befindet, das dort eine ganz andere, oft nicht einmal eine sexuelle Bedeutung hat, deuten die Kinder es als libidinöse Aussage um, ohne sich der Tatsache bewußt zu sein, daß diese Aussage libidinös ist. Wir müssen uns also an den für uns sehr schwierigen Gedanken gewöhnen, daß die bürgerlichen Kinder die ganze Sprachwelt der Erwachsenen unbewußt, aber unermüdlich nach libidinösen Wortbildern abtasten. Jeder Wortfetzen, der dabei abfällt, kann jederzeit zur Keimzelle eines neuen Kinderverses werden, und fällt er dann zufällig in das Versmaß irgendeiner populären Melodie, so haben wir den Ansatz einer jener »verbotenen« Kinderlieder, die den bürgerlichen Erwachsenen obszön anmuten, obgleich sie sich – im Gegensatz zu den Obszönitäten der erwachsenen Bürger – nicht »wörtlich« deuten lassen. Man denke beispielsweise an die folgenden Kinderworte zum Radetzkmarsch:

Tu deinen Bauch auf meinen Bauch,  
Dann hast du einen Kartoffelstrauch.  
Tu deine Knie auf meine Knie,  
Dann hast du dein und mein Pipi.

Was bedeutet das? Es mutet wie eine Beschreibung des Koitalvorgangs an, aber was ist der »Kartoffelstrauch«? Das Schamhaar? Was ist, beim Koitus, »dein und mein Pipi«? Die Union der Genitalien? Falls ja, dann werden sie aber als Emissionsorgane des Harns, nicht als Sexualorgane aufgefaßt, und was bleibt dann noch von der Vorstellung einer Paarung übrig? Freud würde sagen: Das Kind hat die Eltern beim Koitus beobachtet, weiß aber noch nicht, daß die Harnorgane, die dabei aneinander gerieben werden, auch Zeugungsorgane sind. Aber das würde bedeuten, erwachsene Maßstäbe an die Denkwelt der Kinder heranzutragen. Wollen wir die Kinder verstehen, dürfen wir das nicht tun. Wenn wir sagen, es sei »nur« mißverstandenes Denkgut der Erwachsenen, übersehen wir die Autonomie des Kindes und auch sein chronologisches Primat.

Nicht der Erwachsene ist der Elter des Kindes, sondern das Kind ist der Eiter des Erwachsenen. Jeder Erwachsene war ursprünglich Kind, und all das, was er als Erwachsener denkt, fühlt und tut, geht auf das Denken, Fühlen und Tun seiner Kindheit zurück. Das Geschlechtsleben des Kindes darf also niemals als mißverstandene Imitation des Geschlechtslebens der Erwachsenen definiert werden. In Wahrheit ist es das Geschlechtsleben des Erwachsenen, das eine mißverstandene Imitation des kindlichen Geschlechtslebens ist. Statt die Kinderverse als verdrehte

Form der Erwachsenenverse zu betrachten, müssen wir die Erwachsenenverse als verdrehte Form des Kinderverses erkennen. Nicht das Kind ist »pervers«, wenn es die gesamte Skala der sogenannten Persionen in seinen Reimen, Versen und Rätseln behandelt, sondern der Erwachsene ist »pervers«, wenn er nach der Pubertät noch in diesen Infantilismen hängenbleibt.

Mir ist seit fast fünfzehn Jahren von Erwachsenen immer wieder die Frage gestellt worden, ob die Kinder all diese »Persionen«, von denen ihre Reime, Verse, Lieder und Rätsel berichten, auch wirklich »praktizieren«, und ich habe mich stets geweigert, diese Frage zu beantworten, weil sie mit den mir zur Verfügung stehenden Forschungsmitteln nicht beantwortet werden kann. Ich will hier noch einmal wiederholen, weshalb das so ist.

Wenn ein Kind mich beschwindelt und mir statt eines »echten« Volksverses einen von ihm selbst angefertigten Reim vorträgt (was zweifellos oft geschehen ist), dann stellt der »Ersatzvers« immer noch ein echtes Produkt kindlicher Phantasie und kindlicher Schöpfungskraft dar. Außerdem kann ich mit gewisser Sicherheit feststellen, ob ein Vers »echt« oder »imitiert« ist, indem ich ihn mit anderen Versen vergleiche, die ich von anderen Kindern erhalten habe. Mit Ausnahme eines geringen Prozentsatzes (rund 11 %) habe ich von allen Versen mindestens ein Zweitexemplar in der gleichen oder einer anderen Stadt vorgefunden. Auch liegen all die möglicherweise »gefälschten« Verse in der Altersgruppe vom 16. bis zum 17. Lebensjahr (die Sammlung enthält keine Verse von Jugendlichen über 17,2 Jahren). Ich kann also sicher sein, daß alle meine Verse tatsächlich von Kindern und

Jugendlichen stammen oder unter Kindern und Jugendlichen zirkulieren. Frage ich ein Kind aber nach seinem Sexualleben, so habe ich keine Beweise, daß seine Antwort stimmt. Ich kann sie weder individuell noch statistisch überprüfen. Sie stellt vielleicht ein Zeugnis über das Phantasieleben des Kindes dar, aber über das tatsächliche Sexualverhalten des Kindes sagt sie nichts Beweisbares aus.

Andererseits ist es unmöglich, fünfzehn Jahre lang unter Kindern zu leben, ohne gewisse Vermutungen aufzustellen. Ich will das behutsam tun, indem ich mich auf drei Hypothesen beschränke. Erstens vermute ich, daß vollzogener Geschlechtsverkehr aller Art, einschließlich des vollendeten Koitus, weitaus häufiger zwischen Kindern als zwischen Kindern und Erwachsenen stattfindet. Zweitens ist das Kind, und nicht der Erwachsene, sehr oft der »Verführer«. Drittens halte ich die These, daß Kinder keines Orgasmus fähig sind, für falsch. Im Vorwort zum ersten Band der *Studie zur Befreiung des Kindes* habe ich einige Wissenschaftler zitiert, die mit mir übereinstimmen. Daß diese Meinung die Ansicht einer winzigen Minderheit unter Kinderpsychologen, Sexualwissenschaftlern und anderen Fachleuten ist, soll nicht verschwiegen werden.

Aber gerade die Tatsache, daß die Anzahl der bürgerlichen Ärzte, die diesem Phänomen ins Auge zu sehen wagen, so klein ist, weist auf das Versagen der bürgerlichen Medizin gegenüber dem Phänomen der präpuberalen Sexualität hin, besonders wenn wir ihr Desinteresse, ihre Vogel-Strauß-Politik in dieser Sache mit ihrer Leistungsbeflissenheit in anderen Fragen der Jugendmedizin, beispielsweise der Kinderpsychologie,

vergleichen. Auf keinem ihrer Forschungsgebiete hat die bürgerliche Medizin größere Fortschritte gemacht als auf dem der Kinder- und Jugendheilkunde. Nirgends dagegen hat sie mehr stagniert als auf dem der Kindersexualität. Es ist, als ob man das Kind so effektiv wie möglich in den Arbeitsprozeß einzuschleusen gedenkt und dabei schleunigst alles aus dem Wege räumen will, was seiner Effizienz im Wege steht. Der Sohn des Bürgers soll die Führung der bürgerlichen Gesellschaft so gesund wie möglich übernehmen, damit er den Rest der Menschheit ohne Ermüdungs- und Krankheitserscheinungen regieren kann. Deshalb die gewaltigen Summen, die immer wieder von neuem in die Kinder- und Jugendmedizin fließen.

Oder genauer gesagt: in sämtliche Kanäle der Jugendmedizin mit einer Ausnahme – der Sexualmedizin. Hier schlagen sich dann die inneren Widersprüche des Systems geradezu dramatisch in der Vergabe (und Nichtvergabe) von Forschungsmitteln nieder. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es bis zum heutigen Tage nur eine einzige Professur für Sexualmedizin, und auch das ist kein Zufall, denn die Sexualkunde, wenn sie furchtlos betrieben wird, ist eine revolutionäre Wissenschaft. Die Hürden, die dem bürgerlichen Verständnis der Sexualität und besonders dem der kindlichen Sexualität im Wege stehen, lassen sich nicht leicht aus dem Wege räumen, weil sie ein integraler Teil des bürgerlichen Systems sind und erst dann beseitigt werden können, wenn das System beseitigt ist.

Die bürgerliche Gesellschaft erzieht ihre Kinder von Geburt an zur Machtübernahme. Der Sohn soll werden wie der Vater, die Tochter so wie die Mutter, so daß sie

weiterführen können, was die Eltern aufgebaut haben. Als Resultat dieser Erziehung hört das Bürgerkind sehr früh auf, sich selbst zu entwickeln, und realisiert statt dessen die Ambitionen der Eltern. Auch die Opposition des Bürgerkindes, der immer von neuem wiederholte Versuch, sich Selbstrespekt zu verschaffen, indem es das Gegenteil dessen tut, was der erwachsene Bürger von ihm will, stellt nur eine andere Facette jener Klassenstruktur dar, in der das Bürgerkind, selbst wenn es protestiert, nur gegen den Status quo reagiert, nicht aber eine alternative Ordnung postuliert.

Reste dieser alternativen Ordnung bestehen zwar – sie bestehen selbst im Bürgertum –, aber sie bestehen im Verborgenen, sozusagen im kindlichen Underground: in jenen schöpferischen Tätigkeiten des Bürgerkindes, die es systematisch vor seinen Eltern und Erziehern verbirgt. Nur dort hört das Bürgerkind auf, den erwachsenen Bürger zufriedenzustellen. Nur dort ist das Bürgerkind überhaupt Kind und nicht ein Miniaturerwachsener. Eines der wenigen Gebiete, wo man, wenn man das Vertrauen des Kindes erwirbt und sich völlig von der bürgerlichen Welt distanziert, diese Geheimwelt studieren kann, liegt in eben jenen Geschichten und Erzählungen, jenen Anekdoten, Rätseln, Reimen und Versen, die solche Kinder erzählen, wenn keine erwachsenen Bürger anwesend sind.

Dies ist ganz und gar nicht die Welt der Wiegen- und Koselieder, der Abendlieder und Gebete, die in so zahlreichen Mütterliedern der Mittelklasse aufscheint. Es ist schon eher die Welt der Abzählverse, Spottreime und Zungenbrecher, aber auch innerhalb dieser Welt gibt es den Unterschied zwischen Versen, die auch in Gegenwart

von Erwachsenen benutzt werden, und jenen, die man nur dann austauscht, wenn man unter sich ist. Um diese zweite Welt ging es mir in den *Studien zur Befreiung des Kindes*. Obgleich das Kinderlied, genau wie jede andere Form des Volkliedes, sowohl auf seine Musik wie auch auf seinen Text hin untersucht werden kann, und obgleich ich als Hornbostel-Schüler auf dem Umweg über meine musikethnologischen Arbeiten zum Kinderlied gekommen bin, habe ich mich entschlossen, in den *Studien* ausschließlich die Texte zu analysieren.

Das hat zwei Gründe. Erstens ist das großstädtische Kinderlied des deutschen Sprachraums nur von geringem musikwissenschaftlichem Interesse. Zweitens wollte ich Liedtexte und gesprochene Verse, eingeritzte Sprüche und gereimte Rätsel als Einheit vorstellen, denn gewisse Zeilen und Motive bewegen sich als Wanderzeilen zwischen Lied und Reim, zwischen Spruch und Rätsel hin und her. Greift man aus diesem Gesamtreservoir des Kinderreims die musikalisch begleiteten und musikalisch unterlegten Verse heraus, so liefert man ein falsches, weil einseitiges Bild der kindlichen Volksdichtung. Und diese Einseitigkeit stieß mich ab, weil ich nicht daran interessiert war, »wertvolle alte Kinderlieder« vorzuführen, sondern die gesamte Reimlandschaft des Großstadtkindes untersuchen wollte.

Mir war auch vergleichsweise unwichtig, ob Kinderlieder stichisch (durch Zeilenreihung) oder strophisch aufgebaut sind. Das ganze Studium der Volkliedform, dem meine früheren Arbeiten gegolten haben, scheint mir heute relativ unwichtig gegenüber der dringenden Frage, was diese Lieder, Reime und Verse denn eigentlich *aussagen*, was wir von ihnen über die Psyche des Kindes, vor allem

aber über ihre Entwicklungsstufen, lernen können. Wichtig war mir dabei von Anfang an nicht etwa die Aufgabe, »neue« Kinderverse zu entdecken, sondern das ganze Repertoire der Kinder altersmäßig festzulegen, einerlei ob der Vers bereits in der Vergangenheit bekannt oder von mir zum erstenmal aufgespürt worden war.

Im ersten Band hatte ich die Reime formal gegliedert, indem ich sie in Abzählreime, Hüpfreime, Nonsensverse, Neckreime, Reimrätsel, Vexierreime, Schnadahüpferl, Schüttelreime, Leberreime und ähnliche Kategorien aufgeteilt hatte. Wichtiger war mir aber damals schon die interne Aufgliederung einer jeden Gruppe in Altersstufen. Hier lag sowohl die Aufgabe wie auch die dringende Notwendigkeit einer neuen Sammlung. Denn obgleich wir eine beachtliche Anzahl vorzüglicher Sammlungen von Kinderversen besitzen, fehlt, wie Róheim mit Recht beanstandet hatte, bei den meisten die Altersangabe. Und wenn wir nicht wissen, in welchem Alter ein bestimmter Vers populär wird und in welchem Alter das Kind ihn dann wieder ablegt, können wir aus dem Vers nichts über die Rolle lernen, die er in der psychischen Entwicklung des Kindes einnimmt.

Um anderen Forschern eine möglichst baldige Analyse solcher Verse zu ermöglichen, ohne sie der Tortur elterlicher Angst und polizeilichen Mißtrauens zu unterziehen, hatte ich mich im Jahre 1972 entschlossen, den ersten Band zu veröffentlichen, ehe ich mich selbst einer kompletten Analyse des Materials widmen konnte. Das Resultat war ein wenig überraschend. Kollegen und Rezensenten lobten die »schöpferische Kraft«, den »Einfallsreichtum« und den »Humor« der Kinder und

sprachen mir einen Teil dieses Lobes zu, weil ich diese »Kreativität« aus den Kindern herausgeholt hätte. Daran hatte ich wohl selbst schuld, weil ich in dem Vorwort zum ersten Band beschrieben hatte, wie oft meine Freunde und Gäste gelacht hatten, wenn ich ihnen manche Verse vorgetragen hatte. Aber dieses Gelächter war nicht immer gerechtfertigt, denn die Kinder haben einen hohen Preis für ihren »Humor«, ihre »schöpferische Kraft«, ihren »Einfallsreichtum« gezahlt.

Ich gehöre zu jener Minderheit, die menschliche Zufriedenheit der menschlichen Leistung vorzieht. Ich finde mich stets deplaciert, wenn meine Freunde von dem Leid und der Unterdrückung vergangener Generationen sprechen und dann einschränkend sagen: »Aber die *Kunstwerke!* Haben die Kunstwerke nicht alles wettgemacht?« Wirklich? Haben sie das? Sind die Pyramiden ein fairer Preis für Tausende von Jahren der grausamsten Ausbeutung? Ist der Preis an den *Schuldner* gezahlt worden? Macht der Prado die Inquisition wett? Machen selbst die aus Protest entstandenen Werke die ursprüngliche Schuld wieder gut? Ersetzt Picassos »Guernica« die Toten von Guernica? Ich meine: nein. So auch der gesamte Komplex des bürgerlichen Kinderlieds: Jedes Teilchen dieser schöpferischen Kraft ist mit lebenslangem Leiden erkaufte worden, denn die Misere, die aus diesen Versen spricht, hört ja mit dem Ende der Kindheit nicht auf. Sie prägt das erwachsene Leben dieser Kinder und macht sie zu dem, was sie sind: Wesen, die den Weltraum erobern, Sonden zu anderen Galaxien senden, aber nicht in Frieden mit ihren Nachbarn, mit ihren Ehepartnern, mit ihren eigenen Kindern leben können.

Der sexuelle Gehalt dieser Verse ist nicht der Ausdruck gewachsener sexueller Wünsche, sondern eine verzweifelte Ersatzleistung, das blutende Wundmal der Verbote, mit denen die Kindheit in der bürgerlichen Gesellschaft eingeengt und vernichtet wird. Deshalb mußte ich die Leser des zweiten Bandes auch bitten, sich nicht der Meinung jener wohlwollenden Rezensenten des ersten Bandes anzuschließen, die da meinten, solche Verse bewiesen die größere sexuelle Freiheit des Kindes, seine größere sexuelle Toleranz und sein ungetrübtes Interesse an den »wirklich wichtigen« Aspekten des menschlichen Lebens.

Leider beweisen sie eher das Gegenteil. Was hier an sexuellem Interesse vorliegt, ist nicht das »natürliche« Interesse des jungen, des noch unpervertierten Menschen, sondern des durch die bürgerliche Gesellschaft geschädigten Kindes. Ich brauche hier nicht weitläufig zu beschreiben, was jeder psychoanalytisch gebildete Leser weiß: daß die Welt des Kindes libidinös orientiert ist und daß die kindliche Libido von oralen, analen und ödipalen Vorstellungen geprägt wird, die den genital orientierten Erwachsenen als »pervers« anmuten. Aber zwischen dieser Erkenntnis und den Realitäten der Verse klafft eine tiefe gesellschaftliche Kluft auf. Selbst wenn wir akzeptieren, was ich bezweifle: daß Freuds Bild der kindlichen Sexualität universelle Gültigkeit besitzt, also auch in nicht-bürgerlichen, nicht-europäischen, nicht-vaterrechtlichen, nicht-kapitalistischen Gesellschaftsordnungen zutrifft, selbst dann belegen die hier auftauchenden Sexualkonzepte der Kinder nicht etwa die »natürliche« Vitalität der kindlichen Psyche, sondern eine kranke, von

den Verboten und Tabus, den Verdrängungen und Abwehrmechanismen der bürgerlichen Welt geprägte Treibhauswelt des unterdrückten Sexus.

Ich verwahre mich gegen die Vorstellungen der bürgerlichen Sexualreformer, daß »das Kind« eine Art reiner Tor sei, ein von der degenerierten Sexualität des Erwachsenen unberührtes Wesen, das etwa der Funktion des »edlen Wilden« in der bürgerlichen Kulturkritik des neunzehnten Jahrhunderts entspricht. All das ist leider romantischer Unsinn. Das Kind in der bürgerlichen Welt ist ein durch erzwungene Anpassung verdorbenes Wesen, dessen libidinöses Verhalten keinen Anlaß für Bewunderung oder Hochachtung, für Lob oder Anerkennung liefert. Ich habe in der Widmung des ersten Bandes meiner *Studien zur Befreiung des Kindes* den Tausenden von Kindern, die ihre Verse und Lieder für mich gesprochen und gesungen, gehüpft und gesprungen, krakeelt und abgezählt haben, meinen Respekt ausgesprochen. Auch meine Liebe gehört ihnen. Aber dies bedeutet nicht, daß meine Trauer über ihr Unglück, über das forciert libidinöse Leben, zu dem die bürgerliche Gesellschaft sie zwingt, geringer als meine Liebe sei. Was ich an Versen gesammelt habe, ist kein Lobgesang auf die Kinder der bürgerlichen Gesellschaft, sondern eine Anklage gegen ihre Väter und Mütter.

Auch das, was der Erwachsene als »Humor« in diesen Versen empfindet, ist das Produkt intensiven Leidens, denn ich akzeptiere Freuds Theorie des Witzes als Produkt eines Konflikts und glaube deshalb, daß ein Kinder- oder Jugendvers um so tiefere Konflikte enthüllt, je »witziger« er in unseren Ohren klingt. Das Gebäude des

»schöpferischen«, des »einfallsreichen«, des »witzigen« Kinderverses ist ein Mausoleum, in dem das verlorene, das geopfert Glück der Kindheit aufgebahrt liegt. Je prägnanter ein Kinderreim klingt, um so gewaltiger müssen die Verdrängungskräfte gewesen sein, die den Konflikt in Prägnanz verwandelt haben.

Zu sagen, wie Freud es so oft getan hat, daß manche Triebwünsche verdrängt werden müssen, weil die »Gesellschaft« (die »Kultur«, die »Zivilisation«) es sich nicht leisten kann, sie zu befriedigen, genügt nicht, denn erstens gibt es keine Beweise dafür, daß *jede* Gesellschaftsordnung auf Triebverdrängung beruht, und zweitens schlägt die Quantität der Triebunterdrückung in eine ganz *spezifische* Qualität der Verdrängung um. Je mehr Triebunterdrückung eine Gesellschaft von ihren Mitgliedern fordert, um so *grausamer* wird sie. Schließlich läßt es sich auch nicht leugnen, daß der Energiehaushalt eines jeden Menschen beschränkt ist, so daß die Kräfte, die zur Verdrängung benötigt werden, bald irgendwoanders fehlen. Resultat: Wenn der Mensch seine Kindheit in einer restriktiven Gesellschaftsordnung wie der des Bürgertums überstanden hat, ist er so ausgelaugt, so entkräftet, daß der Rest seines Lebens keine Entfaltung, sondern nur ein maskiertes Dahinsiechen ist.

Da dies kein gesunder Zustand ist, kann er auch nicht als normal bezeichnet werden, einerlei ob er im statistischen Sinne eine Norm darstellt oder nicht. Denn was in dieser Gesellschaft »normal« ist, also den Zustand der Mehrheit beschreibt, ist nicht gesund, und was von dieser Gesellschaft als »gesund« betrachtet wird, ist nicht normal. Mir scheint deshalb auch, daß Freud geirrt haben mag, als

er ein Konzept der Reife, der Gesundheit postulierte, das weder Reife noch Gesundheit, sondern nur den an die bürgerliche Gesellschaft angepaßten Menschen beschrieb. Wenn diese Gesellschaft aber krank ist, dann ist auch die Anpassung pathogen, und dann ist der Angepaßte der wahrhaft Kranke.

In Begriffen der Libidotheorie und der stufenweisen Entwicklung des Kindes bedeutet dies, daß der Weg von der polymorphen über die orale, anale, ödipale und »phallische« Stufe zur Genitalität nicht den Aufbau der Persönlichkeit, sondern deren Abbau markiert, und daß eine Gesellschaftsordnung, die das Glück der Frühkindheit nicht stufenweise opfern will, sich auf der polymorphen und nicht auf der genitalen Stufe aufbauen muß. Damit meine ich, was ich in dem Vorwort zum ersten Band meiner *Studien* angedeutet und in meinem *Patriarchat* (Frankfurt am Main 1975, <sup>2</sup>1976, <sup>3</sup>1977) begründet habe: daß der Primat der Genitalität über die Partialtriebe, den Freud als unerläßlich zur Erlangung der »Reife« und zur Einordnung des Individuums in die Gesellschaft betrachtet hatte, eine ebensolche Tyrannei darstellt wie die der Oralität oder der Analität.

Wenn ein solches Diktat der einen Libidostufe über alle anderen notwendig ist, um den Menschen für die »Kultur« reif zu machen, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn diese »Kultur« ebenso zur Tyrannei der einen Gesellschaftsschicht über alle anderen führt. Nur im Zeitalter der ersten, der polymorphen Stufe, die Freud unverzeihlicherweise als *polymorph-pervers* bezeichnet hat, ist der Mensch frei von Perversion, frei von dem Herrschaftsanspruch der einen Erogenzone über die

anderen. Wollen wir je eine wahrhaft freie, wahrhaft demokratische Gesellschaftsordnung aufbauen, so muß sie auf der polymorphen Phase beruhen.

Das geniale Gebäude der Psychoanalyse wird nicht in seiner Bedeutung geschmälert, wenn wir erkennen, daß es zwar in seiner Struktur wahr und korrekt ist, daß die Struktur aber auf dem Kopf steht. Wir müssen sie, damit sie nicht zur Bestätigung des Falschen, sondern zur Auffindung des Richtigen verwendet wird, vom Kopf auf die Beine stellen. Wir müssen erkennen, daß es nicht die Struktur der Psyche ist, die die Struktur der Gesellschaft bestimmt, sondern daß die Gesellschaft die Struktur der Psyche determiniert.

So wie Freud erkannt hat, daß der Erwachsene nicht der Erzeuger des Kindes, sondern das Kind der Erzeuger des Erwachsenen ist, so müssen wir endlich akzeptieren, daß der Mensch nicht der Erzeuger der Gesellschaft, sondern die Gesellschaft die Mutter des Menschen ist. Also ist es auch falsch, wie manche Neofreudianer argumentiert haben, daß eine freie, demokratische, anti-hierarchische Gesellschaft nur aus einer freien, einer nicht-hierarchischen Psyche entstehen kann; richtig ist vielmehr, daß sich eine freie Psyche nur in einer freien Gesellschaft herausbilden kann. Da der Mensch erst durch seinen Eintritt in die Gesellschaft zum Menschen wird, markiert die Gesellschaft das Stadium der Menschwerdung des Menschen. Also markiert auch die Sozialisierung, die Vergesellschaftung des Menschen, das historische Stadium, in dem sich die tierische in die menschliche Psyche verwandelt.

Die Psyche enthält zwar archaische Sedimente, aber

trotzdem nichts Ewiges, nichts Absolutes, nichts Unveränderliches. Sie ändert sich mit der Gesellschaftsordnung, in der das Individuum lebt, und sie stellt deshalb in ihrer Struktur das Abbild der Gesellschaftsstruktur dar. Solange die Gesellschaft gespalten ist, solange ist es auch die menschliche Psyche. Solange der Klassenkampf besteht, solange besteht auch der Kampf zwischen Ich und Es, zwischen Trieb und Umwelt, zwischen Oralität, Analität und Genitalität. Als Freud die Unterordnung der Partialtriebe unter den Primat der Genitalität als unerlässlich deklarierte, tat er dies, weil auch seine Psyche - unbewußt wie die aller Menschen - die Struktur der Gesellschaft widerspiegelte, der er verhaftet war. Hätte er die Logik der Psychoanalyse, die Überwindung der Abhängigkeit durch Bewußtmachung des Unbewußten, von der Dynamik der Psyche auf die der Gesellschaft übertragen, so hätte er die Psychoanalyse in ihr letztes und entscheidendes Stadium vorwärtstreiben können und hätte dabei durch Selbstanalyse erkannt, daß sich unbewußt hinter seiner Überzeugung vom notwendigen Primat der einen Erogenzone über die anderen sein Glaube an eine notwendige Herrschaft des Bürgertums über die anderen Klassen, und hinter seinem Glauben an eine unabänderliche Hierarchie von Es, Ich und Über-Ich seine unbewußte Abhängigkeit von einer gesellschaftlichen Dreiklassentheorie verbarg.

Ich stehe den Versen, aus denen ich einen großen Teil des eben Dargestellten entnommen habe, also mit sehr gemischten Gefühlen gegenüber. Die beiden Grundformen der Selbstdeutung und Umwelterschließung, die in fast allen Versen auftauchen - die Betrachtung des Ichs und

der Umwelt durch die Brille einer gegebenen Entwicklungsstufe und die Enthüllung des Zwangscharakters der bürgerlichen Welt –, beeindruckt mich in ihrer Konzentration und ihrer Kraft. Aber daß es nötig sein sollte, die natürliche Befriedigung der infantilen Libido zu blockieren und ihr nur noch den Ausweg zu erlauben, sich in der sexuellen Treibhauswelt der oralen, analen, ödipalen und genitalen Frustration auszudrücken, das deprimiert mich zutiefst.

Eine Gesellschaft, die den gewaltigen Schöpfungswillen des Kindes in dieser Weise aufs Nebengleis leitet, kann keine Schonung von ihren Gegnern erwarten. Sie kann keine erwarten, weil sie selbst so schonungslos mit uns umgeht. Ich erinnere dabei an folgendes: Kurz nach Drucklegung des ersten Bandes lief eine Nachricht über die Drähte der deutschen Presseagenturen und wurde von fast allen größeren Zeitungen und Illustrierten aufgegriffen. In einem niedersächsischen Dorf hatte die Schullehrerin den Unwillen der Eltern ihrer Schülerinnen und Schüler erregt, weil sie den Kindern eine Schallplatte mit Kinderliedern vorgespielt hatte. Fast alle diese Lieder hatte ich mit geringen Varianten in der nächsten Umgebung des Dorfes vorgefunden.

Der Lehrerin warf man drei Dinge vor: Erstens, daß sie sich gegen die Kinder vergangen habe, indem sie ihnen »unsittliche« Lieder vorgestellt habe; zweitens, daß sie die Schulordnung verletzt habe, indem sie die Kinder mit »unzüchtigem« Material, das den Kindern bis dahin unbekannt gewesen sei, bekannt gemacht habe; drittens, daß sie sich gegen die Eltern vergangen und diese dadurch »in der Achtung ihrer Lebensnormen zutiefst verletzt«

habe. Sie habe es vor allem unterlassen, »ihre Mitmenschen zu achten«. Ein Arzt, Elternbeirat der Klasse 4a, Gemeinderatsmitglied und Hauptinitiator der Aktion gegen die Lehrerin, erstattete Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, und die örtliche Zeitung verkündete: GEGEN LEHRERIN WIRD WEGEN SCHWERER UNZUCHT ERMITTELT. Es steht mir nicht zu, mich als moralische Autorität aufzuspielen, um nun meinerseits ex cathedra zu verkünden, wer hier recht und wer unrecht habe, was hier sittlich oder unsittlich sei, oder gar, was man unter »Achtung der Lebensnormen seiner Mitmenschen« verstehen könne. Aber ich weiß eines: daß der Vorwurf, die Kinder seien erst durch die Schallplatte mit diesen Liedern bekannt gemacht worden, unberechtigt ist. Und ich vermute mit statistischer Wahrscheinlichkeit, daß auch die Eltern, die eben diesen Vorwurf erhoben haben, in ihrer eigenen Kindheit mit den gleichen oder mit sehr ähnlichen Liedern vertraut gewesen sind.

Was liegt nun hier vor? Die übliche Scheinheiligkeit, die das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern in jeder autoritären Gesellschaftsordnung ruiniert, weil die Eltern dort stets von ihren Kindern verlangen, daß sie sich »besser« benehmen als die Eltern selbst? Die Angst vorm Nachbarn, der vermuten könne, die Eltern tolerierten solche Lieder bei ihren Kindern? Oder ein dritter Faktor, den ich als die wichtigste Entdeckung meiner fünfzehnjährigen Arbeit an diesem Projekt betrachtet habe: das Phänomen der puberalen Amnesie, mit dem ich mich am Ende dieses Kapitels befassen will?

Der erste Band, der den Untertitel *Unsere Kinder im*

*Spiegel ihrer Lieder, Reime, Verse und Rätsel* trug, war im Frühjahr 1973 erschienen. Der zweite Band, *Die Umwelt des Kindes*, erschien im Herbst 1974; der dritte Band, *Die Welt der Erwachsenen*, im Frühjahr 1976. Er befaßt sich mit jenen Personen, Dingen und Gewalten, die von dem bürgerlichen Kind als Über-Ich internalisiert werden. Auf dringenden Wunsch einiger Kollegen hatte ich in Band II und III die Praktik des ersten Bandes, Ort und Datum einer jeden Aufzeichnung am Ende des Buches aufzuführen, durch entsprechende Angaben unterhalb eines jeden Verses ersetzt. Dabei war ich auch dem Wunsch gefolgt, das Alter der Kinder nicht nur in Jahren, sondern auch in Monaten anzugeben. Schließlich hatte ich auf besonderen Wunsch der Sexualforscher unter meinen Lesern überall das Geschlecht des Kindes angegeben. K 13,4 bedeutete also: Knabe im Alter von 13 Jahren und 4 Monaten. M 5,2 bedeutete: Mädchen im Alter von 5 Jahren und 2 Monaten.

Verschiedene Kritiker des ersten Bandes hatten darauf hingewiesen, daß meine Verse nicht immer dem Dialekt der Stadt entsprachen, in der ich sie gefunden hatte. So hat mir der *Spiegel* in seiner Rezension vorgeworfen (Nr. 27 vom 2. Juli 1973), ich hätte ein Frankfurter Lied als sächsisch und eine in Hamburg verfaßte Parodie als berlinisch bezeichnet. Das war aber nicht der Fall. Ich hatte nur den Aufnahmeort, nicht den Dialekt angegeben, denn ich hatte weder beabsichtigt noch je vorgegeben, eine Untersuchung über die regionale Ausbreitung von Kinderversen vorzunehmen. Das wäre heutzutage auch gar nicht mehr möglich gewesen, denn in einem Lande, das in zwei Teile gespalten ist, keine echte Hauptstadt mehr besitzt und ökonomisch von der Mobilität seiner

Arbeitskräfte lebt, sind wir fast alle zu Gastarbeitern geworden: so gut wie niemand arbeitet heute noch in dem Ort, in dem er geboren ist.

Man nehme einen Fall wie Wolfsburg, wo ich einen großen Teil meiner Verse aufgezeichnet habe, weil dort wegen des sehr niedrigen Durchschnittsalters der Bewohner und des Übergewichts von Jungverheirateten die Zahl der Kinder auf den Spielplätzen ungewöhnlich groß ist. Wolfsburg gehört zum Regierungskreis Lüneburg, wo mein Vorfahr, der Maler Hans Bornemann, gelebt und gearbeitet hat. Es liegt in Niedersachsen, der Heimat meiner eigenen Familie, aber was ich dort an niedersächsischem Sprachgut vorgefunden habe, war minimal. Dagegen habe ich Beispiele nahezu jeder deutschsprachigen Region dort aufgezeichnet, vom Bayerischen bis zum Rheinischen, vom Schwäbischen bis zum Elsässischen, vom Friesischen bis zum Tirolischen. In einer Zeit, in der nur wenige in dem Ort leben, in dem sie geboren sind, darf es uns nicht verwundern, wenn die Dialekte sich vermischen oder gar zu schwinden beginnen.

Weil die Reime für sich selber sprechen sollten, hatte ich in diesen beiden ersten Bänden versucht, meinen Kommentar auf ein absolutes Minimum zu beschränken. Ich hatte mir aber Mühe gegeben, die Reihenfolge der Verse innerhalb einer jeden Alters- und Themengruppe so anzuordnen, daß das Denken und Fühlen des Kindes bereits aus gewissen Analogien zwischen zwei oder mehr aufeinander folgenden Reimen hervorging. Wo die Altersstufe von besonderen Spannungen gekennzeichnet war, hatte ich Reime mit widersprüchlichen Assoziationen miteinander konfrontiert. Wo dagegen eine gewisse

Kontinuität der Entwicklung herrschte, zum Beispiel in der Latenzphase, hatte ich analoge Reime aneinandergereiht. Dieses Prinzip der kommentarlosen Erklärung durch Juxtaposition ist mir heute noch ebenso wichtig, wie es damals war; ich habe es auch zur Grundlage meines Thesaurus der sexuellen Umgangssprache des deutschen Volkes gemacht.

Der dritte Band, *Die Welt der Erwachsenen in den Geheimversen des bürgerlichen Kindes* (Frühjahr 1976) folgte dem gleichen Prinzip. Im vierten Band, *Die Sexualität des Kindes*, der 1978 erscheinen wird, bin ich zum erstenmal von dieser Form abgewichen und habe statt dessen versucht, den Stufen der Freudschen Libidoentwicklung chronologisch zu folgen, um zu zeigen, wo sie von meinen Versen unterstützt und belegt werden; im zweiten Teil des Buches habe ich dann die Verse zusammengestellt, die der Freudschen Theorie widersprechen und andere Schlüsse zulassen. Ursprünglich hatte ich beabsichtigt, in diesem Bande nicht nur die »normale« Entwicklung des Kindes von der oralen über die anale, ödipale und phallische Stufe bis zur hypothetischen Unterordnung der Partialtriebe unter dem Primat der Genitalität zu illustrieren, sondern auch die »mißglückte« Unterordnung, das Wuchern der Partialtriebe in Kindheit und Jugend, um festzustellen, ob es sich hier tatsächlich um kindliche »Perversionen« in primärer Form oder bereits um Regressionen auf frühere Phasen handelt. Aber aus rein räumlichen Gründen erwies sich dies als unmöglich. Der Verleger wollte, daß alle Bände ungefähr die gleiche Länge haben sollten, und da die Belege zur »normalen« Entwicklung des Kindes bereits

mehr Druckseiten ergaben als die des ersten Bandes, mußte ich das gesamte »perverse« Material in einen fünften, außerhalb der Reihe meiner *Studien* erscheinenden Band übernehmen, an dem ich gegenwärtig arbeite und der den Titel *Die sogenannte Perversion* tragen soll. Er wird sich mit der polymorphen Phase, der Rolle der Partialtriebe, dem Wirken der Ambivalenz im Kindesalter und den Mechanismen der Fixierung, Regression, Nachträglichkeit und Wiederholung auseinandersetzen. Schließlich, wenn ich lange genug lebe und mir die Mittel zu weiteren zwei oder drei Jahren der Forschungsarbeit absparen kann, will ich einen sechsten Band über die Entwicklung der weiblichen Sexualität in Kindheit und Jugend schreiben, weil hier die Gegensätze zwischen Freuds Libidotheorie und meinen eigenen Beobachtungen am drastischsten sind.

Die Buchreihe wandte sich an zwei Hauptgruppen von Lesern: die Kinderpsychologen und die Volksliedforscher. Da es zwischen diesen beiden Gruppen bisher so gut wie keine Verbindung gegeben hatte, mußte ich versuchen, jede der beiden Zielgruppen mit der Grundlagenforschung der anderen bekannt zu machen, ohne sie mit Erläuterungen des ihnen Geläufigen allzu sehr zu langweilen. Was ich an Kinderliedern gesammelt hatte, unterschied sich so grundsätzlich von den meisten Versammlungen der deutschen Volksliedforscher, daß ich es kaum wagen konnte, noch das gleiche Wort für beide Dinge zu benutzen. Erstens, weil meine Reime, Lieder, Verse, Sprüche und Rätsel nicht nur in der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch in der DDR, in Österreich, der Schweiz und auf beiden Seiten des deutsch-französischen

Grenzlands aufgenommen worden waren und weil ich einer transnationalen Studie nicht den Titel einer »Volks«-Liedsammlung mit all seinen Übertönen des Nationalen und »Völkischen« geben wollte. Zweitens, weil meine Sammlung rein städtischen Ursprungs ist, während all die Kinderreime der »Volkslied«-Ära ländlichen Ursprungs sind. Drittens, weil sich in alle Sammlungen der Ära zwischen *Des Knaben Wunderhorn* und dem *Zupfgeigenhansl* »gedichtete« und komponierte Lieder eingeschlichen haben; und schließlich weil manche dieser »Kinderlieder« von Erwachsenen stammen.

Ich gebe zu: die Grenze zwischen ländlichen und städtischen Reimen, zwischen »gedichteten« Versen und »Volksreimen«, zwischen Versen, die von Kindern *erfunden* und solchen, die nur von ihnen *übernommen* worden sind, ist weit offen. Ländliche Lieder überleben mit veränderten Texten in den großen Städten; »Kunstlieder« werden von Kindern so verändert, daß ihr »künstlerischer« Ursprung kaum noch erkennbar ist; die Volkslieder der Erwachsenen werden in ähnlicher Weise »verkindlicht«. Das würde keinen der fortschrittlichen Volksliedforscher unserer Zeit daran hindern, sie trotzdem Volkslieder zu nennen. Männer vom Format eines Röhrich, Brednich, Suppan würden keine Sekunde zögern, selbst die auf Werbesprüchen beruhenden Kinderverse als echtes Volksgut zu akzeptieren. Aber das war nicht immer so. Zwar waren die Väter der deutschen Volksliedforschung echte Liebhaber ihres Metiers, echte »Amateure«, aber sie waren es auch im negativen Sinne des Wortes. Arnim und Brentano (1806–1808), Büsching und von der Hagen (1807), Meinert (1817), Tschischka und Schottky (1819),

von Erlach (1834-1837), Erk und Irmer (1839-1845), Kretzschmar und von Zuccalmaglio (1840), Hoffmann von Fallersleben und E. Richter (1842), Uhland (1844-1845) haben erste Meilensteine auf dem Pfad des Volksliedstudiums errichtet. Aber erst als John Meier gegen Ende des 19. Jahrhunderts sein scharfes Auge auf die Liedsammler zu richten begann, wurde aus Sammelliebe Wissenschaft.

Nach mehr als zwanzig Jahren unermüdlicher Agitation gelang es ihm im Jahre 1914, das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg und danach eine Anzahl von regionalen Sammelstellen aufzubauen. Er ging von der damals revolutionären These aus, daß es so etwas wie eine kollektive Volksliedschöpfung, das romantische Gemeinschaftswerk einer namenlosen Gruppe, nicht gebe. Jedes Volkslied sei statt dessen das bewußte, gewollte Werk einer Einzelperson, das allerdings stets im Stil einer bereits regional oder beruflich verankerten Tradition verfaßt werden müsse, um von der Gruppe als Ausdruck ihrer Erlebnisse und Wünsche aufgenommen zu werden. Diese These, daß das Volkslied nicht von der Produktion, sondern von der Rezeption her definiert werden müsse, ist in die deutsche Volksliedforschung unter dem Namen »Rezeptionstheorie« eingegangen. Sie sagt aus: *Volkslied ist, was vom Volke als Volkslied akzeptiert wird.*

Etwa gleichzeitig mit Meiers Tätigkeit in Deutschland und der Schweiz gründete Josef Pommer in Wien die Zeitschrift »Das deutsche Volkslied« und legte das Diktum nieder, daß ein Lied nicht nur vom Volke akzeptiert, sondern auch nachweisbar von ihm *geschaffen* sein müsse, um als Volkslied gelten zu können. Diese

»Produktionstheorie« klang radikal, weil sie im marxistischen Sinne Produktion als primär und Konsum als sekundär betrachtete, war aber in der Praxis reaktionär, weil sie zu akademischen, puristischen Grundsätzen zurückkehrte, denen John Meier längst entkommen war. Es ist in der Tat anmaßend, wenn der Volksliedforscher vorgibt, nur *er* könne entscheiden, was ein »echtes« Volkslied sei. Meier hatte dagegen recht, wenn er sagte: Nicht *ich* entscheide, was ein Volkslied ist; das *Volk* entscheidet.

Zwischen den beiden Weltkriegen war die junge deutschsprachige Volksliedforschung also drastisch gespalten. Die Gegner polarisierten sich um Meier in Freiburg und um Pommer in Wien. Dabei konnte Pommer auf eine lange Reihe berühmter Vorläufer zurückgreifen, die alle davon überzeugt gewesen waren, daß nur das »gute«, das »schöne«, das »echte« Volkslied des Studiums wert sei. So hatte Johann Gottfried Herder bereits 1771 postuliert, daß das »wertvolle« Volkslied die Sitten bessern und einen neuen Vaterlandsgeist erzeugen könne. Er verkuppelte Volksliedforschung also einerseits mit ästhetischen, andererseits mit nationalen, »völkischen« Grundsätzen und vertrat damit eine Ansicht, die bereits lange vor der NS-Zeit zum Kult des Völkischen führte. Seine Grundsätze tauchten dann auch prompt in den programmatischen Ankündigungen der Männerchor-Bewegung, der singenden Turnvereine, der Blasmusikbünde, Laienmusikvereinigungen und ähnlicher »volkserneuender« Institutionen der wilhelminischen und Weimarer Zeit auf.

1927 schrieb Karl Liebleitner: Das Volkslied »ist uns

Selbstzweck, wir hüten es um des deutschen Volkes willen. Wenn es in irgendeiner Zeit notwendig war, die ganze Kraft seinem Volke zu widmen, so ist es in dieser Zeit seelischer Ernüchterung, wenn nicht des seelischen Siechtums« (*Das deutsche Volkslied* 29, 1927, S. 59). Wir sehen hier, wozu Herders unglückliche Symbiose von ästhetisierender und volkstümelnder Liedforschung führen mußte. Herders Erbe zeigte sich auch in der Überzeugung, die Schule sei das natürliche Instrument, um das Volkslied in seiner ganzen »Reinheit« und »Schönheit« einzuüben. So entstand das, was Wolfgang Suppan »die Gleichung Volkslied = Schullied« genannt hat und was in der Praxis die Austreibung des echten, des gegenwärtigen, lebenden Kinderlieds durch das unechte, weil vergangene Kinderlied bedeutete.

Dabei wurden die Schönfärber, die Romantisierer des Volkslieds gepriesen, während die Realisten, die aus lebendem Kontakt mit dem Volk schöpfenden Forscher wie Emil Karl Blüml und Georg Queri als Scharlatane abgekanzelt, als Nichtwissenschaftler, als Schmutzfinke, als gewissenlose Pfuscher, die nicht zwischen »reinen« und »unreinen«, zwischen »schönen« und »häßlichen« Liedern unterscheiden konnten. Was den Kindern in der Schule eingetrichtert wurde, waren natürlich nur »schöne«, nur »reine«, aus Büchern übernommene »Kinderlieder«, die auch »unschuldig« sein mußten, denn das Volkslied als »Kind der Unschuld« sollte ja auch von der »Unschuld der Kinder« getragen werden (H. Löbmann, *Volkslied und musikalische Volkserziehung*, 1916).

Unter dem Leitstern dieser auch von Uhland vertretenen Ansicht entwickelte sich die Wandervogel- und

Jugendbewegung: Breuers *Zupfgeigenhansl*, Fritz Jödes »Jugendmusik«, Walter Hensels »Finkensteiner Bund«, die »Lobeda Bewegung« und die »Singende Mannschaft« (Götsch und Kelbetz, 1934). Im Jahre 6 des Tausendjährigen Reiches schrieb R. Scharnberg über Hensel und andere solche Vorläufer der »nationalen Erneuerung«: »Hensels Volkslied-Lehre ist der Lebensnot unseres Volkes in seiner tiefsten Erniedrigung entsprungen, und sie mündet unmittelbar in völkische Gestaltung ein« (*Volkslied und Volksbildung*, Diss. Hamburg 1939).

Die deutsche Volksliedforschung der Gegenwart wird nur aus ihrer bewußten Abkehr von dieser »völkischen« Tradition verständlich. »Der vielseitig schillernde, zwischen Germanistik, Musikwissenschaft und Volkskunde hin- und hergerissene Begriff ›Volkslied‹ bedarf von Zeit zu Zeit einer Neubestimmung. Und gerade jetzt, da eine junge Generation sich des Themas bemächtigt und neue Wege eingeschlagen hat, da eine ideologisch gebundene Volksliedpflege deutlich von der Forschung getrennt worden ist: in dieser Situation fällt uns die Aufgabe zu, die Lage in den deutschsprachigen Ländern von jenem Standpunkt aus zu betrachten, der der ›Höhe der Zeit‹ entspricht: Daten und Begebenheiten der Vergangenheit sind kritisch aufzubereiten und in das gegenwärtige Geschichtsbild einzuordnen.« Dies schrieb Wolfgang Suppan im Jahre 1965 (*Volkslied. Seine Sammlung und Erforschung*, Stuttgart 1966). Es klingt gut und ist auch wahr, aber der größte Teil der gegenwärtigen Volksliedforschung befaßt sich nach wie vor mit den formellen, strukturellen Aspekten des Volkslieds und nicht

mit seinem Inhalt. Die Mehrzahl aller volksliedforscherischen Arbeiten, darunter auch die der Dissertationen und Habilitationsschriften, erschöpft sich (a) im Sammeln und (b) im Vergleichen textlicher (oder auch musikalischer) Elemente des gesammelten Materials mit den entsprechenden Elementen in bereits vorliegenden Fassungen. Je angesehener der Forscher, mit dessen Resultaten man die eigenen Befunde vergleicht, desto mehr Ansehen kann man sich erhoffen. Man rankt sich also an der Arbeit des Vorgängers empor, und auch das wäre gut so, wenn es außer der großen Zahl rein formeller Untersuchungen eine genügende Anzahl soziologischer und psychologischer Analysen des Volkslieds gäbe. Das gibt es aber nicht, und deshalb mußte ich mich in meiner Arbeit hauptsächlich auf die Erkenntnisse der Kinderanalytiker, auf Anna Freud, Melanie Klein, René Spitz und andere stützen, von denen mich zwar vieles trennt, ohne die meine eigene Arbeit aber unmöglich gewesen wäre.

Freud glaubte bekanntlich, daß das Kind durch vier Entwicklungsstadien geht, die sein Schicksal bis ins hohe Alter hinein bestimmen: Eine erste Phase, in der die ganze Hautoberfläche in gleicher Stärke für Lust- und Unlustreize empfindlich ist. Diese Phase nannte er, wie wir erklärt haben, *polymorph*, »vielgestaltig«. Dann eine Phase in der das ganze sinnliche Leben des Säuglings von seiner Beziehung zur Mutterbrust oder Flasche abhängig ist: alles konzentriert sich auf die Mundregion, aus der das Kind sowohl Nahrung wie Lust empfängt. Diese Phase nannte er *oral*, »den Mund betreffend«. Drittens die Phase, in der das Kind durch Reinlichkeitserziehung den Zwang der Umwelt

zu spüren bekommt und dadurch die Notwendigkeit der Unterordnung unter seine Mitmenschen entdeckt. Gleichzeitig bietet dieses Stadium aber auch die Möglichkeit der Entdeckung des eigenen Einflusses auf die Umwelt. Es ist also ein wichtiges Stadium der Ich-Bildung. Da in dieser Phase alles von der Kontrolle des Afterschließmuskels abhängt, nannte Freud das ganze Stadium *anal*. Schließlich, in der Pubertät, weichen bei »normaler« Entwicklung die Reize der Mund- und Aftergegend den Reizen der Geschlechtsteile. Freud nannte diese Phase *genital*.

In seinen *Drei Studien zur Sexualtheorie* (1904–1905) argumentiert er, daß die bleibenden Charakterzüge des Erwachsenen dabei auf drei kindliche Tendenzen zurückgehen:

1. Unveränderte Fortsetzung des ursprünglichen, ererbten Triebes;
2. Sublimierung desselben unter dem Einfluß der Umwelt;
3. Reaktionsbildung gegen ihn.

Aus den verschiedenen Mischungsverhältnissen des ursprünglichen, des sublimierten und des durch Reaktionsbildung entstandenen Anteils ergeben sich angeblich die verschiedenen Charakterstrukturen des Menschen.

Um das komplizierte Aufeinander- und Ineinanderwirken der Libidoentwicklung, der Objektliebe, der Ambivalenz und der Hemmungen klarzumachen, habe ich versucht, in der folgenden Darstellung, deren Informationsgehalt von Freud, Abraham, Melanie Klein und René Spitz stammt, die

sieben Stufen des kindlichen Reifungsprozesses zu verdeutlichen. Die wichtigsten Umwelteinflüsse während der frühen Entwicklungsstufen sind Entwöhnung und Reinlichkeitsdressur, die in der bürgerlichen Gesellschaft meist innerhalb des gleichen Jahres erfolgen. Anfangs hat das Kind also zwei Lustquellen: den Mund und den After, die Nahrungsaufnahme und die Nahrungsabgabe, das Nehmen und das Geben. Dann kommt ein drittes Element hinzu, an dem beide beteiligt sind: das Festhalten, das Behalten, der Besitz.

Abraham hat das einmal in diesen Worten ausgedrückt: »Für das spätere soziale Verhalten des Menschen ist es von größter praktischer Bedeutung, in welchem Verhältnis diese drei Quellen körperlicher und psychischer Befriedigung zueinander stehen. Ist die Lust am Bekommen oder Nehmen mit der Lust am Besitz sowie mit derjenigen an der Verausgabung des Besitzes in ein möglichst günstiges Verhältnis gebracht, so ist hiermit ein überaus wichtiger Schritt zur Herstellung der sozialen Beziehungen des Individuums getan. Die Erreichung eines solchen optimalen Verständnisses jener drei Tendenzen bildet die wichtigste Vorbedingung zur Überwindung der Ambivalenz des Gefühlslebens« (Karl Abraham, »Beiträge der Oralerotik zur Charakterbildung«, Vortrag gehalten auf dem VIII. Kongreß der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, Salzburg 1924. Enthalten in: *Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung*, S. Fischer, Frankfurt 1969, S. 208).

Wenn Abraham uns hier von der ungenügenden Überwindung der Ambivalenz warnt, so benutzt er das Wort im Sinne Freuds und Bleulers: als infantile

Doppeldeutigkeit der Gefühle, die bei dem Erwachsenen zu Schizophrenie und anderen Psychosen führen kann, wenn sie nicht während der Genitalphase ein für allemal überwunden wird. Bis dahin finden wir bei allen Kindern als durchaus normales Phänomen entgegengesetzte Emotionen, die gleichzeitig oder in sehr schneller Abwechslung auftreten, zum Beispiel Abneigung und Zuneigung, aber auch (wie in der zweiten Analstufe) einen Wunsch nach Lustbefriedigung mit gleichzeitigem Ekel, oder (wie in der ersten Genitalstufe, der »phallischen« Phase) einen Wunsch nach sexuellem Erlebnis mit gleichzeitig auftretender Scham. Das Merkmal dieser kindlichen Ambivalenz ist also, daß ein Ziel gleichzeitig erstrebt und unbewußt gefürchtet wird. Die Gefahr der Ambivalenz liegt nicht nur darin, daß die Psyche sich in einem intensiven Konflikt befindet, sondern vor allem darin, daß sich eine Gefühlshaltung ganz plötzlich in ihr Gegenteil verwandelt.

Da das, was die bürgerliche Welt »Charakter« nennt, sich aber gerade dadurch auszeichnet, daß bestimmte Aspekte der infantilen Ambivalenz beibehalten werden oder daß auf sie regrediert wird, finden wir bei Jugendlichen widersprüchliche Haltungen zur Umwelt, die oft nur für den erfahrenen Analytiker deutbar sind. Zum Beispiel tritt weder die Überzüchtung der Reinlichkeit und Sparsamkeit noch ihr Gegenteil jemals allein auf; stets finden wir auch das andere Extrem als geringere oder stärkere Beimischung vor. Ein zweiter Aspekt der Libidoentwicklung, der die Haltung des Kindes zur Umwelt maßgeblich bedingt, ist das Reifen der *Objektliebe*, die Fähigkeit, andere Menschen uneigennützig zu lieben und

ihnen Zärtlichkeit entgegenzubringen. Der ganze Apparat der Libidoentwicklung dient der Genese dieser Fähigkeit, denn das neugeborene Kind nimmt die Umwelt nur als Teil seiner selbst wahr und ist deshalb ebensowenig fähig, sie zu erkennen wie sie zu lieben. Aber diese Zuwendung bleibt ambivalent, bis auch hier auf der genitalen Stufe die Autoerotik, der Narzißmus und die Ambivalenz überwunden und dem Primat der Genitalität unterstellt werden.

Das wichtigste Werkzeug zum Aufbau der Objektliebe des Kindes ist die Objektliebe der Erwachsenen, unter deren Obhut es aufwächst. Ein Kind, dem das Vorbild der Liebe fehlt, wird sich nur mit äußersten Schwierigkeiten zur Liebesfähigkeit durchringen können. Es wird jene Triebregungen, die sich gegen die Objektwelt richten, nie ganz ausschalten und somit leicht einer ausbeuterischen, habgierigen Weltanschauung verfallen.

Schließlich müssen wir bei der Entwicklung des Kindes auch die *Triebhemmungen* berücksichtigen. Die frühesten Entwicklungsstufen des Kindes sind frei von solchen Hemmungen, weil überhaupt noch keine Beziehungen zur Außenwelt stattfinden. Erst auf der zweiten Oralstufe, wenn sich die ersten Zähne bilden, präsentiert sich auch die erste Hemmung: *Angst*. Der zerstörerische Beißwunsch dieser Jahre produziert eine zweite Hemmung: *Schuldgefühl*. Als dritte Hemmung bilden sich die ambivalenten Gefühle des *Ekels* und des *Mitgefühls* aus, und zwar beide als Reaktion gegen den unbewußten, aber außerordentlich starken Wunsch, sich die Dinge einzuverleiben. Das mag vom Kotessen über das Verschlucken von Spielzeug bis zum unbewußten Wunsch

reichen, sich die Mutter zu introjizieren, damit man sie immer bei sich habe. Beginnt sich die Libido in der »phallischen« Phase auf das andere Geschlecht zu richten, ehe Zeugungs- und Gebärfähigkeit sich entwickelt haben, so entsteht angeblich als nächste Hemmung die *Scham*. Objektliebe ist bereits vorhanden, aber sie schließt in der bürgerlichen Gesellschaft selbst heute noch manchmal die Genitalien aus. Wird auch diese letzte Triebhemmung durch zufriedenstellenden Geschlechtsverkehr überwunden, so tritt an ihre Stelle als letzte und endgültige Triebhemmung das Gefühl der gesellschaftlichen *Verantwortung*.

Wird in irgendeinem Stadium der Libidoentwicklung die ihm eigene Triebhemmung nicht überwunden, so gelingt es dem Menschen nur selten, die nächste Phase erfolgreich zu erreichen. So erklärt sich mangelndes Sozialgefühl oft aus den unberücksichtigten und unüberwundenen Hemmungen früherer Entwicklungsstufen der Libido. Finden wir einen rücksichtslosen, ausschließlich der Aneignung ergebenden Charaktertyp, der das Konzept des Gemeinwohls als *Contradictio in adjecto* empfindet, so können wir mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß es in der Ätiologie seiner Neurose irgendwann eine unverarbeitete Hemmung gegeben hat.

Nun ist es aber nicht nur so, daß bestimmte Kulturen bestimmte Charakterbildungen ermutigen und bestimmte Zwangsneurosen erzeugen, sondern es geschieht auch, daß innerhalb einer gegebenen Kultur verfrühte oder verspätete Entwöhnung, verfrühte oder verspätete Reinlichkeitsdressur bestimmte neurotische Symptome hinterlassen, die sich in der Klassenstruktur und den

Formen der Produktion spiegeln. Orthodoxe Freudianer würden sagen, daß die Eltern durch bewußte und unbewußte Erziehungsmethoden einen maßgeblichen Einfluß auf die Charakterbildung des Kindes ausüben. Ist das Kind dann erwachsen, erzieht es seine eigenen Kinder meist nach seinem Ebenbild oder dem Ebenbild der Eltern, so daß durch erzieherische Tradition eine Gesellschaftsordnung geschaffen wird, die den Charakter der ersten Generation perpetuiert.

So hat zum Beispiel der Analcharakter, der die bürgerliche Kultur weitgehend geprägt hat, eine ausgesprochen konservative, bewahrende Tendenz, und dies wirkt sich auch im Festhalten an den Erziehungsmethoden der Eltern aus. Der Oralcharakter, der die Kultur des Feudalismus kennzeichnete, war dagegen in mancher Hinsicht flexibler als der Analcharakter. Aber er war unfähig, neue weltverändernde Produktionsmethoden durchzusetzen, und erzeugte deshalb eine über Jahrhunderte unveränderte, unbiegsame, widerborstige Kultur, die weniger den tatsächlichen Oralcharakter der Individuen als die Rückständigkeit ihrer Produktionsmittel widerspiegelte. Daraus ergibt sich die Vermutung, daß hier gleichzeitig zwei einander neutralisierende Evolutionsprozesse stattfinden. Die Freudsche These, daß die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern nicht nur die weitere Entwicklung der Kinder maßgeblich beeinflussen, sondern auch die Form der Gesellschaftsbildung mitbestimmen, ist zweifellos korrekt. Aber gleichzeitig erfolgt ein wichtiger Entwicklungsprozeß in umgekehrter Richtung: Neue Produktionsmittel stellen die Menschen vor neue

Aufgaben, neue Aufgaben erfordern neue Erziehungsmethoden, die neu erzogenen Kinder werden mit den neuen Produktionsmitteln besser fertig als die nach altem Muster Erzogenen, so daß die neuen Charaktereigenschaften sich letzten Endes nur aus der Entwicklung neuer Produktionsmethoden deuten lassen.

Was im folgenden über die psychische Entwicklung des Kindes gesagt wird, ist also im Gegensatz zu Freuds eigenen Überzeugungen, nicht als biologisches, in allen Kulturen gleichermaßen geltendes Schema zu verstehen, sondern gilt ausschließlich in der bürgerlichen, großstädtischen Kultur des Westens. Es erklärt einen großen Teil der von mir aufgefundenen Kinderverse, aber es erhebt nicht den Anspruch, auch auf andere Kulturen zuzutreffen.

1.

## **Polymorph-perverse Stufe**

Von dieser Stufe haben wir bereits eingangs gesprochen. Sie stellt das früheste Stadium der Libidoentwicklung dar. Erogene Zonen, Liebesobjekte, Hemmungen haben sich noch nicht entwickelt, und aus diesem Grunde gibt es auch noch keine Ambivalenz der Gefühle. Das Kind steht weder unter dem Einfluß oraler, analer, noch genitaler Triebe, denn Reizzonen haben sich noch nicht lokalisiert, die Libido ist noch gänzlich undifferenziert. Es herrscht sozusagen ein Zustand des Urkommunismus in der Hierarchie der Gefühle, Triebe und Erogezone.

2.

## **Erste Oralstufe (Säuglingszeit)**

Unter günstigen Umständen kann die erste Oralstufe, die Säuglingszeit, zum glücklichsten Teil des Lebens werden. Nie wieder (außer vielleicht in der allerersten, der polymorphen Zeit) kommen so viele glückbringende, befriedigende Elemente zusammen. Das Kind hat keine Sorgen, braucht sich weder um Arbeit noch um Gelderwerb zu bemühen, empfindet die Welt als absolut sicher, wird gefüttert, wenn es hungrig ist (so sollte es zumindest sein), wird getröstet, wenn es weint, wird trockengelegt, wenn es sich naßmacht, wird umarmt, geküßt, geliebt. Nie wieder wird die Nahrungsaufnahme von so vielen sinnlichen Reizen begleitet. Mit der Lust am Stillen des Hungers und des Durstes verbindet sich das angenehme Gefühl des Saugens an der Brustwarze. Gleichzeitig drückt das Kind mit seinen Händen die warme, elastische Mutterbrust. Der warme Arm der Mutter hält den Körper des Kindes. Oft wird es dabei geschaukelt und gewiegt. Also werden Haut-, Muskel-, Oral- und Manualreize gleichzeitig vermittelt.

Es gibt weder Hemmungen noch Ambivalenz der Gefühle. Das Kind wird weder durch Liebe noch durch Haß verwirrt. Zwischen der nährenden Mutter und dem saugenden Kind herrscht in dessen Psyche noch kein Gegensatz. »Ich« und »Du« bestehen noch nicht. Das Kind versucht, sich die Welt durch Saugen einzuverleiben, nimmt sie dabei aber noch nicht als separates Objekt wahr,

sondern betrachtet sie als Teil seines Körpers. Freud hat dieses Stadium, das in der bürgerlichen Gesellschaft Europas meist den größeren Teil des ersten Lebensjahres einnimmt, als »kannibalisch« bezeichnet, weil in dieser Lebensphase noch keine Trennung zwischen Nahrungsaufnahme und libidinöser Tätigkeit besteht: »Das Objekt der einen Tätigkeit ist auch das der anderen.«

Diese primitive Form des Lustgewinns wird niemals gänzlich überwunden und besteht unter allerlei Masken während des ganzen Lebens fort. In der Haltung des erwachsenen Bürgers zum Besitz zeichnet sie sich oft als intensives Begehren und Streben aus, in der Stellungnahme zum Geld als Versuch, andere Menschen »auszusaugen« auszubeuten, ohne dabei mit schlechtem Gewissen belastet zu werden, denn die Wunschtendenzen, die aus dieser Phase stammen, sind ja noch völlig frei von jenen zerstörerischen Neigungen, die den Triebregungen der nächsten Phase anhaften. Je ungestörter, je lustreicher die Säuglingszeit dieser Menschen verläuft, desto überzeugter sind sie später, daß es ihnen immer gut gehen werde. Sie stehen dem Leben mit unerschütterlichem Optimismus gegenüber, der ihnen tatsächlich oft zu finanziellen Erfolgen in der bürgerlichen Gesellschaft verhilft.

Bei anderen Oralcharakteren, die auf diese Stufe fixiert oder regrediert sind, tritt dagegen oft das Gegenteil ein. Da sie in der Illusion leben, die Welt sei ihre Mutter, arbeiten sie nicht, oder nur selten, und erwarten, daß die Gesellschaft sie ernährt. Das Säuglingsalter hat sie so verwöhnt, daß sie meinen, die Mutterbrust werde ihnen immer fließen. Sie haben weder Verachtung noch Respekt

für Eigentum und Besitz, weil sie diese Dinge überhaupt nicht als Objekt wahrnehmen.

Man unterschätze die Übel einer solchen Verwöhnung nicht. Unter fortgeschrittenen, liberalen und radikalen Eltern, herrscht seit einiger Zeit eine derartige Opposition gegen verfrühte Entwöhnung, daß manche Mütter ins Gegenteil verfallen. Verspätete Entwöhnung ist in der bürgerlichen Gesellschaft aber fast stets das Werk neurotischer, oft frigider Mütter, die beim Stillen starke Lustgefühle empfinden und diese als Surrogat für die Befriedigung normaler genitaler Wünsche benutzen. Wenn hier länger gestillt wird als nötig, so geschieht das also nicht dem Kinde, sondern der Mutter zuliebe. Das Resultat mag entweder jene lebenslange Arbeitshemmung sein, die wir eben beschrieben haben und die sich auch als eine Lähmung des Lebenswillens, des Strebens, der Durchsetzungsfähigkeit äußern kann, oder das polare Gegenteil: gewissenlose Aneignung. Wer nicht mit der Wirkung der Ambivalenz vertraut ist, mag Schwierigkeiten haben, zwei so entgegengesetzte Charaktertypen aus der gleichen Kausalität folgern zu können. Die klinische Erfahrung läßt jedoch keinen Zweifel zu, daß es sich hier in beiden Fällen um die gleiche Ursache handelt.

3.

## **Zweite Oralstufe (Beißzeit)**

Jede Phase der Libidoentwicklung wird von der bürgerlichen Gesellschaft durch einen Eingriff in zwei Stufen geteilt: die Oralphase durch die Entwöhnung von der Brust oder der Flasche, die Analphase durch die Reinlichkeitserziehung, die Genitalphase durch das Verbot des Geschlechtsverkehrs. In der Oralphase versucht aber keine normale Mutter, mit der Entwöhnung zu beginnen, ehe das Kind Zähne zum Beißen und Kauen entwickelt hat. Also markiert das Zahnen den biologischen Eintritt in die zweite Oralstufe.

Wird das Kind zu früh oder zu spät entwöhnt, kann der Schaden kaum je wieder gutgemacht werden. Wie die erste Oralstufe für viele Menschen die glücklichste Zeit des Lebens ist, kann der Übergang zur zweiten Stufe für andere zur unglücklichsten Zeit des Lebens werden.

Das mag vielerlei Gründe haben, zum Beispiel ein verfrühter Abbruch des Kontakts mit der Brust und dem Körper der Mutter, negative Reaktion auf die angebotene Milch, Darmkolik. Weint das Kind dann vor Hunger oder Schmerzen, so tendiert die Mutter meist dazu, ihm weniger Liebe und Geduld entgegenzubringen als dem zufriedenen Säugling. Wird das Kind aber nicht genügend geliebt, umarmt und gewiegt, so stellt sich schon in dieser Zeit Unsicherheit und Unglück ein.

Als Resultat stürzt sich das Kind mit erhöhter Intensität, mit einer Art unstillbarer Gier nach Befriedigung, auf die

nächste Stufe. Dabei befindet es sich in steter Gefahr neuer Enttäuschung, auf die es mit verstärkter Neigung zur Regression ins frühere Stadium reagiert. Denn jeder Verzicht auf Lust kann nur auf dem Wege des Tausches zustande kommen. Verzichtet das Kind auf die Befriedigung der Sauglust, die ja das wichtigste Kennzeichen der ersten Oralphase ist, so versucht es dem Beißen, dem Kennzeichen der zweiten Oralstufe, nun besondere Reize abzugewinnen: es nimmt jeden verfügbaren Gegenstand in den Mund und versucht, ihn unter großer Kraftanstrengung und mit deutlichem Lustgewinn zu zerstören. Hier tritt also zum erstenmal die sadistische Ambivalenz der Lust zutage: Befriedigung durch Zerstörung. Bei dem Kinde, das in der ersten Oralphase enttäuscht wurde (aber auch bei dem, dessen Saugzeit durch Verwöhnung zu lange ausgedehnt worden ist, so daß sie in spätere Phasen hineinverschleppt wird), wird die Lust am Beißen besonders betont sein. Der Anfang der Charakterbildung vollzieht sich also im Zeichen einer abnorm betonten Ambivalenz.

Während die erste Oralphase, die Säuglingszeit, als vorambivalent bezeichnet werden kann, stellt die zweite Oralphase den Anfang des Ambivalenzkonflikts dar, der das ganze spätere Leben beherrscht, wenn er nicht auf der zweiten Genitalstufe der Objektliebe unterstellt und damit abgebaut wird. Dieser Abbau mißlingt dem Zwangsneurotiker aber fast stets, ja sein Mißlingen stellt geradezu das Merkmal dieses Neurotikers dar. Nur der »gesunde«, »reife«, »ausgeglichene« Mensch, der sich von den Schlacken der infantilen Sexualität befreit hat, ist nach Freud auch ambivalenzfrei. Seine Libido hat ein

nachambivalentes Stadium erreicht und damit die Fähigkeit zur Beherrschung der Objektwelt gefunden. Eben diese Herrschaft mißlingt aber meist dem Zwangsneurotiker.

Die Verwandlung des Saugwunsches in einen Beißwunsch zieht wie ein Magnet gewisse Aggressionen mit sich. Freud spricht von einem Reservoir frei schwebender Libido, aus dem orale und anale Triebe sich beliebig bedienen. Da sie sich den Trieben wie Magneteilchen anhaften, spricht Freud von Teil- oder Partialtrieben. Dabei unterscheidet er vor allem vier Formen: aktive und passive Aggression (Sadismus und Masochismus), aktive und passive Zeigelust (Exhibitionismus und Skoptophilie). In einer Zeit, da die Hände bestenfalls zum Greifen und Halten brauchbar sind, stellen die Zähne das erste Organ dar, mit dem das Kind zerstörend auf die Objekte der Außenwelt einwirken kann. Dadurch erfährt das Kind die Außenwelt zum erstenmal als selbständiges, unabhängig von ihm existierendes Etwas, das man sich einverleiben kann, gleichzeitig aber auch als etwas, das beim Einverleiben zerstört wird. Hier tritt Freuds Deutung der Oralphase als kannibalische Zeit überhaupt erst deutlich in Erscheinung.

Auf die Herkunft des Neids aus oraler Quelle ist bereits 1921 von Eisler hingewiesen worden (M.J. Eisler, »Über Schlaflust und gestörte Schlaffähigkeit«, *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 7, 1921, 166–178). Hat das Kind im Stadium der Nahrungsaufnahme durch Beißen und Kauen die Gelegenheit, einen jüngeren Bruder oder eine jüngere Schwester beim Saugen zu beobachten, so erfährt der Neid eine besondere Förderung. Nach Eisler zeigt der Neidische nicht nur ein Begehren nach dem Besitz

anderer, sondern verbindet mit diesem Begehren gehässige Regungen gegen den Beneideten. Hier verdoppeln sich also orale und aggressive (sadistische) Neigungen.

4.

## **Erste Analstufe (Ausscheidungszeit)**

Wie die Oralphase durch die Entwöhnung, wird die Analphase durch die anale Entwöhnung, das heißt durch die Reinlichkeitsdressur, in zwei Stufen gespalten. Die erste Analstufe, wie die erste Oralstufe, ist für die meisten Menschen eine glückliche Zeit, denn sie finden ja bekanntlich im Kot ihre erste bewußte Schöpfung, ihre erste kreative Leistung, und solange die Eltern nicht intervenieren, gehört das kindliche Kneten und Massieren, ja selbst das Verspeisen des Kots zu den befriedigendsten Tätigkeiten der ganzen Kindheit. Wer das Kind an dieser Befriedigung hindert, raubt ihm ein hohes Maß seines wachsenden Selbstvertrauens, seines Stolzes und seiner Kreativität. Das Maß der Befriedigung, wie auch der Grad der Lust beim Kotausscheiden, ist allerdings bei verschieden konstituierten Menschen sehr unterschiedlich. Abraham meinte, klinische Erfahrung habe Freud zu der Auffassung geführt, daß bei manchen Personen die besondere libidinöse Betonung der intestinalen Vorgänge in der Konstitution begründet sei (a.a.O., S. 207). Als Basis zitiert er die zweifelsfrei belegte Tatsache, daß in gewissen Familien sowohl positive Erscheinungen der Analerotik als auch anale Charakterzüge bei den verschiedensten Mitgliedern regelmäßig wiederkehrten.

Aber dieses Phänomen läßt sich auch anders deuten. Denn wie wir bereits beobachtet haben, neigt jeder

Charaktertyp dazu, bei der Erziehung seiner Kinder unbewußt die Anomalitäten seiner Eltern (die meist auch seine eigenen Anomalitäten sind) zu perpetuieren. Nach der Regel, daß die Eltern ihr Leben in ihren Kindern fortsetzen, geschieht dies auch mit den analen Merkmalen, und zwar in nahezu gleichem Maße bei dem Analerotiker, dem Analcharakter und dem Analneurotiker. Der Analerotiker ist dem Schmutz, der Unordnung und den anderen Schwächen der Kinder gegenüber meist tolerant und permissiv. Nur der durch Repression zum Analcharakter oder durch Regression und Reaktionsbildung gar zum Analneurotiker umfunktionierte Analerotiker gebärdet sich auch seinen Kindern gegenüber repressiv und setzt dadurch die tragische Eskalation der Analneurose von Generation zu Generation fort. Während der Analerotiker seine Kinder ohne besondere Strenge und Eile zur Reinlichkeit führt und damit das Stadium der lustvollen Kotalausscheidung verlängert und unterstützt, dressiert der Analcharakter seine Kinder besonders früh und drastisch zur »Reinlichkeit« und treibt sie damit verfrüht in die zweite Analstufe. So wird Konservatismus, Geiz, Pedanterie und der Wunsch, andere Menschen zu maßregeln, wie man selber gemäßregelt worden ist, von einer Generation in die nächste verpflanzt. Jeder der beiden Typen erzeugt also tatsächlich Kinder, die seine eigenen Abartigkeiten aufweisen, aber er erzeugt sie nicht durch Vererbung, sondern durch Erziehung.

Da der ungehemmte, unsublimierte, unverdrängte Analerotiker in der bürgerlichen Gesellschaft keinen Platz hat (sei es nun als »Schmutzfink«, sei es als »ordnungswidriger« Charakter, sei es als Pedikator,

Koprophage oder Koprophiler), wirken außerordentlich starke gesellschaftliche Repressionen auf ihn ein, um ihn doch noch zur Verdrängung seiner Neigungen zu bewegen. Für Sublimierung ist es meist zu spät. Also tendiert die bürgerliche Gesellschaft dazu, den Analerotiker auch noch im Erwachsenenalter mit allen verfügbaren gesellschaftlichen Zwängen in einen Zwangsneurotiker zu verwandeln. Andere Analerotiker werden durch Verschiebung unsublimierter koprophiler Interessen auf andere Körperteile zur Hypochondrie getrieben.

Durch gelungene Verdrängung dagegen wird Koprophilie oft zur Lust am Modellieren (also zur Kunst) oder zur Lust am Manipulieren (auch dem Manipulieren von Menschen und von Geldern) sublimiert. Durch Reaktionsbildung kann Koprophilie, wie wir gesehen haben, zum Drang nach Reinlichkeit und Ordnung werden, zur Lust am Registrieren, Rubrizieren, Organisieren. Durch Sublimierung oder Regression kann die Lust am Kotentleeren zur Lust am Geldverschwenden, Geldvergeuden, ja selbst zum »Vergessen« von Schulden führen.

Der Analneurotiker ist, wie wir gesehen haben, fast stets das Kind zumindest eines anal belasteten Elternteils. Durch verfrühte und zu drastische Analdressur reagiert die Mutter meist ihre eigenen Analkomplexe ab. Unter dem Vorwand, nur das Beste zu wollen und dem Kind zu helfen, sich möglichst früh an die Gebote der Welt zu gewöhnen, benutzt sie »Disziplin« und »Strenge«. Sie tut nur ihre »Pflicht als Mutter«. Aber wo Strenge als Liebesersatz dient, muß man befürchten, daß das Kind, wenn es

aufwächst, auch nur Ersatzliebe, auch nur Strenge zu geben vermag.

Zur Definition der begrenzten Objektliebe, die das Verhältnis des Kindes zu anderen Menschen in der Anaphase regiert, habe ich den von Abraham geprägten Begriff »Partialliebe« übernommen. Er soll einerseits das unfertige Stadium der Liebesfähigkeit, andererseits aber auch die Tatsache kennzeichnen, daß das affektive Interesse des Kindes an anderen Menschen sich vorerst auf bestimmte Teile des menschlichen Körpers richtet und noch nicht den ganzen Menschen zu erfassen vermag.

5.

## **Zweite Analstufe (Retentionszeit)**

Freud entdeckte bekanntlich (und die Kinderanalytiker haben die klinische Bestätigung erbracht), daß bei Kindern der Darmausgang weitaus höher erotisiert ist als bei Erwachsenen. Das Kind empfindet tatsächlich beim Ausstoßen des Kots einen Reiz, der dem Koitalgenuß des Erwachsenen nicht unähnlich ist. Die Natur hat hier wahrscheinlich vorgesorgt, um die Schmerzen, die ein Kind nach dem ersten Genuß fester Nahrung beim Defäzieren verspürt, erträglich zu machen und die Einübung des Darmschließmuskels durch positive Affektbesetzung leichter zu gestalten.

Während die erste Analstufe durch die Lust am Ausstoßen der Exkreme gekennzeichnet war, wird die zweite nun durch die Beherrschung der Ausscheidungsfunktion charakterisiert, und zwar in zwei einander widersprechenden Formen, die eigentlich eine Unterteilung dieser Stufe in zwei Unterstufen erfordert. Erstens wird der kleine Mensch durch die Reinlichkeitsdressur gewaltsam aus der Illusion der Allmacht herausgerissen, die er in der ersten Analstufe gewonnen hatte. Zweitens wird die Illusion dieser Allmacht in gewissem Sinne aber wiederhergestellt, wenn er nun entdeckt, daß er seine Erzieher beherrschen kann. Er lernt, daß er ihnen Komplimente und Belohnungen entlocken kann, indem er defäziert, wann und wo er soll, oder sie zur Raserei bringen kann, indem er entweder ins

Bett macht oder seine Fäkalien trotzig zurückhält. Durch die Belohnung erhöht sich der Reiz am Defäzieren, und durch das Zurückhalten der Fäkalien und das darauffolgende Ausstoßen wird die Analzone noch höher erotisiert.

Das Kind macht während der Analphase also vier wichtige Fortschritte:

1. Die Entdeckung, daß Defäkation eine Art von Selbstbefriedigung ist. Diese Wahrnehmung gehört noch in die erste Analstufe.
2. Die Entdeckung, daß man durch promptes Defäzieren Belohnungen erlangen kann. Diese Erfahrung führt uns von der ersten in die zweite Analstufe.
3. Die Entdeckung, daß man durch das Ausstoßen zurückgehaltener Exkreme größerer Lustgewinn erzielen kann als durch sofortiges Defäzieren. Mit dieser Wahrnehmung beginnt die zweite Analstufe.
4. Die Entdeckung, daß man durch Zurückhalten der Fäkalien (also durch Eigenwilligkeit, Eigensinn, Trotz) anderen Menschen negative Affekte (Wut, Ärger, Entrüstung) entlocken kann. Dieses Zusammentreffen von analer Lust und Aggressionsbefriedigung hat Freud dazu geführt, die ganze Phase »analsadistisch« zu nennen. Die Bezeichnung trifft aber nur auf diese vierte Entdeckung des Kindes zu.

Während die ersten beiden Entdeckungen in der bürgerlichen Gesellschaft zu der lustbetonten Abstoßung von Wertobjekten führen (mit Gewinn verkaufen, aber auch mit Freude verschwenden), führen die letzten beiden Entdeckungen zu einem lustbetonten Zurückhalten von

Wertobjekten (Sammelfreude, aber auch Geiz) und zu einem lustbetonten Widerstand gegen die Forderungen der anderen (Widerstand gegen Lohn- und Steuerforderungen, gegen Gewerkschaft, gegen Mitbestimmung).

Dieser Widerstand entspringt zum Teil sadistischen Quellen, denn wie sich in der zweiten Oralstufe starke sadistische Partialtriebe dem Wunsch nach Einverleibung der Umwelt beifügten und dadurch zu dem zerstörerischen Aspekt des Zerbeißungswunsches führten, schließen sich auf der zweiten Analstufe nun starke sadistische Wünsche an die Partialtriebe, die Vorläuferin der Objektliebe an, und erwirken eine Umwandlung des Wunsches nach »Behalten« in einen Wunsch nach »Beherrschen«.

Wie in der ersten Analstufe ist das Kind auch auf dieser zweiten Stufe der Analphase noch nicht fähig, einen anderen Menschen im vollen Sinne des Wortes zu lieben. Noch bindet sich seine Libido nur an einen Teil des anderen. Aber die Tendenz zur Einverleibung des anderen Menschen die wir noch in der ersten Analstufe fanden, ist aufgegeben. An ihre Stelle tritt nun der Wunsch nach Besitz. So weit auch die Libido auf dieser Stufe noch vom Ziel der Objektliebe entfernt sein mag, so ist doch ein Fortschritt dadurch erzielt, daß der Besitz nach außen verlegt ist. Eigentum ist also nicht mehr, was das Kind sich durch Verschlingen einverleibt. Es besteht vielmehr jetzt außerhalb des Körpers. Damit ist die Existenz des Objekts (der Umwelt, des anderen Menschen, des Liebesobjekts) anerkannt und ein wichtiger Fortschritt des Realitätssinnes erfolgt.

Diese Änderung ist von größter praktischer Bedeutung

im sozialen Sinne, denn sie ermöglicht die Gemeinsamkeit des Besitzes zwischen zwei Kindern, während das Verschlingen nur einem einzigen Kinde Besitz sichern konnte. Gleichzeitig ist dies der Mechanismus, durch den die kindliche Kotliebe, die Tendenz zum Kotverschlingen, die Teil der ersten Analstufe ist, aufgehoben und mit Hilfe des Ekels in Reinlichkeitssinn umgewandelt wird.

Freud hat den Analcharakter so beschrieben: *Er braucht in seiner Kindheit verhältnismäßig lange, um der infantilen incontinentia alvi Herr zu werden und leidet auch in späteren Kinderjahren unter vereinzelttem Mißglücken dieser Funktion. In der Zeit der Reinlichkeitsdressur weigert er sich, den Darm zu entleeren, wenn er auf den Topf gesetzt wird.* Das hört sich so an, als ob das Problem der späteren Jahre ausschließlich an der ererbten Triebstruktur liege. In Wahrheit ist aber die Art der Reinlichkeitserziehung in mindest gleichem Maße für die späteren Symptome der Analneurose verantwortlich. Indem der bürgerliche Erzieher von dem Kind neben Reinlichkeit auch eine strenge Regelmäßigkeit in den Exkretionen fordert, setzt er den Narzißmus der Oralphase einer harten Belastungsprobe aus. Die Mehrzahl der bürgerlichen Kinder paßt sich früher oder später dieser Forderung an. Im günstigsten Fall gelingt es dem Kinde, sich mit der Forderung des Erziehers zu identifizieren und auf das Erreichte stolz zu sein. Die primäre Verletzung des Narzißmus wird dann kompensiert, das ursprüngliche Gefühl der Selbstherrlichkeit ersetzt durch die Befriedigung an der gelungenen Leistung, am »Bravsein«, am Lob der Eltern.

Aber oft geschieht es in dieser Phase, daß die Eltern

dem Kinde eine Gewohnheit aufzwingen, zu der ihm noch die psychische Reife fehlt. Denn diese tritt erst ein, wenn das Kind anfängt, die ursprünglich narzißtisch gebundenen Gefühle auf Personen (Mutter, Vater) zu übertragen. Ist das Kind hierzu bereits fähig, so wird es reinlich dieser Person »zuliebe«. Wird die Reinlichkeit aber zu früh verlangt, wie es in der bürgerlichen Kultur fast stets geschieht, so gewöhnt sich das Kind allein aus Furcht. Der innere Widerstand bleibt bestehen und die Libido verharrt mit Zähigkeit in narzißtischer Fixierung. Resultat: Eine nachhaltige Störung der Liebesfähigkeit.

Die volle Bedeutung der verfrühten Reinlichkeitsdressur wird erst dann klar, wenn man den Entgang narzißtischer Lust im einzelnen verfolgt. Erkennen wir in dem Entleerungsstolz des Kindes ein berechtigtes Machtgefühl, so wird uns das eigentümliche Gefühl der Ohnmacht verständlich, das wir bei neurotisch obstipierten Opfern verfrühter Reinlichkeitsdressur finden. Ihre Libido hat sich von der Genitalzone auf die Analzone verschoben, und nun betrauern sie die Hemmung der Darmfunktion, als wäre es eine Art Impotenz. Bezeichnenderweise kann man die habituelle Verstopfung manchmal beseitigen, indem man den Geldkomplex solcher Neurotiker enthüllt und bewußt macht.

Die rückläufige Umbildung des Charakters, die man bei solchen Analneurotikern beobachtet, geht fast stets auf die zweite Analstufe zurück. Verschlimmern sich die regredierenden Tendenzen, so springt die Rückbildung jedoch meist noch ein oder zwei Entwicklungsstufen weiter in die Vergangenheit zurück und verbindet sich mit Elementen der oralen Entwicklungsphase. Dabei bilden

sich Zwangseigenschaften heraus, die in gleichem Maße orale und anale Regressionen (und obendrein oft noch Einflüsse der Partialtriebe, besonders der sadistischen und voyeuristischen Variante) enthalten.

Noch weiter in die frühkindliche Vergangenheit reichen jene Regressionen zurück, bei denen sich Elemente der zweiten Analstufe mit denen der ersten Oralstufe verknüpfen. Diese Oralstufe wird bekanntlich durch das Saugen des Kindes gekennzeichnet. Verbindet sie sich mit dem für die zweite Analstufe charakteristischen Wunsch nach Festhalten, so bilden sich oft Zwangsneurosen einer besonders beharrlichen Art heraus. Solche Menschen tragen die Spuren einer unbefriedigten Säuglingszeit durchs ganze Leben. Abraham weist besonders auf den Typus des neurotischen Beamten hin, »der nur unter ganz bestimmten, ein für allemal geregelten Verhältnissen zu existieren vermag. Seine Lebensbedingung besteht darin, daß ihm bis zum Tod die Subsistenzmittel gewährleistet sind. Er verzichtet auf jede Möglichkeit persönlicher Expansion zugunsten einer sicher und regelmäßig fließenden Quelle des Einkommens.«

Noch schwieriger sind die Fälle, bei denen sich zu dem Saugen der ersten Oralstufe und dem Festhalten der zweiten Analstufe sadistische Partialwünsche hinzugesellen. »Im sozialen Verhalten dieser Menschen tritt etwas ständig Verlangendes hervor, das sich bald mehr in der Form des Bittens, bald mehr in derjenigen des Forderns äußert ... sie lassen sich ebensowenig durch die Sprache der Tatsachen, wie durch sachliche Einwände abweisen, sondern fahren fort zu drängen und zu insistieren.«

All diese Regressionen haben ihren Gemeinnenner darin, daß die Entgleisungen der analen Erotik auf Signale zurückgehen, die bereits während der Oralphase falsch gestellt worden sind. Falsche Weichenstellungen dieser Art, die fast stets das Resultat falscher Erziehung sind, können das psychische Leben des Kindes auch zwischen der ersten und zweiten Analstufe zur Entgleisung bringen. Dies geschieht besonders häufig, wenn die narzißtische Illusion der kindlichen Allmacht nicht am Ende der ersten Analstufe überwunden wird und sich dann mit dem Trotz und Eigensinn der zweiten Analstufe vereint.

Sadger hat schon 1910 aus der Beobachtung des Allmachtsglaubens dieser kindlichen Analerotiker den späteren Glauben mancher Analneurotiker abgeleitet, alles besser machen zu können als irgendein anderer: »Nach meiner Erfahrung steigert diese Überzeugung sich nicht selten zu einer Vorstellung der Einzigartikeit. Solche Personen werden präventiös und überhebend und neigen zur Geringschätzung anderer Menschen. Ein Patient äußerte in diesem Sinne: ›Alles, was nicht Ich ist, ist Dreck.‹ Solche Neurotiker haben auch an einem Besitz nur Freude, wenn niemand sonst dergleichen hat, verachten dementsprechend auch eine Tätigkeit, die sie mit anderen Menschen teilen müssen.«

Ernest Jones betont bei diesem Charaktertypus das eigensinnige Festhalten an einer selbsterdachten Ordnung. »Solche Neurotiker lehnen es durchaus ab, sich einer von anderer Seite stammenden Ordnung zu fügen, erwarten aber eine solche Fähigkeit von anderen Menschen, sobald sie selbst auf irgendeinem Gebiet ein bestimmtes System erdacht haben. Bezeichnend ist

beispielsweise das Einführen eines genauen Regulativs für den Dienst in einem Büro, eventuell das Verfassen eines Buches, welches bindende Vorschriften oder Vorschläge für die Organisation aller Büros einer bestimmten Art enthält.«

Die Neurotiker, die in allem das eigene System durchsetzen wollen, neigen zu übertriebener Kritik an anderen, die nur allzu leicht in permanente Nörgelei ausartet. »Im sozialen Leben stellen sie das Hauptkontingent der Mißvergnügten« (Abraham). Wie Jones aber überzeugend nachweist, kann die ursprüngliche anale Eigenwilligkeit sich nach zwei verschiedenen Richtungen entwickeln. In einem Teil der Fälle sind Unzulänglichkeit und Halsstarrigkeit, also unsoziale und unproduktive Eigenschaften das Ergebnis. In anderen Fällen entwickeln sich Ausdauer und Gründlichkeit, beides Eigenschaften, die das revolutionäre Bürgertum in seinem jahrhundertelangen Klassenkampf gegen den Feudalismus hoch auf sein Banner schrieb. Vergessen wir dabei aber nicht, daß alle Ordnungssysteme, besonders jedoch die bürgerliche Konzeption der Ordnung, nicht nur dem selbst vorgetäuschten Bestreben nach »klaren Verhältnissen« entspringen, sondern auch dem Wunsch, daß andere sich dem Ordnenden unterordnen sollen, also der Herrschsucht, jener sadistischen Komponente der Analität, der wir nur allzuoft begegnet sind.

6.

## **Erste Genitalstufe (phallische Phase)**

Die erste Stufe der geschlechtlichen Reife bringt erotisches Interesse am anderen Geschlecht mit sich, weist aber nach Freud vorläufig noch eine eigentümliche Abscheu vor dessen Genitalien auf. Freud spricht von einer »Partialverdrängung«, Abraham benutzt die präzisere Bezeichnung »Objektliebe mit Genitalausschluß«. Die zwei wichtigsten neurotischen Symptome, die sich aus der Regression auf diese Stufe ergeben, sind deshalb Impotenz und Frigidität, denn bei jedem Menschen ist der Geschlechtsteil stärker als irgendein anderer Körperteil mit narzißtischer Libido besetzt. Solange die Psyche noch von narzißtischen Impulsen besetzt ist, darf am anderen Geschlecht also alles andere geliebt werden außer dem Geschlechtsteil.

Auf dieser Stufe haben sich polymorphe, orale und anale Triebe bereits weitgehend unter dem Primat der Genitalität eingeordnet, aber der letzte Schritt zur sexuellen Reife, die Fähigkeit zur Objektliebe, bei der das Genitalorgan des anderen Geschlechts nicht mehr Gegenstand einer ambivalenten Affekteinstellung, sondern bereits Bestandteil einer als Ganzes geliebten Person ist, dieser Schritt fehlt noch.

7.

## **Zweite Genitalstufe (genitale Phase)**

Auf die *phallische Phase* (sie endet nach Freud mit dem 5.-6. Jahr) folgt angeblich eine *Latenzzeit* von 6-7 Jahren. Sie endet nach Freud mit der Pubertät, die er als *genitale Phase* und Abraham als *zweite Genitalstufe* bezeichnet. Diese endgültige Stufe der Charakterbildung besteht vor allem in der Übertragung eines positiven Gefühls auf das Objekt, das im engeren Sinne der Geschlechtspartner, im weiteren Sinne die menschliche Gesellschaft ist. Der Abschluß der Libidoentwicklung geht also mit einem abschließenden Entwicklungsakt im Bereich der Objektliebe Hand in Hand. Eine Einordnung des Individuums in den Interessenkreis der Gesellschaft ist nur möglich, wenn die phallische Stufe überwunden und die genitale Stufe erreicht ist. Der Beitrag dieser letzten Entwicklungsstufe besteht vor allem darin, »die Überreste der primitiveren Entwicklungsstadien, soweit sie dem sozialen Verhalten ungünstig sind, zu überwinden. Beispielsweise wird eine duldsame, den Interessen anderer Menschen gerecht werdende soziale Einstellung erst dann Platz greifen können, wenn die destruktiven, objektfeindlichen Antriebe aus sadistischer Quelle oder die Regungen von Geiz und Mißgunst aus analer Quelle bewältigt sind.« (Abraham, »Zur Charakterbildung auf der ›genitalen‹ Entwicklungsstufe«, a.a.O., S. 218).

Gelingt diese Bewältigung, so bilden sich im Verhältnis zum Liebesobjekt neben dem unmittelbar erotischen

Begehren die »zielgehemmten« Äußerungen der Libido: Zärtlichkeit, Anhänglichkeit, Hilfsbereitschaft, Mitleid, Güte. Allmählich strömen sie als freundliche Regungen auf einen weiteren Personenkreis und endlich auf die Gesamtheit über. So bildet sich aus sexueller Liebe Menschenliebe, und aus sexueller Zärtlichkeit Gemeinsinn. Dieser Prozeß läßt überall Beziehungen zu den vorausgegangenen Phasen erkennen. Er entnimmt aus ihnen dasjenige, was für eine verantwortungsvolle Einstellung zu den Objekten notwendig ist. Von der ersten oralen Stufe entlehnt er die vorwärtsstrebende Energie, aus der analen Quelle Ausdauer, Beharrlichkeit und andere Züge, aus den aggressiven Partialtrieben die zum Lebenskampf nötigen Energien.

Zum Prozeß der Überwindung des Narzißmus und der Ambivalenz meint Abraham, die früheren Stufen der Charakterbildung stünden noch größtenteils unter der Herrschaft narzißtischer Antriebe. In seiner definitiven Ausbildung trägt der menschliche Charakter freilich auch noch derartige Bestandteile in sich. Die Erfahrung lehrt uns ja, daß keine Phase der Entwicklung auf organischem Gebiet überwunden wird oder spurlos verschwindet. Im Gegenteil trägt jedes neue Produkt der Entwicklung Zeichen an sich, welche seinen Vorstufen entstammen. Wenn aber die primitiven Erscheinungen der Selbstliebe auch zu einem Teil erhalten bleiben, so dürfen wir doch von der definitiven Bildungsstufe des Charakters sagen, sie sei relativ unnarzißtisch. Zu betonen ist dabei, daß gewisse, der polymorphen und ersten Oralstufe eigenen Beiträge zur Charakterbildung mit denen der endgültigen Genitalphase zusammenfallen, da die Libido auf allen drei

Stufen ambivalenzfrei ist.

Auf allen anderen Stufen aber regiert die Ambivalenz und greift die Psyche mit immer neuen schizoiden Bedrohungen an. Der Fortbestand eines starken Ambivalenzkonflikts im Charakter bedeutet deshalb sowohl für das Individuum selbst als auch für seine Umgebung die fortdauernde Gefahr eines Umschlags von einem Extrem zum anderen. Nur wenn Narzißmus und Ambivalenz überwunden sind, Objektliebe erzielt ist und die Partialtriebe der gesellschaftlichen Verantwortung stattgegeben haben, können wir, nach Freud, eine reife, Gemeinwohl bejahende Einstellung des Individuums erwarten.

Mißlingt dieser Prozeß jedoch auf irgendeiner seiner Stufen, so stürzt sich die Libido mit der bereits beschriebenen Gier auf das nächste Stadium. Meist mißlingt ihr dann auch hier die Anpassung an die Gesellschaft. Fast alle Fehleinstellungen ergeben sich, nach Freud, aus den Regressionen, die einer infantilen Fehlanpassung im Erwachsenenalter folgen.

Ein großer Teil dieser Beobachtungen spiegelt sich tatsächlich im bürgerlichen Kindervers und bestätigt dadurch weitgehend Freuds Thesen. Allerdings kann man als Volksliedforscher nichts über die polymorphe Phase und nur wenig über die orale sagen, weil das Kind in diesem Stadium noch nicht spricht oder bestenfalls gegen Ende der Oralstufe Einzelheiten aus den Wiegenliedern, Fingerspielen, Kribbelmärchen, Zahnsegen, Heilsprüchen, Knieritern der Erwachsenen nachplappert. Man findet aber noch Jahre nach der Entwöhnung ganz eindeutige

Nachwirkungen der ersten und zweiten Oralphase, die sich mit Hunderten von Beispielen belegen lassen. So wird unter dem Einfluß der ersten Oralphase die ganze Umwelt des Kindes als Nahrung gesehen, in der zweiten als etwas Zerbeißbares. Auf der ersten Analstufe werden Menschen, Tiere, Dinge zu modellierbaren Fäkalien, ebenfalls mit Hunderten von Versen belegbar. Auf der zweiten Analstufe werden Menschen, Tiere, Objekte zu Analsymbolen - Anus, Hinterbacken, Fäzes, Darmwind, Schmutz, Ungeziefer -, die als Metaphern, Similes oder in direkter Assoziation mit anderen Worten auftauchen. Solche Verse enthalten auch bereits sadistische Töne und werden oft in unmißverständlich aggressivem Ton vorgetragen.

Diese Phase endet im bürgerlichen westdeutschen Kindervers um das fünfte Lebensjahr und wird von einer Ödipalphase gefolgt, in der das Kind starke libidinöse Bindungen zum andersgeschlechtlichen Elternteil und intensive Haß- und Eifersuchtsgedanken gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil auszudrücken beginnt. Die ganze Umwelt, auch das Klima, die Jahreszeiten, die Menschen außerhalb der Familie, werden von dieser Polarisierung erfaßt und in sie hineingepreßt. Intensive Kastrationsängste und - für den Nichtanalytiker kaum glaubhaft - panische Impotenzfurcht treten beim Knaben auf, ehe er nach dem Urteil der meisten Erwachsenen überhaupt wissen kann, was Potenz bedeutet. Diese Phase endet im Kindervers der bürgerlichen Welt zwischen dem sechsten und achten Lebensjahr.

Es folgt eine rund vier- bis fünfjährige Latenzperiode, die bei den meisten bürgerlichen Kindern vom achten bis zum zwölften Lebensjahr andauert. Bei der Mehrheit sind

die Verse dieser Periode fast völlig frei von oralen, analen oder ödipalen Sprachbildern. Bei einer beachtlich großen Anzahl sind aber bereits in dieser Phase Regressionen auf orale, anale oder ödipale Fixierungen festzustellen. Die Neurose setzt also bereits im Kindesalter ein.

Mit spätestens dreizehn Jahren beginnt in den deutschsprachigen Großstädten die Pubertät. Nun wird die Umwelt genitalisiert, und zwar beim Knaben anfangs in aggressiv-phallischen Sprachbildern, später in freieren Genitalsymbolen. Im Gegensatz zu den Feststellungen Freuds durchgeht das Mädchen – zumindest in den Versen, die ich entdecken konnte – keine phallische Phase, sondern wendet sich sofort einer kunnischen Genitalität zu. Bei Freud indes wird diese Stufe von folgenden Kennzeichen geprägt:

1. *Masturbation*: Es ist die Phase, in der das Kind seine Genitalien entdeckt und an ihnen spielt. Dabei erlebt das Mädchen »nach vergeblichem Versuch, es dem Knaben gleichzutun, die Erkenntnis ihres Penismangels oder besser ihrer Klitorisminderwertigkeit ...« (Freud, *Abriß der Psychoanalyse*, GW XVII, S. 77).
2. *Dominanz des männlichen Glieds*: »Es ist bemerkenswert, daß nicht die Genitalien beider Geschlechter hier eine Rolle spielen, sondern nur das männliche (Phallus). Das weibliche Genitale bleibt lange unbekannt, das Kind huldigt in seinem Versuch, die sexuellen Vorgänge zu verstehen, der ehrwürdigen Kloakentheorie ...« (Freud, a.a.O., S. 76).

Ich maße mir nicht an, Freud hier zu kritisieren, denn ich

akzeptiere, daß seine Beobachtungen auf die Kinder des intellektuellen Wiener Mittelstandes der Jahrhundertwende zutrafen. Aber erstens verlief die Entwicklung bereits damals wahrscheinlich anders bei Proletarierkindern - Armut und enges Zusammenleben lassen keine Unwissenheit über Körperbau und Genitalien der Familienmitglieder zu -, und zweitens hat sich die sexuelle Akzeleration selbst unter bürgerlichen Kindern seit Freuds Zeit so erstaunlich beschleunigt, daß Knaben und Mädchen heutzutage bereits vor der »phallischen« Phase meist mit den Genitalien des anderen Geschlechts vertraut sind.

Jedenfalls sprechen die heutigen Knabenlieder des 6. und 7. Lebensjahres bereits mit Eindeutigkeit von den Geschlechtsteilen des Mädchens, während die Mädchenlieder dieser Altersstufe keine Spur von Penisneid aufweisen. Kastrationsängste sind häufig, aber sie treten beim Knaben so gut wie nie im Zusammenhang mit der schockhaften Entdeckung der weiblichen Penislosigkeit und beim Mädchen äußerst selten im Zusammenhang mit der Entdeckung des männlichen Glieds auf. Was Freud als »das größte Trauma« der Entwicklung bezeichnet hat, die Entdeckung des Knaben, daß das Mädchen keinen Penis besitzt, und die Entdeckung des Mädchens, daß der Knabe einen hat, wirkt sich im heutigen Kinderlied so gut wie überhaupt nicht aus.

Im Gegensatz zum Penisneid des Mädchens habe ich einen ausgesprochenen Busenneid des Knaben gefunden. Auch hier ist mir in den Großstädten der BRD, der Schweiz, Österreichs, Elsaß-Lothringens und des Saarlandes immer wieder aufgefallen, daß die Zahl der

Mädchen, die zur Mitarbeit bereit sind, jedes Jahr wächst, und daß der Anteil der Mädchenverse am Gesamtgut der Sammlung jedes Jahr steigt. Trotz des Verfalls der bürgerlichen Ordnung nimmt die Selbständigkeit, Sicherheit und Zielstrebigkeit des bürgerlichen Mädchens unbestreitbar zu. Gerda Grober-Glück hat bereits vor zehn Jahren in ihrer Arbeit *Kinderreime und -lieder in Bonn 1967* darauf hingewiesen, daß Mädchen sich bei der Aufnahme solcher Lieder, Reime und Verse stets als »kenntnisreicher und mitteilungsfreudiger« zeigen und daß man sie deshalb »als die Hauptträger dieses Gutes« betrachten müsse (*Jahrbuch für Volksliedforschung*, Jhrg. 17, hrsg. v.R.W. Brednich, Berlin 1971, S. 91).

Es mag durchaus sein, daß dies ein altes Kennzeichen des bürgerlichen Kinderverses ist. Aber während des letzten Jahrzehnts sind gesellschaftliche Einflüsse hinzugekommen, die das Phänomen sowohl verstärkt als auch ein wenig verschoben haben. Ich bin durch einen Zufall auf diese Entdeckung gestoßen, denn ich hatte mir nach Veröffentlichung des ersten Bandes und der berechtigten Kritik, daß ich »zu viele bürgerliche und zu wenig proletarische Kinder« interviewt habe, ernstlich Vorwürfe gemacht, daß ich in der ersten Euphorie, überhaupt irgend etwas aus dem bisher so sorgfältig gehüteten Schatz der kindlichen Geheimlieder herausgeholt zu haben, die wichtigste Aufgabe vergessen hatte: die der klassenmäßigen Ordnung meines Materials. Obgleich ich diese Kritik nach wie vor akzeptiere und die klassenspezifische Deutung des Materials als wichtigste Aufgabe meiner Nachfolger betrachte, ist mir erst vor kurzem klargeworden, daß die rein zufällige

Schwerpunktlage meiner Verse bei Kindern des mittleren und unteren Bürgertums mir die Möglichkeit gegeben hat, die Kurve dessen zu extrapolieren, was die bürgerliche Jugend mit ihrem Leben anfangen würde, wenn sie ungehindert in ein paar Jahren zur Macht kommen sollte.

Meine Arbeit begann im Jahre 1960. Mein ältester Informant stand damals im 17. Lebensjahr. Er ist heute 34. Meine jüngste Informantin ist 3,9 Jahre alt. Sie wird 1995 ihr 21. Jahr erreichen. Die ganze Mittelgruppe meiner Informanten ist maßgeblich von der Jugendrebellion der sechziger und siebziger Jahre geprägt worden. Wer heute von dieser Bewegung spricht, als sei es eine längst verebbte »antiautoritäre Welle«, eine »politische Mode« gewesen, die nun Gott sei Dank »passé« ist, der unterschätzt sowohl die Gründe wie auch die langfristige Nachwirkung der Revolte einer ganzen Generation junger Bürger. Was die bürgerliche Welt als »überstanden« betrachtet, hat die Kinder des Bürgertums unwiderruflich geprägt - und zwar die Gegner der Bewegung in nicht geringerem Maße als ihre Befürworter und Mitglieder. Das Resultat wird erst in einem Vierteljahrhundert in aller Klarheit sichtbar werden.

Zwar war dies keine Revolution im sozialen und ökonomischen Sinne, denn die Arbeiterklasse, die einzig und allein unter gegenwärtigen Bedingungen eine erfolgreiche Veränderung der Gesellschaft vornehmen kann, war an der »Neuen Linken« so gut wie gar nicht beteiligt. Es war bestenfalls ein Machtkampf innerhalb der bürgerlichen Intelligenzschicht, und eben deshalb hat er sich nicht sozial, sondern nur sexuell ausgewirkt. Es mag deshalb auch auf Widerspruch oder gar auf Gelächter

stoßen, wenn ich voraussage, daß das Resultat keine Veränderung der Klassenstruktur, sondern eine Umpolung der bürgerlichen Geschlechterrollen sein wird. Der Mann, der geschminkt im Bett liegt, um dort die von der Arbeit heimkehrende Gattin im Negligé zu empfangen, mag dem Naiven heute noch absurd vorkommen. Aber der Prospekt einer solchen Szene schillert bereits zwischen den Zeilen solcher Verse wie des folgenden:

Ich liech in'n Bette,  
Rinn kommt Annette,  
Hat jeschuftet in'n Warenhaus,  
Zieht sich jlech nackicht aus,  
Weil ick so schön in'n Bette liech  
Und keene kleenen Kinda kriech.  
(Berlin West 1973, K 14,11)

Der Leser mag einwenden, daß dies kein Resultat der Studentenbewegung, sondern der »Demokratisierung« der bürgerlichen Gesellschaft sei. Eben das meine ich. Was ich in Berlin-Kreuzberg und anderen Hochburgen der anti-autoritären Bewegung von den Kindern der »Neuen Linken« gelernt habe, hat mich zu der Überzeugung geführt, daß dies keine antibürgerliche Bewegung, sondern im Gegenteil eine Selbsterneuerung der bürgerlichen Führungsschicht gewesen ist. Allein die Tatsache, daß so viele der ehemaligen Führer der Bewegung so erfolgreich in das bürgerliche Establishment eingedrungen sind, oder sich nach dem langen Marsch von den Jusos zur SPD eher mit dem rechten als dem linken Flügel der Partei assoziiert haben, bestärkt mich in der Überzeugung, daß der größte Nutznießer dieser

bürgerlich-intellektuellen Bewegung gerade der gewesen ist, gegen den sie sich nominell gerichtet hat: das bürgerliche Establishment.

Das hat sich im Kindervers in zwei Formen niedergeschlagen: erstens in der Abwesenheit ökonomisch-kritischer Verse; zweitens in der Ausschöpfung des revolutionären Potentials durch eine rein sexuelle Rebellion. Damit meine ich: das gewaltige Reservoir anti-autoritärer Erregung in diesen Kinder- und Jugendversen hat sich nicht über das kapitalistische System ergossen, sondern ist ausschließlich in sexualkritische Kanäle geflossen. Das Mädchen argumentiert – und der Knabe sieht ein –, daß die patriarchalische Ordnung falsch ist. Statt nun aber die ökonomischen Gründe der Mannesherrschaft und damit die Herrschaft als solche zu beseitigen, wendet sich die ganze Kraft der Kinderverse, ihr eigentlich revolutionäres Potential, nur gegen die gegenwärtige Verteilung der Sexualrollen innerhalb des bürgerlichen Patriarchats. Das Argument findet also nicht *gegen* eine Polarisierung der Geschlechter statt (das wäre eine zumindest halbwegs revolutionäre Position), sondern *für* eine Umpolung.

In den von mir aufgenommenen Versen hat sich das sehr deutlich niedergeschlagen. Von Jahr zu Jahr hat sich unter den bürgerlichen Kindern einer jeden Altersstufe eine merkbare Verschiebung der sexuellen Polarität gezeigt. Anfangs, in den Jahren 1960 bis etwa 1965, überlebten noch Reste der traditionellen Rollen der Geschlechter: der Knabe sah sich als aktiver, werbender Partner, und so sahen ihn auch viele der älteren Mädchenlieder. Jedoch Jahr um Jahr wuchs die Anzahl der Mädchenverse, die den

Knaben als passiven, umworbenen Partner betrachteten. Jahr um Jahr gab es auch neue Knabenverse oder Varianten älterer Knabenverse, in denen der Bub seine traditionelle Rolle als aktiver, erobernder, im metaphorischen Sinne sogar vergewaltigender Charakter aufgab und sich statt dessen genau im Sinne der Mädchenlieder als umworbener, weitgehend passiver, seiner sexuellen Ausstrahlung jedoch durchaus bewußter Partner sah. Das bedeutet aber keine revolutionäre Situation, sondern eher ihr Gegenteil: eine systemkonforme Umgruppierung der sexuellen Rollen.

Eine Revolution ist vor allem eine soziale und ökonomische Umschichtung. Von einer solchen Umschichtung ist aber in den Versen der bürgerlichen Kinder und Jugendlichen keine Spur zu finden, und dies gilt auch für die Insassen der Kinderläden, von denen die Großzahl meiner Berliner Verse stammt. Was man heute, im Zeitalter der Nachwehen des »antiautoritären« Bürgerkriegs statt dessen findet, ist eine verwirrende Kontinuität von Spannungs- und Entspannungsphasen, die nur in begrenztem Maße mit der Sequenz der Freudschen Entwicklungsstufen übereinstimmt.

In den ersten Jahren der Arbeit an diesem Projekt hatte ich noch erwartet daß sich das sexuelle Motiv im bürgerlichen Kinderlied vom frühen Lebensalter an Jahr für Jahr stärker durchsetzen würde, so daß man steigende Kurven sowohl in der Frequenz wie in der Intensität solcher sexuellen Motive verzeichnen werde. Dies erwies sich als falsch. Im Gegenteil, eine Zeitlang plagte mich der paradoxe Verdacht, daß sich die Frequenz sexueller Bilder im umgekehrten Verhältnis zum Alter bewegt. Erst im

achten Jahr der Arbeit, als ich bereits mehr als tausend Verse gesammelt hatte, wurde mir klar, daß das sexuelle Interesse des bürgerlichen Kindes sich heutzutage nicht in irgendeiner geraden Linie nach oben oder unten bewegt, sondern in ganz präziser Form von einem Lebensjahr zum nächsten fluktuiert.

Jetzt sind mehr als fünfzehn Jahre verflossen, seit ich mich zum erstenmal mit dieser Frage befaßt habe, und heute bin ich nach Gesprächen mit rund 3000 Knaben und Mädchen zu der festen, für mich unumstößlichen Überzeugung gekommen, daß nahezu alles, was über die Pubertät und ihre sexuellen Auswirkungen in der bürgerlichen Fachliteratur zu lesen ist, nur noch begrenzte Verlässlichkeit hat. Fließ hat das kluge Wort von der sexuellen Latenzperiode geprägt, die er vom Ende des vierten Lebensjahres bis zu den ersten Manifestationen der Pubertät im elften Lebensjahr ansetzte. Anna Freud, Melanie Klein und René Spitz haben dieses Thema weitergeführt und präziser im Lebensalter des bürgerlichen Kindes verankert. Aber weder diese späteren Studien noch die Arbeiten von Piaget und Gesell haben derart drastische Oszillationen im Sexualleben der Bürgerkinder festgestellt, wie man sie heute beim Studium ihrer Verse wahrnimmt.

Mir war der Gedanke einer Dialektik von Spannungs- und Entspannungsphasen sowohl von der Hegelschen Philosophie wie auch aus der Praxis der Psychoanalyse durchaus vertraut. Was ich jedoch nicht erwartet hatte, war die Entdeckung, daß die konkrete Form dieser Dialektik in der Entwicklung des bürgerlichen Kindes und Jugendlichen heutzutage weitaus komplizierter geworden

ist, als Freuds Denkmodell uns erwarten ließ, und daß die Zuordnung einer im Vers belegbaren Phase zu einem bestimmten Stadium der präödipalen und nachödipalen Situation mir in den letzten Jahren nicht mehr gelingen wollte. Daß die Entwicklung des bürgerlichen Kindes jedoch in klar definierbare Phasen zerfällt, wurde mit großer Eindeutigkeit von den Kindern sowohl in der altersbedingten Wahl ihrer bevorzugten Lieder als auch durch die Erklärungen bestätigt, mit denen sie mir die Lieder vorstellten. Was die Zuordnung der Lieder zu bestimmten Entwicklungsphasen aber trotzdem erschwerte, war die Entdeckung, daß das Bürgerkind heute in keinem dieser Stadien mehr eindeutige psychische Kennzeichen besitzt, sondern im Gegenteil zwischen einander widersprechenden Benehmensformen zu oszillieren scheint. Diese Tatsache hat die Gegner der Phasentheorie dann auch prompt dazu geführt, die Existenz der Entwicklungsphasen überhaupt abzustreiten.

Das kann aber nur dialektisch ungeschulten Beobachtern geschehen, denn das Kennzeichen der Spannungsperioden ist ja nun einmal gerade, daß die Kinder von äußeren und inneren Spannungen hin- und hergerissen werden. Nur in den Entspannungsphasen kann man widerspruchsfreie Gemütszustände vorfinden. Die zahllosen Versuche, das kindliche Benehmen in einem gegebenen Alter zu verstehen und die kindliche Mentalität dieser Altersstufe verständlich darzustellen, sind deshalb meist an der Natur der Sache gescheitert: das Bürgerkind ist eben nur während der Latenzperiode eindeutig dieses oder jenes. In den Spannungsperioden dagegen ist das einzige eindeutige Kennzeichen die Abwesenheit eines

eindeutigen Kennzeichens oder, wenn man es so ausdrücken will, die Anwesenheit von Widersprüchen. Nur eine dialektische Psychologie, die gleitende Zustände nicht zu fixieren versucht, sondern sie in stetiger Bewegung erfaßt, kann mit diesen hochdynamischen Zuständen fertigwerden.

Das Individuum spiegelt die gesellschaftlichen Umstände wider, unter denen es aufwächst. Die unerhört komplizierte, von extremen Widersprüchen geplagte Psyche des bürgerlichen, großstädtischen Kindes unserer Tage ist ohne Kenntnis und ohne sorgfältige Analyse der Gesellschaftsumstände, die sich in seiner Psyche niedergeschlagen haben, völlig unmöglich. Diese Analyse muß mit den Produktivkräften beginnen. Jede Gesellschaftsordnung wird nun einmal von ihren Produktivkräften und ihren Produktionsmitteln geformt, aber die Produktionsmittel bilden sich nur in dem Maße heraus und bilden sich auch nur insofern um, wie die Gesellschaft reif für sie ist. Können die Produktivkräfte sich nicht frei entwickeln, so kann es auch das Kind nicht. Werden die Produktivkräfte frustriert, so wird es auch das Kind. Das Maß der Verdrängung, das die Gesellschaft ihm abfordert, steht in direktem Verhältnis zu dem Druck, den sie ausüben muß, um die Produktionsmittel in Gang zu halten. Eine vom Profitmotiv getriebene Gesellschaft, die den Produktionsmitteln stets Fesseln anlegen muß, wenn diese nicht profitabel arbeiten, zwingt nicht nur ihre Sklaven, sondern auch ihre Herren zu neurotisierenden Verdrängungsvorgängen. Eine klassenlose Gesellschaft benötigt dagegen nur ein Minimum von Verdrängung, da sie nach Bedarf produziert und den Produktionsmitteln

deshalb maximale Entfaltungsmöglichkeiten bietet.

Dieses Postulat steht im Widerspruch zu Freuds These vom »Unbehagen in der Kultur«, die das Gegenteil behauptet: daß die Verdrängung nötig sei, um die Kultur zu erzeugen, und daß die Verdrängung mit dem Stand der Kultur wachse; je höher die Kultur, desto größer das Maß der erforderlichen Verdrängung. Was darauf hinausläuft, daß wir um so unglücklicher werden, je weiter wir uns von unseren tierischen Vorfahren entfernen. Alles, was in der bürgerlichen Gesellschaft geschehen ist, belegt seine These; aber die bürgerliche ist nicht die einzige aller Gesellschaftsordnungen, wie auch das bürgerliche Erziehungssystem nicht das einzige ist. (Ich will hier hinzufügen, daß ich Marcuses These eines über das zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung hinausgehenden Maßes von Verdrängung für indiskutabel halte).

So viel ist über nicht-bürgerliche, über »antiautoritäre«, »sozialistische«, »proletarische« Erziehung, über »Entschulung« und »Alternativen zur Schule« geschrieben worden, daß ich nicht die Absicht habe, dem Berg der pädagogischen und antipädagogischen Literatur ein weiteres Sandkörnchen hinzuzufügen. Mir geht es um mehr: um die Kindheit selber, und insbesondere um den verborgenen Teil der bürgerlichen Kindheit, über den wir bisher nur spekulieren konnten: um jenen Teil, den das bürgerliche Kind vor dem erwachsenen Bürger verbirgt. Aus ihm, wenn wir ihn finden und aufdecken können, läßt sich viel über die Krise der bürgerlichen Gesellschaft folgern. Ich habe diesen Teil zwar oft als verboten bezeichnet, aber es ging mir stets weniger um das tatsächlich Verbotene als um das, was das Kind

bürgerlicher Eltern als verboten *betrachtet*, was es von den Erwachsenen der bürgerlichen Welt geheimhalten will, was es als sein wertvollstes, wichtigstes und eigenstes Sprachgut ansieht. Dieses Sprachgut als tatsächlich verboten zu beschreiben wäre falsch, weil die Erwachsenen es gar nicht verbieten können; sie können es nicht verbieten, weil sie nicht wissen, daß es existiert; und sie wissen nicht, daß es existiert, weil sie systematisch jede Erinnerung an ihr eigenes vorpubertäres Sexualleben verdrängt haben. Da die Verse der verbale Niederschlag präpuberaler Sexualität sind, werden sie mitverdrängt. Deshalb kann der Erwachsene in der bürgerlichen Gesellschaft meist in völliger Ehrlichkeit versichern, er habe weder präpuberale Sexualhandlungen vorgenommen noch Verse oder Lieder gekannt, die sich mit den präpuberalen Sexualaktivitäten des Kindes befassen. Ob diese Form der Sexualamnesie nun ein biologisches Phänomen ist oder ob sie, wie ich meine, nur den gesellschaftsspezifischen Niederschlag gewisser restriktiver Praktiken der bürgerlichen Ordnung darstellt, ist bisher unerwiesen. Sechs klinische Anhaltspunkte sind jedoch gesichert:

1. Jeder gesunde Mensch durchgeht in seiner frühen Kindheit eine Periode aktiver sexueller Tätigkeit. Er masturbiert oft schon im Säuglingsalter. Das Phänomen der Säuglingsmasturbation ist jedem Kinderarzt und auch vielen Müttern bekannt. Die Mütter weigern sich jedoch meist, die Manipulationen der Kinder als das zu erkennen, was sie ohne jeden Zweifel sind: Versuche, einen Orgasmus zu erzielen.
2. Orgasmusähnliche Zustände sind bei vier bis fünf

Monate alten Säuglingen beider Geschlechter vielfach belegt: »... der Vorgang umfaßt eine Reihe von allmählichen physiologischen Veränderungen, die Entwicklung rhythmischer Körperbewegungen mit deutlichem Puls im Penis und Beckenstößen, einer offensichtlichen Veränderung der Leistungen der Sinnesorgane, finale Muskelspannung, besonders in Unterleib, Hüften und Rücken, eine plötzliche Entspannung mit Konvulsionen einschließlich rhythmischer Analkontraktionen und schließlich ein Verschwinden all dieser Reaktionen« (Kinsey und Mitarbeiter 1948, S. 177). »Das jüngste Kind, ein noch nicht anderthalbjähriges Mädchen, hatte bereits mit dem 7. Lebensmonat Praktiken entwickelt, durch die es mehrmals am Tage einen auch von den Eltern als Orgasmus angesprochenen Zustand herbeiführte, mit Kongestion, vertiefter Atmung und leichter Benommenheit« (Erika Geissler, *Das sexuell mißbrauchte Kind*, Göttingen 1959, S. 24).

3. Aktiver Geschlechtsverkehr in der Form von Papa-und-Mama-Spielen oder Doktor-Spielen mit gegenseitigem Abfühlen des Körpers und der Genitalien, dem Aneinanderreiben der Genitalien und dem gegenseitigen Entblößen und Vorzeigen der Genitalien stellen nicht Ausnahmen, sondern die bewiesene Norm des kindlichen Sexualverhaltens in den Großstädten der bürgerlichen Welt dar.
4. Trotzdem leugnen nicht nur puritanisch eingestellte Bürger mit an Wut grenzender Entrüstung immer wieder ab, jemals an solchen Sexualtätigkeiten teilgenommen zu haben. Selbst aufgeklärte Männer

und Frauen, ja sogar die Sexualforscher selber können sich kaum je daran erinnern, solche sexuellen Praktiken ausgeübt zu haben.

5. Es gibt aber eine Reihe belegter Fälle, in denen Väter, Mütter und Erzieher Kinder bei solchen Tätigkeiten ertappt und Tagebuchnotizen hierüber verfaßt haben. Wurden die betroffenen Kinder dann als Erwachsene mit diesen Tagebuch-Eintragungen konfrontiert, bezeichneten sie sie stets als Verleumdung. Ganz eindeutig war also die Erinnerung an diese Tätigkeiten erloschen.
6. Befragungen unter Hypnose haben jedoch bei den gleichen Versuchspersonen genaueste Bestätigungen der beobachteten Sexualhandlungen ergeben. Die Erinnerung wurde also aus dem Bewußtsein verdrängt. Der Beweis, daß diese Verdrängung während der Pubertät erfolgte, wurde dadurch erbracht, daß bei Befragungen von Jugendlichen die Anzahl der zugegebenen Sexualakte im umgekehrten Verhältnis zum Alter des Befragten steht: je früher das Kind befragt wird, um so deutlicher erinnert es sich an seine präpuberalen Handlungen. Je weiter die Pubertät fortschreitet, oft sogar schon vor Ende der puberalen Phase, sind die Erinnerungen »wie weggewischt«. Die Pubertät errichtet also in der bürgerlichen Welt des Westens nicht nur eine Schranke zwischen der Kindheit und dem Erwachsenenalter, sondern auch eine entsprechende Schranke zwischen den Erinnerungen an die Sexualtätigkeiten der Kindheit und denen an die Sexualtätigkeiten der Pubertät selber.

Aus diesem Phänomen erklärt sich der extreme Widerstand, den man anfänglich der Freudschen Entdeckung des Sexuallebens der Kinder entgegengebracht hat; ein Widerstand, der auch heute noch in der bürgerlichen Welt bei der Mehrheit aller Laien andauert. Der Erwachsene, der in aller Ehrlichkeit sagen kann, »Als *ich* ein Kind war, habe *ich* solche Schweinereien *nie* gemacht!« muß den Analytiker unweigerlich als persönlichen Feind, als Verleumder und Aggressor betrachten. Denn die These, daß *jeder* Mensch ein präpuberales Sexualleben geführt hat, straft den, der sich nicht an sein eigenes erinnern kann, Lügen, und dagegen wehrt sich der Betroffene mit aller Kraft. Die Kräfte, die er dabei mobilisiert, sind weitgehend identisch mit denen, die ursprünglich zur Verdrängung der Erinnerung gedient haben.

Genau betrachtet ist der Vorgang noch komplizierter. Es ist ja ein unabdingbarer Teil der bürgerlichen Moral, daß der Erwachsene nicht nur dem Nachbarn, sondern auch sich selber vormacht, er müsse dieses dunkle Kapitel seines Lebens verbergen, damit er seine Kindheit so betrachten könne, wie der Nachbar die seine betrachtet: als »unschuldig«, als frei von Sexualregungen. Beweist der Analytiker ihm nun, daß alle anderen ein ebenso »dunkles« Kapitel hinter sich haben, so fühlt er sich düpiert, denn dann hätte er jene enormen psychischen Anstrengungen, die erforderlich waren, um die Erinnerungen zu verdrängen, ja völlig umsonst aufgebracht. Und da er seinen Selbstrespekt nicht verlieren will, wehrt er sich gegen die Entdeckungen der Psychoanalyse und verwandelt seinen Ärger in Aggression gegen den

Analytiker und seine Lehren. Dabei stehen die Aggressionskräfte in direktem Verhältnis zu den Verdrängungskräften: je härter der Kampf mit sich selbst war, um so fanatischer die Aggression gegen den Analytiker, der diesen Kampf bewußt zu machen droht.

Spielte sich der Kampf nur zwischen Laien und Analytikern ab, so wäre er allerdings von geringer Bedeutung. Er findet aber auch zwischen Eltern und Kindern statt, und darin liegt sein Schwerpunkt. Was soll ein Kind von seinen Eltern halten, wenn diese ihm mit allen Anzeichen der ehrlichen Entrüstung berichten, *sie* hätten solche schweinishen Verse als Kinder nie gekannt? Die Reaktion ist stets und unweigerlich eine der folgenden drei, und oft sind es alle drei gleichzeitig:

1. Die Eltern sind geistig zurückgeblieben.
2. Die Eltern waren als Kinder nicht ganz normal.
3. Die Eltern lügen.

In allen drei Fällen sinkt der Respekt vor den Eltern. Das Vertrauen zu ihnen leidet. Die Umwelt des Kindes wird schwieriger und weniger verlässlich. Das Kind wächst langsamer auf, als es sollte. Es beginnt gegenüber der ganzen Welt der Erwachsenen jenes Mißtrauen zu entwickeln, das von allen Erziehungsstörungen die gravierendste ist. Denn das Kind will ein Vorbild haben, an dem es sich messen und bilden kann. Es mißt alles am Maßstab und Vorbild der Bezugspersonen. Da das in der bürgerlichen Welt meist die Eltern sind, erwartet das Kind zwar nicht Perfektion, aber doch Ehrlichkeit von den Eltern. Es erwartet, daß sie sich selbst an das halten, was

sie dem Kinde predigen. Oder umgekehrt: daß sie dem Kinde niemals Lektionen erteilen, die sie nicht selbst praktizieren. Geben die Eltern dem Kind ein praktikables Vorbild, so erübrigt sich also ein guter Teil der »moralischen« Erziehung. Das Kind übernimmt schweigend die Qualitäten der Eltern. Versuchen die Eltern aber, dem Kind etwas einzubleuen, was sie nicht selbst praktizieren, wird das Kind widerborstig und tut systematisch das Gegenteil. Eine solche Diskrepanz zwischen Rede und Tat kann das Leben des Kindes unwiederbringlich zerstören. Eine ähnliche Zerstörung droht aber auch, wenn das Kind den Eltern keinen Glauben mehr schenken kann: wenn es zu der Erkenntnis kommt, daß die Eltern lügen. Und wenn die Eltern abstreiten, daß sie sich in ihrer Kindheit genauso benommen haben, wie das Kind es heute tut, bricht ihre Glaubhaftigkeit zusammen.

Das bringt uns zur Funktion der Autorität. Kein Säugetier kann sich ohne Vorbild entwickeln. Je höher das Tier auf der Entwicklungsleiter steht, desto langsamer der Prozeß der Entwicklung, desto geringer der Einfluß des genetisch vorprogrammierten Anteils der Psychogenese und desto bedeutsamer die Funktion des Vorbilds. Beim Menschen ist sie unerläßlich. Dabei herrscht allerdings ein paradoxer Mechanismus, den wir nirgends in der Tierwelt, auch nicht unter den Primaten, zu finden vermögen und der offenbar eine der Mutationen darstellt, die uns von unseren tierischen Vorgängern unterscheidet: Je weniger das Vorbild auf seinem Autoritätsstatus besteht, um so erfolgreicher übt es seine Vorbildfunktion aus. Je mehr die Bezugsperson dagegen darauf dringt, daß das Kind dieses

oder jenes tun solle oder tun müsse, desto intensiver prägt sich der Widerstand des Kindes. Autorität klappt nur so lange, wie sie auf Druck verzichtet.

Obgleich ich mich in all meinen Werken gegen die autoritäre Handhabung der Macht gewehrt habe, so auch gegen den Mißbrauch der Macht des Erwachsenen, habe ich stets die Vorbildfunktion des Erwachsenen unterstrichen. Ich sage aber gleichzeitig, daß die bürgerliche Gesellschaft sich im Zusammenbruch befindet, weil die Eltern weder willig noch fähig sind, jenes Vorbild zu geben, das die Kinder benötigen. Wenn das Kind merkt, daß der Vater vor seinem Chef kuscht oder daß die Mutter Geld wichtiger nimmt als Liebe und Verantwortung, können die Eltern nicht erwarten, daß das Kind sie respektiert. Alle »fortschrittlichen«, »liberalen«, »anti-autoritären« Erziehungsmethoden sind nutzlos, wenn die Eltern kein starkes, sicheres, ehrliches Vorbild liefern können. Das können sie aber von der Natur der Sache her nicht, wenn sie die bürgerliche Moral akzeptieren. Wer die Spielregeln der bürgerlichen Welt mit ihrem Kuschen nach oben und Treten nach unten, ihrer Überzeugung, daß »jeder sich selbst der Nächste« sei und daß vor allem »die Kohlen stimmen müssen«, kritiklos übernimmt, kann nicht hoffen, daß er seinen Kindern jenes Vorbild gibt, das sie benötigen, wenn sie zu aufrechten Menschen werden sollen.

Volksliedforscher, die normalerweise keinen Grund haben, sich mit solchen Fragen auseinanderzusetzen, sind deshalb auch jedesmal erstaunt und verwirrt, wenn man sie mit den Folgerungen konfrontiert, die aus der Kinderliedforschung erwachsen. Gerda Grober-Glück, die

einige ansehnliche Arbeiten über das deutsche Kinderlied veröffentlicht hat und sogar die antiautoritäre Ventilfunktion mancher Kinderlieder zugesteht, fragt beispielsweise, »wie man sich (ein) menschliches Zusammenleben ohne alle Zwänge in sexueller und analer Hinsicht« vorstellen solle, denn »dahin würde ja eine Befreiung der geknechteten Kinder führen« (*Jahrbuch für Volksliedforschung* 17, 1971, S. 132-133).

Dies ist die Gretchenfrage des Bürgertums gegenüber jeder Kritik der autoritären Erziehung. Es steht mir nicht an, eine Gesellschaft zu entwerfen, in der die Knechtung des Kindes aufgehoben ist. Solche Spekulationen sind Utopie und nicht Wissenschaft. Aber es scheint mir eindeutig, daß die Knechtung aufhören muß, wenn wir auch nur ein Minimum jener Neurosen prophylaktisch bekämpfen wollen, unter denen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Opfer leiden. Natürlich kann man sagen, wie es manche Linken tun: »Laßt die bürgerliche Erziehung um Gotteswillen in Ruhe, denn dann wird sie die bürgerliche Gesellschaft schneller zerstören, als wir es je durch revolutionäre Aktionen tun könnten.« Aber wem das Leben der Kinder, ihre Gesundheit, ihre Entfaltung, ihr Recht auf geistige und körperliche Unversehrtheit am Herzen liegt, der kann nicht tatenlos dabeistehen, wenn eine Generation nach der anderen durch die Ignoranz und Indolenz der Eltern, durch das Machtstreben der herrschenden Klasse und ihrer Bildungsorgane, in der Kindheit bereits zu psychischen Krüppeln gemacht wird. Vor »schlechten« Eltern schützt dieser oder jener Gesetzesparagraph. Wer aber schützt das Kind vor »guten« Eltern? Wer schützt den kleinen Mitbürger davor,

daß seine Eltern ihn nach ihrem Ebenbild modellieren und dadurch ihre eigenen Neurosen und Psychosen nicht nur von einer Generation in die nächste verpflanzen, sondern sie mit jeder Generation vermehren und verschlimmern?

Der Verfassungsgrundsatz des bürgerlichen Liberalismus, daß die drei Aufgaben der Staatsgewalt von gegenseitig unabhängigen Organen - von Parlament, Regierung und Gerichten - durchgeführt werden sollen, wird zur Farce, wenn jedes individuelle Mitglied der gesetzgebenden, verwaltenden und rechtsprechenden Institutionen schon in seiner Kindheit unfähig gemacht worden ist, jemals zum Wohle anderer zu handeln. Genau das geschieht aber, wenn die wichtigste aller menschlichen Aufgaben, die Aufziehung des Nachwuchses, Eltern überlassen wird, die ihren Kindern kein Vorbild geben können, weil sie ihren Lebensunterhalt in einem System verdienen, das ihnen nur zwei Möglichkeiten bietet: entweder Anpassung und damit die seelische Zerstörung ihrer Kinder, oder Widerstand und damit Armut, Hohn, Verleumdung und Verfolgung.

Eine Gesellschaft, die den sozial Denkenden als »radikal« einstuft und aus dem Staatsdienst entfernt, den asozialen Karrieremacher aber als loyal betrachtet und mit Geld und Ehren belohnt, kann sich kaum wundern, wenn ihre Kinder sich mit Ekel von ihr abwenden. Sich immer wieder über das »Unverständnis« der Kinder zu beklagen, ohne die Ursache zu erkennen, die den Eltern ins Gesicht starrt, grenzt schon ans Schizophrene und stellt ein getreues Abbild der unheilbaren Sozialwidersprüche dar, die zu so krankhaften Widersprüchen im Verhalten der Eltern führen. Ich habe das zu spüren bekommen, als einige

Eltern mich anprangerten, weil ich den Kindern »unsittliche Verse« entlockt und sie dann veröffentlicht hätte. Das ist nun tatsächlich schizophren, denn nicht die Veröffentlichung der Verse, sondern ihre Existenz konstituiert den Skandal.

*Wieso* sexualisieren denn die bürgerlichen Kinder ihre Umwelt? *Wieso* flüchten sie aus der gesellschaftlichen Realität und wenden sich einer »obszönen«, alles Erwachsene anzweifelnden Aggression zu? Haben ihre Eltern sie denn nicht »geliebt«, »versorgt«, »erzogen«? Wenn die Kinder aber trotz »Liebe«, »Versorgung« und »Erziehung« rebellieren oder – was weitaus bedeutsamer ist – sich in einen infantilen Untergrund zurückziehen, der auch ihr Leben als Erwachsene prägen wird, was ist dann danebengegangen?

Immer wieder versichern die bürgerlichen Eltern, sie hätten doch ihr »Bestes« getan, hätten »Opfer« gebracht, hätten den Kindern einen größeren Prozentsatz ihres »Einkommens« gewidmet, als sie sich eigentlich hätten leisten können, hätten auf dieses und jenes verzichtet, nur damit die Kinder es »besser« haben würden – und dann diese Undankbarkeit! Die Antwort ist einfach: Man kann sich die Loyalität, den Respekt, die Liebe der Kinder nicht *kaufen*. Man kann ihnen – dies sage ich zu meinen Genossen und zu meinen christlichen Freunden – auch keine moralische Haltung vorschreiben, weder als gläubiger Christ eine christliche, noch als aktiver Sozialist eine sozialistische, noch irgendeine andere. Man kann ihnen nur ein Vorbild geben.

Und dieses Vorbild kann einzig und allein darin bestehen, daß man sich aktiv gegen die Korruption unseres

Gesellschaftssystems wehrt, daß man den Kindern beweist, man hat den Mut und die Disziplin, auf einen »Aufstieg« in die bürgerliche Hierarchie und ihre Versuchungen an Geld, Macht und Ruhm zu verzichten. Wer sich grundsätzlich weigert, an der Beute des Ausbeutungssystems teilzuhaben, wer statt dessen seine ganze Kraft anbietet, um anderen zu helfen, aus dem Käfig eines neurotischen und neurotisierenden Systems auszubrechen, der braucht sich auch keine Sorgen um die Loyalität seiner Kinder zu machen.

Nur wer sich bewußt von der Gesellschaftsordnung, in die er hineingeboren ist, zu emanzipieren vermag, hat das gesellschaftliche Gegenstück der Selbstanalyse vollbracht. Die psychoanalytische Therapie der Neurosen klappt nur dann, wenn sie das Spiegelbild einer erfolgreichen Gesellschaftsveränderung ist. Genau wie die Befreiung von der Tyrannei einer herrschenden Klasse nur durch Bewußtmachung der gesellschaftlichen Konflikte erfolgen kann, so gelingt die Befreiung von der Neurose nur durch Bewußtmachung der psychischen Konflikte. Umgekehrt spiegelt das wichtigste Stadium der Freudschen Kindheitsmythologie, die Überwindung des Ödipuskomplexes, nur das wichtigste Stadium der Gesellschaftsgeschichte, die Überwindung der Abhängigkeit, wider. Wie sich der Mensch als gesellschaftliches Wesen von der herrschenden Klasse befreien muß, um überhaupt erst zum Menschen im vollen Sinne des Wortes zu werden, so muß sich bei Freud das Kind vom Vater befreien, um sein eigenes Ich zu finden. Was Freud als Reife, als Liebesfähigkeit, als Überwindung des Narzißmus und der Partialtriebe, als Zuwendung zum

anderen Geschlecht beschrieben hat, ist im gesellschaftlichen Sinne die Abwendung vom Individualismus und die Zuwendung zur gesellschaftsverändernden Gemeinschaft. Indem der Erwachsene sich dieser Tätigkeit zuwendet, befreit er auch sein Kind und gibt ihm jenes Vorbild, das die Schrecken der bürgerlichen Kindheit zu überwinden hilft.

Das, was fast jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft als selbstverständlich, unvermeidlich und normal betrachtet – die Bereitschaft, eine widerwärtige Arbeit zu leisten und gegen Entlohnung auch die Unterordnung unter Vorgesetzte in Kauf zu nehmen, die man weder respektiert noch als besser oder überlegen anerkennt –, ist keineswegs selbstverständlich, unvermeidlich oder normal. Die Vorstellung, daß es normal sei, ist eine Selbsttäuschung, die dem Kinde von frühester Zeit an eingeprägt wird, und der Mechanismus der Einprägung ist die hämmernde Insistenz der Eltern, daß man arbeiten müsse, um *Geld* zu verdienen, und daß nur jene Arbeit ernstzunehmen sei, die einem *schwerfalle*, die einem wirkliche *Arbeit* mache. Bereite einem die eigene Tätigkeit *Freude*, wie das ja bei manchen Malern, Musikern, Kunsthandwerkern, Mathematikern und Forschern der Fall ist, so sei sie nicht als wirkliche *Arbeit*, sondern als eine Art *Spiel* für Erwachsene einzustufen. Man arbeite, um Geld zu verdienen, nicht um glücklich zu sein: Glück sei der Preis, den wir für unsere erarbeitete Kultur zu zahlen hätten.

Diese Illusion, daß jeder »Fortschritt« per definitionem einen fortschreitenden Verzicht auf Zufriedenheit mit sich bringen müsse, ist das gefährlichste Erbe der Freudschen

Thesen vom »Unbehagen in der Kultur« und von der Kultur als »Sublimierung« der Sexualität. Beide Thesen sind in Wahrheit nichts anderes als verkappte Rechtfertigungen des bürgerlichen Systems. Soll das Kind je befreit werden, soll es sich je als freier Mensch entfalten können, so muß ihm die Möglichkeit geboten werden, aus diesem System herauszuwachsen. Das kann aber nicht durch »Erziehung«, sondern nur durch das Vorbild der Erwachsenen erfolgen. Und dieses Vorbild kann der Erwachsene nur dann geben, wenn er das bürgerliche System durchschaut und sich aktiv gegen seine korrumpierenden Organe wendet. Die Befreiung des Kindes kann deshalb auch niemals innerhalb der bürgerlichen »Ordnung« erfolgen; erst die Befreiung von dieser »Ordnung« ermöglicht die ersten Schritte zur Befreiung des Kindes.

## 6

### **Die Liebe**

Géza Róheim hat mir während meiner Lehranalyse mit unendlicher Geduld die früheste Erinnerung der Liebe entlockt: In der klaustrophobischen Perspektive jenes bürgerlichen Kleinkindgefängnisses, des Kinderwagens, taucht in Großaufnahme das Gesicht der Urfrau auf, der Liebenden und Geliebten. Sie beugt sich über mich, hebt mich aus meinem Käfig, befreit mich, küßt mich, hält mich in ihren Armen und liebt mich. Meine Mutter, nicht mehr die Liebende, die Tröstende, die Gebende, sondern die Eifersüchtige, die Feindliche, die Einschränkende und Verhindernde, sagt zu der Geliebten: »Das darfst du nicht. Wenn du ihn fallen läßt, ist er tot!«

Mein Vater, fast neunzig, in einem Brief vom 8. April 1976: »Nein, diese Geschichte hast Du Dir nicht eingebildet, das war wirklich so, Du mußt ein oder zwei Jahre alt gewesen sein, und das Mädchen hieß Lisa Städing. Ich war im Krieg und kam nur auf Urlaub nach Berlin, Du wohntest mit Deiner Mutter in einem möblierten Zimmer bei der Familie Städing in der Droysenstraße. Die Lisa war bildhübsch und blitzgescheit, etwa 10 oder 11 Jahre alt, hüpfte immer um Deinen Kinderwagen herum und wollte Dich herausholen und knudeln, was Deine liebe Mutter natürlich nicht immer zulassen wollte. Was wohl aus der Lisa geworden ist?«

Ich weiß, was aus ihr geworden ist, aber ich hatte vergessen oder verdrängt, daß *das* die Lisa gewesen war. Denn meine bewußte Erinnerung an die Lisa beginnt viel später, als ich fünf oder sechs und sie 14 oder 15 war. Sie ging zur Ballettschule, und ich durfte, was nun mein Vater wieder vergessen hat, mit ihm und meiner Mutter zu einem Tanzabend gehen, an dem die Elevinnen den stolzen Eltern und deren Freunden ihre Tanzkünste vorführten. Es war mein erster Theaterabend. Die späte Zeit (ich hätte normalerweise längst im Bett sein müssen), die Spannung, der geschlossene Vorhang, die Geräusche hinter dem Vorhang, das Licht, der Geruch, die vielen Menschen, dann die Musik, der sich hebende Vorhang, die erleuchtete Bühne - und jetzt die Lisa, die fast nackte Lisa mit einem winzigen Röckchen, winzigen weißen Schuhen, geschminktem Gesicht, tanzend, schwebend, liebend und geliebt.

Ich habe nie wieder einen Menschen mit solcher Leidenschaft zu lieben vermocht wie dieses kleine Mädchen, denn die kindliche Liebe ist unersättlich, weil sie unerfüllbar ist. Die Lisa (»Lisa I«, denn später gab es eine zweite Lisa) war burschikos, direkt, ehrlich, unverbrämt, aber geduldig und trotz ihrer knabenhaften Figur von großer weiblicher Empathie: ein unerschütterlicher Felsen des Trostes in Zeiten emotiver Turbulenz. Die Intensität dieser ersten Liebe beherrscht den Typus meiner Partnerwahl bis zum heutigen Tage. Aber es hat lange gedauert, bis ich mir dieses unbewußten Fetischismus bewußt geworden bin.

Die Mutter der Lisa war Witwe, eine schöne, stattliche, schlanke Frau, die russische Zigaretten rauchte und mir

der Inbegriff der reifen Weltlichkeit zu sein schien. Als eines Tages ein belgischer Juwelier namens Henri Daniels in ihrer Umgebung aufkreiste und aus unerfindlichen Gründen dort hängenblieb, dachte sie selbstverständlich, er wolle mit ihr ins Bett und habe nur keinen Mumm, das zu sagen. Nach zwei Jahren fragte er dann, ob er die Lisa heiraten dürfe. Da Frau Städing nicht nur Humor, sondern einen bereits ans Schwarze grenzenden Galgenhumor besaß, nahm sie die Enttäuschung mit Selbstironie hin. Der Clan der Städings zog nach patrilokaler Sitte dem Clan der Daniels nach und eröffnete in Brüssel, Knocke und Le Zoute Juwelierläden.

1929 oder 1930, als ich 14 oder 15 war, durfte ich Lisa dort besuchen. Es war eine Reise aus dem Lande der Kindheit in das der Erwachsenen. Von Berlin fuhr ich zuerst nach Frankfurt am Main, um dort bei der geschiedenen Frau des besten Freundes meines Vaters, des Direktors der Berliner Varietébühne »Skala«, Arthur Spitz, zu übernachten. Ich erinnere mich, daß ich ihr Haus im alten Westend der Stadt als außerordentlich mondän empfand und daß mich besonders die Art und Weise beeindruckt hat, mit der sie ihre Semmeln aß. Ich war am späten Nachmittag mit der Bahn aus Berlin angekommen und war nach einem Abendessen aus Kakao, Wurstbrot und Kuchen ins Bett gesteckt worden. Am nächsten Morgen, beim Frühstück im sonnigen Wintergarten, erstaunte mich als erstes, daß »Tante Claire« unsere Semmeln toastete (der erste elektrische Toaster, den ich je gesehen hatte) und daß sie zweitens den teigigen Inhalt ihrer Semmel herauspolkte und nur die gebutterte Kruste aß.

»Wieso tust du das?«

»Weil ich nicht dick werden will.«

Das war ein völlig neuer Gedanke, denn ich war so dünn, daß meine Eltern mich geradezu zwingen mußten zu essen, um dicker zu werden. Außerdem war bei uns das Geld stets so rar, daß jeder Brocken Nahrung sorgfältig gekaut wurde, damit ja kein Nährwert verloren ging. Eine Welt, in der man Essen wegwerfen konnte, schien mir sowohl exotisch als auch pervers. Beides zusammen faszinierte mich wie die Schlange das Kaninchen. Es hatte einen maßgeblichen Anteil an meinem sich langsam aus Mosaiksteinchen zusammenfügenden Bild der bürgerlichen Welt.

Gegen 9 Uhr fuhren wir mit dem vom livrierten Chauffeur der Tante Claire gesteuerten Auto nach Mainz, und dort setzte Tante Claire mich auf einen Rheindampfer, der mich bei strömendem Regen nach Köln brachte, wo mich irgendein anderer Freund meiner Eltern, ich habe vergessen wer, an der Schiffsstation abholte und in den Zug nach Brüssel setzte. Dort empfing mich nicht nur die ganze Familie Daniels/Städing am Bahnhof, sondern auch die Schwester des Henri mit ihrem Sohn Heino, der so alt wie ich war, aber höflich, gut erzogen, teuer gekleidet und wie aus dem Ei gepellt aussah. Ich verachtete ihn vom ersten Augenblick an, weil er so wohl angepaßt schien, und fürchtete ihn gleichzeitig als Rivalen um die Gunst der Lisa. Heute ist er mein bester und ältester überlebender Freund.

Der Aufenthalt in Brüssel und am Meer (Knocke, Le Zoute) war eine Katastrophe, ein einziger schmerzender, herzbrechender Alpdruck, denn hier wurde mir klar, daß

ich ein Kind und die Lisa eine verheiratete Frau war. Ich benahm mich unmöglich, provozierte eine Szene nach der anderen, keilte mich mit dem armen Heino herum und wurde endlich gegen Ende der Sommerferien wieder auf den direkten Zug nach Berlin verfrachtet. Ende der Kindheit.

Die Pubertät war furchtbar. Ich kenne nur wenige Menschen, die während dieser Jahre so entsetzlich gelitten haben wie ich. Die schiere sexuelle Not, der nagende Geschlechtshunger nahm solche Ausmaße an, daß ich zwei Jahre lang keine Nacht hindurch geschlafen habe. Ich erinnere mich an mein Bett als eine verschwitzte, zerwühlte Foltergrube, aus der man am Morgen wie gelähmt aufstand, um lernunfähig und mit verklebten Augen in die verhaßte Schule zu wandern: verhaßt, weil sie mir das von Erwachsenen gebaute Gefängnis darzustellen schien, in dem ich meine Zeit absitzen mußte, bis ich selbst erwachsen war und in die Arme eines wartenden Mädchens entlassen werden würde. In der Eisbar am Lietzensee, Ecke Witzleben/Steifensandstraße, saßen stets ältere Jungen mit älteren Mädchen in einer scheinbar gelockerten, in Wahrheit aber explosiv gespannten Atmosphäre des Geschlechterkampfes. Denn von der viel gerühmten Sexualreform, von der die fortschrittlichen Erwachsenen sprachen, war in dieser halb kleinbürgerlichen, halb großbürgerlichen Atmosphäre der Kaiserdammgegend in den zwanziger Jahren noch nichts zu spüren.

Es gab da zwei Mädchen, die große und die kleine Lusch, die mir der Inbegriff weiblicher Verführungskünste zu sein schienen. Sie waren beide blond, trugen ihr Haar

lang und offen, hatten eine Vorliebe für violette und rosa Kleider und gingen stets Arm in Arm, tuschelnd, kichernd und einmal – Höhepunkt meiner nächtlichen Verzweiflung – einander auf offener Straße küssend. Geplagt von wahnsinniger, nicht mehr zu bändigender Sehnsucht, sie zumindest zu berühren, rannte ich ihnen – ich muß zwölf gewesen sein – einmal im Park nach, zupfte mit beiden Händen an ihren Haaren, je eine Hand am Schopf des einen und des anderen Mädchens, erhielt mit Windeseile von der großen eine Ohrfeige und von der kleinen den verächtlichen Zuruf: »Blöder Lauselümmel, rei dir selber einen ab!«

Seltsamerweise habe ich während der ganzen Pubertät nie onaniert. Mir hat erst meine Freundin Marianne an meinem 16. Geburtstag das Onanieren beigebracht, und da war es eigentlich nicht mehr nötig, denn mittlerweile war ich von meiner Cousine Gerda mit Geduld und liebevoller Toleranz in die ersten Geheimnisse des Geschlechtslebens eingeführt worden. Diese Freundschaft entwickelte sich nach meiner Rückkehr aus Belgien und bestand darin, daß die Gerda mir mit mütterlicher Zärtlichkeit erlaubte, an ihr zaghaft herumzumanipulieren. Ich erinnere mich, daß sie in diesen Jahren einen orangenen, handgestrickten Pullover besaß, den sie über ihrer Bluse trug, denn er war sehr locker gestrickt und man hätte ohne Bluse so ziemlich alles gesehen, was es zu sehen gab. Und da gab es eine Menge zu sehen. Sie war sehr hübsch, mit 14 Jahren völlig entwickelt und im Gegensatz zur ersten Lisa sehr fraulich, mit großen Brüsten und in diesem Alter eher rundlich als schlank.

Meine Eltern hatten ein kleines Paddelboot und ein Zelt

gekauft. Das Boot lag in einem Bootshaus am kleinen Wannsee, und jeden Samstag fuhr ich mit der Gerda ins Grüne. Wir paddelten, bis wir einen ungestörten Platz fanden, bauten das Zelt auf, krochen hinein und zogen unsere Badeanzüge aus. Ich habe nie mit ihr koitiert, und sie hat auch nie versucht, mich manuell oder oral zu reizen. Ich habe beides erfolglos bei ihr versucht, und die Tatsache, daß sie meine Erfolglosigkeit nicht übelnahm, befreite mich von dem impotentmachenden Erfolgszwang, dem manche Männer ihr ganzes Leben lang unterliegen, und gab mir eine Sicherheit, die das spätere Sexualleben erleichterte und zur schuldfreien Freude machte. Sie half mir, den Körper einer Frau kennenzulernen, ihre Reaktionen zu verstehen, vor allem aber Angst und Unentschiedenheit bei ihr und in mir selbst abzubauen.

Mit 15 Jahren wurde sie sich ihrer Figur bewußt, begann sehr schlank zu werden, ohne ihre vollen, schönen Brüste zu verlieren, und wurde zu einem der berühmtesten Berliner Fotomodelle. Jahrelang prangte ihr Gesicht als das »Elida Mädchen« auf allen Berliner Autobuswänden. Zu meinem 16. Geburtstag hatte ich meine Eltern gebeten, mich mit meinen zwei besten Schulfreunden alleinzulassen und der Gerda vorschlagen zu dürfen, die beiden hübschesten Mädchen aus ihrer Modellagentur einzuladen. Meine Eltern waren großzügig genug, das zu akzeptieren, gingen ins Theater und ließen mich mit meinem dänischen Freund Herbert Louis Steinthal, dem Sohn des Berliner »Politiken«-Korrespondenten, und meinem sehr gut aussehenden Freund Günter Heymann, dem besten Tennisspieler meiner Klasse, in der Wohnung allein.

Ich hatte mir von meiner Tante Erna, der

unverheirateten jüngsten Schwester meiner Mutter, die nach dem Tode meiner mütterlichen Großmutter die Wohnung in der Roscherstraße geerbt hatte und dort Zimmer vermietete, die sehr gewagten, sehr guten Pastellzeichnungen eines Malers namens Kölplin gestohlen, der durchgebrannt war, ohne Miete zu zahlen, und hatte mit ihnen die ganze Wohnung drapiert. Bald traf die Gerda mit ihren beiden Freundinnen ein. Die eine hatte einen grünen Mantel mit Epauletten und soldatischen Messingknöpfen und sonst nichts an, trug ihr Haar kurz geschoren, hatte riesige Kulleraugen und sah aus wie ein Bettelknabe von Murillo. Das Echo der ersten Lisa klang mir entgegen. Die oder keine.

Die andere sah aus wie die damals berühmte Filmschauspielerin Brigitte Helm, blond, sehr schlank, mit einer griechischen Nase und einem wahnsinnig starken, moschusartigen Parfüm. Ich schwärmte zwar für Brigitte Helm, aber die Marianne hatte mich erobert. Wen damals die Gerda wählte und wen die andere sich nahm, weiß ich heute nicht mehr, aber nach kurzem Geplänkel zog sich jedes der Mädchen mit dem von ihr Erwählten in eines der bereitstehenden Zimmer zurück. Ich weiß auch nicht, was die anderen gemacht haben – unter uns war's nicht üblich, über solche Sachen zu reden –, aber ich weiß, daß das der Abend war, an dem ich entjungfert wurde und so ziemlich alle Varianten des heterosexuellen Geschlechtsverkehrs kennenlernte, die andere erst aus Büchern und manche nie erlernen. Die Marianne war sehr erfahren, hatte hauptsächlich mit älteren Männern gelebt und dabei viel gelernt, war selbstsicher, aber auch tolerant, geduldig und in ihrer eigentümlichen, sich stets über ihre eigenen

Schwächen mokierenden Art eine sehr mütterliche Frau. Sie hat mich nie geliebt, aber sie hat mir mit ihrer kameradschaftlichen, emotionsfreien, stets hilfsbereiten Güte eine *éducation sentimentale* mit auf den Weg gegeben, ohne die ich es im Leben schwerer gehabt hätte. Herbert Louis Steinthal hat sie dann geheiratet, nach Kopenhagen mitgenommen, sich von ihr getrennt und sie alleingelassen. Da hat sie sich umgebracht.

Die Eltern der Lisa II waren Kunden im Kinderbekleidungsgeschäft meiner Eltern, und da ich das kleine Mädchen, ein Jahr jünger als ich, von frühester Kindheit an gekannt hatte, war mir nicht aufgefallen, daß sie zur Frau geworden war. Erst eine beiläufige Bemerkung meines Vaters zu meiner Mutter, wie hübsch die kleine Lisa geworden sei, ließ mich aufhorchen. Sie war jetzt 15, blond, blauäugig, schlank, aber wie meine Cousine Gerda mit sehr schönen, großen Brüsten, trug meist hellrote Kleider, einen Florentinerhut und – wie es sich bald herausstellte – lustig geblümete Unterwäsche. Die Tatsache, daß ihr Bruder in der SA war, stellte eher einen erhöhten Reiz als einen Tadel dar, denn ich wollte sie nicht nur als Frau, sondern auch als Genossin gewinnen.

An anderer Stelle dieses Berichts über die kindlichen Einflüsse, die das Leben des Erwachsenen prägen oder zu prägen drohen, habe ich über das Ende dieser Affäre berichtet. Der Bruder und seine Freunde lauerten uns auf, verprügelten die Lisa und versuchten, mich zu kastrieren. Ich bin nackt entkommen und blutend beim nächsten Arzt gelandet, der mich zusammengeflickt hat. Gottseidank war's ein jüdischer Arzt, denn sonst wäre die Sache bekanntgeworden und meine Eltern hätten auch nach

meiner Flucht noch unter meiner Verantwortungslosigkeit zu leiden gehabt.

Ich habe hier meine Beziehungen zu Genossinnen im SSB und anderen politischen Gruppen ausgespart, weil dies keine Parade jugendlicher »Eroberungen«, sondern ein Versuch der Selbstanalyse sein soll. Über den politischen und sexuellen Einfluß dieser Genossinnen auf mein Denken und Handeln habe ich bereits an einem anderen Orte gesprochen. Ich will mich nicht wiederholen, aber hier sei doch noch einmal gesagt, daß ich mir keine bessere Form der menschlichen Kommunikation vorstellen kann als den Austausch von Zärtlichkeiten und Erfahrungen zwischen Menschen, die selbstlos und opferbereit für eine Verbesserung der Gesellschaft kämpfen. Der Sexualität haftet ein Sediment von Egoismus, Selbstsucht und Gier an, das nur dann überwunden werden kann, wenn die Liebenden einer gemeinsamen Sache dienen und wenn diese Sache frei von Egoismus, Selbstsucht und Gier ist.

Hier soll aber auch nicht verschwiegen werden, daß es mir ebensowenig wie vermutlich den meisten meiner Leser gelungen ist, das Aufflackern der Liebe zu verhindern, wenn es von jemandem entfacht wurde, der nicht im gleichen politischen Lager stand. Die drei Frauen, die den stärksten Einfluß auf mein erwachsenes Leben ausgeübt haben, waren zwar im vagen Sinne des Wortes »Linke«, aber keine von ihnen war damals politisch aktiv. Eva gehört der Gewerkschaft Druck und Papier an und redigiert jeden Monat eine kleine, von der Gewerkschaft finanzierte Zeitschrift, aber sie war bis vor kurzem in keiner Partei und arbeitet auch heute noch nicht in irgendeinem

Parteiamt. Auch die drei anderen, die ich hier E., M. und L. nennen will, waren in jener Zeit, als ich sie kennenlernte, politisch relativ untätig.

M. und ihre jüngere Schwester E. lernte ich in London im Jahre 1934 kennen. Es war ein kompliziertes Kennenlernen mit drei Fehlstarts. Das erstemal ging ich einholen in Doughty Street, und aus einem Fenster im ersten Stock hörte ich Porter Grainger und Long Green, Klavier und Posaune, und dann Bessies Worte:

I woke up this mornin'  
With an awful achin' head,  
Woke up this mornin'  
With an awful achin' head,  
My new man had left me  
Just a room and a empty bed.

Aha, dachte ich. Nicht »an empty bed«, sondern »a empty bed«, und in diesem Augenblick tauchte ein Gesicht am Fenster auf und dann eine Schulter und dann die zweite. Von der einen Schulter war das Nachthemd gerutscht, aber auf der anderen saß es noch, und das Gesicht war völlig verschlafen und sah aus wie Lupe Velez. Für die, die nicht mehr wissen, wer Lupe Velez war, will ich nur sagen, daß sie nicht gerade die größte Filmschauspielerin aller Zeiten war, aber eine Frau, die keiner vergessen kann, der sie je gesehen hat. Und hier, Wunder über Wunder, gab's also in dieser jazzfeindlichen, von keiner Blues-Kultur beleckten Stadt London ein Mädchen, das Bessie-Smith-Platten besaß und außerdem noch aussah wie Lupe Velez und obendrein nur ein paar Minuten entfernt von meiner eigenen Wohnung lebte, und die Sonne schien und alle

Vögel zwitscherten und Gott war in seinem Himmel in dieser besten aller denkbaren Welten, und ich versuchte, ein Klarinetten-Obligato zu pfeifen, und das Mädchen lachte und sagte: »Well, well, well!«, und ich dachte wieder einmal: Die oder keine! Aber da ich nicht wußte, wie man solche Träume zum Leben bringt, ging ich mit hochrotem Kopf weiter und piff sauer vor mich hin.

Das zweitemal hatte ich Douglas Fairbanks' Auburn Cord für ein ganzes Wochenende und fuhr Doughty Street entlang und hielt an und hupte Serenaden vor dem Haus meiner Auserkorenen. Aber es tat sich nichts, und nach einer Weile sah ein anderes Mädchen aus dem Fenster, und die war auch hübsch, aber das Gesicht war weicher und jünger, und ich hatte den Eindruck, sie müsse wohl größer sein als die, die ich haben wollte.

»You waiting for my sister?« fragte sie, und ich nickte, und sie sagte: »Well, she's away for the weekend. Call again next week.« Und ich Narr, ich nickte und sagte Dankeschön und hatte ein leeres Wochenende vor mir mit dem schönsten Auto der Welt und einem leeren Bett. Aber den Mut, die Treppe raufzuklettern und zu fragen, Na wie wär's denn statt dessen mit uns beiden Schönen, den Mut hatte ich nicht.

Das dritte Mal war, als mein Freund Heino Held, der Neffe der Lisa I, seinen Militärdienst in Holland antreten sollte und kurz vorher noch einmal nach London gekommen war, um Bücher zu kaufen und Filme zu sehen und Platten zu hören und die selben alten Bilder in der Tate Gallery noch einmal anzustarren. Da ich arm war und er reich, beneidete

ich ihn zwar nicht, weil er sich bei Zwemmer in der Charing Cross Road fünf Kunstbücher erstanden hatte, die ich leidenschaftlich gern auch besessen hätte, aber ich war doch traurig, daß ich mir voraussichtlich solche Dinge nie im Leben leisten können würde, und als wir in Russell Square Tube Station, meiner Untergrundbahnstation, angekommen waren und er nach Nord London, wo er bei Freunden wohnte, weiterfuhr, gab er mir die fünf Bücher und sagte: »Das ist für dich!«

Da der Zug nur kurz hielt und die Türen automatisch schließen, mußte ich raus, ehe ich meinen ganzen Dank ausrichten konnte. Und als der Zug weiterfuhr und ich noch winkte, da standen auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig die beiden Schwestern und winkten zurück, und ehe ich zum anderen Bahnsteig hinüber konnte, lief der Zug drüben ein, und das war das Ende des dritten Anlaufs.

Der vierte Anlauf erfolgte, als ein etwas prahlerischer Freund, der stolz auf seine Eroberungen war, mich fragte, ob ich bei einem Double Date, einer Verabredung mit zwei Mädchen, mitmachen wolle. Als ich zögerte, sagte er: »They're Weatherall-Girls, chum!« Nun muß man erklären, daß die Londoner Frauenmode der dreißiger Jahre eine Katastrophe war. Die Frauen zogen sich etwa so an wie heute die Königin oder gestern die Königinmutter. Simplizität, Linie, Stilgefühl waren nur in ihrer totalen Abwesenheit spürbar. Es gab aber einen einzigen Laden in London, der ursprünglich nur Regenmäntel verkauft hatte, dann aber Frauenkleidung aller Art mit einer sehr strengen, ein wenig lesbischen Note eingeführt hatte, und in diesen Laden pflegten wir alle unsere Freundinnen zu

schicken, damit sie sich mit Kleidung eindeckten, derer wir Patriarchen uns nicht zu schämen brauchten. Fanden wir mal Mädchen, die den Laden für sich selbst entdeckt hatten, so galten sie unter uns als Sensationen –

»Weatherall-Girls«, was man etwa als »Allwetter-Mädchen« oder »Mädchen für alle Jahreszeiten« übersetzen kann.

Die Zusage, daß dies Weatherall-Girls seien, erwirkte mein Ja, und an einem Samstagnachmittag trafen wir uns mit den Mädchen vor einem vereinbarten Ausgang des Leicester Square Untergrundbahnhofs. Die Damen waren pünktlich – auch schon eine Sensation –, und es waren natürlich meine beiden Schwestern. Als sie mich sahen, sagten sie unisono: »Ach, du bist das! Das hätte ich mir denken sollen!«

»Was?« sagte mein Freund. »Ihr kennt euch? Das hättet ihr mir aber auch vorher sagen können!«

»Aber wir wußten doch nicht, wen du eingeladen hast!« sagten wir zu dritt.

In seinem Entdeckerstolz gekränkt, packte mein Freund die jüngere Schwester beim Ellbogen und steuerte verärgert das Lyons Corner Haus in der Coventry Street an, wo wir unseren Brunch, unser kombiniertes Frühstück und Mittagessen, einzunehmen gedachten. Denn samstags standen wir nicht vor 12 Uhr auf, und unsere erste Mahlzeit fand meist erst am Nachmittag statt.

Als mein Freund schweigend mit der jüngeren Schwester vor mir her wandelte, nahm ich die ältere Schwester beim Arm und sagte: »Da wir uns bekanntlich schon seit so langer Zeit kennen, erlaubst du mir das vielleicht. Wie heißt du übrigens, damit ich keinen Fauxpas begehe?« Sie gab mir ihren Namen, eine merkwürdige

Verquickung eines spanischen Vornamens mit einem irischen Nachnamen, und wir spielten die Rolle alter Bekannter bis zum Abend weiter, und dann führte mein Freund die jüngere Schwester zu sich nach Hause und ließ mich mit M. allein. Wir wanderten Arm in Arm durch die warme Sommerlandschaft und kamen bei mir an und gingen ins Bett. Aber es war nicht das Übliche, denn wir hatten so intensiv miteinander gesprochen, daß der Gedanke des Zubettgehens unwesentlich geworden war, alles erfolgte mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß man uns für alte, seit Jahrzehnten verheiratete Eheleute hätte halten können. Ich erinnere mich noch, daß M. auf dem Bettrand saß, einen Strumpf schon abgestreift, den anderen in der Hand, und in die Geschichte, die sie mir gerade erzählte, so vertieft war, daß sie mindestens zehn Minuten so gesessen haben muß, nackt, aber immer noch mit einem Strumpf in der Hand, und dann erst, als die Geschichte zu Ende war, wurde sie der Lage gewahr und lachte und trudelte in meine Arme und gab mir einen Kuß und sagte: »So, nun wollen wir mal von was anderem reden.«

Es war immer so mit ihr, man fühlte sich wie verheiratet, es gab nie die geringste Spannung, wir waren so in die Geschichten vertieft, die wir einander erzählten, daß das Sexuelle zur Nebensache wurde, zu einer sehr angenehmen Nebensache, aber doch etwa so wie warmer Kakao oder wie ein Stück Kuchen, das die Mutter dem Kind hinsetzt, während es ihr brühwarm seine Schulabenteuer erzählt. M. war, wie alle meine Freundinnen, meine Mutter. Sie gab mir Ruhe, Frieden, Geborgenheit, Schutz,

aber sie war auch die faszinierendste Frau, die mir bis zu diesem Punkt meines Lebens begegnet war, und sie faszinierte mich, weil ihr Leben so völlig anders verlaufen war als das irgendeiner anderen, die ich bis dahin kennengelernt hatte.

Sie war die Tochter eines Feldwebels in der festen Armee des Vereinigten Königreichs, einer Armee, in der die Mehrzahl der Unteroffiziere Iren waren. Er hatte, während sein Regiment in Gibraltar stationiert gewesen war, eine spanische Frau geheiratet, war dann mit seinem Regiment nach Indien verlegt worden und war dort in einem Scharmützel mit aufständischen Bergbewohnern gefallen. Ein Jahr später war die Mutter an Malaria gestorben. Die beiden Mädchen, jetzt fünf und drei Jahre alt, waren in ein von der Armee finanziertes Kinderheim gesandt worden, aus dem sie im Alter von sieben und neun Jahren geflüchtet waren, als ein italienischer Wanderzirkus im Ort gespielt hatte. Dem hatten sie sich angeschlossen, waren Akrobaten geworden und hatten sich schließlich im Alter von 17 und 19 Jahren in London abgesetzt, als der Zirkus dort gastiert hatte.

Keine der beiden Schwestern hatte auch nur einen einzigen Tag in ihrem ganzen Leben in einer Schule verbracht. E. war von durchschnittlicher, M. von hoher Intelligenz. Beide waren sensitiv für alle Kunstformen, konnten Maler, Musiker und Autoren am Stil erkennen, sprachen fünf Sprachen akzentfrei und verstanden noch andere. Beide hatten viel gelesen, aber ihre Literaturkenntnisse waren unfassbar uneben. Neben profundem Verständnis gewisser, von der bürgerlichen Welt als »schwierig« betrachteter Autoren (Proust, James

Joyce, Virginia Woolf, E.M. Forster, Henry James) gab es riesige Lücken. Man kam aus der Überraschung nie heraus, jedes Gespräch war eine Expedition in ein völlig unbekanntes Land, die Enthüllung einer Seele, in der alles anders zuging als in der eigenen. Da ich seit langem vermutet hatte, daß Kinder, die von ihren Eltern zur Anpassung erzogen werden, im späteren Alter niemals mehr unabhängig denken lernen, bestätigte der Triumph der Intelligenz dieser beiden Schwestern über ihren totalen Mangel an schulischer und akademischer Bildung, daß die bürgerliche Erziehung unserer Tage den Menschen eher denkunfähig als zum denkenden Wesen macht. Jedenfalls waren diese Monate mit den beiden Schwestern nicht nur ein »Liebesabenteuer« im abenteuerlichsten Sinne des Wortes, sondern vor allem eine *éducation sentimentale, morale et intellectuelle*.

Am Tage nach unserer ersten Nacht ging ich zu M., um sie zum Abendessen einzuladen. Aber nur E., die Schwester, war zu Hause, und nun tat sie, was ich an dem Tage hätte tun sollen, als ich Douglas Fairbanks' Cord hatte. Sie sagte: »Won't I do?« Was etwa bedeutet: »Bin ich dir denn nicht gut genug?« So gingen wir also zu mir hinüber, und es war fast so gut wie mit M., weil die Chronik dieser beiden exotischen Lebensläufe einfach weiterlief und ich auch diese Nacht mehr als Heimkehr in ein verlorenes Land der Wahrhaftigkeit, Direktheit und Ehrlichkeit denn als sexuelles Erlebnis empfand. Beide Schwestern waren so völlig frei von jeder Manieriertheit, so absolut frei von Koketterie, daß jede Minute mit ihnen eine Offenbarung war. Durch ihre Existenz, durch ihr simples Dasein stellten sie alle anderen Menschen in

Frage. Man sah: Es geht auch so, man braucht nicht zu lügen, man braucht nicht Theater zu spielen, man braucht niemandem etwas vorzumachen; diese ganze patriarchalische »Kultur« ist kein Ballon, der Höhenflüge ermöglicht, sondern schierer Ballast.

Aber während M. den Konflikt zwischen ihrer Welt und der unserigen bewältigt hatte, ging E. an ihm zugrunde. Ich erinnere mich, daß ich in dieser Nacht aufwachte und sie ganz still neben mir lag und weinte. Keine Bewegung, kein Schluchzen, kein Krampf. Ich fragte: »Was hast du?« und nahm sie in die Arme und versuchte, sie zu trösten. Und dann sprach sie in einer so merkwürdig dissoziierten Weise, daß ich es nie vergessen habe. »Damals.«

»Was war damals?«

»Damals. Aber jetzt ist nur noch. Es ist eben alles so lange her, so schrecklich lange.«

»Was ist so lange her?«

Aber ich glaube, sie hörte mich nicht, denn sie sprach eigentlich nur mit sich selbst: »Wieso sind wir dahin gefahren? Welche Ferien? So lange her, aber jetzt sind das alles Mietshäuser, die Wälder haben sie zu Papier verarbeitet. Das war der andere Mann, der ihr Freund war, aber die Tageszeit stimmt schon. Heu, das muß also Juni gewesen sein, oder der Rauch der Reisighaufen, dann war's wohl Herbst.«

Ich habe dieses Sprechen, diese Art des Assoziierens später in all meinen Romanen verarbeitet. Sätze, die E. in jener Nacht gesagt haben, tauchen bis zum heutigen Tage in meinen belletristischen Arbeiten auf: »Wenn ich aufwache, nachts, und nicht schlafen kann, dann sage ich: Gott, laß mich nicht denken, laß mich nur diese eine Nacht

nicht denken. Morgen, wenn's hell wird, kann ich ja wieder denken, nur jetzt, lieber Gott, bitte laß mich nicht denken.«

Sie war so jung, 17, und das Ende war schon so deutlich und alles spielte sich bereits in der Vergangenheit ab. Ihr Körper war der einer Frau, ganz weich, alles zart und scheinbar knochenlos und nachgebend, man ging in sie ein wie in ein warmes Bett, und doch war es auch wie das Grab, es war die absolute Endgültigkeit.

M. stand mir näher, wir waren trotz unseres unterschiedlichen Lebenslaufs aus dem gleichen Holz geschnitzt, sie war zäher, klüger, nachdenklicher als E. Aber E.'s unendliche Einsamkeit, ihre Gefährdung durch alles, was ihr fremd war, durch die Lügen, die Korruption, die Jagd nach Geld und Macht, ihre schreckliche Verwundbarkeit ist mir ein Leben lang nicht aus dem Sinn gekommen. Beide Schwestern hatten überhaupt keinen Sinn für Geld. Da sie beide sehr gut gewachsen waren, schön geschnittene Köpfe besaßen und äußerst sprachbegabt waren, arbeiteten sie, wenn sie Geld brauchten, als Filmkomparsen. Aber sie arbeiteten nur, wenn sie wirklich Geld *brauchten*. Sie waren völlig frei von Geiz, gaben ihr Geld weg, als ob sie Millionäre wären, kannten den Gedanken nicht, daß der Mann die Frau aushält, zahlten für sich oder auch für mich, wenn sie Geld hatten, kannten aber auch keine Gewissensbisse, sich von mir trotz meiner Armut ins beste Restaurant einladen zu lassen, denn sie wußten, ich tat's, weil's mir selber Freude machte. Kurzum, es war der schiere Himmel, mit ihnen zu leben.

Die Erinnerung läßt mich nicht los. In allen meinen Romanen tauchen die Schwestern auf. Paula in *A Love*

*Story* und in *The Compromisers* ist M., Toni in *The Compromisers* und in *The Man who Loved Women* ist E., und Jeannie in *Tomorrow is Now* ist auch E. Magda in *The Man who Loved Women* und Monica in *Tomorrow is Now* sind Synthesen von M. und L., Ruth in *The Man who Loved Women* trägt Züge beider Schwestern. Mir kommt es merkwürdig vor, daß die Kurzgeschichte, die ich in englischer Sprache über die Schwestern geschrieben habe (und die weitaus besser als alles ist, was ich auf deutsch über diese Zeit meines Lebens schreiben kann), nie gedruckt worden ist. Mir scheint es das Beste zu sein, was ich fertiggebracht habe, aber offenbar ist es zu persönlich, um andere zu überzeugen.

Ein paar Monate nach der ersten Begegnung mit den Schwestern wurde ich krank und entwickelte wegen meiner völlig ungenügenden und falschen Ernährung eine fiebrige Magengrippe, die mich wochenlang nicht verlassen wollte. Ich dämmerte dahin in einem Niemandsland zwischen Lesen, Schlafen, Dösen und Fantasieren. Da ich damals in einer Wohngemeinschaft lebte, war ich daran gewöhnt, daß meine Mitbewohner hereinkamen, ohne zu klopfen, um sich Brot, Salz, Zigaretten, Milch oder was auch immer zu borgen. Man wachte nicht einmal auf, wenn das nachts geschah, es gehörte zur Landschaft des Hauses. Deshalb nahm ich es auch nicht wahr, als die Schwestern eines Nachts kamen. Ich wachte erst auf, und auch das nur halb, als die eine auf der einen Seite, die andere auf der anderen lag. Diese Nacht jedoch war die entscheidende meines erwachsenen Geschlechtslebens, sie hat alles geprägt, was nachher kam. Es war die Rückkehr zur

Urszene in Altdamm, und sie hat Róheims spätere Vermutung ausgelöst, daß der heterosexuelle Geschlechtsverkehr für mich stets das Substitut dieser Erfahrung bleiben würde. Jedenfalls ist die Erinnerung dreimal in drei verschiedenen Formen in meinen Büchern durchgebrochen – in *The Compromisers*, in *Tomorrow is Now* und in *The Man who loved Women*. Róheim meinte, ich schreibe meine Romane, wie andere Leute zum Analytiker gehen: um mit der Vergangenheit fertigzuwerden, um das Verdrängte aus seinem Versteck zu locken, um das Unbewußte bewußt zu machen, um den Ballast der Vergangenheit abzuwerfen. Ich glaube nicht, daß das stimmt, aber ich habe auf Róheims Vorschlag hin oft darüber nachgedacht, von welcher Frau ich glaube, daß ich ein ganzes Leben lang zufrieden mit ihr zusammensein könnte. Das sind nur zwei. Die eine hat mich geheiratet und ich bin ihr dankbar dafür: das war Eva. Die andere hätte mich geheiratet, wenn ich nicht bereits verheiratet gewesen wäre: das war L. und dafür bin ich auch ihr dankbar.

Über L. habe ich nur zweimal im Leben geschrieben. Monica und Magda tragen einige ihrer Züge, aber auch nur wenige, und dies wohl, weil es hier nichts zu verdrängen gab. Wir sind einander so ähnlich, daß wir Zwillinge sein könnten, und so kam es, daß mir alles an ihr bekannt schien, als hätten wir schon ein Leben miteinander verbracht. Ich lernte sie 1947 in Paris kennen, als John Grierson mich aus Kanada geholt hatte, um ihm zu helfen, die UNESCO-Filmabteilung aufzubauen. Er hatte, wie er sagte, einen Kardinalfehler begangen, indem er sich einen völlig ungeeigneten Mann für diesen Posten aus England

geholt hatte, den er nun nicht mehr loswerden konnte, außer ihn zu befördern: »A terrible man, one of those English dry sticks, wie've got to kick him upstairs if it kills us!« Als Schotte verachtete er die Engländer, aber ich habe das peinliche Gefühl, daß der Mann, über den er sich so oft lustig machte, selbst ein Schotte war, wenn auch ein verborgener.

L. war eine der Assistentinnen, die mein Vorgänger mir hinterlassen hatte. Ein anderer Assistent war Roger Shattuck, der später ein distinguiertes Romanist geworden ist, Autor eines vorzüglichen Buches über Apollinaire und einer berühmt gewordenen Studie über die Symbolisten, *The Banquet Years*. Ich werde ihm stets dankbar sein, daß er mich in ihrem letzten Lebensjahr der Freundin und Erbin Gertrude Steins, Alice B. Toklas, in einer Île-St.-Louis-Wohnung voller Braques und Picassos vorgestellt hat. Sie sah aus wie eine sehr alte, sehr kluge Spitzmaus, und keine alte Dame außer Colette hat mich je im Leben so beeindruckt.

UNESCO, wie ich an anderer Stelle gesagt habe, war ein entsetzliches Erlebnis: ein Riesenapparat, der keine andere Funktion zu haben schien, als sich selbst zu perpetuieren, dazu die steuerfreien Gehälter und die diplomatischen Privilegien, die uns völlig aus der Welt der Normalbürger mit ihren Nöten und Sorgen herauskatapultierten – all das machte Paris für mich häßlich und trotz meiner großen Liebe zu dieser Stadt nahezu unerträglich. Nur L. half mir, mit einigermaßen klarem Kopf dort überleben zu können. Für zwei Arbeitsbesessene wie L. und mich ist jeder Tag, an dem man keine nützliche Arbeit leistet, ein verlorener Tag, der schwer auf dem

Gewissen lastet. UNESCO, dieser bürokratische Olymp des perfekten Nichtstuns und totalen Leerlaufs, war nur erträglich, indem man einander tröstete und außerhalb der »Arbeit«, für die man bezahlt wurde, sich wirkliche Arbeit suchte, auf die man stolz sein konnte.

L. lebte in einer Arbeitergegend. Wenn man zu ihr kam, fühlte man sich nicht mehr als UNESCO-Schmarotzer, sondern als Mensch unter arbeitenden Menschen. Der Winter war kalt, und trotz unserer Pfründe kamen auch wir nicht an Kohle heran. Der Strom war rationiert, man mußte nachts aufstehen, um zu kochen, zu bügeln, zu waschen. In ihrer kleinen Arbeiterwohnung ging das wie am Schnürchen. Ich habe nie eine andere Frau erlebt, die mit solcher Leichtigkeit, einem scheinbar totalen Mangel an Anstrengung, ihre Hausarbeit verrichtete, und da ein solcher Satz bei Feministinnen sofort als Evidenz gilt, daß hier ein Patriarch spricht, will ich hinzufügen, daß ich den größten Teil meines Lebens einen eigenen Haushalt geführt habe, alle Hausarbeit, die der bürgerliche Mann seiner Frau aufbürdet, selbst zu tun gelernt habe, ein Kind zu einer Zeit aufgezogen habe, in der mir niemand helfen konnte, und wegen Evas körperlicher Behinderung auch heute noch ein wenig mehr Hausarbeit tue als der »normale« emanzipierte Mann.

Ich weiß also, wovon ich spreche, wenn ich sage, daß L. einem stets das Gefühl gab, die Hausarbeit erledige sich in ihrer Gegenwart von selbst. Es war, als ob L. nur eine katalytische Funktion ausübte, die den Prozeß der Hausarbeit automatisch in Bewegung setzte. Viele Jahre später und in einer anderen Stadt gab sie einmal für mich eine Party, zu der mehr als fünfzig Personen eingeladen

waren. Wenige Stunden, ehe die ersten Gäste kamen, lagen wir noch im Bett, weil wir einander so lange nicht gesehen hatten. Und dann, während sie badete und sich gemächlich anzog und lachend mit mir plauderte, begann das Essen zu brodeln. Fünf oder sechs Töpfe waren zugleich auf dem Herd, alles wurde zur rechten Zeit fertig: keine Hast, auch scheinbar kein Nachdenken, absolute Souveränität. Ich habe das einmal in der Figur der Magda in *The Man who Loved Women* zu schildern versucht, aber es ist mir nicht gelungen.

Ich gehe auf diesen Punkt ein, weil er mir in der Zeit der Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Emanzipationsstrategien von besonderer Bedeutung scheint. Daß Hausarbeit, wenn sie als Pflicht empfunden und nicht aus Überzeugung gewählt wird, eine verdummende Wirkung hat, weiß jeder, der je einen eigenen Haushalt geführt hat. Nur unwissende Patriarchen sprechen von der »edlen und veredelnden Arbeit der Frau und Mutter«. Andererseits wirken sich die im Namen der Emanzipation von manchen Feministinnen erhobenen Angriffe gegen die Hausarbeit als einer grundsätzlich verdummenden Aktivität äußerst demoralisierend aus – und zwar auf Männer genauso wie auf Frauen. Hausarbeit muß ja auch in Frauenwohngemeinschaften geleistet werden, und sie wird auch in zukünftigen sozialistischen Gesellschaften noch nicht von Spezialisten übernommen werden können. Sie ist also eine Realität, mit der wir fertig werden müssen. Gerade in emanzipierten Familien, wo Frauen und Männer sich alle Arbeiten teilen, stellt die grundsätzliche Kritik an der Hausarbeit aber das Risiko dar, den Stolz und die Selbstsicherheit des Haushälters, sei

dies nun Frau oder Mann, zu brechen. Je mehr die Haushaltsarbeit verteufelt wird, desto schlechter wird sie getan. Je schlechter sie getan wird, desto widerwärtiger wird sie. Je widerwärtiger sie einem vorkommt, desto mehr neigt man dazu, sie zu verteufeln.

Dieser Teufelskreis ist nur überwindbar, wenn man an der Hausarbeit, wie an jeder anderen Arbeit, Stolz entwickelt; wenn man sie trotz eigener emanzipatorischer Gesinnung (genauer: eben *wegen* emanzipatorischer Gesinnung!) so gut wie irgend möglich leistet und dadurch jene Entfremdung überwindet, die Arbeit zur Qual werden läßt. Arbeit führt ja nicht etwa deshalb zur Entfremdung, weil sie verdummt, sondern sie verdummt, wenn sie entfremdet ist. Selbst monotone, nerventötende Fließbandarbeit kann eine Zeitlang ertragen werden, wenn man als Sozialist in einem sozialistischen, von den Arbeitern selbst besessenen Betrieb tätig ist und (wie bei LIP) das Gefühl hat, der ganzen Arbeiterklasse ein Vorbild zu geben. Sobald man aber eine Tätigkeit ausübt, die als ausbeuterisch empfunden wird, dann leidet man unter ihr, selbst wenn sie nicht monoton ist. Das gilt für Fabrikarbeit genau wie für Hausarbeit und sollte eine Warnung an uns alle sein, uns nicht den Stolz auf einen gut organisierten Haushalt vergraulen zu lassen. Ein schlampiger Haushalt ist keineswegs »emanzipierter« als einer, der klappt. Und es ist schon bemerkenswert, daß Frauen und Männer, die es fertigbringen, bei ihrer Berufstätigkeit einen gewissen Stolz zu empfinden, auch jene sind, die das bei der Hausarbeit fertigbringen.

L. jedenfalls war erstaunlich in der Perfektion, mit der sie alles tat, was sie in die Hand nahm, sei es im

Berufsleben, sei es im Privatleben. Sie hat meine Überzeugung geprägt, daß Männer und Frauen, die da behaupten, sie hätten keine Zeit fürs Kochen, weil sie wichtige andere Dinge zu tun haben, sich selbst täuschen. Wer das eine kann, kann auch das andere. Und wer das eine für unwürdig hält, der wird früher oder später auch das andere als unwürdig empfinden.

L. hat heute in London ein großes, gastliches Haus in der Harley Street, ihr Mann ist ein kluger, gut aussehender Gynäkologe, sie hat drei liebenswerte, intelligente Kinder geboren und aufgezogen, ihr Haushalt klappt heute mit der gleichen magischen Perfektion wie ihr kleiner Arbeiterhaushalt vor dreißig Jahren in Paris, und sie hat trotzdem Zeit gehabt, die weitaus beste, erfolgreichste Schule für autistische Kinder in England aufzubauen. Ich kenne drei Psychiater, die meinen, sie sei überhaupt die verlässlichste Autorität der Welt zum Thema des kindlichen Autismus.

E. habe ich zum letzten Male in London im Jahre 1948 gesehen. Nach langer Abwesenheit in Kanada und Frankreich war ich zum erstenmal nach England zurückgekehrt. Ich hatte in meinem alten Lieblingslokal in Soho zu Abend gegessen und ging zu Fuß zu dem einzigen Hotel in London zurück, das ich wirklich liebe, das Stafford, in der winzigen, in den Green Park hineinführenden Sackgasse St. James's Place, wo man mitten in London in absoluter Ruhe (und damals noch im Anblick grasender Schafherden) schlafen und essen und einander lieben kann. Auf dem Wege dorthin sprach mich eine Frau in Old Bond Street an, und es war E., aber sie hat mich nicht

erkannt, und ich wollte nicht zugeben, daß ich sie erkannt hatte. So sagte ich: »No, not tonight«, und sie nickte und ging weiter. Ich sah an ihren Pupillen, daß sie unter Drogen stand, wahrscheinlich Kokain, ich habe ein Auge dafür, nicht als Psychoanalytiker, sondern als Jazzmusiker: man lernt da manches, und man lernt es sorgfältiger als mancher Arzt. M. habe ich nie wieder gesehen. Ich höre, sie hat ein Kind von einem ehemaligen Freund aus der Zeit, in der ich noch Jazz spielte. Und ich höre, sie ist heute mit einem Violinisten verheiratet, von dem Freunde, die ihn gehört haben, mir sagen, er sei ein Genie. Seit genau vierzig Jahren habe ich sie nicht mehr gesehen.

Jeder von uns zeichnet in Zuständen der Spannung oder auch der Langeweile bestimmte Stricheleien vor sich hin. Beim einen sind es Ornamente, beim anderen Zahlen, beim dritten Gesichter. Mein Kritzelgesicht hatte nichts mit irgendeinem Wesen zu tun, das ich je gesehen hatte. Es rekonstruierte keine Erinnerung und stellte auch keineswegs einen Wunschtraum dar. Es war zwar ein Frauengesicht, aber es war ganz und gar nicht das Gesicht der Frau, die ich mir wünschte. Als ich aber zum erstenmal eine Frau sah, die genau so aussah wie mein Kritzelgesicht, dachte ich einen Augenblick lang, daß mein Herz zu schlagen aufgehört hätte. Alle anderen im Raum verschwanden wie ausradiert. Nur wir zwei blieben übrig und steuerten prompt wie Marionetten an den Strippen einer uns bedienenden Hand aufeinander zu und sagten gleichzeitig im gleichen Ton absoluter Sicherheit: »Sie müssen NN sein!«

Beide Vermutungen waren falsch, ich war keineswegs

der, den sie in mir vermutet hatte, und sie war keineswegs die, für die ich sie hielt. Die verzauberte Sekunde der Liebe auf den ersten Blick hatte sich nicht als Illusion (das wäre noch zu ertragen gewesen), sondern als Frace herausgestellt. Dies war die Frau, die mich später geheiratet hat, Eva Geisel, Tochter des deutschen Ingenieurs, der die erste Osram-Fabrik in England erbaut hatte, und deshalb glückliche Besitzerin eines englischen Passes, denn sie war 1912 in London geboren worden. Unser Treffen fand bei »Netta« Koutane statt, diesem Glücksengel der sozialistischen Flüchtlinge in London, die uns allen als Genossin und großzügige Gastgeberin in dankbarer Erinnerung geblieben ist.

Später stellte sich heraus, daß es doch einige merkwürdig konspirative Züge in den anonymen Kräften gab, die uns zusammengebracht hatten. Ich war sowohl im Grunewald-Gymnasium wie in der Karl-Marx-Schule in der gleichen Klasse mit Irene, der Tochter des marxistischen Publizisten Alfons Goldschmidt, Gründer des *Gelsenkirchner Tageblatts* und der Marxistischen Arbeiterschulen (Masch), gewesen, und hatte oft von ihr Schallplatten geborgt, die sie ihrerseits einer Freundin mit den Initialen EG entsteit hatte. Das waren Platten von Brecht und Weill, von Eisler und Ernst Busch, aber auch Kleinkunstmusik von Friedrich Holländer, Grete Mosheim und Marlene Dietrich. Sie alle trugen die mit einer Nagelfeile an den Plattenrand gekratzten Buchstaben EG. Dies also war die EG, die ich, ohne sie je zu Gesicht bekommen zu haben, seit meinem 15. Lebensjahr kannte. So etwas verbindet zwei Menschen, selbst wenn sie einander nie gesehen haben.

Wir gingen an diesem Abend zusammen von Netta weg und wanderten, ohne uns abgesprochen zu haben, in Richtung des erbärmlichen kleinen Bloomsbury-Hotels, in dem ich wohnte (Glenrosa Hotel, 3 Grenville Street, London W.C.1). Ich schmuggelte sie erfolgreich in mein Zimmer, faßte kühn unter ihren Pullover und wurde mit dem vertröstenden Kommentar belohnt, daß aus der Sache etwas werden könne, wenn ich mich ein wenig geduldiger aufführte. Ich sagte zu, brachte sie zu der einzigen Straßenbahn (mit offenem zweitem Stock!), die damals noch nach Hampstead, wo sie wohnte, in einstündigen Abständen die ganze Nacht hindurch fuhr, und ging in taumelig glücklichem Zustand in mein Hotelzimmer zurück, denn in einer Woche wollte ich in meine Wohngemeinschaft umziehen, und dort endlich erhoffte ich mir eine sturmfreie Bude.

Wir hatten uns auf diesen Termin hin verabredet, aber obgleich ich es gewesen war, der die Wohnung gefunden und die Möbel für die beiden anderen gebaut hatte, machten sie mir nicht auf, die Banditen, und ließen mich mit meiner vertrauensvollen Freundin draußen stehen. Selten wurde Vertrauen mit einer größeren Blamage belohnt. Die Tatsache, daß sie mir – oder meinen Wohngenossen – vergeben hat, war die Grundlage unserer Ehe. So verschob sich unsere erste Nacht um drei Tage, aber es hatte sich gelohnt, denn es war das Beste, was mir bis dahin in meinem Liebesleben widerfahren war. Wir erkannten, daß wir zueinander paßten, die gleichen Wünsche, die gleichen Erwartungen, die gleichen Hoffnungen, aber auch die gleichen Möglichkeiten der Erfüllung besaßen. Es schien eine Affinität zu sein, die ein

Leben lang dauern könnte.

Aus ihren Erzählungen entnahm ich, daß ihre Eltern den meinen ähnlich waren: ehrliche, verlässliche, pünktliche, autoritätsgläubige, politisch naive Bürger ohne den geringsten Sinn fürs Geschäftemachen. Und so schien sie, die Tochter, mir auch die gleichen Stärken und Schwächen wie ich selbst von den Eltern mitbekommen zu haben: Selbstsicherheit, Ichstärke, Verlässlichkeit, Hilfsbereitschaft, Lebensfreude, Zuversicht und eben deshalb auch totale Unfähigkeit, eine »Karriere« zu planen, keinen Sinn für Geld und kein Interesse am Geldverdienen, dagegen aber Fleiß und Freude an der Arbeit. Wir waren uns auch darin ähnlich, so schien es mir, daß wir unfähig sind, irgend jemandem irgend etwas vorzumachen. Wir können nicht schauspielern, wir können unsere Gedanken und Gefühle nicht verbergen, unsere Gesichter sind nackt, jeder kann jederzeit ablesen, was in uns vorgeht: Freude oder Trauer, Interesse oder Langeweile, Liebe oder deren Abwesenheit.

Hier ist eine Frau, sagte ich mir, die sich mir gegenüber genauso verhalten wird, wie ich es ihr gegenüber tun werde. Man wird sich auf sie verlassen können wie auf die eigene Hand, den eigenen Kopf, das eigene Herz. Sie wird nie auf den Gedanken kommen, den anderen zu belügen, zu übervorteilen, auszubeuten oder zur Ausbeutung und Übervorteilung anderer anzustiften. Sie wird aber auch ihren eigenen Weg gehen wollen, und das ist gut so, denn wer das nicht tut und sich statt dessen an den anderen klammert, den kann man nicht respektieren. Und wen man nicht respektiert, den kann man auch nicht lieben. So schien es mir jedenfalls in jenem Winter des Jahres 1933,

als wir uns kennenlernten, und da ich hier keine objektiven Erkenntnisse, sondern subjektive Entwicklungsstufen beschreiben will, sollen auch die Fehltritte jener Jahre nicht verschwiegen werden. Ich bildete mir damals ein, ich sei großzügig, fair und weltmännisch, als ich ihr sagte, sie dürfe sich nicht an mich binden, weil ich mir das harte Los des Widerstandskämpfers auserwählt hätte und ihr nicht die Chance einer normalen Ehe rauben wolle. Gerade das machte es natürlich um so schwerer für sie, sich von mir zurückzuziehen.

Als ich merkte, daß es für sie kein Zurück mehr gab, begann ich mir vorzumachen, daß sie sich ja nicht aus Gründen der traditionellen weiblichen Selbstaufopferung an mich binden wollte und daß ich nie mit der Überheblichkeit des Patriarchen von ihr verlangt hätte, sie solle bei mir bleiben. »Wenn du das Leben mit mir durchstehen willst«, pflegte ich zu sagen, »dann nehme ich das dankbar als ein Geschenk an. Als das Geschenk eines selbständigen, autarken und stolzen Menschen, der eine Wahl getroffen hat, von der er meint, sie könne der eigenen Entfaltung größere Möglichkeiten bieten, als man sie im Alleingang realisieren kann.«

Große Worte. Leider sah die Realität ganz anders aus. Eva hatte einen Freund in Deutschland zurückgelassen, an dem sie sehr hing. Deshalb war ich für sie anfangs nur ein Substitut für den anderen gewesen: ein Kind, dem man die Rudimente des Erwachsenen-Geschlechtsverkehrs beibringen konnte (sie ist drei Jahre älter als ich), und diese Tatsache hatte zweifellos einen starken erotischen Reiz für sie. Aber ich war nicht willens, sie aufzugeben. Meine Zuversicht, die nie ein Nein als endgültig akzeptiert,

wehrte sich gegen den Rivalen, und in jahrelangem, mühseligem Kampf um die Geliebte gelang es mir schließlich, sie ihm, der heute mein Freund ist, zu entführen. Das waren vier Jahre der intensivsten Werbung, die ein Mann betreiben kann, wenn er wirklich entschlossen ist. Aber wenn ich heute behauptete, daß der Kampf ohne Rückschläge und ohne Zeiten völliger Hoffnungslosigkeit verlaufen sei, dann würde ich mir und dem Leser etwas vormachen.

Die Zeit mit M. und E. liegt *nach* dem Winter des Jahres 1933. Es war eine der vielen Intervalle, in denen Eva und ich glaubten, es sei aus. Eva hatte sich einem Dritten zugewandt, der weniger gebieterisch als ich auf den endgültigen Verzicht der Beziehungen zu dem daheimgebliebenen Freund pochte. Für mich, der nie von Eifersucht geplagt worden ist und nie zu verstehen vermocht hat, was andere (»normale«) Männer meinen, wenn sie von »ihren« Frauen verlangen, sie sollten ihnen »treu« bleiben, war der Kampf um Eva nie ein Kampf um die Exklusivität des Geschlechtsverkehrs (eine für mich schlechthin perverse Denkform), sondern stets nur einer um politische Moral. Selbst wenn ihr Freund seinen taktischen Pakt mit Hitler und der NSDAP nicht aus Überzeugung, sondern nur des Überlebens halber geschlossen hatte, so schien mir dies bereits eine solche Selbstentwürdigung, daß ich nicht verstehen konnte (oder wollte), wie meine Geliebte einem solchen Menschen ihre Liebe gewähren konnte.

Zeit und Geographie waren natürlich auf meiner Seite. Obgleich er einmal auf ein paar Wochen nach London kam und sie zweimal ihren Urlaub mit ihm im neutralen Ausland

verbrachte, wirkte sich die Tatsache, daß ich immer und er nur selten da war, zu meinen Gunsten aus. Das bedeutete keineswegs, daß Eva und ich nun zusammenlebten oder auch nur den Gedanken gefaßt hätten, je zusammenzuleben. Aber Eva war aus Hampstead nach Mecklenburgh Square gezogen, in ein Boarding House, das direkt um die Ecke von unserer Wohngemeinschaft lag, und so bestand zumindest die Möglichkeit, einander täglich zu sehen.

Was uns in diesen vier Jahren aneinandergelockt hat, war neben der simplen Gewohnheit auch unsere Armut. Ihr ging es ein wenig besser als mir, weil sie eine schlechtbezahlte, aber immerhin doch bezahlte Stellung als Redakteurin einer mehrsprachigen Wochenzeitung hatte. Ich verdiente außer durch gelegentliche Zeitungsartikel in den ersten beiden Jahren meines Londoner Exils überhaupt nichts. Für heutige Bundesbürger, selbst für jene, die von Arbeitslosenunterstützung leben müssen, ist es unmöglich – ich habe das experimentell erprobt –, sich das Elend, den Hunger und die Entbehrungen vorzustellen, unter denen meine Generation im Exil aufgewachsen ist. Vielleicht verdanken wir einen Teil jener intellektuellen Arroganz, die manche Jüngeren uns mit Recht vorwerfen, den für sie nicht mehr vorstellbaren Opfern, die wir unserer Überzeugung gebracht haben.

Wenn ich mir in der Zeit zwischen meinem achtzehnten und neunzehnten Lebensjahr eine einzige warme Mahlzeit pro Woche leisten konnte, so erinnere ich mich an sie wie an ein Fest. Ich lebte von Brot, Margarine und Wasser. Gemüse war Luxus, Obst ein Traum und Fleisch eine Utopie. Bis zum 27. Lebensjahr habe ich kaum einen

Tropfen Alkohol zu mir genommen – nicht etwa aus antialkoholischer Überzeugung, sondern weil ich mir nicht einmal ein Glas Bier leisten konnte. Ich erinnere mich an eine Weihnachtsmahlzeit im Jahre 1934 oder 1935, als Eva und ich je zehn Schilling zusammengekratzt hatten, um uns bei Poggioli, dem damals preiswertesten italienischen Restaurant unserer Gegend, je ein Fleischgericht und je einen Nachtisch leisten zu können. Als wir, die einzigen Gäste am Heiligen Abend, gerade zu essen anfangen, setzte die von uns allen geliebte und verehrte Kellnerin Angelina uns eine Flasche Wein auf den Tisch. Eva sagte bestürzt, aber stolz wie immer: »Wir haben das nicht bestellt!« Angelina legte ihre große, von der Arbeit gezeichnete Bauernhand auf Evas Schulter und sagte: »Carina, compliments of the house.« Mit den besten Wünschen des Wirts also. Ich erinnere mich, als ob es heute wäre, daß wir beide, Eva und ich, hilflos zu weinen begannen. Es geschah nicht oft in jenen Jahren, daß jemand gut zu uns war.

Wie kann man einer Generation, die mit 15 oder 16 schon das erste Moped besitzt, eine solche Armut, aber auch einen solchen Stolz des Triumphs über Armut klarmachen? Ich zahlte für ein unmöbliertes, ungeheiztes Zimmer ohne Wasser und ohne Klo einen Mieteanteil von 8 Shilling pro Woche an die Wohngemeinschaft. Der Raum war 2,50 × 3,50 m groß. Auf den Fußboden hatte ich mit Reißzwecken sauberes Sacktuch genagelt, das alle drei oder vier Monate erneuert wurde. Alte Orangenkisten, braun gebeizt, waren meine Bücherschränke. Eine auf dem Flohmarkt gekaufte, auf vier Ziegelsteinen ruhende Matratze war mein Bett. Meine gesamte Habe lag in sorgfältig aufgestapelten Pappkartons, die meine Eltern

mir monatlich voller Eßwaren zusandten. Geld durften sie mir nicht senden. Für 10 Shilling hatte ich mir im Gebrauchtwarenladen einen wackligen Kindertisch und für 5 Shilling einen Stuhl gekauft. Auf diesem Tisch und diesem Stuhl entstanden die Zeitungsartikel, von denen ich lebte. Wenn Eva mich besuchen kam, mußte ich den Tisch (und danach den Stuhl auf den Tisch) aus dem Fenster hinaus auf das flache Dach des Nachbarhauses stellen, denn das Zimmer war mit Bett und Bücherschränken und Pappkartons so voll, daß man einander nicht einmal umarmen konnte, solange der Tisch noch im Zimmer war.

Und trotzdem waren wir glückliche Menschen. Ich habe ein solches Glück, eine solche Freude, einander im Bett trösten zu können, niemals bei einem Mädchen oder Jungen der Generation meiner heutigen Studenten wiederfinden können. Es ist, als ob das Glück mit den Widerständen wächst, die seiner Realisierung im Wege stehen. Worte fehlen mir, um zu beschreiben, wie unfaßbar glücklich wir waren. Eine so totale Erfüllung der sexuellen Wünsche, wie wir sie damals ineinander fanden, scheint heute selten geworden zu sein. Die sexuellen Tabus waren damals noch so intensiv, daß das Durchbrechen der Verbotsschranke allein schon einen Durchbruch zu ungeahnten Ekstasen bedeutete. Wir waren uns bewußt, zu einer so winzigen Minderheit zu gehören, daß jede Geste, jede Einladung, jeder Blick uns das Gefühl gab, dieser Elite sexuell freier Menschen anzugehören. Jeder Vergleich mit den anderen, den Reichen rings um uns herum, schien uns zu beweisen: Ihr habt das Geld, wir aber haben das Geheimnis des Lebens!

Ich denke an die »Hermitage«, jenes uralte, baufällige,

mittlerweile längst abgerissene Haus in Bloomsbury, in dem ich damals wohnte, mit einem unbeschreiblichen Heimweh zurück. Kein Ort auf der Welt vor- oder nachher hat mich je so glücklich gemacht wie dieses ärmliche Haus, in dem wir alle arm waren. Und aus dem Glück dieser Armut entnehme ich meine Zweifel an der Reichtumsideologie der CDU/CSU und meine Überzeugung, daß nur der Weg des Sozialismus Zufriedenheit, Glück und Selbsterfüllung bringen kann. Nur solange wir täglich den Beweis vor Augen haben, daß unser Nachbar so arm ist, wie wir selbst es sind, aber ebenso hart daran arbeitet wie wir, den anderen ein besseres Leben zu vermitteln, vermögen wir jenes vergessene Glück der Gleichheit und Solidarität wiederzufinden, auf dem die heute verlorene Zuversicht meiner Generation von Sozialisten beruht, daß die Welt veränderlich ist und der Mensch morgen besser sein wird.

Für den im Exil arbeitenden, politisch tätigen, von Armut und Hoffnungslosigkeit täglich Bedrohten hat die liebende und geliebte Partnerin eine unvergleichlich größere Bedeutung als für den relativ gesicherten Bürger. Die Liebe im Exil ist die täglich wiederholte Entdeckung der Heimat im Körper des geliebten Menschen. In der Erinnerung des anderen lebt die verlorene Stadt weiter, als sei sie nie verloren worden. Deshalb ist die Stadt für den Mann auch immer weiblich: *die* urbs, *die* polis, *die* Metropole, die »Stadt der Mutter«, die Stadt *als* Mutter, die Mutterstadt.

Unser Leben, Evas und meins, hat aber nicht nur aus Trennungen von der Heimat bestanden, sondern auch aus

Trennungen von der Ersatzheimat, dem Körper des geliebten Menschen. Am 11. März 1938 marschierte Hitler nach Österreich ein, am 12. August rief er die allgemeine Mobilmachung aus, am 10. Oktober besetzte er das Sudetenland, am 19. März 1939 Böhmen und Mähren, am 21. März das Memelland. Am 27. April kündigte er das Marineabkommen mit England auf, am 1. September besetzte er Danzig und marschierte in Polen ein, am 3. September erklärte mein Gastland meinem Heimatland den Krieg, am 17. Mai 1940 wurde ich als staatenloser Ausländer deutscher Geburt in London interniert und am 4. Juli nach Kanada deportiert. Da Eva als britische Staatsbürgerin zum Nationaldienst verpflichtet war, durfte sie England nicht verlassen. Auch gab es während des Krieges keinen Zivilschiffverkehrsverkehr zwischen England und Kanada. Deshalb schien die Hoffnung, einander je wiederzusehen und Kinder zu haben, gespenstisch klein. Selbst nachdem ich am 11. Juli 1941 aus der kanadischen Internierung entlassen und in John Griersons Hände übergeben worden war, sah unsere gemeinsame Zukunft – Evas und meine – schwärzer als schwarz aus. Daß wir es trotzdem geschafft haben, verdanken wir keinem Geringeren als Karl Marx.

Denn Eva war an seinem 60. Todestag nach Highgate gepilgert und hatte dort an seinem Grab einen Reeder kennengelernt, der ihr erklärt hatte, man könne durchaus nach Kanada, nur müsse man (a) via New York fahren und (b) eine staatswichtige Tätigkeit in Kanada ausüben. Zu Punkt (a) könne er ihr verhelfen; zu Punkt (b) half Grierson, der ihr eine Stellung im kanadischen Staatsdienst verschaffte. Am 14. Mai 1943 kam sie nach dreiwöchiger,

von U-Booten verfolgter Atlantikpassage in Ottawa an, am 23. Mai heirateten wir, und am 16. Juli 1947 wurde unser Sohn Stephen in Ottawa geboren.

Damit war die Zeit der Trennungen aber keineswegs vorbei. Vom Oktober 1947 bis zum Juni 1949 waren wir wiederum getrennt, weil Grierson mich zur UNESCO nach Paris geholt hatte. Danach entführte mich Orson Welles nach Casablanca und Frascati, wo Eva am 6. Juni 1949 mit Stephen ankam. Aber vom 23. September 1949 bis zum 27. Januar 1951 lebte ich wieder allein, weil Eva sich spinale Kinderlähmung zugezogen hatte und zu ihrer Mutter zurück wollte. In dieser Zeit habe ich das Kind so gut wie möglich zu versorgen versucht. Vom 21. März 1960 bis zum 1. August 1961 lebten wir noch einmal in verschiedenen Ländern, weil sie eine gute und interessante Stellung bei dem größten Verlag Englands, der Oxford University Press, hatte und mich nicht nach Deutschland begleiten wollte, als ich den Ruf erhielt, ein Bundesfernsehen aufzubauen.

Von den zehn Jahren unserer vorehelichen Gemeinschaft haben wir also rund drei Jahre separat voneinander verbracht, und von den 34 Jahren unserer Ehe wieder rund fünf in verschiedenen Ländern. Ich glaube, daß das das Beste war, was uns geschehen konnte, denn dadurch konnten wir praktische Vergleiche mit anderen Sexualpartnern vornehmen (und das stärkte die Ehe ungemein), und zweitens erhält man nach der Rückkehr stets ein neues und verändertes Bild des anderen. Man entgeht der allzu großen Gewöhnung des täglichen Zusammenkluckens, und man gewinnt durch das Zusammenleben mit anderen Partnern eine veränderte

Perspektive zum Ich und zum eigenen Partner. Ich habe jedenfalls trotz vieler Argumente mit Eva nie das geringste Bedürfnis nach Trennung oder gar Scheidung empfunden, und ich glaube, daß auch Eva trotz des Kammers, den ich ihr oft bereitet habe, nie ein solches Bedürfnis verspürt hat.

Die Versuchung, sich mit anderen Partnern einzulassen, ist natürlich um so größer, je »erfolgreicher« man nach bürgerlichen Maßstäben ist. Kaum einer in der bürgerlichen Welt wird so von Männlein und Weiblein umworben wie der Chef eines großen bürgerlichen Unternehmens. Und da die Massenmedien in jeder Hinsicht als Multiplikatoren dienen, findet sich auch der Chef eines bürgerlichen Massenmediums – einer Zeitung, einer Zeitschrift, einer Fernsehanstalt, einer Filmgesellschaft – in »multiplizierter« Weise umworben.

Es gehört ein gutes Stück Willenskraft dazu, sich bei jedem Freundschaftsbeweis der männlichen Kollegen daran zu erinnern, daß die Freundschaft weniger der Person als der Stellung gilt. Und es ist noch schwieriger, jeder Frau gegenüber den Vorbehalt aufrechtzuerhalten, daß die Zuneigung, die einem entgegengebracht wird, vielleicht mehr von jenen bürgerlichen Virilitätssymbolen, Macht und Geld, als von der eigenen Person ausgelöst wird.

Jedenfalls geschah es, daß ich während meiner Amtszeit als Programm- und Produktionschef des Adenauer-Fernsehens von Freundschaft der Männer und Zuneigung der Frauen geradezu überwältigt wurde. Als unsere Dachorganisation, das Deutschland-Fernsehen, aber vom Bundesverfassungsgericht verboten wurde, hörten Liebe

und Freundschaft mit dem erwarteten Temperatursturz auf. Einer der wenigen, die mir nach der Auflösung des »Freien« Fernsehens treu geblieben sind, war der Cheflektor des damaligen Hamburger Verlags Rütten + Loening, Dr. Horst Ferle, zu dessen Verdiensten es gehört, Rolf Hochhuth »entdeckt« zu haben, ihn zum Schreiben des *Stellvertreters* bewogen und ihm in den Jahren seines Selbstzweifels Mut zum Weitermachen gegeben zu haben.

Ich hatte ihn durch Eva kennengelernt, weil sie unter ihrem Mädchennamen eine Anzahl von D.J. Enright-Gedichten ins Deutsche übersetzt hatte. Ferle hatte sich ihren Namen notiert, um sie bei seinem nächsten Englandbesuch als Übersetzerin für seinen Verlag zu gewinnen. Auf seiner Liste der Autoren, deren Rechte er für den Verlag erwerben wollte, stand aber auch ich. Da er sie nur als Eva Geisel, mich nur als Ernest Borneman kannte, erzählte er ihr in London, er habe die Absicht, den englischen Verleger André Deutsch aufzusuchen, bei dem gerade mein vierter Roman, *The Compromisers*, erschienen war, und fragte sie, was sie von diesem Autor halte. Sie antwortete: »Diesem Autor gegenüber habe ich einen blinden Fleck.«

Zwei Jahre später, als Eva ihre Stellung bei Oxford University Press aufgegeben hatte, um in Deutschland die Redaktion der Zeitschrift *Der Übersetzer* zu übernehmen, trafen wir Ferle während der Frankfurter Buchmesse am Stand des Verlags Paul List, dessen Cheflektorat er übernommen hatte, nachdem Rütten + Loening an Bertelsmann verkauft worden war. Wir luden ihn zu uns ein, und als er in meinem Frankfurter Haus die ganze Reihe der Romane sah, die ich in englischer Sprache

geschrieben hatte, fragte er mich, ob ich nicht einmal versuchen wolle, etwas auf deutsch für ihn zu schreiben.

Ich sagte, ich hätte ein zwiespältiges Verhältnis zur deutschen Sprache und könne keine deutsche Belletristik schreiben, da ich all jene Erfahrungen, aus denen der »schöpferische« Schreiber seine Kräfte rekrutiert, erst in England gemacht hätte. Damit meinte ich, daß literarische Werke, darunter auch scheinbar asexuelle, sich nur als Produkte sexueller Erfahrungen verstehen lassen, und daß man – Conrad und Nabokov zum Trotze – solche Werke nur in der Sprache des Landes schreiben kann, in dem man seine prägenden Sexualerlebnisse gehabt hat. Diese Ansicht vertrete ich noch heute, und deshalb bezweifle ich, ob ich je in der Lage sein werde, einen Roman oder ein Gedicht in deutscher Sprache zu schreiben.

Ferle hatte aber gar nicht an Belletristik gedacht, sondern an Sexualwissenschaft, denn damals gab es mit Ausnahme der beim Fachverlag Ferdinand Enke in Stuttgart erscheinenden »Beiträge zur Sexualforschung« (Bürger-Prinz, Giese *et al.*) nur wenige ernsthafte Veröffentlichungen über Sexualwissenschaft. Zwar gab es Laien wie Oswald Kolle, die »erfolgreiche« Aufklärungswerke schrieben, und am Horizont konnte man bereits die ersten Wogen der anrollenden Pornowelle erkennen, aber die Gruppe der bedeutenden jungen Sexualforscher, die das Bild der deutschsprachigen Geschlechtsforschung seitdem maßgeblich verändert hat – Sigusch, Schorsch, Schmidt, Reiche – war noch nicht in Erscheinung getreten, und auch die Gruppe jüngerer Sexualpädagogen, die den Begriff der »nichtrepressiven« Geschlechtserziehung populär gemacht haben – Kentler,

Amendt, Koch, Kerscher – war noch nicht im Druck aufgetaucht. Was Ferle wollte, war ein psychoanalytisches Sexuallexikon, frei von Fachterminologie, frei aber auch von schlüpfrigen Illustrationen und frei vor allem vom Anklang an die »Sittengeschichten« der Weimarer Republik.

So schrieb ich dann, auf meinen in englischer Sprache entworfenen *Psychoanalytischen Studien zur Sexualanthropologie* aufbauend, in sechs Jahren jenes zweibändige *Lexikon der Liebe*, das sich wegen seiner Weigerung, solche Worte wie »Sexualität« oder »Erotik« im Titel zu verwenden, zwischen sämtliche erdenklichen Stühle gesetzt hat. Die erste Auflage erschien 1968, und da sie sich trotz guter Rezensionen nicht halb so gut verkaufte wie die »illustrierten« Sexualenzyklopädien anderer Verlage, druckte List im Jahre 1969 eine zweite Auflage mit dem Titel *Lexikon der Liebe und Sexualität*. Diese Auflage hat Verlagsgeschichte gemacht, weil sie von zwei Buchgemeinschaften gleichzeitig übernommen und in zwei verschiedenen Großoktavausgaben unter zwei verschiedenen Titeln in den Jahren 1969 und 1970 nachgedruckt worden ist: als *Sexuallexikon* von der Büchergilde Gutenberg in Frankfurt am Main und als *Lexikon der Liebe und Erotik* vom Deutschen Bücherbund in Stuttgart und Hamburg. Später erschienen Übersetzungen ins Holländische, Französische und Italienische. Eine Übersetzung ins Englische wird gegenwärtig vorbereitet. Das Buch hat die Mängel der Zeit, in der ich es geschrieben habe, und es trägt den Stempel meiner eigenen unfertigen Entwicklung als Sexualforscher. Ich hatte von verschiedenen Lehrern

verschiedene Impulse erhalten: Wilhelm Reich hatte mich zur Erforschung des Zusammenhangs zwischen Gesellschaftsordnung und Paarungssitten ermuntert, Malinowski zum Studium des Geschlechtslebens »primitiver« Gesellschaften, insbesondere des Ödipuskomplexes in matrilinearen, matriloalen Kulturen, Childe zur Erkundung der Geschlechtsverhältnisse in vorpatriarchalischen Gesellschaftsordnungen, Róheim zum Studium des kindlichen Sexuallebens und zur Überprüfung der Freudschen Libidotheorie anhand von Kinderversen. Ich hatte jeden Vorschlag innerhalb der Grenzen meiner Fähigkeiten und meiner Mittel zu realisieren versucht. Aber ich war noch nicht auf den Gedanken gekommen, zwischen diesen Arbeiten einen Gemeinnenner herzustellen; ich hatte noch nicht begonnen, die Grundlagen einer an der Psychoanalyse orientierten, sich aber von ihr abwendenden Sexualpsychologie zu erarbeiten; ich war noch fern davon, eine kritische, vom Marxismus lernende, historisch operierende, dialektisch denkende, materialistisch verankerte Sexualwissenschaft anzustreben. Das begann erst mit der Schlußfassung des *Patriarchat*, in den Vorlesungen am Psychologischen Institut der Universität Salzburg und in den Vorträgen der Jahre 1972 bis 1977.

Im Gegensatz zu meiner politischen Arbeit dachte ich in den Jahren 1961 bis 1968 auf sexualwissenschaftlichem Gebiete eher elitär als sozial. Die Liebe schien mir eine Fähigkeit zu sein, die man weder erklären noch erlernen könne. Da gibt es, dachte ich, zwei Arten von Menschen, und die bleiben ihr Leben lang einander so fremd wie der Arbeiter dem Unternehmer. Der eine denkt zuerst an seine

Mitmenschen und ist also mit einer gewissen Liebesfähigkeit begabt; der andere denkt zuerst an sich, seine Laufbahn, seine Karriere, seinen Aufstieg, sein Bankkonto, seine Altersversorgung und ist deshalb zur Lieblosigkeit verdammt. Ähnlich schien es mir mit der Sexualität zu stehen: der eine ist mit dem Talent gesegnet, seine sexuellen Partner befriedigen zu können, meinte ich, und der andere wird es nie lernen, einerlei wieviel er sich darüber auch den Kopf zerbricht.

Daß hinter dieser »zivilisierten« Fassade ein elitärer Anspruch steckte, konnte mir kaum verborgen geblieben sein. Aber wenn er mir je bewußt geworden war, dann hatte ich ihn offenbar schnell wieder verdrängt. Wenn man mich in dem Jahrzehnt zwischen meinem 20. und 30. Geburtstag darauf ansprach, pflegte ich gern Louis Armstrong zu zitieren, der vom Jazz gesagt hatte: »Wenn du fragen mußt, was das ist, wirst du's nie verstehen!« Wer aus Bücher zu erfahren hofft, wie man sich oder seinen Partner zufriedenstellt, der ist bereits entgleist, dachte ich. Und als Beweis pflegte ich die großen Liebesbücher der Inder, Chinesen, Araber und Perser zu zitieren, die eben *keine* Aufklärungswerke, sondern philosophische, rituelle und allegorische Studien der Sexualität waren. Sie setzten voraus, daß der Leser längst *getan* hatte, was er da las. In diesem Sinne schien mir der bürgerliche Gedanke der sexuellen »Aufklärung« dann auch das organische Pendant des Muckertums.

Die amerikanische Gynäkologin Barbara Bross hat einmal in einem ihrer Frauenbücher gesagt: »Die Aufklärungswerke, die ich als junges Mädchen gelesen habe, waren für mich etwa so nützlich wie ein Handbuch

über die Paarungsgewohnheiten des Schneehuhns für einen Elefanten. Die Leserin, die da angesprochen wurde, hatte nicht die mindeste Ähnlichkeit mit mir oder irgendeiner meiner Altersgenossinnen. Was in diesen Büchern stand, interessierte mich nicht, und was mich interessierte, stand nicht drin. Denn das Mädchen – die junge Frau! –, die ein solches Buch kauft, sehnt sich entweder so nach Geschlechtsverkehr, daß sie einen Mann und kein Buch braucht. Oder sie hat so wenig Instinkt für Liebe, daß ein Buch ihr bestimmt nicht helfen kann.«

»Instinkt für Liebe« – was ist das? fragte ich mich, als ich das las. Daß Männer Frauen (und Frauen Männer) begehren, schien mir nicht notwendigerweise etwas über Liebe auszusagen. Daß manche Frauen heiraten, damit sie nicht außerhäuslich zu arbeiten brauchen, und daß manche Männer heiraten, um möglichst billig versorgt zu werden, schien mir eher ein Beweis gegen als für den sogenannten Liebesinstinkt zu sein. Daß ein bestimmter Mann eine bestimmte Frau und keine andere haben will und daß bestimmte Frauen auf bestimmte Männer fixiert sind, schien mir schon näher an den Kern der »Liebe« heranzukommen, aber in einer paradoxen Weise, denn hier schien mir nicht der Paarungstrieb, sondern sein Gegenteil zu herrschen: eine *Einschränkung* des Paarungstriebes. Je selektiver die Paarungen werden, dachte ich, desto geringer wird ihre Anzahl. Damit reduziert sich der Nachwuchs, statt gefördert zu werden.

Natürlich könnte dies bedeuten, daß die »Liebe« von der Natur beabsichtigt ist, um Überbevölkerung zu verhindern. Es könnte aber auch bedeuten, daß sich das genetische Erbe der Gattung durch »Liebe«

verschlechtert, statt sich durch natürliche Zuchtwahl zu verbessern. Denn die Qualitäten, die einst der Auslese des Lebenstüchtigsten dienten, wirken sich in der auf »Liebe« beruhenden bürgerlichen Gesellschaft keineswegs mehr positiv aus. Wenn es darum geht, Zahlen zu jonglieren wie im höheren Unternehmertum, ist Körperstärke nur noch von geringem Nutzen. Muskelkraft, Geschwindigkeit der Beine, physischer Mut helfen bestenfalls dem Leistungssportler, aber nicht einmal mehr dem Soldaten, denn der bringt sich dadurch eher um, als wenn er wegen körperlicher Schwächen vom Militärdienst befreit wird. Auch Intelligenz wirkt sich negativ aus, denn der Kluge durchschaut das Prinzip der Verdinglichung, von dem die ganze Marktwirtschaft abhängt, und dissoziiert sich von ihr: er sucht sich einen Beruf aus, der möglichst wenig mit der Marktwirtschaft zu tun hat, und tritt einer Partei bei, die sich gegen die Marktwirtschaft und die Verdinglichung wehrt. »Eine Leistungsgesellschaft, die als einzige Leistung die Anpassungsleistung honoriert« (Henryk M. Broder), fördert nur einen einzigen Typus: den des Opportunisten, denn er ist der eigentliche »Erfolgsmensch« des spätbürgerlichen Zeitalters.

Nun mag Opportunismus dem individuellen Überleben durchaus nützlich sein, aber er schadet mit Sicherheit dem kollektiven Überleben, weil er keine Impulse zum Neuen weckt. Auch die der Fortpflanzung dienenden Fähigkeiten wie Potenz und Fruchbarkeit sind nicht mehr erforderlich. Nur der Zuhälter und der Pornoschausteller brauchen vielleicht besondere Potenz, für alle anderen Zwecke genügt das übliche Maß. Die breiten Hüften der gebärfähigen Frau sind kein Schönheitsideal mehr im

Zeitalter der Zweikinderfamilie, und Ammenbrüste sind im Zeitalter des knabenhaften Ideals eher hinderlich. Schlägt die Mode dann um zum großbusigen Pin-up, so dient die Brust noch immer nicht zum Stillen, sondern als Sexualattribut und darf deshalb nicht vom Säugling deformiert werden. Bei beiden Geschlechtern wirkt sich der oft als Liebe bezeichnete Prozeß der sexuellen Partnerwahl in der bürgerlichen Gesellschaft also haargenau *gegen* die natürliche Zuchtwahl aus.

In diesem Sinne wird dann auch die Tatsache verständlich, daß das Ideal der »Liebe« in unserer westlichen Gesellschaft zum erstenmale von weiblichen und männlichen Homophilen verkündet wurde. Sie setzten Paarung nicht mehr mit Fortpflanzung gleich und bewerkstelligten damit den historischen Durchbruch zu einer nicht mehr auf Nachwuchs abzielenden und auch nicht mehr durch Angst vor Nachwuchs getrübt Sexualleidenschaft. Das war selbst für die Griechen ein Novum, denn ihre relativ freie, von Scham und Schuld nur wenig berührte Sexualfreude wurde jahrhundertlang durch die Angst vor Leidenschaft eingeschränkt. Körperliche Freude, ja. Sobald sie aber zur Abhängigkeit wurde, sahen die Griechen darin einen Wahn, eine von den Göttern gesandte Strafe.

Als Sappho und Sokrates sich nun für die gleichgeschlechtliche Liebe einsetzten, so taten sie das nicht zur Rechtfertigung der Homophilie (das wäre bei den Griechen, die dies längst geduldet hatten, auch gar nicht nötig gewesen), sondern zur Rechtfertigung der *Leidenschaft*, das heißt einer geschlechtlichen Bindung, die ihre Sanktion gerade dadurch erhielt, was die Griechen

bis dahin als Rache der Götter betrachtet hatten: durch eine gegenseitige Abhängigkeit, die zum Selbstmord oder zum Dahinsiechen führen konnte. Hier tauchte zum erstenmal in der Geschichte des Abendlandes der Gedanke einer schicksalshaften, vom Bewußtsein der unvermeidlichen Trennung geprägten *passion* auf, einer Liebe, die untrennbar vom Leiden ist.

Die Liebe wurde also gesellschaftsfähig, indem sie sich durch ein Hintertürchen einschlich: als Leidenschaft des Mannes für einen Knaben, der Frau für ein Mädchen. Erst als die Dichter die Freuden der gleichgeschlechtlichen Liebe lange genug besungen hatten, begann die Gesellschaft, die Idee der heterosexuellen Liebe zu akzeptieren. Leidenschaft in der Ehe wurde jetzt zum erstenmale stubenrein, streifte zum erstenmale den Makel des Lächerlichen ab. Die lebenslange heterosexuelle, ausschließliche Leidenschaft zweier Menschen füreinander begann damit den Verdacht des Krankhaften, der von den Göttern verursachten Heimsuchung, zu verlieren.

Ein bezeichnender Aspekt dieser neuen Leidenschaft lag darin, daß sie sich fast ausschließlich am Äußeren eines Menschen entzündete. »Liebe auf den ersten Blick« entflammt nie am Charakter, am ethischen Wert, an der Weisheit eines anderen, sondern nur an seinem Aussehen, seinem Geruch, seinem Gang, seiner Stimme, der Textur seiner Haut. Keines dieser physischen Merkmale sagt etwas über die Liebesfähigkeit aus. Das verführerisch aussehende Mädchen mag sich im Bett als langweilig oder frigide erweisen. Der Filmstar, der Popsänger, der muskelstrotzende Athlet mag ein Reinform sein, weil er nur an seinem eigenen Körper, nicht aber an dem einer Frau

interessiert ist.

»Liebe auf den ersten Blick« entspricht also in keiner Weise den Ansprüchen des Paarungstriebes. Ebenso wenig entspricht sie dem, was Liebe im heutigen bürgerlichen Sinne sein sollte: Dankbarkeit für erwiesene Güte, Erinnerungen an gemeinsames Glück, gemeinsame Bindung an die gemeinsamen Kinder und vieles andere, das seinen gemeinsamen Nenner darin findet, daß es auf den Erfahrungen der Vergangenheit, nicht auf den Hoffnungen der Zukunft aufgebaut ist.

Daß ein Mann, der jahrelang mit einer Frau gelebt hat, für sie mehr empfindet als für andere Frauen, ist selbstverständlich. Daß ein Mann aber etwas Besonderes für eine Frau empfindet, die er in diesem Augenblick zum erstenmal sieht, ist nur als eine Form des Fetischismus verständlich. So habe ich auch meine Bemerkung über meine erste Begegnung mit Eva und den fetischistischen *déjàvu*-Effekt des zum Leben erweckten Kritzelgesichts gemeint. So wie im Fetischismus stets ein selbstzerstörerischer Faktor mitschwingt, so ist das ganze Sammelsurium dessen, was die bürgerliche Welt unter Liebe versteht, eine Sammlung selbstzerstörerischer Elemente, die sich über Jahrhunderte hinweg im Geschlechtsleben unserer Klassengesellschaften niedergeschlagen haben.

Wir haben aus den Mutterreligionen des vorhellenischen Altertums nicht die beharrenden, aufbauenden, sozialisierenden Aspekte des Femininen, sondern nur die dämonischen übernommen: nicht Sophia, die Weisheit, sondern Eva, die Verführerin. Wir haben aus all der Vielfalt der hellenischen Kultur ausgerechnet das Ideal der Liebe

als Leidenschaft adoptiert und haben es mit dem beängstigendsten Konzept der klassischen Tragödie gepaart: dem Konzept, daß das tragische Schicksal nicht aus Schlechtigkeit, sondern aus Unwissenheit erwächst und deshalb unvermeidbar ist. Damit war die Dämonisierung der Liebe vollzogen.

Dann kam das Christentum, und wiederum entnahmen wir nicht die Barmherzigkeit der Agape aus der allumfassenden Humanität des Christus, sondern die paulinische Frauenangst und Frauenfeindlichkeit, den Sadomasochismus der Anachoreten, der Geißler, der Inquisitoren, der Puritaner. Von den Arabern, siebenhundert Jahre lang Herrscher über Spanien, entlehnten wir das Konzept des Kismet, das zwei füreinander bestimmte Liebende zusammenführt und ihr Schicksal fortan bis in den unvermeidlichen Tod regiert. Von den Minnesängern, den Trobadores, kam die Verknüpfung der Liebe mit dem Tod, der volkstümliche Niederschlag des wohlgehüteten Geheimnisses der manichäischen Lehre: daß die Erfüllung des Eros dessen Negierung ist.

De Sade führte diese Konzepte zu ihrem logischen Ziel, zur Definition der Liebe als Zerstörung. Und die gesamte späte Romantik – Baudelaire, Rimbaud, Verlaine und ihre Epigonen, der gotische Kult in England, die »tristezza della voluttà« in Italien – knüpfte an de Sade an und formte das Ideal einer Liebe, die in der Zerstörung des einen Liebenden und der Selbstzerstörung des anderen den Preis der Leidenschaft sah.

So wie Romeo und Julia für uns in klarster Form die Tragödie der Liebe darstellen, so stellt der Balkon das

Geheimnis ihrer Liebe dar: das Hindernis. Wo kein Hindernis besteht, besteht keine Liebe. Was der Liebende in der Klassengesellschaft liebt, ist also nicht die Geliebte, sondern das Hindernis, das der Erfüllung im Wege steht. Liebe ist Sehnsucht, denn mit der Erfüllung verfliegt sie. Deshalb muß der Liebende sterben, ehe die Leidenschaft in der Gewohnheit erstickt. Der Tod als Flucht vor der Realität ist das eigentliche Geheimnis der westlichen Liebe.

»Madam«, sagt Hemingway, »alle Geschichten, wenn man sie bis zum Ende erzählt, hören mit dem Tode auf, und der Mann, der Ihnen das vorenthält, ist kein wahrer Erzähler. Jede Geschichte einer monogamen Liebe endet mit dem Tod, und der Mann, der monogam ist, mag zwar oft glücklich leben, aber er stirbt am einsamsten. Im Tode gibt es keinen einsameren Menschen als den, der viele Jahre mit einer guten Frau gelebt hat und sie dann überlebt. Wenn zwei Menschen einander lieben, kann es kein happy end geben.«

Hemingway vollzog im Selbstmord den Ritus, den seine Erkenntnis ihm vorgeschrieben hatte. Wie viele andere, die an die bürgerliche Liebe glauben, haben den gleichen Mut zur gleichen Konsequenz? »All die, die die Liebe erfahren haben, sind von ihr gezeichnet«, sagt er am Ende des berühmten Gespräches im 11. Kapitel von *Death in the Afternoon*. »Selbst nachdem die Liebe vorbei ist, bleibt der Liebende gezeichnet mit dem Zeichen des Todes.« Und mit der todgeweihten Unschuld des Stieres tritt der Bürger in die Arena, in der der geliebte Mensch ihn töten wird. Selbst der dümmste, der häßlichste, der unliebsamste Bürger schließt der Wahrscheinlichkeit gegenüber beide Augen und trabt hoffnungsvoll in die Arena der Liebe,

hoffend, daß ihm, der weder so schön ist wie ein Filmstar noch so klug wie ein Gelehrter, weder so reich wie ein Millionär noch so machtvoll wie ein Herrscher, die ideale Frau, der ideale Partner beschieden sein werde. Dieses ideale Wesen wird all die Tugenden des guten Menschen mit all der Dämonie des Don Juan, der Eva, der Messalina verbinden. Es wird nie krank werden, nie arm sein, nie Launen zeigen, nie aus dem Mund riechen und nie sterben.

Wir alle wissen, daß es solche Wesen nicht gibt. Aber wir verschließen dem Wissen unsere Ohren und versuchen in dem kleinen Mädchen, das wir zufällig kennengelernt haben, unsere Kleopatra zu sehen. Wir heiraten sie, weil die Sache zur Gewohnheit geworden ist. Oder weil wir ein Kind erwarten. Etwa ein Drittel aller Ehen in der westlichen Welt wird nicht aus Liebe geschlossen, sondern um eine Abtreibung zu vermeiden und »dem Kind einen Namen zu geben«. Oft beschließen die künftigen Eltern, noch ehe sie verheiratet sind, sich scheiden zu lassen, sobald das Kind geboren ist. Oft lieben sie einander nicht.

Eines Abends, im Auto oder im Elternzimmer, geschah »es«. Es war nicht so schön, wie man sich's gedacht hatte. Beide waren nicht ganz nüchtern, und deshalb hat er die ganze Geschichte schon längst vergessen, wenn sie ihm fünf Wochen später sagt, daß sie schwanger ist. *Er* kann sich nicht vorstellen, daß so eine kleine Sache so große Folgen haben kann, und glaubt deshalb, daß sie *lügt*, wenn sie sagt, daß *er* und nur *er* der Vater sein kann. *Sie* kann sich nicht vorstellen, daß *er's* *wirklich* vergessen hat, und glaubt deshalb, daß *er* lügt.

Aber sie setzt ihm zu, bis ihm nichts anderes übrigbleibt,

als sie zu heiraten. Ihre Familie setzt seiner Familie zu. Seine Mutter sagt: das Mädchen ist schuld. Ihre Mutter sagt: der Mann ist schuld; er will sich nur drücken. Alle sind gegeneinander verbittert. Wenn bis dahin noch Reste von Zuneigung übriggeblieben waren, so verfliegen sie jetzt.

Die ersten Ehewochen werden zur Hölle. Beide haben keine Ahnung, wie man einen Haushalt führt. Der Mann hat keine Ahnung, wie man eine Frau behandelt, und die Frau hat keine Ahnung, was sie mit ihm anfangen soll. Eine eigene Wohnung können sie sich nicht leisten. Also leben sie bei den Eltern oder bei fremden Leuten als Untermieter. Daraus entstehen täglich neue Konflikte. So beginnen die »Liebenden«, einander zu hassen. Die kleinen Manieriertheiten, die kleinen Schwächen, die menschlichen, allzu menschlichen Angewohnheiten, die wir alle haben, die wir aber einander verzeihen, wenn wir wirklich zueinander passen, werden unerträglich, wenn wir in dieser Weise aus mißverstandenen Pflichtgefühl heiraten.

Sie sagt »schönen Dank«, »schönen guten Tag«, »schönen Abend«, und er glaubt, daß ihm der Kopf platzt, wenn er das Wort »schön« noch einmal zu hören bekommt. Sie meint, daß sie verrückt wird, wenn er nicht aufhört, sich dauernd hinterm Ohr zu kratzen. Und trotz allem glauben alle beide noch immer, daß sie eines Tages (wenn sie nur endlich geschieden sind!) einen anderen Menschen finden werden, der »der Richtige« ist. Das wird Liebe auf den ersten Blick sein. Bei dem (oder bei der) wird alles klappen. All unsere Wünsche werden endlich erfüllt werden. Das wird die wahre Liebe sein.

Wir glauben an die wahre Liebe wie das Kind an den Weihnachtsmann. Wie ist ein solcher Glaube unter Erwachsenen verständlich? Die Antwort ergibt sich in historischer Perspektive aus dem schwindenden Glauben an höhere Wesen, aus der Krise der Religion, deren Platz die Liebe heute eingenommen hat. Aber sie erwächst auch aus dem schwindenden Glauben an die Politik als Mittel zur Lösung menschlicher Probleme. Zur Zeit der Französischen Revolution, als das Bürgertum noch in bitterer Opposition zum Feudalismus stand, gab es berechtigte Hoffnungen, daß die *menschlichen* Probleme sich lösen ließen, wenn man nur endlich die *politischen* Probleme lösen könne. Als das Bürgertum zur Macht gekommen war und die menschlichen Probleme sich noch immer nicht gelöst hatten, ja in vieler Hinsicht gravierender geworden waren, glaubte Marx (nicht ohne Grund), daß man sie lösen werde, wenn man nur die Herrschaft des Bürgertums brechen könne. Als aber die Herrschaft des Bürgertums in vielen Ländern bereits gebrochen war und die alten sexuellen Probleme nicht gleich von selbst aufhören wollten, da schwanden bei den Ungeduldigen, den Zaghafte und den Wetterwendischen die Hoffnungen, daß sich menschliche Probleme mit politischen Mitteln lösen ließen. Der bürgerliche Westen hatte seinen Glauben an die Politik als ethisches und kulturelles Werkzeug verloren. In das Vakuum trat der Glaube an die Allmacht der geschlechtlichen Liebe – der letzte Glaube einer agnostischen Zivilisation.

Es ist kein Zufall, daß dies genau in jenem Stadium der menschlichen Entwicklung geschah, in dem wir zum erstenmal in gewissen Ländern einer Mehrheit der

Bevölkerung jene Privilegien zukommen lassen konnten, die bis dahin nur beschränkten Minoritätsgruppen zur Verfügung gestanden hatten: Bildung und Freizeit. Viele von uns besitzen heute nahezu alles, was Menschen beim augenblicklichen Stand der Technik erwarten können. Und dennoch sind wir nicht glücklich. Wir fühlen uns leer, unausgefüllt, elend, ängstlich, unsicher. Wir schwanken zwischen Zorn über die Ungerechtigkeit der Welt und Gewissensbissen wegen der Ungerechtigkeiten, die wir selber begangen haben. Wir pendeln zwischen Scham und Schuldgefühl. Wir wissen nicht genau, weshalb wir uns schämen, weshalb wir uns schuldig fühlen. Wir empfinden nur ein vages, alles durchdringendes Unbehagen. Wir sagen uns: Es *muß* einen Ausweg geben. Es *muß* etwas geschehen, das uns aus diesem ganzen Elend herausholt. Eines Tages wird er kommen, der Mensch, der mich liebt, und dann wird alles anders sein.

Und auch dieses Gefühl der totalen Abhängigkeit von einem Wesen, das uns noch nicht einmal begegnet ist, hat seine guten Gründe. Es entspringt der Zertrümmerung, der Atomisierung der Familie. Im Mittelalter wäre ein solches Gefühl undenkbar gewesen – nicht nur, weil der Glaube an eine bessere Welt im Jenseits das irdische Jammertal erträglich machte, sondern weil die Großfamilie dem einzelnen ein Gefühl der Gemeinschaft, der Zugehörigkeit gab, das von vornherein die Obsession mit dem Einzelwesen verhinderte – mit dem eigenen Ich sowohl wie dem Ich der einzigen, auserwählten Geliebten.

Eine ungeheure Kluft trennte reich von arm, aber eines hatte der Leibeigene mit dem Feudalherrn, der

Gildenmeister mit dem Lehrling gemeinsam: wenn jemand in Not geriet, gab es eine Familie, auf die man sich verlassen konnte. Das Gefühl der Einsamkeit, des Angewiesenseins auf den Ehepartner als einziger anderer Person, von der unser gesamtes Schicksal abhängt – all das gab es noch nicht. Denn der atomisierte Haushalt unserer Zeit, die Kleinfamilie von Mann, Frau und Kind, bestand noch nicht. Ein solcher Haushalt konnte noch nicht bestehen, weil es noch keine Technik gab, die ihn wirtschaftlich realisierbar machte.

Das hatte Vorteile und Nachteile. Die Nachteile lagen vor allem in der Unmöglichkeit, je im Haushalt allein zu sein. Die Vorteile lagen darin, daß die Kinder nie von einem Einzelwesen, sei es Mutter oder Vater, abhängig waren, sondern stets auf Brüder, Schwestern, Onkel, Tanten, Vettern, Kusinen, Großeltern und Urgroßeltern zurückgreifen konnten, die oft alle im gleichen Gebäude oder zumindest im gleichen Ort lebten.

Wenn die Mutter krank wurde, wenn der Vater starb, war das nie eine Tragödie vom heutigen Ausmaß. Die Kinder wuchsen in einem Gefühl unvergleichlich größerer Sicherheit und Geborgenheit auf. Und das spiegelte sich in ihrem Geschlechtsleben wider.

Wenn sie erwachsen waren und auf Brautschau gingen, lebten sie nie in der Illusion, daß eine einzige Frau je alle die Qualitäten besitzen könne, die sie unter den zahllosen Mitgliedern ihres elterlichen Haushalts verteilt gesehen hatten. Nie glaubte der Mann, daß nur eine einzige Frau ihn je glücklich machen könne. Und nie erlebte er deshalb die Enttäuschungen, die denen vorbehalten sind, die an das Unmögliche glauben.

Denn wo sich die gesamte Glückserwartung eines Ehemannes auf eine einzige Frau konzentriert, gewinnt der kleinste Makel, der leichteste Anflug einer Krankheit, der geringste Fehler, den sie macht, sofort unverhältnismäßig große Bedeutung. Nicht nur ihr Leben, sondern auch das ihres Mannes und ihrer Kinder ist täglich von Gefahren bedroht, die sich nicht abweisen lassen. Ungewißheit und Sorgen um alle Familienmitglieder gefährden uns daher ständig – nicht, weil wir schwächer oder neurotischer wären als unsere Eltern, sondern einfach weil das Familienganze von Generation zu Generation geschrumpft ist, bis es ein Maß erreicht hat, das unter dem Minimum liegt – ein Maß und eine Form, die das ganze Gebilde wanken läßt.

Man stelle sich einen dreibeinigen Stuhl vor: sägt man ein Bein ab, fällt er um. Das ist das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie. Wo das Gebilde zu klein ist, um die Quantität der Verantwortung auf eine genügende Anzahl von Personen zu verteilen, kann es keine Stabilität geben. Stabilität wird nicht nur für die Ehepartner, sondern auch für ihre Kinder und deren zukünftige Ehepartner in Frage gestellt, wenn Ehepartner zu hohe Ansprüche aneinander stellen.

Zu solchen Ansprüchen aber verleitet sie das Konzept des einzigen, auserwählten Lebenspartners. In den Augen ihres Anbeters muß die geliebte Frau stets etwas Außergewöhnliches an sich haben, um seiner Liebe wert zu sein. Daß sie ebenso gut ist wie jede andere, genügt nicht. Sie muß besser sein. Aber sie ist es nicht. Außergewöhnliche Menschen sind außergewöhnlich selten. Die Anthropologin Margaret Mead hat deshalb einmal

gesagt, menschliche Gesellschaften, die spezielle Eigenschaften und spezielle Leistungen erwarten, seien ihrer Natur nach instabil. Die erfolgreichen Kulturen seien diejenigen, die Wert auf die Wärme der menschlichen Beziehungen legen, Leidenschaften dagegen grundsätzlich ablehnen.

Ein gutes Beispiel für eine solche Gesellschaftsform bot nach Margaret Mead einst die Insel Samoa, wo die Kinder in stabilen Großfamilien umsorgt, gehegt und großgezogen wurden. Sexuelle Toleranz wurde geschätzt, romantische Liebe abgelehnt. Ehen waren monogam und galten auf Lebenszeit. Scheidungen wurden grundsätzlich verworfen. Da man es aber für selbstverständlich hielt, daß kein Ehepartner den anderen ein ganzes Leben lang befriedigen könne, waren außereheliche Verhältnisse erlaubt. Sie durften allerdings nicht zu lange dauern und mußten diskret gehandhabt werden, weil es als taktlos galt, den Ehepartner glauben zu lassen, er sei in sexuellen Tätigkeiten weniger kompetent als andere. Diese Sexualmoral erwies sich als so erfolgreich, daß die Samoaner jahrzehntelang die niedrigste Quote von Geisteskrankheiten, Selbstmorden und Perversionen unter sämtlichen damals erfaßten Ländern aufwiesen.

Die gleiche Sicherheit gibt es noch heute in manchen matrilinearen, auf Großfamilien oder Sippen beruhenden Kulturen. Als 1964 die International Planned Parenthood Federation eine Konferenz im Church House in London, einer kirchlichen Tagungsstätte, veranstaltete, fragte Dr. Meshack Ndisi, der Vorsitzende der Family Planning Association von Kenia (und zufällig auch zu jener Zeit Staatssekretär im Arbeitsministerium von Kenia) höflich,

aber unumwunden nach der moralischen Grundlage der Monogamie und der Kleinfamilie: »Das Christentum schreibt beide vor, aber ich habe nie verstanden weshalb.«

Als ich während der Arbeit am *Lexikon der Liebe* zum erstenmale Norman O. Browns *Zukunft im Zeichen des Eros* (Pfullingen 1962) las, das ja eigentlich eine als Psychoanalyse verkleidete theologische Studie ist, stellte sich mir die Frage, ob es möglich sei, meine eigenen, vom Marxismus geprägten Auffassungen der Liebe im theologischen Vokabular des Christentums auszudrücken. Die Entdeckung der Unverlässlichkeit der Kleinfamilie und der bürgerlichen Liebesvorstellungen, dachte ich, dürfte nicht zur Ablehnung all des Guten führen, das die Geschlechtlichkeit uns bringt. Es gibt eine verlässliche Liebe, meinte ich, und das ist die Liebe, die wir anderen Menschen geben. In dieser Liebe offenbaren wir unsere Seelen wie in der letzten Beichte. Wir offenbaren sie dem Geliebten, und wenn er nicht die Kraft hat, die Beichte zu empfangen und uns in Namen der Liebe Absolution zu erteilen, so ist er der Liebe so unfähig wie der lieblose Priester der Liebe Gottes. Liebende beichten mit ihrem Leib und geben im Liebesakt Absolution. In der Liebe findet der Mensch die Kraft, die er braucht, um der Not des Daseins in der bürgerlichen Welt entgegenzutreten.

Denn eine Welt, in der selbst die Liebe von der Marktwirtschaft bestimmt wird (ich gebe dir soundsoviel Liebe, und du gibst mir soundsoviel zurück), ist eine Welt der Daseinsnot. Die Bibel wehrt sich zwar von Zeit zu Zeit gegen Krämer und Wucherer, aber sie hat noch nicht jene allumfassende Konsummentalität erlebt, die den Spätkapitalismus prägt. Der Schatten der so harmlos

wirkenden Konsumfreundschaft ist Produktionsfeindschaft, ist die Angst vor der schöpferischen, der kreativ abweichenden Mentalität. Für Marxisten, die ihre Weltanschauung von der Produktion, von der Kreativität und von den Erfordernissen der Gesellschaft ableiten, ist Liebe etwas anderes: nicht das, was man empfängt und konsumiert, sondern was man *gibt*. Der Liebesakt ist für uns nicht allein zur Befriedigung des Leibes da (obgleich sein Sakrament darin liegt, daß er uns diese Befriedigung gibt), sondern zu der des Geliebten und durch ihn zum Wohl der Gesellschaft, deren Teil wir sind.

Liebe ist kein Konsumgenuß wie Völlerei. Liebe ist das Glück des Gebens. Nicht des Gebens an die Göttin, die Auserwählte, die Ungewöhnliche, sondern an das fehlbare, schwache, unvollkommene Wesen, mit dem wir leben. Liebe beginnt, wo wir zu fordern aufhören. Liebe besteht, wo wir die Illusion aufgeben, daß zwei Menschen einander je mit gleicher Intensität lieben können. Liebe überlebt die Ungleichheit ihrer Intensität dort, wo derjenige, der mehr zu geben hat, im Geben seine Freude findet. Liebe besteht nur da, wo für das Geben kein Lohn empfangen und für das Nehmen kein Lohn gegeben wird.

Das zu verstehen fällt all denen schwer, die in der Moralanschauung unserer Zeit, der des Buchhalters, erzogen worden sind. Der Grund unserer Unzufriedenheit ist nicht, wie selbst Freud noch glaubte, das Unbehagen in der Kultur, die grundsätzliche Unvereinbarkeit von Glück und Zivilisation, sondern etwas viel Einfacheres: der Widerspruch zwischen der Ökonomie der Liebe und der der bürgerlichen Gesellschaft.

Zwar gibt es auch in der bürgerlichen Gesellschaft noch

immer Berufsgruppen, die ihre Befriedigung in ihrer eigenen Produktivität und nicht in deren Entlohnung finden. Aber der mittelalterliche Gildenmeister, der stolz auf das Werk seiner Hände war, ist heute kaum noch im Handwerk zu finden. Andererseits gibt es noch immer Kunstschreiner, die ihr Handwerk lieben. Es gibt noch immer Köche, Schneider, Buchbinder, die nicht nur um des Geldes willen arbeiten. Und es gibt noch immer Maler, Musiker, Schauspieler, Tänzer, Schriftsteller, Regisseure, die ihre größte Befriedigung in der Ausübung ihrer Tätigkeit und nicht im Verzehr des Geldes finden, das die Arbeit ihnen einbringt. Alle Forscher üben eine affektive Tätigkeit aus. Der Wissensdrang, der sie treibt, ist aus der geschlechtlichen Neugierde entstanden und deshalb, wie der kreative Drang des Künstlers, lustbetont. Er findet, wie die Liebe, seine Befriedigung im Geben.

Nun liegt es nahe, den Wert oder Unwert menschlicher Kulturen in dem Maß zu sehen, wie es ihnen gelingt oder mißlingt, die Freude, die der schöpferische Mensch in der Arbeit findet, auch jenen Menschen zu vermitteln, deren Tätigkeit nicht eigentlich schöpferisch ist. In diesen, den erfolgreichen Kulturen, wird der gesellschaftliche Verkehr zum Echo des Geschlechtsverkehrs. Wir erkennen die Gesundheit solcher Zivilisationen daran, daß sie die Sexualität nicht unterdrücken, sondern ausdrücken. Nur diejenigen Kulturen und Zivilisationen, die das Geben mit Libido besetzen, sind lebensfähig. Zivilisationen, die ihr Ideal im Sparen sehen, sind ungesund. Aber ungesund ist auch eine Kultur wie die gewisser Hindus und Buddhisten, die Kontemplation höher schätzt als Tätigkeit. Ungesund

ist schließlich auch die Neigung des bürgerlichen Individualismus, das Individuum und nicht die Zweisamkeit als Keimzelle der Gesellschaft zu betrachten und die Lebenserfüllung des Menschen in der Befriedigung individueller Konsumwünsche zu erblicken.

Wenn Arbeit den Reiz der schöpferischen Tätigkeit verliert und nur noch als Mittel zum Zweck des Erwerbs dient, erzeugt sie eine endlose Reihe organischer und psychosomatischer Beschwerden – von sogenannten Kopfschmerzen, Kreuzschmerzen und Müdigkeitserscheinungen bis zu Magengeschwüren, Kreislaufstörungen und Herzinfarkten. Solche Zivilisationskrankheiten lassen sich auch nicht durch Ferien, Kuren, Auslandsreisen und Freizeitvergnügen heilen. Im Gegenteil, die Zweiteilung des Lebenslaufs in Arbeit ohne Freude und Freude ohne Arbeit birgt in sich selber den Keim weiterer Beschwerden. Denn der Versuch, in unserer Freizeit jene Befriedigung zu erkaufen, die wir in unserer Arbeit nicht finden können, entspricht nicht dem Modell der Liebe, sondern dem der Prostitution. Diejenigen, die in der Konsummoral der spätbürgerlichen Gesellschaft aufgewachsen sind, werden in der Prostitution nichts Verwerfliches finden. Wenn sie die Unverlässlichkeit der romantischen Liebe entdeckt und verworfen haben, was bleibt ihnen übrig? Nur noch der Konsumaspekt des Sexuallebens.

### *Nachtrag*

Ich muß diesem Kapitel ein Nachwort hinzufügen. Heino Held, der Neffe der Lisa I, hat mich noch einmal im Leben

in Verbindung mit ihr gebracht. Sie ist jetzt 71 Jahre alt, zweifache Urgroßmutter, Witwe, und lebt allein in Brüssel. Am 9. Juni 1976 schreibt sie:

Mein lieber Ernst,  
um auf Deinen überraschenden Brief zu antworten, brauchte ich Überlegung und Freizeit. Wie viele Jahre sind wir auseinander? Ich werde jetzt jedenfalls 70 und habe das Gefühl, Deine Mutter zu sein. Ein ganzes Leben liegt zwischen Deinem Schweigen und Deinem Erwachen.

Ja, lieber Ernst, viel werde ich Dir leider nicht helfen können, da ich mich an diese Berliner Zeit kaum erinnere. Ich war damals schon viel abwesend wegen meines Berufs - Tournees durch ganz Europa. Meine liebe Mutter und auch Henri könnten vielleicht helfen, aber beide sind schon so lange von mir gegangen. Eine Cousine von mir, die in Berlin lebt, sagt, daß das Haus in der Droysenstraße - es war übrigens Nr. 6 - noch steht, wenn auch nur auf einem Bein. Die Wohnung lag im Hinterhaus, war aber schön und licht und groß. Von der Straße her kam man durchs Vorderhaus in einen grün bepflanzten Hof mit zwei Bänken. In meiner Erinnerung war das ein friedlicher, freundlicher Ort. Die Wohnung war in der dritten Etage, drei große Zimmer, Bad und Küche.

Während des Krieges war es, glaube ich, ein Gesetz, daß unkomplette Familien (mein Vater war ja bereits tot) wohnungslose Mieter aufnehmen mußten, und wir hatten das Glück, daß das Wohnungsamt uns Deine liebe Mutter und Dich schenkte. Du warst knapp ein Jahr alt. Ganz

schlummerhaft sehe ich Dich als Säugling in den Armen Deiner Mutter, und ich bestaunte dieses kleine Wunder, das sich bewegte wie ein Mensch. Dein Vater kam zwei oder drei Mal zu Besuch, wenn er Fronturlaub hatte, aber er hat nie bei uns gewohnt, denn als der Frieden endlich kam, gründete Dein Vater seinen eigenen Haushalt mit Dir und Deiner Mutter am Kaiserdamm, Ecke Witzlebenstraße. Ich weiß aber auch, daß meine Mutter oft bei Euch zu Besuch war und mich mitnahm, wenn ich in Berlin gastierte. Ich glaube, daß Deine Eltern sich sehr um Dich sorgten, denn Du warst ein frühreifes Kind und man konnte Deinen Gedanken selbst als Erwachsener nicht immer folgen.

Das Buch mit den Kinderbildern, das Du mir als Liebesgabe nach Le Zoute mitgebracht hast, ist so wertvoll für mich wegen der Widmung, die erstaunlich reif und gleichzeitig so rührend für Dein Alter war! Schade, daß wir so frühzeitig Kontakt verloren haben. Mit Heino zusammen würde es uns vielleicht gelingen, die Vergangenheit aus ihrem Grab zu heben.

Ich finde mein Leben nutzlos, seit ich das Geschäft aufgegeben habe, vor rund fünf Jahren, denn es gibt Leute (ich glaube, Du gehörst auch dazu), die nur leben können, solange sie arbeiten. Hört man auf, so hört alles andere auch schnell auf. Aber man muß ja weitermachen, weil man nicht allein auf der Welt ist und andere von uns abhängen. Meine Enkelin, Tochter von Suzy, hat schon zwei Kinder, und um Dir meine ganze Familie vorzustellen, würde der Brief zu lang werden. Mein Geburtsdatum ist der 18. 8. 1906, ich bin also acht Jahre und acht Monate älter als Du. Halte sie gut fest, die

Jahre, sie laufen davon!  
Deine Lisa

## Die Freundschaft

Freud hat die Freundschaft vom Narzißmus, der Selbstliebe, abgeleitet und ihre Genese auf dem Umweg über die Homoerotik verfolgt. Das in der Entwicklung begriffene Kind muß erst einmal sich selbst, den eigenen Körper, zum Liebesobjekt machen, ehe es den Sprung zur Objektwahl eines anderen Menschen vornehmen kann. Da an dem zum Liebesobjekt gewählten Selbst die Genitalien die Hauptsache sind, führt der Weg zur Wahl eines heterosexuellen Liebesobjekts meist über den Umweg der freundschaftlichen Neigung zu einem Menschen mit den eigenen Genitalien, also zum gleichgeschlechtlichen Freund, zur gleichgeschlechtlichen Freundin. Selbst nach der Erreichung des heterosexuellen Ziels werden die homophilen Strebungen noch immer nicht gänzlich abgebaut, sondern bloß vom genitalen Sexualziel abgelenkt und neuen Verwendungen zugeführt. Sie vereinen sich mit bestimmten Ichtrieben, um in Zusammenarbeit mit ihnen ein Fortleben der Erotik in den nicht-genitalen Beziehungen zu anderen Menschen, vor allem zu Freunden, zu ermöglichen. Da bei solchen Beziehungen eine Hemmung gegenüber dem unbewußten genitalen Ziel auftritt, nennt Freud die Freundschaft auch »zielgehemmte Liebe«.

Obgleich er die Homosexualität des Erwachsenen als

»Perversion« betrachtete, da sie in diesem Stadium steckengeblieben oder auf diese Stufe zurückgefallen (»regrediert«) sei und damit die erforderliche Hemmung des gleichgeschlechtlichen Genitalziels verpaßt habe, faßte er die kindliche Homosexualität also als »normal«, als gesunde, vielleicht sogar unerläßliche Durchgangsphase der jugendlichen Entwicklung auf. Wenn dieses Entwicklungsschema stimmt, wenn es tatsächlich »normal« ist, dann habe ich in meiner eigenen Sexualentwicklung diese Stufe verfehlt, denn ich habe zu keiner Zeit meines Lebens physische homosexuelle Beziehungen gehabt oder gewünscht. Aber das Wort »gewünscht« impliziert ja bereits, daß man sich eines Wunsches *bewußt* ist, und es kann deshalb durchaus sein, daß ich solche Wünsche *verdrängt* habe. Deshalb entnehme ich aus der empirisch erwiesenen Tatsache, daß die Mehrheit der Knaben meiner Generation und meiner Heimatstadt in einem bestimmten Alter ganz bestimmte homoerotische Tätigkeiten ausgeübt hat (Masturbation in der Gegenwart eines anderen, gegenseitige Masturbation, versuchter Analverkehr), und aus der von meinen Jugendfreunden verifizierten Erinnerung, daß ich an keiner solchen Tätigkeit teilgenommen habe, eine von zwei Alternativen: Entweder habe ich auf dem Wege zum heterosexuellen Liebesobjekt den Umweg über den Narzißmus, die altersbedingte Liebe zu den Genitalien des eigenen Geschlechts, verpaßt, oder ich habe besonders intensive, das Ich gefährdende narzißtisch-homoerotische Neigungen gehabt und sie so stark verdrängt, daß homosexuelle Beziehungen bereits im normalen Stadium der homophilen Durchgangsphase drastisch unterbunden wurden.

Beides ist möglich. Zur ersten Erklärung neige ich, weil ich als Kind nie masturbiert habe, denn das ließe eine ungewöhnlich schwache Besetzung der narzißtischen Libido erkennen. Aber auch für die zweite Möglichkeit sprechen gewisse Indizien, nämlich eine so intensive Zielhemmung gegenüber den eigengeschlechtlichen Genitalien, daß sie sich bereits im Alter von sechs oder sieben Jahren in meiner Reaktion auf die zweite Urszene – die Beobachtung des homosexuellen Verkehrs in der Altdammer Badeanstalt – intensiv bemerkbar gemacht hat. Jedenfalls sind meine Freundschaften mein ganzes Leben lang ebenso dauerhaft wie frei von erkennbarer Homoerotik geblieben.

Mein erster Freund war mein Onkel Hans, der ältere Bruder meines Vaters, dessen Lebenslauf in geradezu absurder Weise dem meinen ähnelt – oder nach dem ich mich, ohne mir dessen bewußt gewesen zu sein, ein halbes Leben lang modelliert habe. Hans Friedrich Wilhelm Bornemann ist am 28. Juli 1887 in Braunschweig geboren worden, wo sein Vater, mein Großvater Wilhelm, Chefredakteur der Braunschweiger Landeszeitung war. 1888 zog die Familie nach Hamburg, wo mein Vater 1889 geboren wurde, und 1890 nach Berlin, wo die beiden Buben im Schatten des Theaters aufwuchsen, denn mein Großvater war Feuilletonredakteur und Theaterkritiker geworden. Onkel Hans erinnert sich an Siegfried Jakobsohn, Alfred Kerr und Victor Auburtin als Freunde des Hauses, die oft bis in die Nacht hinein die neuen Stücke von Ibsen, Strindberg, Hauptmann und Sudermann diskutierten.

1895, als Hans acht Jahre war, starb seine Mutter. 1898 heiratete mein Großvater zum zweitenmal und 1901 zum drittenmal. Die dritte »Mama«, Ottilie Thoss aus Wolfenbüttel, war sehr kühl, sehr intelligent und sehr bürgerlich. 1904, im Alter von 17 Jahren (und, genau wie ich, ein Jahr vor seinem Abitur), brannte Onkel Hans von zu Hause durch und wurde Werftarbeiter in Vegesack bei Bremen. Die Hapag und der Norddeutsche Lloyd hatten in diesen Gründerjahren der deutschen christlichen Seefahrt einen Ausbildungsplan für künftige Ingenieure erarbeitet, der aus einer dreijährigen praktischen Ausbildung in allen Werkstätten einer vorgeschriebenen Werft bestand: Modelltischlerei, Gießerei, Dreherei, Kesselschmiede, Kupferschmiede, Schlosserei. Onkel Hans ging zur Werft »Bremer Vulkan« und arbeitete dort drei Jahre als Praktikant, machte dann eine praktische und theoretische Prüfung vor dem Lloyd und ging schließlich als Assistent auf dem Reichspostdampfer »Seydlitz« zur See.

Da er eine besondere Begabung zur Elektrotechnik in sich entdeckt hatte, bewarb er sich nach einigen Jahren um einen Studienplatz am Polytechnikum Köthen, studierte dort acht Semester und ging dann in die Praxis nach Berlin, Mannheim und Essen. Den Krieg überstand er in einem Scheinwerfertrupp, und als die Revolution ausbrach, wurde ihm klar, daß er nie wieder in die bürgerliche Welt zurückwollte. Zusammen mit vier anderen Ehepaaren (am 5. August 1915 hatte er die Lehrerin Martha Hölken aus Remscheid geheiratet) gründete er die landwirtschaftliche Kommune Höhbeck, genannt nach einem kleinen Höhenzug westlich der Elbe in der Nähe von Lenzen, in einem Dörfchen namens Pevestorf. Sie bestand aus einem

20 Morgen großen Gelände, das größtenteils mit Obstbäumen bepflanzt war (wir haben heute sieben Hektar Obstland). Dort habe ich die glücklichsten Ferien meiner Kindheit verbracht, denn es war der einzige Fleck der Erde, wo ich tun und lassen konnte, was ich wollte: aufstehen und schlafengehen, wann es mir behagte; essen oder nicht essen; Kleider tragen oder keine; arbeiten wenn ich wollte oder faulenzten wenn es mir behagte.

Onkel Hans sagt (und mein Vater bestätigt es), daß mein Großvater den beiden Buben nie etwas verboten hat, und das hat sich auch in der Erziehung niedergeschlagen, die ich von meinem Vater erhalten und meinem Sohn vererbt habe. Aber bei uns zu Hause ging es doch sehr viel bürgerlicher zu als bei Onkel Hans und Tante Martha. Es gab feste Zeiten zum Aufstehen, Schlafengehen, Essen und Arbeiten. Denen mußte man sich als Kind anpassen. Bei Onkel Hans und Tante Martha gab es ebenso feste Zeiten für die gleichen Vorgänge, aber denen brauchte man sich als Kind nicht anzuschließen. Hans und Martha hatten Makarenko gelesen und erzogen mich, meine Cousinen Inge und Ursel und die anderen Kinder der Kommune nach seinen Vorschlägen, das heißt ohne verbale Vorschriften, aber mit dem Versuch, den Kindern das denkbar beste Vorbild zu geben. Auch das hat meine eigenen Ansichten der Erziehung (vor allem der Geschlechtererziehung) maßgeblich geprägt.

Nachdem die Kommune durch Todesfälle und durch den Mangel an neuen Mitgliedern (die Revolution hatte sich schnell verbürgerlicht) eingegangen war, kam Onkel Hans nach Berlin, wurde Lehrer für Elektrotechnik an der

Beuthschule und baute sich mit eigenen Händen ein kluges und originelles Haus in Klein Machnow, wo ich viele angenehme Wochenenden meiner Jugend verbracht habe. So kam es, daß ich meinen Onkel Hans nie als Onkel, sondern stets als älteren Freund empfunden habe. Ihm verdanke ich viel, vor allem die Rückendeckung bei meiner Flucht aus Berlin im Juli 1933. Das opferbereite Leben meiner Tante Martha, meines Onkels und ihrer Tochter Inge (Ursel ist 1945 an Diabetes gestorben: kein Insulin!) ist mir ein Leben lang ein Vorbild gewesen. Alle drei haben ihr ganzes Leben lang, ohne je davon zu sprechen, in einem Maße christliche Tugenden praktiziert, wie ich sie bei Kirchgängern nie gefunden habe. Viele Menschen verdanken ihnen ihr Leben, ihre Existenz und ihre Gesundheit. Es ist eine tägliche Mahnung an mich gewesen, nicht zu vergessen, was andere für mich und was diese drei für andere getan haben. Hans Bornemann, Baurat i.R., starb am 10. Oktober 1976 im 90. Lebensjahr in Berlin.

Der älteste gleichaltrige Freund meiner Jugend ist Heino Held, der Neffe der Lisa I, der in Den Haag für eine Eisenexportfirma arbeitet, nie über seine Berufstätigkeit spricht und sein eigentliches Leben zwischen Büchern und Bildern, im Theater und im Film, mit Musik und Malerei verbringt. Wir schreiben einander oft, versuchen uns alle paar Jahre in dem einen oder anderen Land zu treffen und fühlen uns dann stets, als ob die Zeit stillgestanden wäre. Er teilt meine politischen Ansichten nicht, aber sein Verständnis und seine unerhörte Einfühlungskraft sind so groß, daß man mit ihm freier über manche politischen

Fragen sprechen kann als mit manchen Genossen. Sein Takt, seine Diskretion, seine guten Manieren und seine Höflichkeit sind nicht angelernt, sondern Resultate einer tiefen Menschlichkeit, die es ebenso möglich macht, drei Stunden lang schweigend spazierenzugehen wie drei Tage zu diskutieren. Seine Geschenke sind stets von einer solchen Empathie, daß man meint, sie erfüllten auf magische Weise die besonders dringenden, nur bis dahin nie bewußt gewordenen Lieblingswünsche.

In dem Kinderbekleidungsgeschäft meiner Eltern am Kaiserdamm 116 war auch die Frau des Schriftstellers Armin T. Wegner Kundin. Einer ihrer Söhne aus ihrer ersten Ehe mit dem Breslauer Professor Marck war der weitaus klügste meiner Jugendfreunde, Andreas Marck. Er war ein Jahr jünger als ich, fast einen Kopf größer, trug meist einen riesig weiten Teddybärmantel und stützte sich auf einen Krückstock mit einer faustgroßen Gummizwinge. Zwischen meinem 13. und meinem 15. Lebensjahr war er mein bewundertes Vorbild. Eine Hälfte seines Gesichts war von einem brandroten Muttermal gezeichnet, aber das Gesicht war so belebt, daß man das Feuermal nach wenigen Minuten schon nicht mehr wahrnahm.

Ich erinnere mich, daß wir einmal vor einer Litfaßsäule standen und Andreas, mit seinem Krückstock an die Säule hämmernd, mir die Grundlagen der Philosophie erklärte. »Also der Schopenhauer, der schreibt zwar wie ein Philosoph, aber glaube mir, der Mann ist ein Scharlatan. Der Nietzsche dagegen, der schreibt zwar wie ein Scharlatan, aber der Mann, meine ich, ist ein Philosoph.«

Ein Schupo blieb stehen, hörte sich das an und sagte

dann: »Sie da, mit dem Krückstock, hörnse jefällichst uff, det öffentliche Eijentum zu beschädijen!« Andreas war damals ganze zwölf Jahre alt. Von einem Berliner Schupo in diesem Alter mit »Sie« tituliert zu werden, demonstrierte eindeutig den Triumph der Intelligenz über die Autorität.

Andreas hatte von frühester Jugend an feste Ansichten über alle Dinge der Welt. Darunter auch die, daß Obst rot sei. Als meine Mutter ihm einmal ganz herrliches goldenes Apfelgelee vorsetzte, lehnte er es höflich, aber festen Gemütes ab: Er äße nie gelbe Marmelade. Warum nicht? fragte meine Mutter. Weil Marmelade rot sein müsse. Was sei denn mit Orangenmarmelade, wie die Engländer sie äßen? Orangenmarmelade gäbe es nicht, sagte Andreas. Das sei nur Honig mit Schalen. Um dieses prekäre Gespräch nun aber mit fester Hand zu Ende zu führen, fügte er schnell hinzu: »Natürlich gibt es auch Zitronen, Limonen und sogenannte Pampelmusen. Die haben aber nichts mit *richtigen* Musen zu tun und sind nichts als unreife Granatäpfel.« Und als er das betretene Gesicht meiner Mutter sah, legte er seine Hand auf ihren Arm und gab ihr den unvergeßlichen Trost: »Granatäpfel sind *ganz* harmlos, Frau Bornemann, sie explodieren *fast* nie!«

Was aus Andreas geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe ihn zum letztenmal in London am 21. Juni 1934 gesehen, als er braungebrannt und athletisch aussehend gerade von einer Trampreise durch Schweden und Schottland angekommen war, zusammen mit einem noch größeren, noch athletischer aussehendem, in Moskau geborenen Ukrainer litauischer Staatsangehörigkeit, der – obgleich Jude – gerade aus einem NS-Wehrsportlager kam, wo er Wehrsportflügelmann geworden war, nur, wie er sagte,

»um die neuen deutschen Maschinengewehre auszuprobieren«.

Andreas sprach über Papens zensierte Rede und seine Reise zu Hindenburg. »Sie werden ihn köpfen müssen. Die ›blutlose Revolution‹ ist nur ein Anfang. Erst später kommt die Guillotine.« Das war, zwei Monate vor der Ermordung Röhm und der Vernichtung der alten SA, in der Klarheit der Voraussicht nahezu genial. Andreas war damals 18.

Bei meiner Einschulung ins Grunewald-Gymnasium im Jahre 1930, als ich 15 war, hatte ich Wolf Hamburger kennengelernt, der in einer anderen Klasse war, mir aber wegen seines außerordentlichen Talents als Maler und Zeichner bei einer Schulausstellung sofort aufgefallen war. Wir freundeten uns miteinander an und hielten bis zum Spanischen Bürgerkrieg, als er nach Barcelona ging, um Kriegsmaler im Internationalen Bataillon zu werden, miteinander Kontakt. Ich besitze noch heute Holzschnitte von ihm aus dem Bürgerkrieg, die als Plakate benutzt worden sind. Auch was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Zu meiner Gruppe des SSB gehörten Genia Leviné, der Sohn des Vaters der Münchner Räterepublik (am 5. Juni 1919 standrechtlich erschossen), Heinz Kamnitzer, heute Präsident des PEN-Zentrums der DDR, und Hanno Zeitz, Chefredakteur der Zeitschrift *Schulkampf*, der unter dem Untergrundnamen Hans von Reichow die Geschäfte des SSB während des NS-Regimes weiterführte. Heute kennen ihn die meisten nur noch unter seinem in der NS-Zeit erworbenen Namen Thomas (von) Sessler. Er leitet

den größten Bühnen- und Musikverlag Österreichs. Auch ihm verdanke ich vieles. Einmal hat er mir mit einem gefälschten Brief unter dem Namen seines Vaters, eines bekannten Redakteurs des *Berliner Tageblatts*, das Leben gerettet.

Als ich noch in der Leibniz-Oberrealschule war und jenes empfindsame Alter erreichte (zwischen zwölf und 13 Jahren), in dem Knaben zum ersten Male im Leben modebewußt werden, bewunderte ich einen Mitschüler, der den ersten melierten Pullover trug, den ich je gesehen hatte und dazu (in einer Zeit, in der die meisten von uns noch kurze Höschen trugen) lange graue Flanellhosen mit einer aufgesteppten Seitennaht. Das war Kurt Freiherr von Gleichen-Rußwurm. Viele Jahre später, als wir in Frankfurt am Main lebten und unser Sohn Stephen uns verlassen hatte, um in Kanada zu studieren, setzten wir ein Inserat in die *Frankfurter Rundschau* und boten seine sämtlichen Spiel- und Sportsachen gratis oder für so gut wie nichts an. Es kam ein Mann, der gerne Stephens Skier für seinen Sohn kaufen wollte. Ich war oben in meinem Arbeitszimmer, meine Frau öffnete die Tür und ging dann in den Keller hinunter, um die Skier zu holen. Während sie unten war, sah sich der Mann die Bilder an, die im Wohnzimmer hingen, und als sie mit den Skiern zurückkam, fragte er sie: »Ich sehe auf dem Namensschild draußen, daß da E. Borneman steht. Bedeutet das ›E.‹ ›Ernst‹?«

»Ja«, sagte meine Frau. »Wieso?«

»Ist Ihr Mann zu Hause?«

»Ja.«

»Dann sagen Sie ihm doch bitte, daß er nach dreißig Jahren einen alten Freund wiedergefunden hat.«

»Wieso sind Sie so sicher? Es gibt viele Ernst Bornemans. Wir kennen mindestens zwei andere.«

»Nein«, sagte Kurt von Gleichen-Rußwurm. »Der, der sich *diese* Bilder ins Zimmer hängt, den gibt's nur einmal!« Das waren Arbeiten von Guttuso, Bellmer, Lenore Fini, Manfred Garstka und Reiner Schwarz. Kurt hatte an den Künstlern, die ich mir als Erwachsener gekauft hatte, die Malversuche erkannt, die ich als Zwölfjähriger gemacht hatte. Er ist jetzt in der Frankfurter FDP tätig, aber sein Sinn für ästhetische Werte ist dadurch noch nicht beschädigt worden.

Als ich am 6. Juli 1933 auf dem Schiff, das mich nach England brachte, über die dunkle Zukunft nachdachte, sah ich mein Schicksal noch so, daß ich mit dem Transport ausgesucht nazitreuer Austauschschüler, in den ich in letzter Minute von Genossen in der Berliner Schulverwaltung eingeschmuggelt worden war, bis zu ihrem Ziel, Hampton Court, mitfahren würde und dann eines Tages, ohne mich zu enttarnen, einfach weggehen und mich bei den englischen Behörden um Asyl bewerben würde. Das wäre möglicherweise auch das Klügste gewesen, aber es kam wieder einmal anders, denn auf dem Schiff traf ich einen nach England zurückkehrenden Londoner, der in Deutschland studiert hatte, William Lang-Fedrick, und geriet in so intensive Diskussionen mit ihm, daß wir die ganze Nacht nicht ins Bett kamen, sondern auf Deck blieben und die Sonne erst unter- und dann aufgehen sahen.

Wir sprachen vor allem über Literatur, und ich versuchte zum erstenmal die Gedanken über Unterschiede zwischen deutscher und englischer Sprache zu formulieren, die ich in den folgenden beiden Kapiteln autobiographisch verfolgen will. Er war willens, der Logik zuzustimmen, daß eine grammatisch und syntaktisch anders geartete Sprache auch eine anders geartete Literatur hervorbringen müsse, etwa so wie der gleiche Bildhauer, wenn er mit Holz arbeitet, andere Formen erzeugt als mit Gips oder in Stein. Aber er meinte, daß der Prozeß umgekehrt verläuft: daß die Eigentümlichkeiten der Sprache ihre eigene Grammatik und ihre eigene Syntax prägen, so daß die Dichtung nur eine andere Facette jener volksspezifischen Eigenschaften ist, die sich auch im Vokabular niederschlagen. Unser eigentlicher Krach entzündete sich an Kipling, den er nur als Trommler des britischen Imperialismus sah, während ich ihn auf dem Umweg über Brecht kennengelernt hatte und ihn deshalb vor allem als Sprachreformer sah, als Vater eines simplen und doch subtilen Stils, der kein Äquivalent im Land der Dichter und Denker hat.

Aus der literarischen Diskussion wurde gegen Morgengrauen eine persönliche, und als ich ihm mein Leben und meine Pläne vertrauensvoll mitgeteilt hatte, machte er den für mich erstaunlichen Vorschlag, er würde für mich »garantieren«. Das heißt: Wir würden den Immigrationsbehörden bei der Ankunft verkünden, daß ich sein Gast sei und er für die Dauer meines Aufenthalts in England die finanzielle Verantwortung übernehmen würde.

»Ja, hast du denn so viel Geld?«

»Nein, aber meinem Vater geht's ganz gut.«

»Aber du kannst doch nicht deinem Vater eine solche Last aufbürden, ohne ihn auch nur zu fragen!«

Er lachte. »Ach, weißt du, erstens macht mein Vater sowieso, was ich will, und zweitens habe ich nicht den geringsten Zweifel, daß du sehr schnell deinen eigenen Weg gehen und niemandem auf den Geldbeutel fallen wirst!«

Und so geschah's. Zum Entsetzen und gegen den vehementen Protest der deutschen Behörden wurde ich in Bills Hände entlassen, wie es mir acht Jahre später noch einmal mit John Grierson geschehen sollte, der auch den Mut gezeigt hat, für mich zu »garantieren«, ohne mich zu kennen.

Wir fahren mit der U-Bahn nach Acton, wo die Eltern in einem kleinen Puppenhäuschen mit blühendem Garten lebten, ein grauer Beamter des höheren Dienstes mit einer grauen Ehefrau mit grauen Haaren, rührend nette Leute mit einem Taktgefühl und einer Haltung, wie ich sie nie unter Deutschen kennengelernt hatte. Man hatte den Eindruck, daß unendliches, lebenslanges Leid diese perfekte Unterdrückung jeder persönlichen Regung fertiggebracht hatte, diese totale Umwandlung aller sexuellen Wünsche in Formen der Höflichkeit und des Dienstes an der *communitas*. Die Eltern servierten uns Tee und ein warmes Abendbrot, *high tea*, und ich sah zum erstenmal, daß ein älterer Herr, ein Vater, der Mutter beim Abwaschen half und dabei sogar eine Schürze, eine Frauenschürze, trug. So etwas war mir in Deutschland noch nie begegnet.

Wir – Bill und ich – machten noch einen Spaziergang durch die Straßen und gingen dann schlafen. Und da

zeigte sich dann, worum alles sich gedreht hatte, alles was ich wegen meines blinden Flecks für Formen der homophilen Werbung nicht kapiert hatte: er hatte sich in mich verliebt und meinte, wir würden nun unsere englischen Jahre zusammen verbringen. Als ich ihm sagte, ich hätte das nicht verstanden und könne es auch nicht machen, da ich unkurierbar heterosexuell sei, hatte er die Großzügigkeit, mir nicht vorzuwerfen, daß ich ihn getäuscht hätte, sondern war willens, mir zu glauben, und machte nie wieder auch nur den geringsten Versuch, das Thema von neuem aufzugreifen. Aber am nächsten Morgen fuhr ich in die Stadt, um mein eigenes Leben zu beginnen. Ich habe ihn danach nur noch selten gesehen, aber die Freundschaft ist nicht in die Brüche gegangen, und als ich viele Jahre später in der Zeitung las, daß er sich umgebracht hatte, habe ich geweint.

Von meinen Londoner Freunden Jim Harris, Pete Davis, Jack Sheerbohm, Leslie Shepard und Jack Chambers habe ich bereits kurz im vierten Kapitel gesprochen. Mein erstes Buch in englischer Sprache, *The Face on the Cutting Room Floor* von »Cameron McCabe«, entstand im Sommer 1935 auf der Kanalinsel Jersey, wo Jims Eltern, ein pensionierter Oberst der Armee und dessen Frau, lebten. Jim hatte mich eingeladen, mit ihm zu zelten. Da ich in meiner Jugend, anschließend an das alte Kajak meiner Eltern, eine Anzahl von Faltbooten gekauft und verschlissen hatte, fing ich Feuer, als Jim mir erzählte, er besäße »zu Hause« ein Klepper Faltboot und eine Anzahl von Klepper Zelten.

Ich hatte in den Jahren 1933 bis 1934 zum erstenmale Hemingways *Farewell to Arms*, *In Our Time*, *Winner Take*

*Nothing, Men without Women* und *Death in the Afternoon* gelesen, die den stärksten literarischen Eindruck seit Brecht auf mich gemacht hatten. Dann erschien als Penguin-Taschenbuch im Jahre 1934 oder 1935 Dashiell Hammetts Kriminalroman *The Thin Man*, der mich fast umwarf, weil er mir eine völlig neue Art der Literatur zu sein schien. Unter dem kombinierten Einfluß von Hammett und Hemingway begann ich im Sommer 1935 in Jim Harris' Zelt in Archirondel Bay meinen ersten Versuch, mich in englischer Sprache auszudrücken.

Da die Engländer, im Gegensatz zu dem, was damals in Deutschland üblich war (heute hat sich das ja sehr verändert), geradezu einen Kult daraus machten, sich gegen den Strich zu kleiden, hatte ich aus Jims verschlissenen Flanellhosen, den Löchern in seinen Schuhen und Pullovern, vor allem aber aus der Tatsache, daß er keinen Mantel zu besitzen schien, naiverweise gefolgert, er müsse so arm sein wie ich selbst. Als ich in Jersey dann seine Eltern kennenlernte und rund ein Dutzend junger, wohlhabender Engländer beim Tennis und bei Pimm's Nr. 8 vorfand, verwandelte sich meine Zuversicht, England allmählich zu verstehen, in abgrundtiefen Zweifel, ob man das je schaffen könne.

Der Zweifel vertiefte sich, als Jim rund drei oder vier Tage nach meiner Ankunft in Jersey beiläufig erwähnte, er könne morgen nicht zum Zeltlager kommen, da er weg müsse.

»Wohin mußt du denn?«

»Nach Moskau.«

»Nach *was*?«

»Moskau. Filmfestspiele.«

»Warum hast du mir denn das nicht gesagt? Ich dachte, wir machen hier unsere Ferien zusammen.«

»Mußt nicht so viel denken.« Weg war er. Und da war ich nun mit einem Faltboot, zwei Zelten, rund dreißig Schellackplatten (Duke Ellington, Louis Armstrong, Cab Calloway, Luis Russell) auf der Insel Jersey allein. Das Lager war ganz wunderbar angelegt. Haushohe Farne wuchsen in Archirondel Bay, von der Straße her war nichts zu sehen, das Zelt stand zwischen dem Wildwuchs und der See, von beiden Seiten her unsichtbar, trotzdem aber in Minuten von beiden Seiten her erreichbar, ein Kindertraum, das perfekte Versteck.

Da fing ich also an zu schreiben, schöner kann man's beim ersten Roman nicht haben, im August kam Eva sonnengebräunt aus Soprabolzano, wo sie mit ihren Eltern (und auf deren Kosten) ihre Ferien verbracht hatte, und kroch zu mir ins Zelt, es war paradiesisch. Der Mond hing im Zeltdach wie ein Lampion, die Möwen sahen aus wie Emma, im Wirtshaus gab's Hummer für so gut wie nichts, wir paddelten im Meer, und das Koffergrammophon spielte *Mood Indigo*, *Creole Love Call* und *Saturday Night Function*.

Der August kam, Eva mußte zurück nach London zur Arbeit, Jim Harris kam aus Moskau und Leningrad zurück, Vater Harris und ich diskutierten zum erstenmal über Politik, die Zeit war gekommen, die Zelte abzubauen, das Buch war fertig, die Nächte wurden länger, die Tage kürzer, ein neues Leben begann. Jim heiratete und wanderte nach Neuseeland aus, gründete dort die New Zealand Film Unit, und das war das Ende dieser Episode.

Der komplizierteste und tiefgründigste meiner englischen Freunde dieser Etappe meines Lebens ist Pete Davis, Sohn des Erfinders der englischen »license plate«, des Vakuumsaugers, der an der Innenseite der Windschutzscheibe englischer Autos das runde Lizenzformular festhält, das dem überwachenden Polizisten beweist, du hast deine KFZ-Steuer fürs gegenwärtige Jahr bezahlt. Es war eine Millionenerfindung, die Pete zeitlebens von jeder Lohnarbeit freistellte, ihn aber keineswegs (da er wie Eva und ich ein Arbeitsbesessener ist) von der Versuchung der Arbeit fernhielt.

Als ich ihn kennenlernte, war er Mitglied der sozialistisch-kommunistischen Filmgruppe *Kino* in London, an der auch Jim Turner und Bert Marshall, die späteren Gründer des Unity Theatre, beteiligt waren. Wie Wolf Hamburger, war auch er beim Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs nach Madrid und dann nach Barcelona gegangen, hatte dort die Brückenkämpfe zwischen den mit russischen Tanks ausgerüsteten Truppen der spanischen KP und den kaum bewaffneten Mitgliedern der POUM, einer syndikalistisch-anarchistisch-trotzkistisch orientierten katalanischen Linksgruppe, erlebt und war von ihnen derart geschockt worden, daß er langsam jedes Vertrauen zum Sozialismus verlor und sich in einen »überzeugten Defätisten« verwandelte. Unsere Beziehungen sind seit den letzten Stadien dieser Verwandlung lockerer geworden, aber das soll mich nicht daran hindern, ihm für die unendliche Zahl der Freundesdienste zu danken, die er mir im Laufe der vierzig Jahre unserer Freundschaft erwiesen hat. Keiner meiner Freunde hat großzügiger und opferbereiter für seine

Freunde gesorgt als Pete.

Er lebt in einer Art Pueblosiedlung, die der Clan der Davis im Laufe des letzten halben Jahrhunderts in Streatham, einem Arbeiterviertel im südwestlichen London, errichtet hat. Wohnräume, Fabrikanlagen, Lagerräume, Garagen laufen wild durcheinander. Jedesmal, wenn ein Mitglied des Clans heiratet, wird ein neuer Wohnblock an das bienenwabenähnliche Nest angemauert. Kein Mensch außer den Eingeweihten findet sich dort zurecht. Seit mehr als vier Jahrzehnten geht Pete zu allen Londoner Versteigerungen und kauft völlig nutzlose Dinge, die er in riesigen Lagerräumen aufstapelt oder seinen Freunden schenkt. Er ist ein Autonarr und fährt nur die seltsamsten, keineswegs luxuriösen, sondern eher schon exotisch-billigen Autos, schlachtet sie aus, baut sie um und verkuppelt sie miteinander, so daß monströse Zwitterfahrzeuge auf den Straßen Londons auftauchen, die den Fachmann, der sich auf seine Kenntnisse der gängigen Standardmodelle etwas einbildet, in schiere Verzweiflung bringen.

Als alter Filmemacher macht er zwar keine Filme mehr (sein spanischer Film war der letzte: auch da hat der Schock lebenslang nachgewirkt), aber er ist ein Fotofanatiker geblieben, entwickelt und kopiert seine eigenen Aufnahmen und bastelt unendlich komplizierte, an die Fantasien des englischen Karikaturisten Heath-Robinson erinnernde Laboranlagen, die dem Berufsfotografen die Haare zu Berge stehen lassen.

Petes Humor war schon immer schwarz, aber in den Jahren der Enttäuschung und Verbitterung ist er schwärzer als schwarz geworden. Während des Krieges

hatte er bereits eine »Gasmasken für Selbstmörder« erfunden, die darin bestand, daß sie das Gas hineinläßt und die Luft herausfiltert. In seiner Gebrauchsanweisung hieß es: »Dieses Gerät wird besonders für Applikanten empfohlen, die in Mietzimmern wohnen und nur über kleine Gasringe verfügen. Hier kann auch das Fenster gefahrlos offengelassen werden, die Maske wirkt trotzdem erfolgreich. Die Notwendigkeit, den Kopf in den Gasofen zu stecken, und die Gefahr, das Backrohr durch Erbrechen zu verunreinigen, fallen fort. Das Gerät kann auch von Kindern benutzt werden. Kein moderner Haushalt sollte ohne diese hilfreiche kleine Erfindung sein, die den Käufer in kürzester Zeit von seinen Sorgen befreit. Bei Mißerfolg wird Ersatzgerät geliefert.«

Ich zitiere aus einigen seiner Briefe der letzten zehn Jahre:

»Ja, unser Geschäft mit den Lizenzhaltern blüht noch immer dank meines Freundes St. Christophoros, in der Urologie bekannt als Schutzheiliger der Schiffer, den wir per Patenterlaubnis auf der Rückseite (des Lizenzhalters, nicht des Heiligen) porträtieren dürfen und der dem Autofahrer die Illusion gibt, er käme beim Unfall schneller in den Himmel. Im ›Kalender der Heiligen‹ wird er als ›Schutzheiliger zweiter Klasse von dubioser Authentizität‹ bezeichnet. Stell Dir vor, was für ein Vermögen wir mit einem Heiligen erster Klasse von unzweifelhafter Echtheit machen könnten, zum Beispiel als Trade Mark für Pariser – Absolution für alle fleischlichen Sünden in jeder Packung einbegriffen.«

Über einen Freund, als großer Whiskytrinker bekannt, während einer Ferienreise durch Portugal:

»Gestern hat er nichts als Wasser getrunken und ist um 10 Uhr morgens prompt mit totalem Gedächtnisschwund umgekippt. In Mina de Saõ Domingos gibt's einen sehr exklusiven Friedhof, dort hat er heute einen Einwanderungsantrag gestellt. Wir beten jetzt jeden Morgen um einen Regen von Manna und Whisky.«

»Bin jetzt in Gozo, kleine Insel nördlich von Malta, wo Dein alter Freund Odysseus sieben Jahre mit 'ner Nymphomanin in 'ner Höhle verbracht hat, um dann impotent zum angetrauten Eheweib nachhausezuhinken. Da ich keine Ehefrau habe und durch ständiges Masturbieren sowieso seit meiner Geburt impotent bin, habe ich heute folgendes Inserat in die *Gozo Times* gesetzt: ›Höhle mit Nympho zum siebenjährigen Mietvertrag von englischem Sexualkrüppel gesucht.‹ Bisher keine Antwort.«

»Wir leben jetzt auf der Insel Quatsch, und ich habe quatschen gelernt wie ein Eingeborener. À propos Eingeborene, was hältst Du jetzt von der Dritten Welt? Wenn ich mich da als nichtpraktizierender Faschist umsehe, drängt's mich nur noch in die Vierte und Letzte, wo man mit Petrus Schach spielen und (hoffentlich) wieder einmal ein rosa Gesicht sehen kann. Seit Israel die Jemeniten geschluckt hat, kommen mir allerdings auch schon Bedenken über Petrus' Hautfarbe. Ich glaube, ich werde nach Rhodesien auswandern, dort wird man garantiert innerhalb der nächsten paar Jahre ins Jenseits befördert und braucht sich über Wilson und die Sozialisten nicht mehr zu ärgern.«

»Der einzige Ort, wo man heute noch pensionierte Kommunisten aufnimmt, ist Portugal. Albufiera ist am

sichersten, weil dort schon die ganze alte SS sitzt, und die wissen ja bekanntlich am besten, wo sich's gut lebt.«

»Ich höre aus meinem Luftschutzkeller, daß der öffentliche Verkehr in London völlig zusammengebrochen ist, seit die Irren Wilson wiedergewählt haben. Die U-Bahn fährt nur noch nachts, um Strom zu sparen, und die Taxis sind verstaatlicht worden. Für jeden Kilometer, den Du zuhause verbringst, zahlt der Staat einen Bonus.«

»Meine neue Katze Susi frißt so gierig, daß sie Blähungen bekommt und schwanger aussieht. Das neue Abtreibungsreformgesetz der Regierung wird ihr auch nicht helfen, weil's nur auf niedere Wesen wie Menschen und Frauen zugeschnitten ist, intelligente Gattungen wie Katzen aber nicht erfaßt.«

Pete ist am menschlichsten mit seinen Katzen. Seit vielen Jahren »rehabilitiert« er streunende Katzen, und je häßlicher sie sind, desto liebevoller behandelt er sie. Auf der berühmten Katzenschau des »National Cat Club« in London, wo jedes Jahr die kostbarsten Rassetiere der Welt ausgestellt und mit Preisen von vielen Tausend Pfund Sterling belohnt werden, stellt er jedes Jahr »die häßlichste Katze des Jahres« aus, meist Mutationen, die er besonders mühselig aufzieht, da sie normalerweise von ihren Müttern abgelehnt werden. Pete war der erste, der diesen Vorgang in einer Fotoserie dokumentiert hat: Katzen merzen genetische Schäden ihrer Gattung dadurch aus, daß sie mißgebildeten Nachwuchs verhungern lassen. Die Mutter stillt das Junge nicht und leckt es auch nicht ab.

Der erste meiner Freunde, der gestorben ist, war Jack Sheerbohm aus der alten *Kino*-Gruppe. Man sah ihn nie,

Sommer oder Winter, ohne einen schäbigen Regenmantel, dessen sämtliche Taschen bis zum Bersten mit Büchern vollgestopft waren. Er sah aus wie ein wanderndes Zelt, ein Indianer-Tipi, aus dem oben ein erstauntes Kindergesicht mit orangefarbenem Haar und blassen Augenbrauen herausragte. Er hatte die blonden, fast farblosen Wimpern seiner holländischen Vorfahren, hörte stets gläubig allem zu, was die anderen sagten, fand alles faszinierend, aber ein wenig bedrückend und lebte, wenn man das leben nennen kann, von einer Foto-Agentur, die so gut wie nie ein Foto verkaufte. Er starb an völliger Unterernährung. Wir haben ihn alle so oft wie möglich zum Essen eingeladen, aber sein Magen hatte sich durch Entwöhnung so verkleinert, daß er nur noch winzige Quantitäten verdauen konnte.

Der zweite meiner Freunde, der sein Leben einbüßte, um so leben zu können, wie die Gesellschaft es ihm abverlangte, war Hans Hiller, der älteste Jugendfreund der Eva, den ich durch sie in London kennenlernte und dessen Mutter, Rosi Hiller, meine geliebte Ersatzmutter geworden ist: sie ähnelt meiner leiblichen Mutter wie ein Zwilling dem anderen. Dr. Emil Geisel, der Vater meiner Frau, und Dr. Fritz Hiller, der Vater meines Freundes Hans, waren zwei führende Ingenieure der deutschen Osramwerke, die im Jahre 1910 nach London geschickt wurden, um dort die erste Osram-Glühlampenfabrik zu errichten. Zwei Jahre später wurden Eva und Hans in London geboren. Die beiden kannten einander also von ihrer Geburt an, und als Hans am 22. April 1976 starb, sagte Eva: »Weißt du, er kam fertig auf die Welt und hat sich sein Leben lang um

keinen Deut geändert.« Das mag übertrieben sein, aber ich habe nie einen anderen Menschen gesehen, der sich zeitlebens so wenig verwandelt hat. Als er 1975 zu uns kam, um seine Ferien mit uns zu verbringen, sah er im Alter von 63 aus wie ein 18jähriger: kein graues Haar, keine Unze Fett, keine Runzeln, aber er hatte schon den ersten Infarkt hinter sich, und das stimmte mich nachdenklich. Er hatte sich vom Lagerarbeiter zum Abteilungschef eines riesigen Kettenladen-Unternehmens heraufgearbeitet, war nie bei irgendeiner anderen Firma als dieser einzigen gewesen, sprach nie über seine Arbeit und lebte, genau wie Heino Held, sein Leben völlig außerhalb der Tätigkeit, mit der er sein Geld verdiente.

Sein Leben begann, wenn er abends aus dem Betrieb nach Hause kam, und es hörte auf, wenn er morgens ins Büro ging. Er lebte eigentlich nur in seinen Abenden, Wochenenden und Ferien. Der Rest war eine Art Tod, den er in kleinen Schritten vorwegnahm, um überleben zu können. Der Fall ist extrem, aber er unterscheidet sich nicht grundsätzlich von dem der überwältigenden Mehrheit in der bürgerlichen Gesellschaft, wo Arbeit nicht der Kreativität, der Befriedigung des Betätigungswunsches dient, sondern nur ein Mittel, ein unglückliches Mittel, zum Zwecke des Geldverdienens ist.

Der Versuch, die zwei Teile des Lebens mit eiserner Disziplin auseinanderzuhalten, gelingt nur wenigen. Und gerade wo er zu gelingen scheint, bei Leuten wie Hans Hiller und Heino Held (die Ähnlichkeit der beiden Initialen hat mich bei zwei so ähnlichen Menschen stets fasziniert), ist er wegen des hohen Maßes der erforderlichen Verdrängung psychosomatisch besonders gefährdend. Bei

mir, der so gut wie nichts verdrängen kann, bei dem alles sofort heraussprudelt, sind die Gefahren geringer, weil die Spannungen sich sofort freiblasen. Ich werfe den Job hin, wenn er mich irritiert, oder ich wähle mir einen, der mir Spaß macht. In einer Tätigkeit, die mir nicht zusagt, mehr als ein paar Wochen zu verbringen, wäre mir physisch unmöglich. Aber H.H. und H.H. haben es ihr ganzes Leben lang getan. Die musische Tätigkeit, die ihrem Leben Sinn gab und derenthalb sie überhaupt nur lebten, enthielt deshalb für sie eine weitaus größere Bedeutung als für mich, der sein Leben lang von ihr gelebt hat. Wer *für* etwas lebt, benötigt größere psychische Reserven als der, der *von* etwas lebt.

Ein halbes Jahrzehnt lang, von 1935 bis 1940, pflegten wir uns jedes Wochenende, entweder samstags oder sonntags zu treffen, und streunten bei Hitze, Regen, Schnee oder Gewitter durch Hampstead Heath, mindestens eine Stunde, oft zwei oder mehr. Besonders im Herbst oder Winter war es dann schön, zu Rosis gastlichem Haus in der Talbot Road zurückzukommen und bei Tee und belegten Broten und Kuchen langsam aufzutauen. Wie alle meine Freunde war auch Hans ein Jazzliebhaber, und wie bei den meisten anderen konzentrierte sich seine Liebe auf Blues-Sänger und kleine, improvisierende Ensembles, die damals kein Weißer außer uns in ganz Europa zu kennen schien – Ma Rainey, Bessie Smith, Victoria Spivey, Lucille Bogan, Beale Street Rounders, Birmingham Jug Band, Dallas Jamboree Jug Band, The Harum Scarums, Hokum Boys, Harlem Hamfats, Memphis Jug Band, Shreveport Home Wreckers. Wir saßen da in seinem kleinen Zimmer beim Gasfeuer, im Garten stand ein Apfelbaum, und hörten

der anderen Welt zu, mit der wir mehr Gemeinsames empfanden als mit der, in der wir lebten. Vier Jahre lang war unser gegenseitiges Verständnis so hautnah, daß wir einander zu Weihnachten jedesmal das gleiche Bild, das gleiche Buch oder die gleiche Platte schenkten. Es grenzte allmählich ans Unheimliche.

Während der Internierung freundete ich mich eng mit Wolfgang von Einsiedel, Egon (»Eric«) Eisenberg und G.W. Brandt an. Über Einsiedel habe ich bereits geschrieben. Meine Freundschaft mit Eisenberg endete, als ich ihm schrieb, mir schiene es nach allem, was das jüdische Volk erlitten habe, ein taktischer Fehler von nie wieder gutzumachender Gewichtigkeit, sich freiwillig in ein Getto zu begeben, selbst wenn das Getto die Größe des Staates Israel habe. Als Jude empfand er das als gezielte Kränkung. Für mich war es eher der Ausdruck der Angst, daß ein ganzes Volk, oder was von ihm nach den Gasöfen noch übriggeblieben war, früher oder später niedergemetzelt werden könnte. An dieser Befürchtung hat sich bis zum heutigen Tage nichts geändert. Ich beneide diejenigen, die außer der Alternative eines von Juden und Arabern gemeinsam regierten Palästina und dem Massenmord an allen heute in Israel lebenden Juden einen dritten Weg zu sehen vermögen. Daß Eric ihn zu sehen glaubt, schmerzt mich. Er ist der einzige Freund, den ich im Leben lebend verloren habe. Wenn es in den nächsten Jahren gelingen sollte (was durchaus nicht unwahrscheinlich ist), ein »Klein-Palästina« für die El Fatah zu gewinnen, so verschiebt sich der Todeskampf Israels nur um ein Jahrzehnt oder zwei. Vermeidbar ist er nicht.

George Brandt, heute Chef der Abteilung Drama an der Universität Bristol, war der erste, den ich aus dem Internierungslager herauspauken und in den National Film Board hineinlotsen konnte, nachdem es mir mit Griersons und Patersons Hilfe gelungen war, die beiden Tore zu knacken. Bei Kriegsende arbeiteten sieben ehemalige Lagerfreunde im staatlichen Filmwesen Kanadas und sechs andere im kanadischen Funk und Fernsehen.

Wir alle, die ich hier genannt habe, alle meine überlebenden Freunde, haben eines gemeinsam: wir sind durch irgendeine Urszene konditioniert worden, uns für unsere Freunde einzusetzen. Wenn mir einer meiner Freunde sagt, er benötige dies oder jenes, so vermag ich mir nicht vorzustellen, daß ich nein sagen könnte. Ich weiß aber auch, daß auf ihn der gleiche Verlaß ist. Unser Über-Ich hat sich durch irgendwelche Einflüsse, die ich in meinem eigenen Falle nicht mehr rekonstruieren kann, so strukturiert, daß das Gebot der Freundschaft absolute Präzedenz vor jedem anderen Beweggrund hat. Stände ich auf einem Berge und einer meiner Freunde sagte: »Spring, es ist mir lebenswichtig«, so würde ich springen.

Was meine Freunde in meinem Leben für mich getan haben (und was ich für sie zu tun versucht habe), ist denen, die anders motiviert sind, schlechthin unverständlich. Wer in Begriffen des Bürgertums denkt (»zuerst kommen die Kohlen«), der kann Menschen nicht verstehen, für die zuerst die Freundschaft kommt. Wir sind ihnen nicht ganz geheuer, weil wir weder von den Versuchungen der bürgerlichen Gesellschaft noch von der Angst vor dem

Verlust der Karriere, des Geldes oder des Lebens berührt sind. »Ich verstehe Sie nicht, Herr Bornemann,« sagte einmal ein »Arbeitgeber« zu mir, weil ich ihm fristlos gekündigt hatte, »Sie kommen mir vor wie ein Marsmensch!« Ich hatte gekündigt, weil er mir nicht drei Stunden freigeben wollte, und ich brauchte die drei Stunden, um einen Wunsch meines Freundes Hans Hiller zu erfüllen.

Der einzige meiner Freunde, der ebenfalls Schriftsteller geworden ist, ist Leslie Shepard. Er gehörte zu den ersten, die ich in London kennengelernt hatte, zur Gruppe der linken Filmemacher, und war auch, wenn mich die Erinnerung hier nicht trügt, mit Jack Chambers zusammen in der Filmgruppe DATA. Nach meiner Internierung im Mai 1940 hat er mein Zimmer in der Wohngemeinschaft II übernommen, und nach einem Selbstmordversuch wandte er sich dem Studium östlicher Religionen zu und wurde eine weltbekannte Autorität auf dem Grenzgebiet zwischen Meditation und paranormalen Phänomenen. Was mich jedoch, da mir diese Studien sehr fremd sind, am meisten an unsere alten Tage erinnert, ist seine riesige Sammlung alter englischer, irischer, schottischer und wallisischer Straßenballaden, Moritaten und Bänkellieder. Seine Bücher über dieses Thema, *The Broadside Ballad*, *The History of Street Literature* und seine Biographie des Balladendruckers John Pitts gelten als klassische Studien ihres Themas.

Ich will jetzt ein paar Worte über die beiden Wohngemeinschaften sagen, in denen ich lebte und die in

der Geschichte der englischen neueren Linken etwa die gleiche Funktion einnehmen wie die Kommunen I und II in der Geschichte Berlins. Auf einige andere Aspekte dieser Wohngemeinschaften komme ich im vorletzten Kapitel zurück. Nachdem ich in meinen ersten Londoner Monaten von linken und liberalen Unterstützern des von Netta Koutane geleiteten Komitees großzügig als Gast in ihre Häuser und Wohnungen aufgenommen worden war (den Branghams in Litchfield Way, den Bunburys in Belsize Avenue, den Corbett-Fishers in Heathgate), gab mir Mary Trevelyan in dem internationalen Studentenklub »Student Movement House« in Russell Square die unvergeßliche, für mein ganzes Leben wichtige Möglichkeit, nicht nur drei Wochen lang dort gratis zu wohnen, sondern auch vier Jahre lang dort gratis ein- und ausgehen zu dürfen. Dort lernte ich C.L.R. James, eine der bedeutsamsten Figuren in der Geschichte des neuen Afrika und der Dritten Welt, kennen.

Obgleich das Haus nominell unter christlichen Prämissen fungierte, war es in der Praxis so frei, daß nicht nur Agnostiker, sondern auch aktive Atheisten gern gesehen waren. Es lag zentral, nicht weit vom Britischen Museum und der neuen Universität, es verfügte über Liegestühle, die einem mitten in London erlaubten, in einem mit Rasen bedeckten kleinen Park zu sitzen und zu studieren, es schenkte Tee und Sandwiches zu besonders günstigen Preisen (für mich gratis) aus, und es war ein Treffpunkt der späteren Revolutionäre, die das britische Weltreich übernahmen. Es gibt kaum einen Politiker der heutigen Dritten Welt, zumindest nicht unter denen, die heute 60 oder älter sind, der nicht damals im Student Movement

House Gast gewesen ist.

Das Haus hatte einen durchaus imperialistischen Zweck: es sollte die intellektuelle Elite der britischen Kolonialvölker mit den Sitten, Manieren und Traditionen des »Mutterlandes« bekannt machen, und es sollte dies so diskret fertigbringen, daß es den Gästen nicht bewußt wurde. Dank der Klugheit, des Takts und der Persönlichkeit jener außerordentlichen Frau, die das Haus leitete, Mary Trevelyan, klappte das auch. Aber es klappte ein wenig *zu* gut, denn die Gäste erfuhren nicht nur die Tradition der herrschenden Klasse, sondern auch die der beherrschten: nicht nur die Geschichte des britischen Weltreichs, sondern auch die der britischen Revolution, die das britische Bürgertum zur Macht gebracht hatte und den Gästen dadurch Hoffnung gab, das britische Bürgertum eines Tages aus den Kolonien herauszuwerfen.

Nach Hitlers Machtergreifung kamen deutsche, österreichische und tschechische Politiker hinzu (Walter Hollitscher, der beste Kopf der KPÖ, lernte hier seine Frau kennen), und nach Kriegsausbruch wurde das Student Movement House ein Zentrum jener holländischen, belgischen und französischen Exilpolitiker, die eine Allianz mit England anstrebten. Als einer, der in diesem Hause einen Teil seiner politischen Erziehung genossen hat, will ich es nicht versäumen, meiner alten Freundin Mary Trevelyan hier noch einmal meinen Dank auszusprechen. Wenn es je wirklich praktizierten bürgerlichen Liberalismus gegeben hat, dann in den dreißiger Jahren in London unter Marys Regime in Russell Square.

Ich wusch mir einmal die Hände im Klo und hörte aus einem der Klo-Abteile jemanden so perfekt die Melodie von

*Bella figlia dell' amore* pfeifen, daß ich mein Händewaschen ein wenig verlängerte, um zu sehen, wer das war. Heraus kam ein zwei Meter langer Schwarzer mit einem schöngeschnittenen Kopf und langen Pianistenfingern. Das war Cyril Lyonel Richard James, ein Schullehrer aus Trinidad, der ein berüchtigtes, von den britischen Behörden gehaßtes Pamphlet verfaßt hatte, *The Case for West-Indian Self Government* (Hogarth Press, London 1933). Gewidmet war es den Führern der damaligen westindischen Unabhängigkeitsbewegung: Arthur Cipriani in Trinidad, T.A. Marrayshow in Grenada, J. Elmore Edwards von der gleichen Insel und C.D. Rawle in Dominica.

Wir wurden Freunde. Er lebte damals davon (paradox wie auch meine Existenz war), daß er (irrwitzige Mischung!) Opernrezensionen für den *Manchester Guardian* und Cricket-Berichte für die gleiche Zeitung schrieb. Er hatte bis zu dieser Zeit kein Wort von Marx gelesen und borgte sich von mir alles aus, was ich von den Werken der Klassiker in englischer Sprache besaß. Aber im Gegensatz zu mir fraß er sich nicht nur durch den ganzen Reisberg hindurch, der sich zwischen Dietzgen, Dühring, Feuerbach und Lenin aufgetürmt hatte, sondern las auf der anderen Seite, wo ich aufgehört hatte, noch kilometerweise weiter, vertiefte sich besonders in Trotzki, den ich nie gelesen hatte, und wurde einer der Führer der britischen Trotzkiisten. Auf diesem Wege bin ich ihm nie gefolgt, denn obgleich Nikita Chruschtschows Enthüllungen sich weitgehend mit Trotzki's Kritik an Stalin decken, habe ich nie vermocht, die praktische Möglichkeit einer vierten Internationale zu erkennen. James und ich

funkten da also auf sehr verschiedenen Wellenlängen.

Andererseits deckten sich unsere Analysen der Kolonialwelt, und da ich aus Gründen, auf die ich im vorletzten Kapitel eingehen will, immer tiefer in afrikanische und afroamerikanische Affären verstrickt wurde, beschlossen wir, eine Wohngemeinschaft zu gründen. Ich fand eine unmöblierte Dreizimmerwohnung mit einer Kochnische, aber ohne eigenes Klo und eigenes Badezimmer, in einem architektonisch sehr schönen georgianischen Haus in Bloomsbury, »The Hermitage«, 9 Heathcote Street, und mietete sie für 40 Shillinge pro Woche. Davon verteilten sich 8 Shillinge auf mich, weil ich das kleinste Zimmer hatte, 12 auf den deutschen Schullehrer Ernst Perl und 20 auf James, der das größte Zimmer hatte. James und Perl hatten altmodische, wunderschön proportionierte Bogenfenster. Ich hatte nur ein holpriges Schiebefenster, dafür aber das flache Dach des Nebenhauses, auf das ich an Sommertagen (und manchmal auch im Herbst und Frühling) zum Sonnenbaden aussteigen konnte.

In dieser Wohnung entstand ein guter Teil des neuen Afrika. Unsere regelmäßigen Gäste waren die schwarzen Ex-Komintern-Funktionäre Padmore, Griffith und Christie; C.L.R.James' ehemaliger Klippschüler Eric Williams, heute Premierminister von Trinidad und Tobago, damals noch Student der Geschichte in Cambridge; Nmand Azikiwe, später Staatspräsident von Nigerien; Jomo Kenyatta, später Staatspräsident von Kenya; Dr. K. Hastings-Banda, damals Arzt in einem Londoner Armenviertel, später Staatschef von Malawi; Dr. Peter Milliard, ein Arzt aus Britisch-Guyana, der in Manchester seine Praxis hatte, aber aus

politischen Gründen regelmäßig zu uns nach London kam; Dr. Harold Moody, ein Arzt aus Jamaica, der in London die Liga der farbigen Völker (League of Coloured Peoples) gegründet hatte; I.T.A. Wallace-Johnson, Führer der Nigerianischen Arbeiterunion (Nigerian Workers' Union); Parmenas Mockerie, ein Landsmann Kenyattas, der 1933 mit dem Geld durchgebrannt war, das Kenyattas Heimorganisation, die Kenya Central Association, für dessen Rückreise nach Kenya gesandt hatte; und Mrs. Marcus Garvey, die Witwe des Gründers der Heimnach-Afrika-Bewegung, die damals in der Londoner Oxford Street ein Restaurant betrieb, das manchen von uns durchfütterte, wenn er am Verhungern war.

Auch Griffith, der Schatzmeister des Internationalen Afrikanischen Dienstbüros (International African Service Bureau), gründete um die Zeit des italienisch-abessinischen Krieges ein Restaurant in Manchester, aus dem im Laufe der Jahre eine Restaurantkette und die einzig verlässliche Geldquelle der Londoner Farbigenorganisationen wurde. Kenyatta, der um diese Zeit eine Farm nach afrikanischem Muster in Sussex betrieb (ich habe das in der Figur des Joe Banyan in meinen Romanen *A Love Story* und *The Compromisers* beschrieben), versorgte ihn mit Hühnern, und Griffith, der seinen Namen nach abessinischem Muster in T. Ras Makonnen geändert hatte, versorgte mit den Überschüssen der Restaurantkette die beiden wichtigsten schwarzen Organisationen jener Jahre, die Internationalen Afrikanischen Freunde Abessiniens (International African Friends of Abyssinia) und das bereits erwähnte African Service Bureau.

Gelegentliche Gäste der Wohngemeinschaft I waren auch Prinz Peter von Griechenland (Marie Bonapartes Sohn), der zusammen mit Kenyatta und mir 1935 bei Malinowski auf der LSE studiert hatte; der Sänger Paul Robeson, dessen Frau Essie auch bei Malinowski studierte und mich als Erzieher ihres Sohns anheuern wollte; der Verleger Fred Warburg mit seiner ungeheuer eleganten Frau, der Modeschöpferin Pamela de Bayou; der Gefängnisreformer Sir Alexander Paterson, der mich später in Kanada aus der Internierung herausgeboxt hat; Rita und »Bruno« Bronowski, ein Universalgenie der damaligen Londoner Szene, der zugleich Wissenschaftler, Lyriker und Schachmeister war; Oberst Douglas Turner, der hebräisch sprach, ohne Jude zu sein, und seine Frau, die amerikanische Schriftstellerin Margaret Wilson, die Eva und mich oft zum Essen eingeladen hat, wenn wir mit unserer Weisheit am Ende waren; vor allem aber, und am wichtigsten für uns, C.R. Buxton, der Sprecher der Labour Party in Kolonialfragen, und sein Nachfolger, der Abgeordnete Arthur Creech Jones; Fenner Brockway, Chef der Unabhängigen Sozialdemokraten (Independent Labour Party) und Sprecher der Liga gegen Weltimperialismus (League against Imperialism); und schließlich Palme Dutt, Sprecher der englischen KP zur gleichen Frage und selbst Inder von Geburt. 1943, nachdem ich interniert worden war, stieß auch der schwarze südafrikanische Schriftsteller Peter Abrahams zu dieser Gruppe, und 1945 kam Kwame Nkrumah, der spätere Staatspräsident und Gründer von Ghana, dazu.

C.L.R. James, das Zentrum dieser ganzen Bewegung und ihr eigentlicher Kopf, war 1932 als Cricketkorrespondent

einer westindischen Tageszeitung nach London gekommen, und nur diejenigen, die mit der Bedeutung dieses Sports auf der Wertskala der herrschenden Klasse Englands vertraut sind, werden verstehen, daß das keineswegs eine journalistische Funktion dritter Klasse, sondern ein Ehrenamt war, da die Westinder damals als die besten Cricketer der Welt galten. 1938 ist James in die Vereinigten Staaten ausgewandert und wurde dort zum ideologischen Vater der »Black Power«-Bewegung. Ich habe ihn danach nur noch ein einziges Mal gesehen, als er in den fünfziger Jahren mit seiner Frau, Selma James, zu Besuch nach London kam. Ob und wo er heute noch lebt, weiß ich nicht.

Zwei seiner Freunde kannte ich seltsamerweise, bevor er sie kennengelernt hatte: Griffith und Padmore. Den ersten, der sich damals noch nicht Makonnen nannte, lernte ich in Kopenhagen durch meinen dänischen Freund Herbert Louis Steinthal kennen, den Ehemann der Marianne, der damals Filmkritiker der Zeitung *Politiken* war und Makonnen kennengelernt hatte, als dieser berichtet hatte, in Dänemark werde Senfgas erzeugt. Griffith-Makonnen war nach seinem Studium an der amerikanischen Nobeluniversität Cornell nach Europa gekommen, um autarke Landwirtschaft zu betreiben (ein Vorläufer der heutigen ökologischen Bewegung, allerdings aus dem Motiv heraus, sich von den Weißen unabhängig zu machen). Dabei war er auf das Phänomen gestoßen, daß in Dänemark tatsächlich Senfgas erzeugt wurde, und sollte nun deportiert werden.

George Padmore hatte ich in Hamburg kennengelernt, wo er das Hauptbüro des Internationalen

Gewerkschaftskomitees für Negerarbeiter leitete. Vier Monate vor meiner eigenen Flucht war er von der NS-Polizei in Hamburg festgenommen und nach England deportiert worden. Die »Vorrede des Herausgebers« in der schweizerischen Übersetzung von Padmores vorzüglichem Buch *Afrika unter dem Joch der Weißen* (Rotapfel Verlag, Erlenbach-Zürich, o.J.) beginnt mit den Worten: »Dieses reich dokumentierte Werk hat ein Afrikaner geschrieben.« Leider stimmt hiervon so gut wie nichts, denn »George Padmore« war der Untergrundname des in Trinidad geborenen Sohnes eines Sklaven aus Barbados in Britisch-Westindien. Er heißt in Wahrheit Malcolm Ivan Meredith Nurse und war, genau wie C.L.R. James, Reporter für eine Trinidadische Zeitung gewesen. 1924 war er nach Amerika gegangen, um an zwei Negeruniversitäten, Fisk und Howard, Jus zu studieren, und war 1927 von J.W. Ford, einem schwarzen Funktionär der amerikanischen KP, für die Partei rekrutiert worden. Nach seiner eigenen Erzählung war er 1928 mit einem falschen Paß unter dem Namen seines Trauzeugen in die Sowjetunion gezogen, hatte jahrelang im Moskauer Hotel Lux gewohnt, war in der neugegründeten Führungsakademie für Kolonialfragen ausgebildet und wieder in die westliche Welt zurückgesandt worden. 1928, während des 6. Weltkongresses der Komintern, hatte er mit dem aus Sierra Leone stammenden I.T.A. Wallace-Johnson zusammen das Internationale Gewerkschaftskomitee für Negerarbeiter gegründet, dessen Hauptquartier er 1930 in Hamburg etabliert hatte. Zwischen 1930 und 1933 war er fast ununterbrochen zwischen Hamburg, Paris, Berlin, Kopenhagen, Moskau, Leningrad und Westafrika

unterwegs, um örtliche Zellen der Gewerkschaft zu gründen.

Sein Bruch mit der Partei kam im August 1933, als Stalin Unterstützung bei den westlichen Staaten gegen Hitler suchte und dabei anbot, die Kampagne gegen kolonialen Imperialismus einzustellen. Das Internationale Gewerkschaftskomitee für Negerarbeiter wurde aufgelöst. Padmore protestierte vehement und wurde im Februar 1934 von allen Funktionen des nominell längst aufgelösten Internationalen Gewerkschaftskomitees entbunden. Im Juni 1934 erfolgte der Ausschluß aus der britischen KP, und das war, in Padmores Worten, »das Ende der schwarzen Komintern«.

Vom Jahre 1935 an ging er fast täglich in unserer Wohngemeinschaft aus und ein. Die Atmosphäre jener Jahre hatte manches mit den Jahren der späteren Studentenbewegung gemeinsam. In der Hermitage begannen Gespräche beispielsweise an einem Freitagabend um 18 Uhr, nachdem sich Padmore, Christie und Williams in James' Zimmer versammelt hatten. Gegen Mitternacht ging ich schlafen, aber um 8 Uhr morgens, wenn ich aufstand, lief die Diskussion immer noch, nur schliefen James und Williams, während Christie und Padmore mit Moody und Kenyatta debattierten, die während der Nacht gekommen waren. Solche Diskussionen liefen manchmal eine ganze Woche lang ohne Unterbrechung, nur folgten die Sprecher einander wie bei einem Stafettenlauf. Es war eine Zeit ungeheuer optimistischer Zuversicht. Wir waren alle arm, wir waren im Exil, wir wußten nicht, ob wir morgen etwas zu essen haben würden, aber wir waren sicher, daß wir innerhalb

eines Jahrzehnts oder zwei das ganze Gesicht des Erdballs verändern würden. Einziges greifbares Resultat in meinem eigenen Leben: Als ich 1938 einen Antrag auf Einbürgerung stellte, wurde er geradezu höhnisch wegen meiner Assoziation mit afrikanischen »Terroristen und Verschwörern« abgelehnt.

Seltsam, wie sich das Blatt wendet, sobald die »Terroristen« von gestern Staatschefs von heute werden! Und dann wundern sich die westlichen Staaten immer wieder, daß sie in der »Dritten« Welt, deren Führer gestern noch in ihren Gefängnissen geschmort haben, so wenig Unterstützung für ihr Konzept von »Demokratie« und so wenig Gegenliebe für ihre Maßnahmen im Kampf gegen »Terrorismus« finden. Die Zeit, in der Europa den Großteil der Welt regierte, hat offenbar so tiefe Spuren in den Gehirnen der westlichen Staatsmänner hinterlassen, daß sie nicht merken werden, wie allein sie mit ihrem Konzept der parlamentarischen Demokratie dastehen, bis jener Großteil der Welt, den sie einst unterdrückt und ausgebeutet haben, sich in geschlossener Front gegen sie wendet. Man sieht das bei jeder Abstimmung der Vereinten Nationen, in der die Prediger der »Demokratie« nur noch mit Vetos manipulieren können, um den Willen der demokratisch abstimmenden Mehrheit zu blockieren. Finden sich die Advokaten der parlamentarischen Demokratie in der Minderheit, dann gibt es niemanden, der die Demokratie schneller verrät als sie. Schwindet die Macht derjenigen, die heute noch mit so viel moralischer Überheblichkeit gegen die »Terroristen« wettern, so greift niemand schneller zum Terror als sie selber.

Ein gutes Beispiel war der Prozeß gegen Jomo Kenyatta

wegen angeblicher Anstiftung der Mau-Mau-Bewegung. Die Verurteilung zu acht Jahren Kerker, die bei einem weniger Starken zweifellos zum Tode geführt hätte und das auch als eigentliches Ziel hatte, beruhte auf einer einzigen gefälschten Zeugenaussage. Als Rawson Macharia, dieser Zeuge, sechs Jahre nach der Verurteilung Kenyattas gestand, daß er als Gegenleistung für seine falsche Aussage eine Flugpassage nach England und eine komplette Universitätsausbildung für sich und seine Familie erhalten hatte, wurde er wegen Meineids vor Gericht gestellt – aber nicht wegen Meineids beim Prozeß gegen Kenyatta, sondern wegen seiner beeideten (und mit Regierungsdokumenten belegten) Aussage, daß er damals gelogen habe. Wenn Regierungen wie das damalige Kenya, das heutige Rhodesien oder das morgige Südafrika merken, daß ihre »Demokratie« von einer Mehrheit bedroht ist, dann zögern sie nie, gegen diese Mehrheit mit undemokratischen Mitteln vorzugehen.

Daß es ausgerechnet Kenyatta war, der dem israelischen Heer am 3. Juli 1976 den Militärflughafen Nairobi zur Verfügung gestellt hat, um aufzutanken und den Rückzug aus Uganda decken zu können, beweist, wie schnell und wie gründlich die bürgerliche Welt ehemalige Sozialisten (selbst so harte Brocken wie Kenyatta!) zu schlucken vermag. Denn für Eingriffe der öffentlichen Hand in verfassungsmäßig geschützte Rechte des einzelnen sollte ja eigentlich ein Übermaßverbot gelten. Das heißt: das angewendete Mittel sollte nie stärker sein und der Eingriff sollte nie weiter gehen, als der Zweck der Maßnahme rechtfertigt. Wie kann dann aber eine »demokratische« Regierung den kriegerischen Angriff eines

»demokratischen« Staates auf ein neutrales Land decken, ohne sich der Tatsache bewußt zu werden, daß das angewendete Mittel hier jedes Verhältnis zu jenem privaten Rechtsbruch, der Geiselnahme, verloren hatte, der mit Militärgewalt geahndet werden sollte? Leben wir wirklich noch im Zeitalter der Kanonenbootdiplomatie? Hat der Westen jeden Sinn dafür verloren, was solche Maßnahmen an Verbitterung und Rachewünschen bei den jahrhundertlang gequälten »Eingeborenen« der ehemaligen Kolonien auslösen müssen? Wie können bürgerliche Regierungen, die täglich im Argument mit sozialistischen Nationen die Worte »Recht« und »Demokratie« im Munde führen und ihre Gegner stets der »Gewalt« bezichtigen, so leichtfertig Gewaltmaßnahmen dieser Art billigen und sich obendrein noch vormachen, hier habe das »Recht« gesiegt, hier habe die »Demokratie« gewonnen?

Überall im Westen ist nach der Kommandoaktion der Israelis der Ruf nach einer UN-Aktion gegen den Terror lautgeworden. Aber damit sollte nicht die Regierung Israels, sondern die Ugandas bestraft werden, weil sie angeblich im Einvernehmen mit den Geiselnehmern gehandelt hatte. Daß das, wenn es der Fall sein sollte, der ugandischen Regierung in der Dritten Welt und besonders bei den islamischen Staaten eher Lob als Tadel einbringen und ihr deshalb in der UNO eher Abstimmungs Vorteile als Nachteile bringen würde, war offenbar niemandem eingefallen. Ich hatte bereits im Oktober 1975 in den *Frankfurter Heften* vorausgesagt, daß der von Bonn und den EG-Staaten angestrebte Plan einer »Konvention gegen den Terrorismus« weder in der 30. noch der 31.

Vollversammlung der UN auch nur die geringsten Chancen haben würde, eine Mehrheit zu erlangen. Und dies aus dem simplen Grunde, daß Regierungen, die erst nach jahrelangem bewaffnetem Kampf gegen die weißen Herren oder die herrschende Klasse ihrer Länder zur Macht gekommen sind, niemals erlauben können, diese Aktivitäten nachträglich verbieten zu lassen – und das noch obendrein von den Alliierten eben jener weißen Herren und eben jener herrschenden Klasse.

Stimmten die sozialistischen Länder und die der Dritten Welt je einer solchen Konvention zu, so würden sie die heiligsten Traditionen ihrer eigenen Parteien verdammen – ein undenkbarer Vorgang. Das ungläubige Erstaunen, mit dem die westliche Welt Kurt Waldheims kühle Feststellung quittiert hat, daß Israels Kommandounternehmen gegen Uganda eine »einseitig flagrante Aggression gegen die Souveränität eines Mitgliedsstaats der Vereinten Nationen« sei, zeigt den Egozentrismus einer Minorität, die immer noch nicht wahrgenommen hat, daß sie nicht mehr die Majorität besitzt. Die paranoide Arroganz dieser westlichen Weißen, die dem Rest der Welt immer noch ihre eigenen Vorstellungen von »Recht« und »Ordnung« aufzwingen wollen, sollte einem vielleicht eher Mitleid als Ärger abringen, denn ihre Welt hat ja längst abgewirtschaftet, und wenn sie sich weiter so weltfremd benehmen wie bei dieser Angelegenheit, wird die Dritte Welt ihnen früher oder später einfach den Rohstoffhahn abdrehen. Was das bedeutet, haben wir während der allzu schnell vergessenen Tage der Ölkrise erlebt.

In vielen, vielen Ländern der Welt sind die »kriminellen Vereinigungen« von gestern die Regierungen von heute.

Der Unterschied zwischen einer »kriminellen« und einer »legitimen« Vereinigung liegt offenbar nicht in der Moral, sondern in der Zeit. Und die Zeit tickt nicht auf unserer Seite, sondern auf der anderen. In dem Augenblick, in dem die Mehrzahl der Länder des Erdballs von ehemaligen »Terroristen« regiert wird, wird sich Terror nicht mehr juristisch als regierungsfeindliches Benehmen einstufen lassen. Dieser Zeitpunkt liegt möglicherweise nicht mehr fern. Wer die Tatsache, daß ein »Terrorist« von der UNO eingeladen und eben *wegen* seines Terrorismus von der Mehrheit bejubelt wird, nicht als einen Wendepunkt der Geschichte erkannt hat, der wird – for better or for worse – von der Geschichte überrollt werden. Da das Recht in der UNO nun einmal das der Mehrheit ist, kann es durchaus geschehen, daß nicht wir es sein werden, die in der UN ein Anti-Terror-Gesetz durchdrücken, sondern daß die Mehrheit eines zur ausdrücklichen Legalisierung dessen, was wir heute noch Terror nennen, morgen durchsetzen wird.

Ich wünschte, ich könnte diese Fragen heute mit Kenyatta besprechen. Aber zwischen denen, die die Macht lieben, und jenen anderen, die sie fürchten, selbst wenn sie in ihren eigenen Händen liegt, wird es wahrscheinlich nie einen Dialog geben können. Zur Erklärung, was ich damit meine, will ich kurz erwähnen, daß »Jomo Kenyatta« ein erfundener Name ist. Der Mann, der sich so nannte, hieß eigentlich Kamau wa Ngengi. Getauft war er auf den Namen Johnstone Kamau. Den Spitznamen Kenyatta hatte er sich wegen des gestickten Kinyatta-Gürtels zugezogen, den er auch in der Fremde nur allzu gern trug. Ich kenne

ihn besser als die anderen Gäste der Wohngemeinschaft I, weil ich auch bei Malinowski *und* im Student Movement House *und* im Orientalischen Institut der Universität London mit ihm zusammen gewesen bin. Er war 1929 als Vertreter der ersten politischen Organisation seines Volkes, der Kikuyu Central Association, nach London entsandt worden, hatte anfangs bei Ladipo Solanke, dem nigerianischen Gründer der African Students' Union in Hammersmith gelebt, hatte sich dann der von Weißen und Schwarzen gemeinsam gebildeten League against Imperialism angeschlossen, die besonders von Mitgliedern der Independent Labour Party wie Fenner Brockway und Kingsley Martin unterstützt wurde, hatte dort George Padmore kennengelernt und war von ihm für das Internationale Gewerkschaftskomitee der Negerarbeiter angeworben worden.

1929 gingen beide gemeinsam auf eine von der Sowjetunion finanzierte Tour, die via Berlin, Hamburg, Leningrad, Moskau, Odessa, Sewastopol, Yalta und Istanbul zurück nach Berlin, Hamburg und London führte. 1930 fand in Hamburg die erste Weltkonferenz des schwarzen Gewerkschaftskomitees statt. Kenyatta nahm an ihr als Vertreter der Kikuyu Central Association teil. Im November 1932 ging er von London aus noch einmal nach Moskau und kehrte nach einer sorgfältigen Ausbildung im August 1933 nach London zurück. 1934 veröffentlichte er einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Kenyas in Nancy Cunards 800-Seiten-starkem Kompendium *Negro*, und etwa um diese Zeit lernte ich ihn im Student Movement House kennen.

Er lebte damals in Victoria, dem Viertel um den Bahnhof

herum, an dem man aus Deutschland ankam, und wohnte in der Cambridge Street 95 bei einer Familie namens Hocken. Obgleich er mindestens so arm war wie ich und nach seiner Trennung von der KP im Jahre 1934 manchmal so wenig zu essen hatte, daß er zu schwach war, um aufzustehen, schrieb er seine Briefe mit grüner Tinte, trug entweder einen Fes oder eine aus der UdSSR stammende Astrachankappe, ein Cape oder einen Ledermantel, hatte an jedem Finger einen Ring und wanderte stets mit einem Gehstock umher, der einen silbernen Griff hatte. Bei den englischen Frauen war er sagenhaft erfolgreich und erzählte uns manchmal stolz, daß er sich bei seiner Ankunft in England einige Monate lang als Zuhälter verdingt hätte (*bene trovato!*).

Eine andere Absurdität, die uns zusammenbrachte, war, daß er im Jahre 1934, als ich mit den Schwestern M. und E. zusammenlebte und mir meinen Lebensunterhalt nach ihrem Vorbilde als Filmkomparse zu verdienen suchte, in Alexander Kordas Filmstudio als Komparse an dem reaktionärsten aller reaktionären, dem rassistischsten aller rassistischen Filme, *Sanders of the River*, mitarbeitete und später dem Korda sogar ein goldenes Zigarettenetui geschenkt hat, in das er seinen Dank für die Gelegenheit, an einem so schönen Film mitarbeiten zu dürfen, eingravieren lassen hatte. Umgekehrt war Kordas letzter Brief, den sein Sohn nach dem Tode des Vaters unabgesandt auf dem Schreibtisch des Vaters gefunden hat, an Kenyatta gerichtet.

Die Diskrepanz zwischen dem späteren Reichtum und der früheren Armut ist ebenso frappant wie die zwischen dieser Armut und dem siegessicheren, landsknechtshaften

Auftreten, das er in den dreißiger Jahren bereits an den Tag legte. Manche Wochen lebte er davon, daß er englischen Briefmarkenhändlern afrikanische Marken verkaufte, und mußte zu Hause im Bett bleiben, bis der nächste Brief aus Kenya ankam, damit er sich mit dessen Erlös eine Semmel kaufen konnte. Er ging, genau wie ich, durch ganz London zu Fuß, weil er zu arm war, um per Bus oder mit der U-Bahn zu fahren. Auch das habe ich später in der Person des Joe Banyan in *A Love Story* und *The Compromisers* zu beschreiben sucht.

Wir pflegten uns regelmäßig im Leseraum des Britischen Museums und in der School of Oriental Studies (1935 in »School of Oriental and African Studies« umbenannt) zu treffen, wo ich afrikanische Sprachen zu lernen suchte, während er Kikuyu lehrte. 1940 erschien sein zusammen mit Liliias Armstrong geschriebenes, an der School of Oriental and African Studies erarbeitetes Lehrbuch *The Phonetical and Tonal Structure of Kikuyu* in dem Verlag, für den meine Frau später tätig werden sollte, Oxford University Press. Es trug die unverschämt herablassende Bemerkung seiner Mitautorin, die ihren Namen als einzigen aufs Titelblatt gesetzt hatte: »Das Buch ist mit der Mitarbeit eines interessierten, geduldigen und kritischen eingeborenen Helfers verfaßt worden, der seine Pflichten vorzüglich erfüllt hat.« Kenyatta kochte, als er das las. *Er* war der eingeborene Helfer.

Als der Krieg ausbrach, begann das CID und die Special Branch, die beiden politischen Polizeien Englands, mit der typisch bürgerlichen Blindheit des Spätkapitalismus, nicht etwa die Nazisympathisanten, sondern deren Gegner zu überprüfen und einzusperren. Zu ihnen gehörte auch ich,

und seitdem habe ich Kenyatta nicht mehr gesehen. 1938 war bei meinem Freund, dem Verleger Fred Warburg, Kenyattas Meisterwerk erschienen, *Facing Mount Kenya*, von dem Fred ganze 517 Exemplare verkauft hatte. Eines davon sandte er mir mit einer Widmung von Kenyatta ins Internierungslager. Es wurde als erschwerender Beweis meiner politischen Gefährlichkeit registriert.

Drei der späteren Staatschefs - Kenyatta in Kenya, Nkrumah in Ghana, Williams in Trinidad - haben mir in den folgenden Jahren Vorschläge gemacht, in ihren Ländern Film-, Funk- und Fernsehnetze aufzubauen. Ich habe alle drei Einladungen ablehnen müssen - teils weil ich mit anderen Dingen beschäftigt war, teils aber auch, weil man Freundschaft nie zur Basis einer bezahlten Tätigkeit machen darf.

Drei Straßen nördlich von der Wohngemeinschaft I, wo das Bloomsbury des ehemaligen Großbürgertums der Sitwells und Woolfs aufhört und in die Arbeiterviertel um Kings Cross und St. Pancras übergeht, gründete ich am 31. Januar 1938 die Wohngemeinschaft II. Ihr gehörten der Dichter Clifford Dymont an, der später Marcella Salzer, Marcel Salzers Tochter, geheiratet hat; der Versicherungsbeamte Charles Smith, der unter dem Namen Charles Wilford einer der Welt größten Experten des Ragtime geworden ist; der Filmemacher Jack Chambers und seine Freundin (spätere Frau) Gerda Eissler, Schwester des Filmemachers Fritz Eissler, der mit mir zusammen in der kanadischen Internierung war und nach dem Kriege bei Kwame Nkrumah unter dem Namen Shawn Graham jene Ghana Film Unit aufgebaut hat, die ich aufbauen sollte.

Im Gegensatz zu dem architektonisch sehr schönen, aber bereits völlig verkommenen Bau der Wohngemeinschaft I befand sich die zweite in einem funkelnagelneuen fünfstöckigen Ziegelbau, der als »Slum Clearing Projekt«, als Sanierungsplan einer Arbeiterstraße, von der Stadt London errichtet worden war. Wir hatten drei große, saubere Räume, eine moderne Küche, ein Badezimmer, aber keine Heizung, sondern nur offene Kamine, die wir mit Gasöfen ausstatteten, weil das die billigste Form war, die Zimmer einigermaßen warm zu halten. Da die Engländer damals noch in der Illusion lebten, ihre Insel stünde mitten im Golfstrom, und weil sie bis zum heutigen Tage an dem Glauben leiden, daß Zugluft unter dem Namen »cross ventilation« gesundheitsfördernd sei, gab es natürlich keine Doppelfenster. Kein Fenster konnte je luftdicht geschlossen werden, und im Badezimmer mußte als »Sicherheitsfaktor« ein großer Schlitz im Fenster stets offen gelassen werden. Als wir ihn mal mit Watte zustopften, kam die Gesundheitspolizei, legte uns eine Strafe auf und entfernte die Watte.

Hier ging alles viel ruhiger zu als in der Hermitage, denn erstens arbeiteten alle Mitglieder, und zwar sehr hart; zweitens hatten sich die sexuellen Verhältnisse bei allen Bewohnern gefestigt, und die Frauen achteten darauf, daß die Wohnung blitzsauber gehalten wurde; drittens waren wir alle ein wenig älter; viertens waren die Bestrebungen der Mitglieder eher auf kulturelle als auf politische Ziele ausgerichtet. Der Grund lag nicht darin, daß wir weniger politisch interessiert waren, sondern daß die völlige Tatenlosigkeit, mit der die westliche Welt einerseits und die Sowjetunion andererseits Hitlers Aufmarsch im

Rheinland, in Österreich und in der Tschechoslowakei geduldet hatte, uns in eine lähmende, verzweifelte Untätigkeit gestürzt hatte, die ihren Tiefpunkt in dem deutsch-russischen Nichtangriffspakt, dem sogenannten Ribbentrop-Molotow-Pakt vom August 1939, erreichte.

Kein Ereignis meines Lebens hat einen derart depressiven Einfluß auf mich ausgeübt. Ich konnte wochenlang mit niemandem sprechen, hatte mich bereits zweimal entschlossen, mit dem Leben ein Ende zu machen, war immer wieder von Eva und den anderen zurückgeholt worden, konnte aber nicht mehr arbeiten und dachte, daß mein Leben jeden Sinn verloren habe. All die Opfer, die man ein ganzes Leben lang gebracht hatte, schienen umsonst gewesen zu sein. Daß man auf all die guten Dinge des Lebens, die man hätte haben können, wenn man sich auch nur ein wenig mit dem bürgerlichen Establishment angebidert hätte, daß man auf *alles* in gerade jenen Jahren verzichtet hatte, in denen man es am dringendsten brauchte - all das schien plötzlich grundlos, ja geradezu sinnwidrig geworden zu sein. Die Trennung von der Heimat, der Verzicht auf eine Laufbahn im angestrebten akademischen Feld, die Mühen und Sorgen und Demütigungen des Exils - alles umsonst?

Massenaustritte aus allen kommunistischen Parteien Europas erfolgten. Fast jede KP, auch diejenigen, die ihre Mitgliederschaft mehr oder weniger gehalten oder gar gesteigert haben, hat sich damals vollkommen neu rekrutiert. Die alten Mitglieder verschwanden, und nach einiger Zeit kamen neue. Die große Welle der Verzweiflung unter langjährigen Genossen begann mit diesem Vertrag.

Die Partei hat sich nie mehr davon erholt.

Noch immer sind die kommunistischen Parteien die opferbereitesten der Welt, aber das nur, solange die Partei in der Opposition steht. Nirgends findet man Menschen, die eine mutigere, selbstlosere, diszipliniertere Politik ausüben als in den kommunistischen Parteien des Westens: ohne Hoffnung auf Entlohnung, ohne Wunsch nach Pfründen oder Positionen oder bezahlten Parteifunktionen. Das ist das gleiche geblieben, heute wie damals. Und doch hat sich manches geändert: Eine so tapfere, so opferbereite, so selbstlose Generation wie die unserige kommt nicht wieder, nachdem geschehen ist, was damals im August 1939 geschah. Die heute noch zu solchen Opfern bereit sind wie wir damals, die gehen in die militanten Aktivistengruppen, die vom Bürgertum so gehaßten »Terroristenbanden«. Ich halte ihre Methoden nicht nur für falsch, sondern vom Standpunkt des Sozialismus aus für reaktionär und für gefährlich. Aber psychologisch kann ich sie nur allzu gut verstehen. In einem Zeitalter, in dem die Bürokraten und Funktionäre nicht nur den bürgerlichen Apparat durchsetzt, sondern auch so manchen sozialistischen Parteikader zum Stillstand gebracht haben, kann man sich kaum wundern, wenn die Tapfersten und Opferbereitesten sich heute nicht mehr an die Parteimaschinen der Sozialdemokraten, Sozialisten und Kommunisten binden wollen.

Für mich war politische Arbeit stets eine Arbeit unter Freunden, unter Menschen, die man wegen ihrer Integrität, Verlässlichkeit und Selbstlosigkeit lieben und ehren und respektieren konnte. Obgleich die Wohngemeinschaft II, deren Freundeskreis ich am Anfang

dieses Kapitels vorgestellt habe, eine relativ ausgeglichene Gruppe war, die unter besseren Lebensbedingungen als die erste fungierte, so hängt mein Unbewußtes doch völlig an dieser ersten. Schon Róheim war aufgefallen, mit welcher obsessiven Regression meine Gedanken zu diesem Haus, das jetzt abgerissen ist, zurückkehren. Kaum ein Monat geht vorbei, ohne daß ich auch heute noch den gleichen Traum träume: Ich gehe von der Untergrundbahnstation Russell Square nach Hause, durch Guilford Street, am Coram's Field Playground vorbei, der links liegt, dann links nach Mecklenburgh Square, wo Eva wohnt, dann wieder links nach Heathcote Street – und dann sehe ich: Mein Haus ist weg. Oder es liegt in Trümmern. Oder es steht noch, aber ich kann mein Zimmer nicht finden. Oder mein Zimmer ist noch da, aber ich kann nichts in ihm finden: meine Sachen sind weg.

Oder ich träume: Es ist ja alles wieder gut, das Haus steht noch, Gott sei Dank, da steht das Telefon auf der alten Apfelsinenkiste, da geht die Tür nach rechts zu James' Zimmer, dort nach links zu Perl, dort geradeaus zu mir. Ich mache die Tür auf – und da ist nichts. Es ist wie bei Chirico oder Magritte oder Delvaux: die totale Leere.

Oder der Traum sagt: Ich habe noch etwas liegenlassen, was ich ganz dringend brauche, und es ist um die Ecke in dem Zimmer, wo ich wohne. Und ich gehe um die Ecke, und es ist die falsche Ecke. Ich gehe durch endlose Straßen, meine Füße bluten, meine Beine können nicht mehr, und doch weiß ich: jetzt nur noch eine Ecke, und da steht mein Haus. Und ich wache auf, wieder einmal in Schweiß gebadet, und die Nacht ist hin, es hat keinen Sinn, noch einmal zu Bett zu gehen, man wird sowieso nicht

mehr schlafen.

Dieses Haus ist mit glühenden Kohlen in mein Hirn eingebrannt. Nichts vorher und nichts nachher existiert eigentlich. Dies war mein Leben, das ich führen wollte, und ich werde es nie führen. Auch über mich hat die bürgerliche Welt triumphiert. Die Freundschaft jener Jahre ist nicht mehr die Freundschaft von heute. Heute gibt es zwei oder drei Menschen, die mindestens so gut zu mir sind, wie meine Freunde damals zu mir waren. Aber die Matrize der Jugend, in die die ersten Erlebnisse mit einmaliger Klarheit eingeritzt worden sind, diese Matrize besteht nicht mehr. Oder sie ist überlagert von späteren Eindrücken, zerkratzt von den Grammophonnadeln, die seither die alten Impressionen abgetastet haben. Freundschaft ist das, was uns in der Kindheit und Jugend geschieht. Es ist unwiederholbar.

*Nachtrag:*

Auch diesem Kapitel muß ich kurz vor Drucklegung des Buches noch ein Nachwort hinzufügen. Am 7. Oktober 1976 brachte der *Stern* einen Bericht von Jürgen Serke und Wilfried Bauer über den Schriftsteller Armin T. Wegner, dessen Werke verbrannt und vergessen sind. Die Autoren hatten ihn auf der Suche nach dem Schicksal der verstorbenen Dichter der Weimarer Zeit zu ihrer eigenen Überraschung lebend und noch halbwegs gesund in einem winzigen Zimmerchen in der Via della Purificazione in Rom entdeckt. Er war eines der Vorbilder meiner Jugend, und ich hatte das neunte Kapitel des vorliegenden Buches, das sich zum Teil mit ihm befaßt und

ebenfalls auf der Annahme beruhte, daß er im KZ umgekommen sei, bereits abgeheftet, als ich seine Adresse vom *Stern* erhielt. Ich schrieb ihm, und damit begann ein neues Kapitel meines Lebens.

Denn Armin ist auch der Stiefvater des besten Freundes meiner Kindheit, Andreas Marck, und Andreas ist Sohn der Lyrikerin Lola Landau, die Armin in zweiter Ehe geheiratet hat. Innerhalb von drei Wochen erhielt ich als Antwort auf meinen Brief an Armin Briefe aus drei verschiedenen Ländern, wo Andreas, sein Bruder Alf, seine Halbschwester Sybille und seine Mutter Lola heute leben. Die zerschnittenen Fäden der Kindheit wurden neu geknüpft, die alten Bande der Freundschaft neu verknotet. Andreas, der klügste von uns allen, hat wie so viele der Klügsten freiwillig auf jeden Aufstieg ins bürgerliche, ins akademische Establishment verzichtet und ist Bauer geworden. Im vierten Kapitel sagte ich bereits, daß man den Wert des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft nie an der Position erkennen könne, die er in dieser Welt erringt, sondern nur an den Positionen, die er verweigert. Und hier will ich, gestärkt durch Andreas' Erfahrungen, noch einmal sagen, daß es mir unvergleichlich leichter erscheint, zur Macht zu kommen, als die Macht auszuschlagen. Die Leistungen, die ich zu respektieren gelernt habe, bestehen darin, daß man den Versuchungen des Geldes und der Macht, des Ruhms und der Ehre dieser Gesellschaftsordnung *widersteht*.

## 8

### Die Sprache

Als ich ein Kind war, sprach ich wenig. Meine ältesten Freunde erinnern mich an etwas, was ich verdrängt habe: an eine Sprachstörung, eine Aphasie oder Apraxie. Jedenfalls fürchteten meine Eltern eine Zeitlang, ich sei nicht ganz normal, denn während andere Kinder meines Alters bereits fröhlich vor sich hinplapperten, hielt ich meinen Mund meistens geschlossen. Ich lernte aber ungewöhnlich früh schreiben, und das beruhigte meine Eltern.

Meine Erinnerung an diese Dinge setzt erst mit dem dreizehnten Jahr ein. Ich hatte damals zum erstenmal die Bibel gelesen und war dann durch einen Zufall auf Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus* gestoßen, der unter dem Titel *Continuato des abenteuerlichen Simplicissimi* in einer Schublade des Bücherschranks meiner Eltern lag. Dies war das erste Buch seit der Lutherbibel, das mir lesenswert schien. Alles, was ich sonst gelesen hatte, widerte mich an. Ich konnte noch nicht definieren, wieso das so war, und habe mir später, in der versuchten Rekonstruktion der Vergangenheit, auch gern vorgemacht, daß mein Problem ein inhaltliches gewesen sein müsse. Es war aber ein formelles: ich hatte, ohne mir dessen bewußt zu sein, einen solchen Widerwillen gegen die Sprache meiner eigenen Zeit entwickelt, daß mir nur

noch das Deutsch des 16. und 17. Jahrhunderts erträglich schien. Das wurde mir bewußt, als ich Gryphius las und dabei erkannte, daß die Schwierigkeit, die ich mit der Sprache meiner Zeit hatte, nicht an mir, sondern an der Sprache lag: an dem Verlust der sinnlichen Werte, den das Mittelhochdeutsch auf seinem Wege zum Neuhochdeutsch durchgemacht hat.

Meine Zuversicht, daß die Sprache sich noch einmal wiederfinden könne, begann erst, als ich Brecht kennenlernte und von ihm auf Büchner verwiesen wurde. Büchner und Brecht gehören bis zum heutigen Tag zu den wenigen deutschsprachigen Autoren der nachbarocken Zeit, die ich ohne physischen Ekel lesen kann. Was ich dagegen bei der Lektüre Thomas Manns empfinde, wage ich kaum niederzuschreiben. Das Volksbuch vom Eulenspiegel, Müntzers *Fürstenpredigt*, Fischarts *Gargantua*, Günthers *Deutsche Gedichte* waren unwiederbringliche Höhepunkte einer verlorenen deutschen Kultur; Klopstock, Voß, Schiller, Uhland, Thomas Mann markierten den Verfall der Sprache unserer Väter. Nur einzelne lesbare Autoren – alle zwanzig Jahre vielleicht einer – schienen mir Trost und Hoffnung zu geben, daß der Verfall nicht endgültig sein müsse: Lichtenberg, Lenz, Hölderlin, Heine, Gutzkow, Büchner, Busch, Morgenstern, Brecht. Dazu kamen später Horvaths *Geschichten aus dem Wiener Wald*, die ich im Alter von 16 Jahren im Deutschen Theater gesehen hatte, und sein *Kasimir und Karoline*, dessenthalb ich mit 17 extra nach Leipzig gefahren war, um mir die Uraufführung im Schauspielhaus anzusehen.

So spielte die Sprache in meiner Pubertät die Rolle, die

die erste Geliebte im Leben meiner Freunde einnahm. Und so galt ich dann auch als eine Art Halbstummer, weil ich mich nicht einer Sprache bedienen wollte, die mich anwiderte. Was mich vor allem abstieß, war das Gezierte, Artificielle, Entwurzelte einer Sprache, die ihren Ursprung in der Arbeit und den Dialekten des Volkes abzuleugnen versuchte. Da es in der bürgerlichen Welt zum guten Ton gehörte, sich als Kind eines Arbeiters oder Bauern nicht anmerken zu lassen, wo man herkam, schien mir nahezu jeder Mensch dem anderen etwas vormachen zu wollen, und diese Schauspielerei, dieses stetige Rollenspiel, dieser lebenslange Versuch, den Mitmenschen zu beeindrucken, schien mir der Grund jener deutschen Unsicherheit, jenes permanent schlechten Gewissens zu sein, das die Erwachsenen um mich herum zu so ärmlichen Figuren werden ließ, sobald sie sich ins Ausland begaben oder mit Ausländern zusammentrafen.

Wenn ich das Hochdeutsch meiner Jugend mit dem Schwyzertütsch oder dem Weanerischen verglich, dessen sich kein Schweizer und kein Österreicher je zu schämen schien, kam mir der Verrat der Deutschen an ihrer sprachlichen Tradition um so unverzeihlicher vor. Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1931: »Wer sich seines regionalen Akzents schämt, verleugnet nicht nur seine Eltern, sondern sein Land. Wer sich des Akzents seiner Klasse schämt, ist ein Überläufer zum Klassenfeind.« Auch daß im Theater immer geschrien wurde, wenn Emotion ausgedrückt werden sollte, verletzte mich, als ob es eine persönliche Beleidigung wäre. Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1932: »Wenn die Engländer betroffen sind, senken sie die Stimme. Wenn die Deutschen betroffen sind, heben

sie sie. Fortlassen ist das Kennzeichen des Subtilen. Hinzufügen ist das Kennzeichen des Primitiven.« Das war puberale Übertreibung, aber es gibt das Klima wieder, in dem ich aufwuchs.

Von meinem vierzehnten Lebensjahr an stand mein Entschluß fest, Deutschland so bald wie möglich zu verlassen und mich in irgendeinem Land anzusiedeln, dessen Sprache noch Reste der schöpferischen Kraft des 15., 16. und 17. Jahrhunderts bewahrt hatte. Unter den Emigranten der dreißiger Jahre muß ich einer der jüngsten gewesen sein; jedenfalls war ich einer der wenigen, die sich von dem Land ihrer Väter nicht nur aus politischen, sondern auch aus semantischen Gründen abwandten.

Im Laufe der Jahrzehnte, in denen Englisch langsam zu meiner Schreib- und Denksprache wurde, verschwand meine Obsession. Ich hatte bereits auf Englisch zu träumen begonnen, als alles noch einmal anfing, und diesmal mit verdoppelter Wucht. Denn ich war nach 27jähriger Abwesenheit ins Land meiner Kindheit zurückgekehrt, einem Ruf folgend, dem ich nicht widerstehen konnte, weil er mir eine politische Macht zu bieten schien, die man nicht verweigern darf, wenn einem die Veränderung der Welt und die Wiedergutmachung des Schadens, den der Faschismus dem Vaterland angetan hat, von Bedeutung ist.

Mein Büro lag in der Frankfurter Kaiserstraße, im Herzen jener Flitterwelt, die damals im Ortsjargon »Nuttenzirkus« hieß. Wegen der schier unmenschlichen Arbeitslast, die ich mir selbst aufgebürdet hatte, da ich niemanden fand, dem ich Vertrauen schenken und Arbeit delegieren konnte, kam ich während der ersten acht Arbeitsmonate kaum je vor drei oder vier Uhr morgens aus

dem Büro, entdeckte dann oft, daß ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, und begann verzweifelt nach Restaurants zu suchen, die um diese Zeit noch offen waren und keine Nepp-Preise verlangten. Eines Tages löste ein Taxifahrer mein Problem, indem er mir die drei Gastwirtschaften zeigte, die damals gegen Mitternacht auf- und gegen Tagesanbruch zumachten. Die Stammkundschaft bestand aus Prostituierten und ihren »Beschützern«. Die Preise waren gering, da dies keine Animierbetriebe, sondern Klublokale der Unterwelt waren. Freier waren unerwünscht und tauchten so gut wie niemals auf. Da ich die Mädchen in Ruhe ließ und mit Respekt behandelte, wurde ich nach einiger Zeit als *persona grata* akzeptiert.

Nun komme ich auf die Relevanz der Tatsache zurück, daß ich zwar gebürtiger Deutscher bin, Deutschland aber bereits vor Ende meiner Schulzeit verlassen und in den 27 Jahren meines Auslandsaufenthalts die deutsche Sprache zum Teil verlernt hatte. Jedes Gespräch, das ich in der Bundesrepublik zu führen hatte, jeder Dialogfetzen, den ich jetzt auf der Straße, im Büro, im Restaurant vernahm, wurde zur Sprachlektion. Ich hatte mir eine Anzahl kleiner Notizblöcke gekauft und sie strategisch in die Taschen meiner Anzüge und Mäntel verteilt, so daß ich stets, wo immer ich mich auch befinden mochte, neue Worte, neue Redensarten, neue Sprachwendungen aufschreiben konnte. Mein eigenes Deutsch war antiquiert. Es stammte zum Teil aus Büchern, die ich in meiner Jugend gelesen hatte – hauptsächlich Werke des 16. und 17. Jahrhunderts –, und zum anderen Teil aus dem Sprachgebrauch der Weimarer Republik. Von dem

Vokabular der NS-Zeit hatte ich nur soviel mitbekommen, wie ich mir während fünf illegaler Besuche aneignen konnte.

Was sich nun in meinen Notizblöcken anhäufte, war also zum Teil Wortschatz der NS-Zeit, zum Teil waren es aber auch Neubildungen der Nachkriegs- und Besatzungsjahre. Hierzu kam schließlich die Sprache der Prostituierten und Zuhälter, die ich anfangs als normales Neudeutsch betrachtet hatte. Es dauerte mindestens ein Jahr, bis ich gelernt hatte, das eine vom anderen zu unterscheiden. Dann hatte ich aber auch bereits ein so großes, so breites Vokabular notiert, daß es mir sinnvoll schien, noch ein paar Jahre meines Lebens dazuzugeben, um die Sammlung in ein Lexikon zu verwandeln. Aus den paar Jahren wurden dann zehn, und aus dem geplanten Lexikon der Umgangssprache wurde ein Lexikon des umgangssprachlichen Sexualvokabulars der Deutschen.

In der heutigen, von den Wissenschaften in jeder erdenklichen Richtung durchforschten Welt gibt es kaum noch ein Fachgebiet, das dem Forscher echte Pionierarbeit erlaubt. Die offenen Horizonte der Renaissance, die den großen Universalgenies unserer westlichen Geschichte zum letztenmale gestatteteten, wirkliches Neuland zu entdecken, sind in einer Ära der Hochspezialisierung, in der die Forscher kaum noch mit der Fachliteratur ihres winzigen Sondergebietes mitkommen, nicht mehr faßbar. Wenn fünfzehnjähriges Herumstöbern in den Zentralbibliotheken der BRD, der DDR, Österreichs und der Schweiz mich nicht irregeführt hat, dann war das zweiteilige Wörterbuch, das der Rowohlt Verlag als Resultat meiner Arbeit im Jahre 1971 unter dem Titel *Sex*

*im Volksmund* veröffentlicht hat, aber doch etwas, was bis dahin nicht bestanden hatte: das erste Wörterbuch, das sich je mit dem wichtigsten Teil der deutschen Umgangssprache befaßt hatte – dem Volksvokabular des Sexus und der Fortpflanzung.

Manche unserer großen Lexikographen hatten sich natürlich längst an die Flanke des Themas herangepircht, vor allem Avé-Lallemant, Schmeller und Kluge, aber der Frontalangriff mußte offenbar warten, bis die Germanistik ein wenig liberaler geworden war. Heute betrachte ich das Werk jedenfalls als Belegmaterial einer These, die ich während der Sammelarbeit zu entwickeln begann: daß sich im Vokabular, in der Syntax und in der Grammatik des Verbotenen ein sprachschöpferischer Prozeß erhalten hat, der uns im Schriftdeutsch verlorengegangen ist, und daß die Sprachlogik der sexuellen Unterwelt vielleicht die einzige Therapie darstellen mag, die unserem senilen Hochdeutsch heute noch helfen könnte, die Kraft des Mittelhochdeutsch wiederzufinden.

Für mich war die Arbeit an diesem Buch mehr als eine rein philologische: es war die graduelle Überwindung jenes Traumas, das ich beschrieben habe. Wie ich einst als knapp Achtzehnjähriger meine Eltern, meine Freunde, vor allem aber den heimatlichen Hafen der Muttersprache aufgegeben hatte, um in einem fremden Lande ein neues Leben, ja strenggenommen das eigentliche Leben, zu beginnen, so wiederholte sich jetzt der Prozeß des Umlernens und Neuanfangens. Wie ich mich anfangs in England gefühlt hatte, so fühlte ich mich nun in Deutschland: als Fremder. Erst die Arbeit an dem Buch, zehn Jahre verbissener Anstrengung, gab mir ein reines

Gewissen, gab mir das Gefühl, meine Heimreise bezahlt zu haben.

Die Engländer besitzen eine schöne Redewendung für diesen Prozeß: *he worked his passage home*. Das bezieht sich eigentlich auf die *stow-aways*, die blinden Passagiere, die in den alten Tagen der britischen Handelsmarine gezwungen wurden, auf der Heimreise als Besatzungsmitglieder Schwerarbeit zu leisten. Was diese Schwerarbeit, diese Knochenmühle, in meinem Falle erträglich machte, war der Wissensdrang, die Neugier nach der Natur der deutschen Sprache und deren Befriedigung, die vor allem im schrittweisen Aufdecken des Klassenkonflikts zwischen geschriebenem und gesprochenem Deutsch lag. Ein Vergleich mit der semantischen Revolution, die Großbritannien in den letzten zwei Jahrzehnten erlebt hat, mag erklären, was ich meine.

Dort hatte ich den Begriff *semantocracy*, »Semantokratie«, geprägt, um die Dynamik des britischen Gesellschaftssystems philologisch darzustellen. Wer während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in England in einem gewissen Tonfall sprach, ein gewisses Vokabular beherrschte und eine bestimmte Art der Akzentuierung verwandte, der gehörte zur sogenannten Elite. Es war unwichtig, ob er arm oder reich, adliger oder bürgerlicher Herkunft, klug oder blöd war – solange er in einer gewissen Weise sprach, gehörte er »dazu«. Man wußte beim ersten Gespräch, innerhalb der ersten paar Sekunden, ob der andere »einer von uns« war oder nicht.

Da die Beweglichkeit von Zunge und Kehlkopf sich mit den Reifejahren einzuschränken beginnt, kann man einen solchen Akzent natürlich nur in der Jugend erwerben. In

Wahrheit drückt die Solidarität der sprachlichen Elite also nichts anderes als die Würdigung einer bestimmten Kinderstube und einer bestimmten Erziehung aus. In diesem Sinne stimmt sie völlig mit der These der orthodoxen Psychoanalytiker überein, daß die Grundfesten des Charakters in der Jugend gelegt werden und der Mensch deshalb nach seinen Studentenjahren nur noch begrenzt veränderlich ist.

Genau wie diese Überzeugung aber langsam unter dem Einfluß von Reich, Fenichel und Fromm zu wanken begann, so änderte sich die britische Gesellschaft unter dem Einfluß der Beatles. Während der fünfziger Jahre schrieb ich eine wöchentliche Spalte in der englischen Musikzeitschrift *Melody Maker*. Um den englischen Imitationen der amerikanischen Rhythm-and-Blues-, Rock-and-Roll- und Skiffle-Bands einen Namen zu geben, erfand ich das Wort *beat music*, das sich mittlerweile in vielen Sprachen eingebürgert hat. Ein paar jugendliche Amateurmusiker im Hafenviertel von Liverpool übernahmen den Begriff, fügten ihn mit dem Wort *beetle* (Käfer) zusammen und machten sich mit dem Wortspiel einen Namen, den die Welt nicht mehr leicht vergessen wird.

Als der Liverpool-Akzent der Beatles zum erstenmal auf Schallplatten erklang, schauderten die einen und lachten die anderen. Aber bald verging ihnen das Lachen, denn es war der Anfang vom Ende der britischen Semantokratie; nun begann die Revolution der Vulgatsprache, die das gesamte Gefüge einer auf *public schools* aufgebauten Elite innerhalb weniger Jahre zusammenbrechen ließ. Der Cockney-Akzent von Carnaby Street, das

Pseudoamerikanisch der *disk jockeys*, die Hippie-Sprache der Piratensender, das Kleinbürgerenglisch der Twiggy und ihrer Nachfolger durchbrachen das Monopol der herrschenden Klassensprache. Es wäre naiv, zu erwarten, daß in einer bürgerlichen Gesellschaft wie der des gegenwärtigen England über Nacht ökonomische Demokratie aufkommen könne. Aber zum erstenmal in hundert Jahren herrscht heute auf den britischen Inseln eine Demokratie des Akzents.

Dies war der Hintergrund, vor dem ich die deutsche Sprache sah, als ich 1960 aus England kam, und dies war der Vergleichsmaßstab, mit dem ich die beiden Sprachen messen mußte. Im Gegensatz zu der semantischen Revolution der Briten fand ich in der Bundesrepublik eine Diktatur der herrschenden Klassensprache vor. Sie herrscht, trotz aller angeblichen Demokratisierung, auch heute noch. Noch immer versucht die deutsche Umgangssprache, ihre Regional- und Klassenstruktur zu verleugnen. Aus Angst, daß man ihn für ungebildet halten könne, wenn er das Kolorit seines Geburtsortes, seiner Schule und seines Gewerbes durchschimmern ließe, versucht der Bundesbürger, sich in jener Eunuchensprache auszuweisen, die er »Hochdeutsch« nennt. Was dabei herauskommt, ist das Esperanto des Wirtschaftswunders – eine Sprache, die die Gegensätze zwischen arm und reich fein säuberlich im Gemeininneren des Clichés auflöst. Nicht nur der Respekt für das Individuelle geht dabei flöten, sondern auch jene Tradition der deutschen Umgangssprache, deren Stärke im Ausdruck des Sensorischen liegt. Denn hier, in der Volkssprache, findet man auch heute noch jene

schöpferischen Redewendungen, die das Leben der Sinne erhellen.

Mir wurde das zum erstenmal klar, als ich mich nach rund achtjährigem Sammeln des Sexualvokabulars der lebenden Umgangssprache durch den Reisberg der Dialektlexika, Vagabundenwörterbücher und Umgangssprachführer hindurchzufressen begann, der sich seit der Reformation aufgetürmt hat (Luther selbst schrieb das Vorwort zu einem dieser »Rotwelsch-Vokabularia«). Wer sich einer solchen Tortur unterzieht, stößt bald auf erstaunliche Widersprüche zwischen den Worten, die er selber gesammelt hat, und denen, die er in den Werken akademischer Lexikographen findet. Spricht man Diebe, Händler, Kunden oder Gauner auf das Vokabular an, das in den Wörterbüchern der sogenannten Händler-, Diebes-, Kunden- oder Gaunersprache niedergelegt ist, so entdeckt man, daß fast all diese Worte, wenn sie überhaupt je existiert haben, heute ausgestorben sind, während sich das tatsächliche Vokabular dieser Stände fast ausschließlich aus Wörtern zusammensetzt, die zwar im Duden stehen, aber von der Unterwelt in einem anderen Sinne benutzt werden.

Dies bedeutet nicht, daß die heutige Unterweltsprache weniger schöpferisch sei als die gestrige. Im Gegenteil: während das Rotwelsch unserer Väter sich zum großen Teil auf zigeunerische, jiddische, sorbische und andere dem Außenseiter unverständliche Wurzeln aufbaute und im übrigen das Schriftdeutsch nach einfachen Regeln umbog (Scheinling = Auge, Kralling = Hand, Gickerling = Fingernagel), geht die heutige Geheimsprache, besonders die der Zuhälter, in ihrer ironischen Form der

Gesellschaftskritik viel tiefer. Und all gerade dies, *weil* sie normale Worte der Umgangssprache benutzt. *Wie* sie diese Worte benutzt, darin liegt der Witz.

Denn das Faszinierende an dem Verhältnis zwischen Schriftdeutsch, Umgangdeutsch und Unterweltdeutsch ist eben dies: die Umgangssprache, zumindest die der Gegenwart, verhält sich zum Schriftdeutsch in genau der gleichen Weise, wie die Unterweltsprache sich zur Umgangssprache verhält: sie arbeitet weniger mit Neuprägungen als mit Neudeutungen. In beiden Fällen unterscheidet sich das idiomatische Vokabular nicht wesentlich vom Hochdeutsch. Der Unterschied liegt vielmehr in der *Sinngebung*.

Nun ist es meine These, daß die schöpferischste Verformung des Hochdeutsch, die wir in der heutigen Umgangssprache finden, ihre Methodik und Denkform der modernen Unterweltsprache entlehnt hat: so, wie die heutige Unterweltsprache das Umgangdeutsch umdeutet, so deutet das Umgangdeutsch in seiner schöpferischen Form heute das Hochdeutsch um. Metaphern werden ihrer Metaphorik entkleidet und mit ironischer Scheinnaivität »wörtlich« genommen. Vokabeln dagegen, die im Hochdeutsch einen eindeutigen Sinn haben, werden auf unbeabsichtigte Doppeldeutigkeiten hin untersucht und dann in ihrem latenten zweiten Sinn benutzt. Das »Sitzungszimmer« ist dann nicht mehr der Raum, in dem der Aufsichtsrat tagt, sondern das Zimmer, in welchem man stets *sitzt*, also das Klosett. Der »Ständer« ist nicht mehr ein Gestell, auf das man Hüte oder Mäntel hängt, sondern der Körperteil, der *steht*, also der Penis erectus.

Da fast alle Worte mehr als eine einzige

Deutungsmöglichkeit besitzen, haben sie in der Unterweltsprache und den ihr entlehnten Formen der Umgangssprache dann auch prompt mehr als eine Bedeutung. Wenn ich in meinem Lexikon oft einem einzigen Wort vier, fünf oder mehr Ausdeutungen beigeben mußte, dann war das weder der Schludrigkeit des Autors noch einem Mangel an Klarheit und Entschlußfreudigkeit zuzuschreiben, sondern stellt eben ein strukturelles Charakteristikum dieser Art der Sprachverformung dar. Wenn unter den vielen Ausdeutungen solcher Worte nun ausgerechnet die übliche Bedeutung fehlte, so mußte ich meine Leser ersuchen, mir auch dies nicht als Vergeßlichkeit anzukreiden. Denn das Wörterbuch beschränkte sich ja ausdrücklich auf Bedeutungen, die vom Hochdeutsch *abweichen*. Wichtig war ebenfalls, daß diese oder jene Bedeutung eines gegebenen Wortes heute modern und morgen unmodern sein konnte, daß gestrige Bedeutungen morgen aber wieder im Umlauf sein können. Wer das Tempo dieser Sprachentwicklung kennt, weiß daß manche der neuesten Eintragungen bereits wieder aus dem Sprachgebrauch verschwunden sein mußten, ehe das Buch überhaupt im Vertrieb sein konnte.

Versucht man, die Tradition dieser Art der Volksmetaphorik historisch zu ergründen, so trifft man auf das paradoxe Phänomen, daß die Zeiten des Friedens und Wohlstands – und auch die gesellschaftlichen Schichten, die am meisten vom Frieden und Wohlstand profitieren konnten – die kärglichste Ausbeute sprachlicher Schöpfungen lieferten, während jene Situationen, in denen die Gesellschaft den härtesten Zerreißproben ausgesetzt

war, die reichste Ernte ausgeworfen haben: Krieg, Bürgerkrieg, Klassenkampf, Konflikt zwischen arm und reich, alt und jung, Mann und Frau, Polizei und Verbrechen.

Von all diesen Spannungsfeldern hat das zwischen den Geschlechtern den reichsten Ertrag an sprachlichen Erfindungen gezeugt. Um so erstaunlicher war es, daß unser Volk bis dahin kein einziges Buch mit der Thematik meines damaligen Werkes hervorgebracht hatte. Daß es so lange gedauert hat, bis sich jemand dieser Aufgabe annahm, besagt vielleicht weniger über die Fähigkeit der Germanisten als über die Vorurteile der Bundesdeutschen.

Wir haben das Volksvokabular des Sexus tabuiert und uns damit der eigentlichen Potenz unserer Sprache begeben. Die Sterilität des heutigen Schriftdeutsch beruht auf der Beschneidung unserer Umgangssprache. Unsere Dichter schreiben wie Eunuchen, die junge Avantgarde nicht weniger als die Papas. Selbst die Sexliteratur in den Illustrierten, die »Aufklärungswerke« der Versandhäuser und die Romane der Erotikverleger sind in einer Kastratensprache verfaßt, die den Leser zweifeln läßt, ob diese Autoren je mit einer Frau und diese Autorinnen je mit einem Mann im Bett gewesen sind.

Wenn ein Autor (eine Autorin) endlich so schreibt, wie er (sie) spricht, dann ersticken die wenigen Brocken der Volkssprache doch bald wieder im Geckentum einer modisch verfremdeten Prosa, einem Salat von Queneau-Gemüse und *roman nouveau à l'huile*. Dabei wäre es durchaus ungerecht, den Deutschen vorzuwerfen, sie seien puritanischer als andere Völker. Im Gegenteil, hier steht es schlimmer mit den Engländern und Amerikanern. Aber wir

leiden an einer eigentümlichen Verflechtung zweier Überzeugungen, die einander widersprechen: einerseits der Überzeugung, daß die literarische Verwendung der Volkssprache »naturalistisch« und somit altmodisch sei; andererseits dem schulmeisterlichen Glauben der älteren Generation, daß die Schreibsprache der Dichter und Philosophen ipso facto wertvoller sei als die Sprechsprache der »Ungebildeten«.

Dieser Glaube geht auf einen Grundirrtum des bürgerlichen Denkens zurück: auf die Illusion, daß »Bildung« eine Art Flaschenzug sei, mit dem sich jeder über das Niveau der »Masse« heraufkurbeln könne, um damit automatisch eine Sonderstellung als besserer Mensch einzunehmen. Leider klappt das nicht. Der »bessere Mensch« muß unter anderem auch Talent und Kreativität besitzen. Dies sind aber keine Privilegien der Gebildeten. Talent läßt sich nicht durch Fleiß erwerben; Kreativität läßt sich nicht durch Bildung ersetzen. Im Gegenteil, jene Einkerkelung in die Denkclichés des bürgerlichen Lebens, die wir Bildung nennen, vernichtet nur allzu oft die Ansätze natürlicher Intelligenz. Wer einer sogenannten höheren Erziehung entgangen ist, kann deshalb oft von Glück sprechen. Jedenfalls hört man von Schiebern und Zuhältern, von Nutten und Callgirls oft originellere Redewendungen als von manchen Professoren.

Die Beweglichkeit der Umgangssprache, ihre Unabhängigkeit von Regeln und Modellen, ermöglicht Gedankensprünge und Abkürzungen des Denkweges, die denen für immer verschlossen bleiben, deren Gedanken in den vorgezeichneten Kanälen der Schriftsprache fließen. Kaum je in der Geschichte der deutschen Sprache hat das

Schriftdeutsch, die Tagessprache, uns mehr am unabhängigen Denken gehindert als heute. Kaum je dagegen war die Nachtsprache so aktiv, so schöpferisch wie in unserer Zeit. Es ist deshalb nicht als Provokation gemeint, wenn ich die Hoffnung äußere, daß solche Werke wie mein Wörterbuch des »unsittlichen« Vokabulars unseres Volkes das Denkvermögen der Intellektuellen, die Schreibsprache der Dichter und vor allem den Dialog derjenigen beflügeln mögen, die die Kunst der Konversation nicht als Überbleibsel des 18. Jahrhunderts, als Spielzeug einer von produktiver Arbeit freigestellten Minderheit betrachten, sondern als beste und bleibende Unterhaltung des Menschen. Möge sie auch das Leben künftiger sozialistischer Kulturen lebenswert machen.

Ich spreche vom Sozialismus, weil niemand diese Mahnung ernster nehmen sollte als meine Genossen, deren barbarisches Vokabular ihr größter Feind im Kampf um die Zukunft ist. Niemand spricht heute schlechteres Deutsch als diejenigen, die unsere Gesellschaft verbessern wollen. Wer so wenig Respekt für die Sprache des Volkes zeigt, kann nicht hoffen, es zu erobern. Wer die ärgsten Manieriertheiten der bürgerlich-akademischen Sprache so kritiklos übernimmt, hängt noch immer am Schürzenzipfel des Bürgertums. Wer so unfähig ist, seine Gedanken in der Sprache des Volkes auszudrücken, verspielt sich die Sympathie des Volkes, das er gewinnen will.

Was ich in *Sex im Volksmund* darzustellen versucht habe, war also etwas anderes als das, was Küpper<sup>[2]</sup> oder Wolf<sup>[3]</sup> angestrebt haben. Ich wollte weder ein Lexikon der deutschen Umgangssprache noch ein Wörterbuch des

Rotwelsch schreiben, sondern eine Auswahl von Worten und Redewendungen zusammenstellen, die das Überleben und Fortwirken einer bestimmten schöpferischen Volkstradition unter Beweis stellen sollten. Der Unterschied lag nicht nur in der Thematik, sondern auch in der Methode. Küpper beschränkt sich ausdrücklich auf Vokabeln, die sein Argument belegen. Wolf schließt ältere Worte ein und beschränkt sich bei der Gegenwartssprache auf Vokabeln, die bereits im Druck erschienen sind. Meine eigene Entscheidung lag halbwegs zwischen diesen beiden Arbeitsmethoden.

Ich glaubte (und glaube auch heute noch), daß man sich bei der Gegenwartssprache auf die Worte beschränken soll, die man selber gehört hat. Nur wenn es sich um den Wortschatz der Vergangenheit handelt, sollte man Gedrucktes zitieren. Ich glaube auch, daß es heute zwecklos, vielleicht sogar irreführend ist, das Datum eines jeden Begriffes festlegen zu wollen, indem man das erste Auftauchen des Wortes in einem gedruckten Werk angibt. Manchmal vergehen Jahre, ja Jahrzehnte, bis ein Umgangswort zum erstenmal gedruckt wird. Oft ist es dann bereits veraltet. Der Laie glaubt aber meist, daß die Daten, die in den Wörterbüchern der Umgangssprache, der Dialekte und der Unterweltsprache auftauchen, den Zeitpunkt der tatsächlichen *Benutzung*, also des *Sprechens* darstellen. Da mein Wortschatz aus der lebenden Sprache und nicht aus Büchern stammte, bin ich mit meinen Datierungen so vorsichtig wie möglich vorgegangen und habe bei Worten, die noch im Umlauf waren, darauf verzichtet, Ursprungsdaten zu geben, weil diese ja bestenfalls doch nur Schätzdaten sein konnten. Auch halte

ich es für gefährlich, den regionalen Umlauf eines jeden Wortes angeben zu wollen. Anmerkungen wie »berlinisch«, »süddeutsch«, »bayrisch« oder »wienerisch« mögen in der Vorkriegszeit noch gewisse, wenn auch damals schon begrenzte Verlässlichkeit gehabt haben. Aber heute, im Zeitalter der zweiten Völkerwanderung, wo kaum ein Deutscher noch in dem Ort wohnt, in welchem er geboren ist, haben sich Redewendungen mit solcher Geschwindigkeit über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet, daß man nicht mehr von ortsgebundenen Vokabeln sprechen kann.

Man denke zum Beispiel an die Invasion der Wiener Zuhälter und Prostituierten in das Gebiet um Sankt Pauli, die in den Jahren 1964 bis 1966 die Umgangssprache der Reeperbahn so grundsätzlich verändert hat, daß man heute nicht nur zahllose Wiener Ausdrücke im Hamburger Raum hört, sondern auch in Wien nach der Rückkehr der Mädchen und ihrer Beschützer Hunderte von hamburgischen Prostituiertenausdrücken feststellen kann. Heute ist die deutsche Zuhältersprache eine Lingua Franca geworden, die jeder im Milieu versteht – von Flensburg bis Basel, von Aachen bis Klagenfurt. Ein Wort wie »Maidlelecker«, gestern noch in der Bedeutung »Schürzenjäger« aufs allemannische Sprachgebiet begrenzt, ist heute in der Bedeutung »Cunnilinctor« sogar in die DDR eingedrungen.

Da mir der Versuch einer regionalen Gruppierung des Wortschatzes also sinnlos vorkam und die alphabetische Anordnung der Vokabeln mir auch nichts einzubringen schien, habe ich die Arbeit an dem ersten Band des Werks, dem »Wörterbuch«, im Jahre 1967 abgebrochen und mich

in den Jahren 1968 bis 1971 mit verdoppelter Energie dem zweiten Band zugewandt, einem nach Sachgruppen aufgeteilten Buch, das ich »Thesaurus« genannt habe. Das Wort *Thesaurus* stammt aus der griechischen Wurzel  $\delta\eta\sigma\alpha\upsilon\rho\acute{o}\varsigma$  = Schatzkammer und hat seit dem *Thesaurus linguae latinae* des Jahres 1894 immer präziser die Bedeutung eines Wörterbuchs angenommen, das sein Material nicht in alphabetischer, sondern in thematischer Ordnung anbietet. Diese Form eignet sich besonders gut für die Darstellung des sexuellen Vokabulars unserer Umgangssprache, weil sie dem Leser einen Einblick in den Denkprozeß des unbekanntem Sprachschöpfers zu geben vermag. Indem er die Synonyma und Antonyma so gruppiert, daß sie dem Leser analoge Wortprägungen vor Augen führen, kann der Lexikograph Zusammenhänge aufdecken, die sich kaum in anderer Form darstellen lassen.

Man denke beispielsweise an den Begriff der Partnerwahl. Hier war ich auf rund vierzig Ausdrücke gestoßen, die sich wie folgt ausgenommen hätten, wenn ich sie alphabetisch gruppiert hätte: *Anschaffe, Aufreißer, Belieben, Bienenfang, Blütenlese, Brautschau, Damenwahl, Eiertanz, Fickmühle, Fleischschau, Frauenstimmrecht, Gattenwahl, große Lotterie, Hammelsprung, Jagd, Katzenfang, Krabbenfang, Lepschi, Lerchenfang, Liebeslotterie, Liebestoto, Parisurteil, Roulette der Liebe, Scheideweg, Selbstbedienung, Selbstbedienungsgeschäft, Selbstwählbetrieb, Stichwahl, Streit um den Apfel, Tour, Verhältniswahl, Volksbegehren, Wettlauf um den Apfel, Wettlauf um die Banane (die Feige, die Pflaume, die Wurst), Zuchtwahl.* Das würde dem Prinzip Ordnung

genügen, aber wem würde es nützen? Ein Thesaurus soll dem schöpferischen Autor, dem Übersetzer, dem Journalisten helfen, das richtige Wort zu finden. Er soll dem Philologen helfen, semantische Zusammenhänge aufzudecken. Manchmal erfüllt die alphabetische Anordnung beide Forderungen. Manchmal ist es aber besser, Wörter so zu gruppieren, daß der Zusammenhang sich bereits in der Anordnung offenbart und das *mot juste* sich sehr schnell aus der kleineren Auswahl der nebeneinanderstehenden Wörter aussortieren läßt. So müßten Ausdrücke wie *Katzenfang, Krabbenfang, Lerchenfang* auf jeden Fall zusammenstehen. Ebenso sollten Vokabeln, die den Gedanken der Zufälligkeit der Partnerwahl ausdrücken, als Block erscheinen: *die große Lotterie, Liebeslotterie, Liebestoto, Roulette der Liebe*. Ähnliche Zusammenhänge bestehen zwischen *Parisurteil, Streit um den Apfel, Wettlauf um den Apfel, Wettlauf um die Wurst, Wettlauf um die Banane* (*Apfel* = Gesäß; *Äpfel* = Brüste; *Wurst* = Penis; *Banane* = Penis).

Die analoge Gliederung des Materials sollte aber auch nicht zum Fetisch werden, wie mir überhaupt jeder Formalismus zuwider ist. Selbst das Sammeln des Materials war rein pragmatisch: Statt mir im voraus ein philologisch konzipiertes Gerüst zu bauen, um meine *trouvailles* dann in geplanter Ordnung daran aufzuhängen, hatte ich mein Vokabular erst einmal so niedergeschrieben, wie ich es gehört hatte, und zwar nach der pragmatischen Formel: Was von dem Sprecher als gezielt sexuelle Bemerkung gemeint ist, muß ins Buch. Erst als ich alle Informanten, die sich mir zur Verfügung gestellt hatten, bis aufs Hemd ausgefragt hatte, begann ich meine Zettel zu ordnen – auch

hier nach keinem vorbestimmten System, sondern nach der Faustregel: Was einander ähnelt, gehört ins gleiche Kästchen; Namen geben wir den Kästchen erst, wenn sie voll sind; wenn neue Wörter auftauchen, die keinerlei Ähnlichkeit mit den bereits gesammelten Vokabeln haben, legen wir ein neues Kästchen an. So entstanden die 82 Kategorien, in die das Sprachmaterial sich schließlich einfügte.

Ein Verfahren, das so gänzlich von der induktiven Arbeitsweise vergleichbarer Werke (zum Beispiel des Wehrle-Eggers, *Deutscher Wortschatz*) abweicht, widerspricht natürlich in empfindlichster Form dem deutschen Ordnungssinn. Aber es hilft dem Lexikographen, seine eigenen Vorurteile aufzufangen, ehe sie das Werk beeinträchtigen. So hatte ich beispielsweise in der Abteilung 1, die den menschlichen Körper beschreiben sollte, anfangs nur Wörter gesammelt, die die primären und sekundären Erogenzonen beschreiben. In Kategorie 59 (Kleidung) hatte ich mich dementsprechend auf das Vokabular der sogenannten Reizwäsche beschränkt. Aber bald machten mir meine Informanten klar, daß fast jeder Körperteil und nahezu jedes Kleidungsstück in der Sprache der einen oder anderen sexuellen Minderheit mit sexueller Bedeutung beladen ist, so daß sich am Ende in diesen beiden Kästchen ein komplettes Vokabular des menschlichen Körpers und seiner Bekleidung angesammelt hatte.

Ähnlich ging es mir mit meinem Vorurteil gegen jede Form der Skatologie. Erst als meine Informanten immer wieder darauf drangen, skatologisches und verhüllt sexuelles Wortmaterial vorzutragen, wurde mir klar, daß

ein Thesaurus dieser Art weit über die Grenzen des Materials hinausgehen mußte, die ich in dem Lexikonband gezogen hatte. Außer den »Kraftworten« der Volkssprache, die Sexuelles mit sexuellem Vokabular belegen (*ficken* = koitieren; *Fotze* = Vagina; *Nille* = Penis), mußte der Thesaurus also fünf weitere Wortgruppen aufnehmen, die im ersten Band nur ungenügend berücksichtigt worden waren:

1. nichtsexuelle Ausdrücke, die Sexuelles beschreiben (z.B. *geheimes Glockenspiel* = verborgenes Sexuالتalent);
2. sexuelle Ausdrücke, die Nichtsexuelles darstellen (z.B. *Fickmühle* = Zwickmühle; *abgeilen* = abbetteln);
3. skatologische Ausdrücke, die Skatologisches beschreiben (z.B. *Arsch* = Gesäß; *Scheiße* = Fäzes; *kacken* = defäzieren<sup>[4]</sup>);
4. skatologische Ausdrücke, die Nichtskatologisches beschreiben (z.B. *eiserner Arsch* = Trumpfkarte);
5. nichtskatologische Ausdrücke, die Skatologisches Beschreiben (z.B. *Generalsbrille* = Klosettbrille).

Nach mehr als einem Jahrzehnt der Arbeit an diesen beiden Bänden neige ich zu der Ansicht, daß das sexuelle Denken des deutschen Volkes in höherem Maße anal orientiert ist als das irgendeines unserer Nachbarvölker. Jedenfalls herrscht in der sprachlichen Sensitivität derjenigen deutschen Volksschichten, die den größten Teil des vorliegenden Materials geprägt haben, nicht nur ein ausgesprochener Pansexualismus, der alle Objekte, Personen und Vorgänge des Alltagslebens sexualisiert, sondern auch eine Art Analfetischismus, der solche Dinge,

Personen und Vorgänge weitgehend analysiert. In den Abteilungen 35.22 (Analvokabular der Umgangssprache), 35.23 (Analerotik im Volksbrauchtum), 72.26 (Kopromanie), 74 (Koprographie) und 75 (Koprolalie) habe ich mich ausführlich mit diesem Thema befaßt.

Was nun die Tendenz der sprachlichen Sexualisierung nichtsexueller Begriffe anlangt, so zeigt sie sich nur selten in der Form von Neuprägungen, die ihre sexuellen Absichten offen deklarieren, sehr häufig dagegen in einer charakteristischen Dialektik, die erst in der Synthese klarmacht, worum es ihr geht. These und Antithese sind oft gänzlich »harmlos«; erst wenn sie miteinander in Kontakt gebracht werden, springt der Funke über und löst damit die sexuelle Bedeutung aus. Oswald Wiener weist in seinen vorzüglichen *Beiträgen zur Ädöologie des Wienerischen* (München 1969, als Anhang zu der Rogner-&-Bernhard-Ausgabe der *Josefine Mutzenbacher* gedruckt) darauf hin, daß dieses Prinzip auch in der sexuellen Umgangssprache Wiens auftaucht. Man denke an ein so »positives« Adjektiv wie *gesund*, das im Wienerischen jedoch sofort zur sexuellen Pejorativbildung wird, wenn es mit einem ebenso »positiven« Synonym für *Frau* oder *Mädchen* gekuppelt wird; *a gsunds ba* (*Ba, Ban* von zig. *p'en* = Schwester) ist dann nicht etwa eine gesunde Schwester, sondern ein besonders liederliches Mädels.

Aus diesem Grund gehört ein Verb wie *bringen*, das selbst im feinsthörigen Ohr kaum sexuelle Schwingungen mitklingen läßt, in den Thesaurus. Wieso? Weil es in der Form *gebracht* (z.B. *gebrachter Anblick*) die Bedeutung »sexuell reizvoll« trägt. Eines der interessantesten Merkmale der deutschen Sexuelsprache besteht also darin,

daß sie für den Außenstehenden überhaupt nicht als solche erkennbar ist: mehr als die Hälfte aller in meinem Thesaurus enthaltenen Wörter kann in »bester Gesellschaft« ausgesprochen werden, ohne das geringste Erröten hervorzurufen. Jeder kennt die Wörter, aber meist kennt er sie eben nur in ihrer manifesten Bedeutung: so, wie sie im *Duden* stehen. Die latente Zweitbedeutung wird nur demjenigen bewußt, der den Code der Sexuelsprache erfaßt hat und sie gewohnheitsmäßig dechiffriert, oder der zu einer der sexuellen Minderheiten gehört, in denen die Zweitbedeutung üblich und die Erstbedeutung sekundär ist. Das geschieht in der Prostitution, unter Zuhältern und im Bordellbetrieb, aber auch unter Homosexuellen, in sadomasochistischen Zirkeln, im Gruppensex und in all den zahllosen Varianten des Fetischismus.

Ein Lexikon, das dem Charakter der Nachtsprache gerecht wird, dürfte eigentlich nur aus Dialogen bestehen. Es wäre dann allerdings kein Wörterbuch mehr, sondern eben ein »Dialogbuch«. In der Germanistik gibt es nur wenige Präzedenzen solcher Bücher. Ich hoffe deshalb, daß sich vielleicht in ein paar Jahren die Möglichkeit ergeben wird, ein »Handliches Wörterbuch der Nachtsprache« herauszugeben, das ausschließlich aus Dialogbeispielen besteht. Das würde vor allem den Gebrauch derjenigen Wörter erklären, die in isolierter Form überhaupt nicht als Teil einer sexuellen Redewendung erkennbar sind.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß es mir nicht darum ging, ein Sammelsurium »verbotener« Worte zusammenzustellen, sondern den sprachschöpferischen Prozeß desjenigen Teils der

deutschen Umgangssprache aufzudecken, der sich in irgendeiner Weise mit der Geschlechtlichkeit des Menschen befaßt. Nur in ganz wenigen Fällen, zum Beispiel bei den Wortgruppen *Kleidung* und *Hygiene*, schien es mir ratsam, einige Wörter hinzuzuziehen, die weder rein sexuell noch eindeutig skatologisch sind. Diese Wörter liefen in die Konversation ein, als ich meine Informanten über sexuelle Dinge befragte - und sie traten dabei so häufig auf, daß ich beschloß, sie sozusagen als Unterbau des sexuellen Vokabulars in den Thesaurus einzugliedern.

Ähnlich ging es mit dem Themenkreis *Kindheit, Jugend, Reife, Alter, Familie, Wohnung*, denn hier kann man Sexuelles kaum vom Nichtsexuellen trennen. Nahezu alles, was mit dem Prozeß der körperlichen Entwicklung und des körperlichen Verschleißes zu tun hat, trägt direkt oder indirekt sexuellen Charakter. Ein großer Teil der Synonyma für *junger Mann* drückt sexuelle Potenz aus, viele Ausdrücke für *alter Mann* deuten dagegen sexuelle Senilität an. Noch deutlicher wird der latent sexuelle Charakter gewisser Wortgruppen, wenn man das Umgangsvokabular des Komplexes *Wohnen* unter die Lupe nimmt. Hier enthüllt der Wunsch nach dem Geborgensein fast stets auch den Wunsch nach ungestörtem Geschlechtsverkehr. Das eigene Zimmer stellt dann die *sturmfreie Bude* dar, »mein Zimmer« ist *meine Nisthöhle*, das Apartmenthaus ist der *Adam-und-Eva-Silo*. Man kann ein solches Vokabular aber nicht auf die eindeutig sexuellen Ausdrücke beschränken; statt dessen muß man, wenn man den semantischen Denkvorgang aufdecken will, den größten Teil des umgangssprachlichen Vokabulars

niedersetzen, das sich um dieses Thema rankt, denn erst dann ergibt sich jene kommentarlose Deutung des Sprachprozesses, die ich angestrebt habe.

Daß es mir nicht immer gelungen ist, ohne Kommentar auszukommen, bedauere ich. Denn bei der Lektüre der Wörterbücher, die ich verarbeitet habe, empfand ich das schulmeisterliche Erklären von Sprachwurzeln, Ableitungen und Bedeutungen eher als peinlich denn als hilfreich. Wer auch nur den geringsten Sinn für Sprache hat, baut sich seine eigenen Eselsbrücken; wer Erklärungen benötigt, wird an meinem Thesaurus sowieso keinen Spaß gefunden haben, und wer an der Philologie keinen Spaß findet, wird kaum je ein guter Philologe werden.

Mein Kommentar beschränkte sich deshalb bei gängigen Wörtern auf stichwortähnliche Gleichungen (z.B. *Pariser Paragraph* = dehnbares Gesetz; *Pariser* = Kondom) und bei ausgestorbenen Wörtern auf eine kurze Darstellung des historischen Zusammenhangs, dem sie entstammen. Obgleich ich versucht hatte, einer alphabetischen Reihenfolge der Synonyma den Vorrang zu geben, habe ich diese Reihenfolge doch in manchen Fällen abgeändert, um Analogien im Denkprozeß des Sprachschöpfers anzudeuten.

Eine einzige Abteilung des Thesaurus bedurfte eines ausführlichen Kommentars: Abteilung 80, die sich mit dem Vokabular des Sadomasochismus befaßte. Da meine Einführung in diese Welt weder durch Sexualwissenschaftler noch durch Psychotherapeuten, sondern durch Befragung von Prostituierten und durch deren Weiterempfehlung an gewisse »Zirkel« in Wien,

Berlin, Hamburg, München und Frankfurt erfolgt war, habe ich keinen Zugang zu dem Privatvokabular sadomasochistischer Paare gehabt und weiß auch nicht, ob es überhaupt ein solches Vokabular gibt. Da Sadisten und Masochistinnen (und ebenso Sadistinnen und Masochisten) aber dazu tendieren, einander zu heiraten, und da die Scheidungsrate solcher Paare außerordentlich hoch ist, kann man erwarten, daß sich auch in diesen Gruppen ein gemeinsamer Wortschatz entwickelt hat und daß dieser von dem der sadomasochistischen Prostitution nicht unbeeinflusst geblieben ist und ihn vielleicht seinerseits bereichert hat.

Das von mir gesammelte Vokabular des Sadomasochismus beruhte auf dem Wortschatz der folgenden drei Gruppen:

1. die sadomasochistische Prostitution, einschließlich der sogenannten »Folterbordelle«, von denen es etwa ein Dutzend im deutschen Sprachraum gibt;
2. die rituellen Gruppen der Diabolisten, die schwarze Messen veranstalten und bewußt an das Vokabular des mittelalterlichen Hexenkults (und sogar an das der Inquisition) anknüpfen;
3. sogenannte »Privatzirkel«, die auf dem Gesetz von Angebot und Nachfrage aufgebaut sind und durch Inserate und persönliche Empfehlungen Sadisten und Masochisten miteinander in Verbindung bringen. Denn die Kernfrage des Sadisten bleibt, wie in de Sades Tagen, auch heute noch die gleiche: Wo finde ich ein »Opfer«, das nicht zum Kadi läuft? Die Parallelfrage des Masochisten ist, wie in Sacher-Masochs Zeiten: Wo finde ich eine »Herrin«, die sowohl diskret wie auch

»hart« ist? Die Antwort auf beide Fragen ist der Privatzirkel oder Geheimklub, in dem sich Sadisten und Masochisten im gemeinsamen Interesse zusammenfinden. Solche Klubs fungieren oft jahrzehntelang unentdeckt und unangefochten. Nur wenn bei dem populären Sport, einander aufzuhängen und erst kurz vor dem Ersticken wieder abzuschneiden, jemand aus Versehen umkommt, fliegt der Zirkel auf. Ein nicht unerheblicher Anteil ungeklärter und scheinbar unmotivierter »Mordfälle« geht zweifellos auf solche Unfälle zurück.

Der Versuch einiger Autoren, ein angeblich sadistisches Vokabular im Gegensatz zu einem angeblich masochistischen Wortschatz festzulegen, bezeugt eine Weltfremdheit, die man dem Philologen in seinem Kämmerlein vielleicht noch gerade vergeben kann, die aber bei Sexualwissenschaftlern nicht auftreten dürfte. Denn der Wortschatz der Sadisten und Masochisten ist identisch, weil sie nur im Zusammenhang miteinander existieren können. Der Unterschied besteht höchstens darin, daß manche Verben von der einen Gruppe transitiv, von der anderen intransitiv benutzt werden.

Wichtig bei der Lektüre des sadomasochistischen Vokabulars ist das permanente Aide-mémoire, daß es sich meist nur um *symbolische* Bedeutung handelt. Wenn ein Ehemann nach der Hundepeitsche greift und seiner Frau kaum spürbar damit den Hintern tätschelt, so kommt er sich dabei oft als blutrünstiger Folterknecht vor und benutzt ein entsprechendes Vokabular, das dem Außenstehenden als grotesk übertrieben vorkommt. Der

ganze Komplex der Ausdrücke, die sich mit »hinrichten«, »guillotiniere«, »ertränken« und »verbrennen« befassen, darf deshalb nicht wörtlich genommen werden: er beschreibt *Zeremonien*, die das, was sie auszusagen scheinen, nur *symbolisieren*.

Der Außenstehende begreift nur schwer, daß der Fokus des sexuellen Sadomasochismus weniger auf Schmerzzufügung und Schmerzduldung als auf die symbolische Darstellung der Machtbeziehung ausgerichtet ist. Wichtig ist beim Masochismus das Sich-selber-Aufgeben, das Sich-Ausliefern, der Verzicht auf das eigene Recht, während es beim Sadismus auf die Besitzergreifung, die absolute Herrschaft über ein anderes Wesen ankommt. Dabei spielt Schmerz eine geringere Rolle als Scham. Worte wie *Pranger*, *Richtholz*, *Schafott*, *Schambock*, *Schandpfahl*, die immer wieder im sadomasochistischen Vokabular auftauchen, sind nur dann verständlich, wenn man Scham und Beschämung als Brennpunkte der Algotagnie erfaßt.

Ein anderer Aspekt des Sadomasochismus, dem man nur schwer in einem Thesaurus der Sexuelsprache gerecht werden kann, ist der Zeitfaktor. Ich kenne keine Abhandlung, die sich mit dem eigentümlichen Zeitgefühl des Sadomasochisten befaßt. Sartre hat einmal, wenn auch nur beiläufig, in *Das Sein und das Nichts* die kluge Bemerkung gemacht, der Sadist sei vor allem dadurch gekennzeichnet, daß er beim Sexualverkehr mehr Zeit als der »normale« Mensch habe: »Der Sadist sieht sich als einer, der beliebig viel Zeit hat. Er ist gelassen, er beeilt sich nicht, er verfügt über seine Werkzeuge wie ein Techniker, er probiert sie eins nach dem anderen, wie der

Schlosser verschiedene Schlüssel an einem Schloß ausprobiert; er genießt seine doppelsinnige und widerspruchsvolle Situation: einerseits spielt er nämlich den, der, in einen umfassenden Determinismus eingespannt, geduldig Mittel in Hinblick auf ein Ziel einsetzt, das automatisch erreicht werden wird – so wie das Schloß sich automatisch öffnen wird, wenn der Schlosser den passenden Schlüssel gefunden hat –, andererseits kann dieses vorgesezte Ziel nur mittels einer freien und vollständigen Zustimmung des anderen verwirklicht werden.«

Diese Zustimmung wirkt sich in der Praxis als ein Tormentum insomniae aus. Es gibt eine Anzahl sadomasochistischer Ausdrücke, die sich hiermit befassen, aber es wäre sinnlos, sie anzugeben, weil sie für den Laien, der nach umgangssprachlichen Ausdrücken für Schmerzbereitung und Schmerzduldung sucht, völlig irrelevant sind und selbst für manchen Sexualforscher die Frage aufwerfen würden, was *Wartung* (nicht von *Wartung* = Pflege, sondern von *warten*: auf den Orgasmus des anderen warten), *Uhrtick* (die Zeit, die zwischen den Schlägen eines Flagellanten vergeht) oder *leichtköpfig* (blutlos im Hirn durch prolongierte Schlaflosigkeit) denn um Gottes willen mit Sadismus zu tun hätten. (Vielleicht sollte sich der Philologe aber doch fragen, weshalb so viele Synonyma für *müde* das Thema des Schlagens, Verwundens und Tötens aufweisen: *abgeschlagen*, *angeschlagen*, *erschossen*, *am Boden zerstört*, *stockmüde*, *todmüde* usw.)

Es ist bezeichnend für den Herrschaftsanspruch nicht nur des Sadisten, sondern vor allem des Masochisten, daß

er sich als Normfigur, andere Menschen dagegen als Unaufgeklärte betrachtet und es deshalb nicht für nötig hält, irgendwelche Ausdrücke für Sadismus oder Masochismus zu prägen; alle bestehenden Ausdrücke für beide Welten stammen von Nichtsadisten und Nichtmasochisten: *Blutdurst, Blutgier, Blutlust, Schmerzgeilheit, Schmerzgier*. Ebenso steht es mit den Synonyma für *Sadist* und *Masochist*. Der Sadomasochist nimmt seine eigene Welt als selbstverständlich, die der anderen dagegen als fremdartig wahr.

Andererseits enthält das Alltagsdeutsch eine ganz außerordentlich große Anzahl von sadomasochistischen Vokabeln, deren eigentlicher Sinn weder vom Sprecher noch vom Angesprochenen wahrgenommen wird. Einerlei wie sehr Ohr und Zunge gegen die wahre Bedeutung dieser Ausdrücke abgestumpft sind, bezeugt ihre Häufigkeit doch eine unüberhörbare Tendenz zur Grausamkeit, eine eigentümliche Note der Selbstzerstörung im deutschen Temperament: *jemanden bei den Ohren nehmen, jemanden vor den Kopf stoßen, jemandem etwas an den Kopf werfen, jemandem auf dem Kopf herumtrampeln, jemandem auf der Nase herumtanzen, jemandem den Fuß auf den Nacken setzen, jemandem einen Maulkorb anlegen, jemanden der Peitsche unterwerfen, jemanden unter der Rute halten, jemanden auf den Bock schnallen, jemanden aufs Rad flechten, jemandem die Daumenschrauben anlegen, jemanden bis aufs Blut peinigen, jemandem ein Auge ausdrücken, jemandem das Herz zerreißen, jemanden lebendig begraben, jemanden abschießen* – Redewendungen, die wir täglich im metaphorischen Sinne benutzen: was liest der

Völkerpsychologe aus ihnen heraus?

In ähnlicher Form dekuviert sich ein anderer Aspekt unserer sprachlichen Mentalität, wenn wir uns der Frage zuwenden, wieso es bei uns so viele umgangssprachliche Wörter gibt, die sich mit der Frau befassen, während der Mann – im Vergleich zum französischen und italienischen Volksvokabular – bei uns so ärmlich abschneidet.

Denjenigen meiner Informanten, denen ich das Manuskript des Thesaurus zur Korrektur überlassen hatte, fiel es denn auch prompt auf, daß dieses Buch eine große Anzahl umgangssprachlicher Ausdrücke für weibliche Tätigkeiten enthielt, während die entsprechenden männlichen Aktivitäten unerwähnt blieben. Das geschah nicht etwa aus feministischem Vorurteil (obgleich ich aus meinem Glauben an das Primat des Weiblichen kein Geheimnis machen will), sondern weil die deutsche Umgangssprache – *for better or worse* – eine Männersprache ist: der Anteil der von Frauen geprägten und benutzten Wörter ist erstaunlich klein.

Wenn ein Mann nun ein Umgangswort für seine eigene Tätigkeit prägt, versucht er zuerst einmal, die Tätigkeit zu charakterisieren, und nimmt es dabei als selbstverständlich hin, daß sie von Männern ausgeübt wird. Versucht er aber, die Eigentümlichkeit einer weiblichen Tätigkeit sprachlich festzulegen, so fällt ihm als erstes auf, daß die Sache von Frauen ausgeführt wird. Also erfindet oder benutzt er zuerst einmal ein – meist obszönes – Synonym für *Frau* und klebt dann die Tätigkeit als Vor- oder Nachsilbe an: *Textilschlitten* für Textilarbeiterin, *Vorfotze* für Vorzimmerdame, *Chefnutte* oder *Cheftille* für Chefsekretärin.

Daß manche Frauen solche Pejorativwörter selber

benutzen, hat einerseits zu dem Eindruck geführt, daß sie sie auch erfunden haben, und hat andererseits zu der populären Verallgemeinerung Anlaß gegeben, daß »alle Frauen Masochisten sind«. Beides ist unsinnig, denn erstens zeigen diese Wörter eine ganz eindeutig maskuline Mentalität und zweitens werden sie nach sehr kurzer Zeit nur noch als Berufsbezeichnung empfunden; der pejorative Aspekt wird weder von Männern noch von Frauen wahrgenommen. Da sich solche Ausdrücke sehr schnell aus der Berufsgruppe herausbewegen, in der sie ursprünglich geprägt worden sind, kann man sie auch nicht als »Berufsschelten« bezeichnen: sie werden zum Allgemeingut der Sprache und verlieren ihre regionale und pejorative Beschränkung.

Die nachhaltigste Überraschung, die mir die Arbeit an diesem Projekt bereitete, erwuchs aus dem Prozeß der Verdinglichung und Entfremdung, den das erotische Vokabular der Umgangssprache durchläuft, wenn es sich von der Sprache der Liebe in die der entpersonalisierten Sexualität verwandelt. Wie sich die Zärtlichkeit des Erwachsenen aus der Zärtlichkeit entwickelt, die er als Kind von den ihn liebenden Bezugspersonen erhält, so entwickelt sich das Vokabular der Liebe aus den Koseworten, die die Älteren dem Kinde gegenüber benutzen. Sehr bald aber ändert sich die Sprache der Liebe, und sie ändert sich in der bürgerlichen Welt so früh und so drastisch, daß wir den Prozeß des Zärtlichkeitsverlustes, der sexuellen Entpersönlichung, Stufe um Stufe im Vokabular der Umgangssprache verfolgen können.

Die politische Ökonomie des Bürgertums betrachtet jede

wirtschaftliche Transaktion als Veräußerung eines Gegenstandes, der dadurch seinem Hersteller »entfremdet« wird. Abgeleitet von diesem Konzept der Beziehungen zwischen dem Produzenten und seinem Produkt betrachteten die bürgerlichen Naturrechtler des 18. Jahrhunderts die Beziehungen des einzelnen zur Gesellschaft als Eingehung eines Gesellschaftsvertrags, in dem das Individuum seine Freiheit auf eine ihm fremd gegenüberstehende Macht überträgt. Diesem Eintausch der Freiheit gegen Unfreiheit gaben die bürgerlichen Juristen den gleichen Namen: »Entfremdung«. Es ist die Entfremdung des Individuums von sich selbst, und sie beruht auf dem Widerspruch zwischen kollektiver Produktion und individuellem Besitz der Produktionsmittel.

Im Geschlechtsleben der bürgerlichen Welt schlägt die Entfremdung sich so eindeutig, so unmißverständlich nieder, daß wir vom bürgerlichen »Waren- und Geschlechtsverkehr« sprechen können, als handle es sich um ein und dieselbe Transaktion. Aus der Zärtlichkeit des Kindes, aus dem intimen, persönlichen Verhältnis zwischen Kind und Mutter oder Kind und Bezugsperson, wird eine entpersönlichte Beziehung zwischen zwei sexuellen Wesen, von denen jedes das andere zu konsumieren sucht. Dieses Verhalten wird in der bürgerlichen Familie schon sehr früh eingeübt, indem die Eltern dem Kinde Gehorsam abverlangen, ihm als Belohnung für erfolgten Gehorsam »Liebe« geben und Ungehorsam mit Liebesentzug bedrohen. So beginnt der heranreifende Mensch seine sexuellen Beziehungen nicht mehr als Beziehungen zwischen Menschen, sondern bereits als Beziehungen zwischen Verhaltensformen zu empfinden. Er lernt, daß die

einzigste Leistung, die mit Liebe »belohnt« wird, die Anpassungsleistung ist und daß der Unangepaßte (d.h. derjenige, der Befriedigung erstrebt, statt Unbefriedigung als Preis der Anpassung zu akzeptieren) mit Liebesverlust bestraft wird.

Wenn Liebe aber zur Ware wird, so verwandelt sich die persönlichste aller zwischenmenschlichen Verhältnisse in ein Verhältnis zwischen Dingen. Die Affekte des Menschen verdinglichen sich, seine Gefühle werden ihm entfremdet. Die von ihm selbst erzeugten Emotionen treten ihm als fremde, ihn beherrschende Mächte entgegen. Sexuelle Beziehungen nehmen jenen Fetischcharakter an, den Marx, eine Metapher aus der Religionswissenschaft entlehnend, im ökonomischen Bereich »Warenfetischismus« getauft hat. Wie die religiösen Produkte des menschlichen Hirns sich verselbständigen und dem Menschen als autonome Götter entgentreten, so verselbständigen sich in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand und treten ihm als autonome Kräfte der Wirtschaft entgegen – als geheimnisvolle Bewegungen des »Markts«, die zwischen Wirtschafts-»Krise« und Wirtschafts-»Wunder« hin- und herpendeln, ohne daß er als Individuum etwas tun kann, um sie zu verstehen oder gar zu steuern. So scheinen aber auch seine Leidenschaften sich zu gebärden, denn auch sie konfrontieren ihn nun als fremde, verselbständigte Kräfte, die er weder verstehen noch kontrollieren kann.

All das schlägt sich im Vokabular der sexuellen Umgangssprache nieder, und zwar so deutlich, daß man die Semantik in diesem Sinne geradezu als Hilfswissenschaft des Marxismus auffassen kann. Der Niederschlag beginnt

mit der Verdinglichung des Mädchens in der Umgangssprache der Jugendlichen und setzt sich fort in der Entfremdung, Mechanisierung und Vergeldlichung der Frau in der Sexualsprache der Männer. In Gesprächen mit Heranwachsenden habe ich die folgenden Worte für »Mädchen« gehört: *Bluse, Bürste, Gestell, Haus, Kante, Koffer, Koje, Paket, Propeller, Pullover, Röhre, Scheibe, Schlinge, Schramme, Schraube, Schürze, Zahn*. Für »Geliebte« habe ich die folgenden Worte notiert: *Heizbatterie, Heizklappe, Wärmflasche*. Für »Geliebter«: *Beiwagen, Geleitzug, Satellit, Schatten, Trabant*. Für »neue Freundin«: *Neubau, Neuland, neue Haut, neue Platte, neuer Pullover, fabrikneuer Schlitten*. Für »Mädchen ohne Freund«: *Entwicklungsland, Niemandsland, unentdecktes Land, unbelegtes Brötchen*. Für »ehemalige Freundin«: *abgehängter Wagen, abgelaufene Mühle, abgelaufene Uhr, abgelegte Bluse, abgelegter Pullover, abgeschraubter Zahn, abgespielte Platte, durchgebrannte Glühbirne*. Für »Ersatzfreundin«: *Telefonnummer, Aushilfsbatterie, Bedarfskippe, Behelfsbluse, Notkoffer*.

Das mag abwertend klingen, ist aber nicht halb so abwertend wie das umgangssprachliche Sexualvokabular mancher erwachsenen Bürger. Im Gespräch mit Erwachsenen der »gutbürgerlichen« Schicht habe ich zwischen 1960 und 1970 in der Bundesrepublik die folgenden Ausdrücke für »Frau« gehört: *Ding, Dingsda, Nummer, Sache, Stück*. Sehr ähnlich, diesmal von Frauen des Bürgertums, die folgenden Ausdrücke für »Penis«: *Ding, Dings, Dingerich, Dingus, Sache, große Sache, dicke Sache, Prachtstück*. Selbst, wenn der andere Mensch

gelobt wird, verwandelt die Sexualsprache des Bürgertums den gelobten Menschen also in ein Ding, ein Stück, eine Sache.

Bezeichnend für die spezifische Form der Verdinglichung in der bürgerlichen Industriegesellschaft ist die sprachliche Tendenz, Menschen in Maschinen, sexuelle Funktionen in mechanische Funktionen, menschliche Körperteile in Maschinenteile zu verwandeln. So zum Beispiel die folgenden Ausdrücke für »Frau«: *Dampfer, Schraubendampfer, Fickmaschine, Fickautomat.* Für »Busen«: *Apparat, Apparatur, Milchfabrik, Molkerei.* Für »Vulva«: *Bohrloch, Düse, Spritzdüse, Spritzbüchse, Spritzdose, Steckdose, Batterie, Apparat, Apparatur, Getriebe, Maschine, Motor, Motorraum, Maschinenraum, Quetschmaschine, Melkmaschine, Mühle, Wassermühle, Mine, Zeche, Bergwerk.* Für »Vaginalsekret«: *Getriebeöl, Maschinenöl, Motoröl, Schmieröl, Bremsflüssigkeit.* Für »Mann«: *Einspritzmotor.* Für »Penis«: *Achse, Kolben, Piston, Stampfer, Bohrturm, Brunnenbohrer, Drillbohrer, Glumsenbohrer, Antenne, Blitzableiter, Funkturm, Hochspannungsmast, Peilgerät, Sender.*

Noch ernüchternder und noch bezeichnender sind die sprachlichen Angleichungen sexueller an finanzielle Begriffe. So sagt die bürgerliche Umgangssprache oft für »Vulva«: *Geschäft, Kontor, Laden, Büro, Sparkasse, Sparschwein.* Und bei einer Frau, die »es« besonders gut »kann«: *Goldgrube, Goldmine, Schatzkammer.* Für »mein Mann«: *meine besseren 50 %.* Für »ich liebe dich«: *du stehst hoch im Kurs bei mir.*

Der häufigste Prozeß der Entfremdung in der bürgerlichen Sexualsprache orientiert sich an dem Prinzip

des pars pro toto und stellt den Menschen als Anhängsel seiner Geschlechtsteile dar, verwandelt diese dabei aber bereits in leblose Dinge, indem er sie als Geräte, Möbel, Maschinen, Werkzeuge oder Waffen darstellt. So vergleicht die Umgangssprache der Bundesrepublik die Geschlechtsorgane der Frau oft und gern mit Küchengeräten (*Büchse, Butte, Dose, Faß, Konservenbüchse, Kübel, Ofen, Pfanne, Rohr, Topf, Fleischtopf, Rührkübel, Rührbutte, Fischbüchse, Heringsdose*) oder mit Möbelstücken (*Kiste, Kommode, Schachtel, Schatulle, Schubfach, Schublade, Spind, Truhe, Bumskommode, Quetschkommode, Vögelkiste, alte Schachtel, alte Schatulle*).

Man orientiert sich an den verschiedenen Varianten der Hülse: *Etui, Futteral, Tasche, Bumsetui, Fickfutteral, Nudeltasche, Käsetasche*. Man reduziert die Frau zur Öffnung (*Loch, F-Loch, Mannloch, Ofenloch, Schlüsselloch, Spundloch*) oder zum Einschnitt (*Kerbe, Rille, Ritze, Scharte, Schramme, Spalt, Schlitz, Schlitze, Schlitzfetzen, Schlitzgabel, Fickritze, Bumskerbe, Vögelscharte*). Andere Termini der entfremdeten, verdinglichten Sexualsprache der Bundesrepublik erniedrigen die Frau zur Koitusunterlage: *Chaise, Chassis, Sessel, Pritsche, Schlitten, Matratze, Schlitzmatratze, Amüsiermatratze, Amüsierfleisch, Bügelbrett, Plättbrett, Reißbrett, Nudelbrett*.

Noch drastischer und völlig im Tonfall der Verachtung: *Saftpresse, Entschleimer, Schleimbeutel, Schlammtüte, Müllkute, Mülleimer*.

Verdinglichung, die sich so gern als »wertfrei«, »sachlich«

und »neutral« gebärdet, ist stets eine verhüllte Form der Abwertung, weil sie das Höhere, das Lebendige auf das Niedrigere, das Leblose zu reduzieren sucht. Man überdenke beispielsweise die folgenden, fast nur von Männern benutzten Verdinglichungen des Penis: *Balken, Bolzen, Hammer, Hobel, Ladebaum, Latte, Schleifstein, Stange, Stiel, Stützbalken, Zaunpfahl, Zinken*. Dann analysiere man die folgenden, meist von Frauen verwandten Penissynonyme: *Rührlöffel, Rührstock, Schaumschläger, Soßenlöffel*. Schließlich die folgenden Männerausdrücke für »Penis«: *Dietrich, Hausschlüssel, Kofferschlüssel, Türschlüssel, Büchsenöffner, Dosenöffner, Flaschenöffner, Muschelöffner*. Klingt durch dieses ganze Vokabular nicht eine gewisse Aggression, ein gewisser Sadomasochismus, der sich in der bürgerlichen Welt stets an den Komplex der Entfremdung anlehnt?

Das wird in folgenden Männerausdrücken für »Penis« besonders deutlich: *Brecheisen, Brechstange, Büchsenreißer, Buttenreißer, Dampfhammer, Dampftramme, Dosenreißer, Fotzhobel, Fudhobel, Fudraspel, Fudreißer, Fudwalker, Fummelhobel, Gnadenhammer, Heimtreiber, Hemdspreizer, Keil, Kloben, Mangelholz, Meißel, Nadel, Nagel, Nudelwalker, Nußknacker, Pfefferstreuer, Pflock, Ramme, Raspel, Riemen, Ritzenhobel, Schere, Schmiedehammer, Sense, Sichel, Spreizer, Stachel, Stecknadel, Stemmeisen, Stoßbogen, Stoßstange, Stößel, Streichriemen, Striegel, Widerhaken*. Noch deutlicher in dem folgenden Block, der auf dem Konzept, des Verbrennens und Versengens beruht: *Brennstift, Feuerhaken, Feuerquirl, Flammenwerfer, LötKolben, Schmoreisen, Schneidbrenner,*

*Schüreisen, Schürhaken.*

Mechanisierende (verdinglichende) und verwundende (sadistische) Bestrebungen der bürgerlichen Umgangssprache verbinden sich miteinander in den Penissynonymen, die auf dem Prozeß des Bohrens fußen: *Bohrer, Bohrhammer, Feuerbohrer, Lochbohrer, Ölbohrer, Saftbohrer.* Noch deutlicher wird das sadistische Element in den flagellantischen Synonymen für »Penis«: *Fitzer, Gummiknüppel, Kilo, Knittel, Knüppel, Knute, Knüttel, Prengel, Prügel, Salzer, Treiber, Spanat, Stecken, Stock, Haselstock, Kommstock, Krückstock, Rohrstock, Meerrohr, Spanischrohr, Seelenwärmer, Ziegenhainer, Birkengretchen, Birkenpinsel, Fackel, Gerte, Hampelmann, Kabacke, Kantschu, Karnöffel, Kobermenter, Nagaika, Nolle, Ochsenziemer, Peitsche, Pinsel, Reitgerte, Reitpeitsche, Rute, Ruting, Schnappert, Schot, Stahlrute, Zuchtrute.*

In zwei weiteren Gruppen von Penissynonymen verbinden sich sadistische mit verdinglichenden Tendenzen, indem sie das männliche Glied als Hieb- oder Stichwaffe deuten: *Axt, Bajonett, Bankanett, Beil, Blankmichel, Buschmesser, Degen, Distelstecher, Dolch, Döller, Dolmen, Feitel, Faschinenmesser, Fiebertmesser, Flamberg, Flitsche, Florett, Garsen, Hacke, Häckerling, Hackpfanne, Härterich, Hartling, Härtricht, Hieber, Husarensäbel, Jagdmesser, Käsedolch, Käsemesser, Klappmesser, Klinge, Klinko, Knappkoter, Kneif, Kneip, Kriegsbeil, Krötenstecher, Krummschwert, Kurzschwert, Langschwert, Lanze, Lanzette, Messer, Paunzenstecher, Picke, Pickling, Pike, Reitersäbel, Ringelstecher, Ritzer, Säbel, Sachs, Saftmesser, Schaft, Schärfling, Schleifsäbel,*

*Schlitzer, Schlizling, Schlitzmesser, Schneider, Schneidling, Schnittling, Schwert, Speer, Spieß, Spitzling, Sporn, Steche, Stichling, Stichwaffe, Stilett, Stoßdegen, Streitaxt, Taschenmesser, Titschkerl, Türkensäbel, Weidmesser.*

Besonders deutlich verbindet sich Aggression mit der bereits erwähnten Tendenz zur Mechanisierung der Sexualsynonyme in jenem Vokabular, das den Penis mit der Schußwaffe gleichsetzt: *Artillerie, Ballerbüchse, Ballerrohr, Batterie, Bombarde, Büchse, Dicke Berta, Donnerbüchse, Donnerrohr, Falkaune, Falkonett, Feuerrohr, Feuerwaffe, Feldschlange, Flak, Flinte, Frauenabwehrkanone, Geschütz, Gewehr, Granatwerfer, Handfeuerwaffe, Haubitze, Hinterlader, Jagdflinte, Jagdgewehr, Kanone, Karabiner, Kartaune, Kleinkaliber, Knarre, Kugelspritze, Kuhfuß, Langrohrkanone, Luftgewehr, Maschinengewehr, Maschinenpistole, Minenwerfer, Mörser, Muskete, Petarde, Pistole, Repetiergewehr, Revolver, Schieß, Schießseisen, Schießgewehr, Schießprügel, Schießwaffe, Schiffskanone, Schnellfeuerwaffe, Schrotflinte, schweres Geschütz, Seitengewehr, Stalinorgel, Steilfeuergeschütz, Stielhandgranate, Stoßflinte, Stutzen, Torpedo, Trommelrevolver, Vorderlader. Dementsprechend auch für »Sperma«: *Atombombe, Atomgranate, Bombe, Brandbombe, Dumdum, Dynamit, Eiergranate, Geschoß, Granate, Kartätsche, Ladung, Munition, Nitro, Pulver, Schießpulver, Schrapnell, Schrot, Sprengbombe, Sprengladung, Sprengstoff, Treibstoff, Zündstoff. Und deshalb auch für »Vulva«: *Pulverpfanne, Pulverfaß, Pulvermühle, Schießbude, Schießscheibe, Schützengraben,***

*Schützenloch, Stichblatt, Stickscheibe, Stoßspalte, Zielscheibe, Wunde.*

Aus manchen der Männerausdrücke für »Frau« und »Vulva« spricht nicht nur Aggression, nicht nur Entfremdung, Entmenschlichung, Verdinglichung und Mechanisierung, sondern auch Angst – Angst vor der Frau –, Angst, die das Gegenstück zur Frauenverachtung und in den meisten Fällen auch deren unbewußter Grund ist. Das Bild der Frau, das aus diesen umgangssprachlichen Ausdrücken des Bürgertums spricht, ist das der gezahnten Vagina, der kastrierenden impotentmachenden Vulva: *Schwanzfänger, Beißzange, Schnappfut, Schwanzklammer, Zange, Zwicke, Zwickmuschi, Hölle.*

Da ich mich an dieser Stelle nicht mit den Sexualängsten des bürgerlichen Patriarchats, sondern nur mit deren sprachlichem Niederschlag befasse, komme ich zum Schluß des Kapitels auf den Hauptpunkt zurück, der sich mir bei der Untersuchung des Sexualvokabulars der bürgerlichen Gesellschaft Deutschlands, Österreichs und der Schweiz eingepägt hat. Die Sprache der Liebe verwandelt sich in der bürgerlichen Welt nicht nur aus einer Sprache der Zärtlichkeit in eine der Angst und der Aggression, sondern sie enthüllt im Laufe dieser Metamorphose auch, daß die Liebe dem Liebenden entgleitet, ihm nicht mehr als eine Beziehung zwischen Ich und Du, sondern als eine zwischen Trieben erscheint und daß die von ihm selbst erzeugten Gefühle ihm dann als fremde, ihn beherrschende Mächte entgentreten. Die Ursache liegt darin, daß der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft die sexuellen Folgen seines Seins und seines Handelns ebensowenig zu

durchschauen vermag wie die ökonomischen, sozialen und politischen. Er empfindet sich als hilfloses Spielzeug unsichtbarer, irrationaler, unverständlicher Kräfte, die sein Schicksal lenken und gegen die man sich nicht wehren kann.

So kehrt der Mensch auf der Stufe der höchsten technischen Entwicklung seiner Spezies zur Hilflosigkeit des Urmenschen zurück, der die Welt als Verschwörung unbegreiflicher und unfaßbarer Naturkräfte sah. Wie die Sprache des ersten Menschen, vom Terror getrieben, sich aus tierischen Lauten zu ersten Worten herausbildete, so kehrt die Sprache des Sexus in der bürgerlichen Welt heute immer wieder zu Morphemen des Terrors und der Tierwelt zurück. Die Frau wird zur Krähe, Kröte, Milbe, Natter, Pute, Ratte, Schlange, Schnepfe, Töle, Wespe, zur Nachteule, Pesteule, Schleiereule, zur alten Drossel, häßlichen Ente, dreckigen Sau, blöden Kuh. Der Mann wird zum Bullen, Eber, Stier, zum stinkenden Bock, zum dreckigen Schwein, zum blöden Ochsen. Die Vagina wird zur Kuhfotze, zum Kuhstall, zum Saustall oder einfach zum »Tier«. Der Penis wird zum Rüssel, Schwanz, Schweif, Horn, Bockshorn, Brunzrüssel, Lammschweif, Ochsen Schwanz, Pferderiemen.

So wird der schöpferische Prozeß der Volkssprache, den ich am Anfang dieses Kapitels zu deuten versucht habe, am Ende wieder von der Entfremdung der bürgerlichen Gesellschaft negiert. Nur wenn wir die Klassenspaltung überwinden, wird es uns gelingen, auch die sprachliche Spaltung aufzuhalten. Nur in einer klassenlosen Gesellschaft wird die sprachliche Kreativität des Volkes vor dem inhaltlichen Verfall bürgerlicher Verdinglichung

bewahrt bleiben. Nur dort werden wir den Prozeß der sprachlichen Entfremdung aufhalten können. Er ist nicht neu und er sitzt sehr tief in den Fugen der bürgerlichen »Ordnung«. Marx beschrieb als 26jähriger in seinen ökonomischen Studien zu James Mill (MEGA I, Berlin 1932, zweiter Teil, 530–54) den Zustand der sprachlichen Entfremdung, den die bürgerliche Welt bereits vor 134 Jahren erreicht hatte.

Die zwischenmenschlichen Beziehungen, sagte er, hätten sich derart verdinglicht, daß die einzig verständliche Sprache, in der zwei Menschen noch miteinander reden könnten, die der Gegenstände in ihrer Beziehung zueinander sei. Selbst in der Liebesbeziehung verstünden wir die menschliche Sprache nicht mehr. Sie würde von der einen Seite als Bitte, als Flehen, als eine Demütigung empfunden und daher mit Scham, mit dem Gefühl der Wegwerfung vorgebracht, von der anderen Seite als Unverschämtheit oder Wahnwitz aufgenommen und zurückgewiesen werden: »So sehr sind wir wechselseitig dem menschlichen Wesen entfremdet, daß die unmittelbare Sprache dieses Wesens uns als eine Verletzung der menschlichen Würde, dagegen die entfremdete Sprache der sachlichen Werte als die gerechtfertigte, selbstvertrauende und sichselbstanerkennende menschliche Würde erscheint.«

Wenn sich seitdem etwas geändert hat, so ist es nicht, daß die Entfremdung geschwunden sei, sondern daß sie ins Unermeßliche angewachsen ist.



## Die Schrift

In seiner 1926 erschienenen Arbeit *Hemmung, Symptom und Angst* (GW XIV, S. 113) spricht Sigmund Freud vom Schreiben als einer Tätigkeit, die neurotischen Hemmungen unterliegt, weil sie, ganz unabhängig von ihren psychischen Motiven, die ausführenden Organe, vor allem die Finger, exzessiv erotisiert. Die Ichfunktion eines jeden Körperteils wird geschädigt, meint er, wenn seine Erogeneität zunimmt. Es gebärdet sich dann wie eine Köchin, die nicht mehr am Herd arbeiten will, weil ihr Arbeitgeber ein Verhältnis mit ihr angeknüpft hat. Hat das Schreiben einmal die symbolische Bedeutung des Koitus angenommen, so treten also Hemmungen auf, die dem Schreibenden suggerieren, er beginge einen verbotenen Akt. Freud erklärt nicht, ob das so sei, weil der Koitus in seiner Zeit grundsätzlich als verboten aufgefaßt wurde, oder ob das Über-Ich nur deshalb einschreitet, weil eine normale Handlung hier in *exzessiver* Weise libidinisiert worden ist.

Thomas Mann hat einmal gesagt, der Schriftsteller sei keineswegs derjenige, dem das Schreiben besonders leichtfalle, sondern im Gegenteil derjenige, der die größten Schwierigkeiten beim Schreiben habe. Diese Beobachtung scheint mir eine Deutung des Freudschen Diktums zu erleichtern. Denn je bedeutsamer dem Schreibenden das

Schreiben ist, desto schwieriger wird es für ihn, Worte unbefangen zu verwenden. Hemmungen gegen die leichtfertige Benutzung der Schrift treten in genau dem Maße auf, in dem der Schreibende seine inneren Konflikte lustvoll durch Schreiben zu lösen versucht. Dieses Syndrom hat mich seit vielen Jahren beschäftigt, weil die Schrift im Leben meiner Vorfahren eine so ungewöhnlich affektive Rolle gespielt hat.

Ehe ich bei meiner Einbürgerung in Kanada 1945 den Namen Ernest Borneman erhielt, hieß ich Ernst Julius Wilhelm Bornemann - *Ernst* nach meinem väterlichen Großvater, der Schriftsteller gewesen ist; *Julius* sowohl nach meinem mütterlichen Großvater, der Fischer in Altwarp am Haff gewesen ist und ein erstaunlich gebildetes Tagebuch hinterlassen hat, wie nach dem »schreibenden Papst« Julius I., dessen Todestag, der 12. April, mein Geburtstag ist; *Wilhelm* nach meinem vorwilhelminischen Ahnvater, dem plattdeutschen Dichter Johann Wilhelm Jakob Bornemann (1766–1851), nach dem auch mein väterlicher Großvater, Dr. Heinrich Wilhelm Ernst Bornemann (1860–1911), Chefredakteur der *Braunschweigischen Landeszeitung* und Feuilletonredakteur der *Norddeutschen* (später: *Deutschen*) *Allgemeinen Zeitung* (DAZ), getauft worden war. Er war der bekannteste Theaterkritiker seiner Zeit, Mentor des sieben Jahre jüngeren Alfred Kerr und Freund des allzu früh vergessenen Genies der leichten Feder, Victor Auburtin (1870–1928), der meinem Großvater einige seiner lustigsten Werke gewidmet hat.

Der frühe Tod Wilhelm Bornemanns und die Legenden,

die sich bereits während meiner Kindheit um sein Leben gesponnen hatten, haben dazu geführt, daß ich im ödipalen Alter eine phantasierte Welt um ihn und seine Frauen (drei eheliche, zahllose uneheliche) herum erfunden habe. Róheim war der Überzeugung, daß meine kindlichen Versuche, über ihn und die Zeit vor meiner Geburt zu schreiben, Teil eines selbsterfundene Ahnenkults gewesen seien. Ich hätte versucht, meinte er, den Toten durch den Ritus des Schreibens ins Leben zurückzubringen, ihn mit Hilfe magischer Kalligraphien auferstehen zu lassen. Denn ich hatte mir bereits mit vier oder fünf Jahren das Schreiben beigebracht, aber in so eigentümlicher Form, daß meine Mutter es immer »Ernsts Zauberkult« genannt hat. Offenbar hatte ich, wenn ich die Erinnerungen meiner Mutter hier korrekt wiedergebe, im dritten oder vierten Lebensjahr einen ornamentalistischen Kritzelstil entwickelt, der für mich irgendwelche geheimen Bedeutungen enthielt und sich erst im fünften Lebensjahr zu verständlichen Buchstaben verdichtete.

Jedenfalls befaßten sich meine ersten Schriften im Alter von fünf oder sechs Jahren vor allem mit der Figur dieses »magic progenitor«, des »old artificer«, der im Jahre vor meiner Geburt gestorben war. In den folgenden Jahren suchte ich mir dann eine Anzahl von literarischen Wahlvätern und Ersatzgroßvätern aus, an die ich lange Briefe schrieb und die auch zur Überraschung meiner Eltern manchmal antworteten. Die meisten waren Autoren von Kinder- und Jugendbüchern, andere waren Männer, die mich wegen ihres abenteuerlichen, von der bürgerlichen Konvention abweichenden Lebens beeindruckt hatten. Zur ersten Gruppe gehörte der

spätere Beichtvater des NS-Regimes, Manfred Hausmann (\*1898), dessen frühe Bücher *Die Frühlingsfeier* (1924, als ich neun war), *Die Verirrten* (1927, als ich zwölf war), *Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken* (1928, ich war 13) mich im romantischen Stadium der Kindheitsentwicklung beeinflusst hatten. Sein Einfluß ist vor allem in meinem ersten Roman *Fahrt ohne Ziel* zu spüren, der 1932, als ich 17 war, in einer Bearbeitung von Hausmann bei Orell Füssli in der Schweiz, dem damals führenden Jugendverlag, erscheinen sollte. Aber als ich merkte, in welche politische Richtung sich mein geliebter, verehrter Wahlgroßvater zu wenden begann, zog ich das Buch blutenden Herzens 1933 zurück – der erste Geschmack der Selbstzensur, die erste Hemmung beim symbolischen Koitus des Schreibens.

Die anderen Ersatzväter waren Armin T. Wegner (\*1886), Wilhelm Speyer (\*1887) und Ernst Ottwalt (\*1901). Wegner, dessen Stiefsohn Andreas Marck der beste Freund meiner frühen Jugend war, hatte meine kindliche Phantasie durch seine Weltreisen mit BMW-Motorrad und Klepper-Faltboot stimuliert. Seine Sekretärin Erna Röhl tippte dann auch prompt all meine frühen Zeitungsartikel, Gedichte und Kabarettsketsche.

Wilhelm Speyers lebenslanger lyrischer Einfluß auf mein Schreiben begann mit einem undatierten kleinen Jugendroman, den ich noch heute besitze, *Wie wir einst so glücklich waren*, und setzte sich fort mit *Schwermut der Jahreszeiten* (1922, als ich sieben war), *Der Kampf der Tertia* (1927, ich war zwölf) und *Die goldene Horde* (1930, ich war 15). Er war im Landschulheim Haubinda aufgewachsen, was sich in seinen klugen

Landschaftsbeschreibungen und seinen sensiblen Darstellungen von Klima, Wetter, Pflanzen und Tieren auswirkte. Ich hatte zur Zeit meiner ersten Relegation an ihn geschrieben und nach der zweiten Relegation noch einmal an ihn appelliert, mich aus dem Berliner Schulsystem zu erlösen und mir ein Stipendium an der Odenwaldschule zu verschaffen.

Wäre ich, statt zu Karsen und seiner Karl-Marx-Schule, tatsächlich in die Odenwaldschule gekommen, so hätte mein Leben einen anderen Verlauf genommen. Ich wäre nie emigriert, hätte mich dem NS-System möglicherweise angepaßt und wäre heute wahrscheinlich ein emeritierter und seniler Professor der Germanistik.

Vor diesem Schicksal rettete mich mein dritter Ersatzgroßvater, Ernst Ottwalt, Sohn eines Pfarrers, der während des Kapp-Putsches auf seiten des Freikorps Halle gekämpft hatte und nach Jahren der Arbeit in Bergwerken und Maschinenfabriken der KPD beigetreten war. Sein Jugendroman *Ruhe und Ordnung* (1929, als ich 14 war) gab mir den ersten Durchbruch zum Verständnis einer proletarischen, der bürgerlichen Jugendliteratur widersprechenden Form und führte mich zu dem Entschluß, meinen eigenen, noch allzu bürgerlichen Jugendroman, die eben erwähnte *Fahrt ohne Ziel*, zurückzuziehen.

Man macht sich ja immer etwas vor, wenn man an die Jugend zurückdenkt, und deshalb bin ich nicht sicher, ob ich heute nicht nachträglich manche Erinnerungen schönere, aber ich neige jetzt zu der Ansicht, daß ich diesen ersten Romanversuch wahrscheinlich auch ohne Hausmanns politische Entgleisung zurückgenommen hätte,

weil er mir politisch unreif vorkam. In der Pubertät und Nachpubertät entwickelt sich die Psycho so geschwind, daß Überzeugungen, die einem gestern noch richtig erschienen, plötzlich so falsch scheinen, als entstammten sie einem fremden Gehirn. Einen maßgeblichen Einfluß auf meine damalige Meinungsänderung hat Bert Brecht ausgeübt, der von allen Vorbildern meiner Jugend mein Verhältnis zum geschriebenen Wort am stärksten geprägt hat. In *Sinn und Form* (Zweites Sonderheft Bertolt Brecht, 1957, Nr. 9, S. 142-158), *Encore* (Vol. 5, Nr. 2, Juli-August 1958, S. 20-33) und *Kenyon Review* (Vol. 21, Nr. 2, Frühling 1959, S. 169-198) habe ich ausführlicher, als ich es hier tun kann, über diese frühe Freundschaft mit Brecht berichtet.

Ich hatte ihn im Juli oder August 1930 kennengelernt, als Kinder aus den besten Schulhören Berlins im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zusammengezogen worden waren, um Brechts Schulooper *Der Jasager* unter der Leitung von Otto Hopf und Kurt Drabek aufzuführen. Brecht interviewte uns während der Proben und hat unsere Ansichten dann in den *Versuchen* (Heft 4, Nr. 11-12, S. 326-328) veröffentlicht, allerdings nur auszugsweise und mit der Angabe, es handle sich um Schüler der Karl-Marx-Schule. Das stimmt nicht, denn es waren auch Kinder anderer Schulen dabei. Es stimmt auch nicht, daß er uns eine andere als die veröffentlichte Fassung des *Jasagers* vorgelegt und dann aufgrund unserer Kritik sowohl den *Jasager* wie den *Neinsager* geschrieben habe. Was wirklich stattfand war, daß er uns während der Proben fragte, ob die Handlung glaubwürdig sei. Und als wir ihm nahezu einstimmig versicherten, sie

schiene uns nicht glaubwürdig, versprach er uns, den Text im Einvernehmen mit unserer Kritik zu ändern. Er änderte ihn aber so gut wie gar nicht, sondern schrieb ein zweites Stück, den *Neinsager*, der zwar all unsere Kritiken enthielt, aber nie von uns aufgeführt worden ist.

Einige von uns, deren Kritiken ihn offenbar interessiert hatten, lud er zu sich ein. Da wir ganz nahe von seiner Wohnung in der Hardenbergstraße geprobt hatten, hatten wir nur ein paar Schritte zu laufen. Was mich bei meinem ersten Besuch besonders beeindruckte, war nicht so sehr Brecht selbst, sondern die Tatsache, daß der deutsche Schwergewichtsmeister, Paul Samson-Körner, auch da war. Ein Dichter, der mit Boxern auf du und du verkehrte, war ernst zu nehmen. Was mich außerdem beeindruckte, war, daß alle, die im Laufe des Tages vorbeikamen, den gleichen Haarschnitt – oder genauer gesagt gar keinen – trugen: Brecht, Carola Neher, Klabund, Heli Weigel. Ich fragte ihn, wieso er seine Haare in dieser merkwürdigen Fassung trage. »Es spart kämmen«, sagte er. Das imponierte mir: klare Antwort auf klare Frage.

Im Sommer 1933, wenige Wochen vor meiner Flucht, begannen wir an der Karl-Marx-Schule mit den Proben zu *Die Rundköpfe und die Spitzköpfe* unter Brechts eigener Regie und freundeten uns dabei an. Im November 1934 trafen wir uns in London wieder. Er war mit der englischen Übersetzung des *Dreigroschenromans* unzufrieden und fragte mich, ob ich ihm helfen könne, sie zu verbessern. Wir haben die nominell von Desmond I. Vesey übersetzte Fassung dann in zwei Monaten völlig neu geschrieben. Sie erschien 1937 unter dem Titel *A Penny for the Poor* bei Robert Hale in London und 1938 bei Hillman-Curl in New

York. Viele Jahre später hat Elisabeth Hauptmann mich in London besucht, um die Druckfahnen mit dem ursprünglichen Vesey-Text und unseren gemeinsamen, mit Tinte eingetragenen Korrekturen fürs Brecht-Archiv nach Berlin zu holen. Weder Brecht noch ich haben uns je bemüht, für diese Umarbeitung des Textes – er weicht beachtlich von der deutschen Fassung ab – ein Urheberrecht zu beantragen, aber er hat mir, sozusagen als Gegenleistung, in den sechs Wochen zwischen dem 4. November und dem 28. Dezember 1934 geholfen, mein erstes Theaterstück *The Windows of Heaven*, so umzuschreiben, daß es sich heute brechtischer als Brecht liest. Das endete mit einem Krach und einem geflügelten Wort, das mittlerweile von all unseren Freunden übernommen worden ist.

Der Krach war grundlos. Wir hatten über stilistische Parallelen zwischen Silone und Hemingway gesprochen, und ich hatte dabei den Kardinalfehler begangen, etwas Lobendes über Hemingway zu sagen, den Brecht nicht ausstehen konnte. Er stand auf und brüllte: »Hemingway! Unmöglich! Raus!« Helene Weigel, die gerade Setzeier briet, kam mit der Bratpfanne in der Hand aus der Küche herein und machte Echoeffekte: »Hemingway! Unmöglich! Raus, raus!« Ich sagte: »Aber Heli, weißt du überhaupt, wovon wir reden?« – »Nein«, sagte sie, »aber wenn Brecht brüllt, hast du unrecht!« Und zu Eva, mit der ich damals noch nicht verheiratet war: »Evchen, du kannst dableiben, aber er muß weg!« – »Wo du hingehst, da will auch ich hingehn«, sagte sie zu mir, die *Dreigroschenoper* zitierend, und das brach die Spannung und stiftete Frieden. Das Diktum: »Wenn Brecht brüllt, hast du unrecht«, ist dann

selbstverständlich zu einer Art Familienspruchwort geworden.

Da ich, als ich mit 18 Jahren nach England gekommen war, noch halbwegs in der Pubertät steckte und deshalb allen literarischen Einflüssen gegenüber weit offener war, als man es je im späteren Leben ist, nahm ich die englische Literatur mit einer schon an Gier grenzenden Lust auf. Zwar gab es unter den lebenden deutschen Autoren einige wenige, zu denen ich auch im englischen Exil noch eine gewisse Affinität verspürte – vor allem Tucholsky und Kästner –, aber Brecht und Horvath waren die einzigen, die so schrieben, wie ich selbst gern geschrieben hätte, wenn ich in Deutschland geblieben wäre. Da ich mich jedoch in *England* ernähren mußte und wegen des Arbeitsverbots keine andere als eine »freie« Tätigkeit ausüben durfte, mußte ich auf *englisch* schreiben. Und da mir die englische Sprache mit ihren kurzen, prägnanten Vokabeln, ihrer gewaltigen Anzahl von Synonymen und ihrer Neigung, sensorische Termini den introspektiven vorzuziehen, sehr viel näher lag als die deutsche mit ihren endlos zusammengekoppelten Substantiven, ihrer durch Dialektfeindschaft erzeugten Volksfremdheit, ihren sich stets am Philosophischen orientierenden Wertmaßstäben (Land der »Dichter und Denker«) und ihrer stets vor dem Konkreten ins Introspektive ausweichenden Realitätsflucht, lernte ich sehr viel schneller, englisch zu schreiben als irgendein anderer »Emigrant« meines Londoner Bekanntenkreises.

Mit jener pubertären Mischung von Naivität und Anmaßung, die man in späteren Lebensjahren nie mehr aufbringt, glaubte ich damals, mir völlig klar darüber zu

sein, was ich in der englischen Literatur suchte. Jedenfalls war ich sicher, daß ich es finden würde, wenn ich nur lange genug bei der Suche bliebe. Als politisch tätiger, aber auch literarisch nicht uninteressierter Schreiberling wollte ich einerseits das größtmögliche Publikum für meine Politik gewinnen. Andererseits wollte ich aber auch Romane, Bühnenstücke und Filme schreiben, die neue Wege der Form und des Stils gehen sollten. Nachdem ich mich durch den ganzen Reisberg der englischen Belletristik hindurchgefressen hatte, glaubte ich das Gesuchte in den frühen Romanen, vor allem in Nashe und Defoe, und den Bühnenstücken des 16. und 17. Jahrhunderts gefunden zu haben – vor allem natürlich in Shakespeare, aber auch in Marlowe, Lyly, Jonson, Chapman, Dekker, Fletcher, Beaumont, Webster, Tourneur, Middleton, Massinger und Ford. Denn sie alle schrieben für ein gemischtes Publikum, das nur zum geringen Teil aus Gebildeten bestand und dessen Mehrheit die Bühne als Unterhaltungsinstitution auf der Ebene des Zirkus und der damals in England sehr populären Stierkampfarena betrachtete.

In den gleichen Rundbauten am linken Ufer der Themse fanden an manchen Tagen der Woche Stierkämpfe, an anderen Theateraufführungen statt. Da das gleiche Publikum zu beiden Veranstaltungen ging, mußte der Autor so breit schreiben, daß er selbst vom Dümmden verstanden und selbst vom literarisch Desinteressierten gewürdigt werden konnte. Daß trotzdem Literatur vom Format Shakespeares dabei herauskam, schien mir nur dank eines Rezepts möglich, das ich als eine Art dreischichtiger Torte sah. Die unterste Schicht bestand aus einer spannenden, volkstümlichen Handlung, die den

Zuschauer vom ersten Augenblick fesseln und bis zum Schlußvorhang nicht mehr loslassen sollte. Die zweite Schicht sollte sich an die kleinere Gruppe wenden, die Charakterstrukturen, psychologische Facetten, Einsichten in individuelle und gesellschaftliche Motive würdigen konnte. Die dritte Schicht sollte jene verschwindend kleine Minderheit ansprechen, die für formelle Aspekte der Sprache, für das Spiel der Konsonanten und Vokale, für Poesie und Lyrik und rein Stilistisches empfänglich ist. Daß diese Analyse falsch ist, weil man Literatur eben nicht wie eine Torte anrühren und backen kann, braucht hier nicht betont zu werden, denn ich will ein Bild meiner jugendlichen Stellungnahme zur Literatur und keine verschönerten Erkenntnisse aus reiferen Jahren geben.

Da Shakespeare und seine Zeitgenossen Volksliteratur aller Art in ihre Stücke eingebaut hatten - blutrünstige Produkte der Straßenliteratur, Moritaten, Volkslieder, Bänkelsang, Balladen von großen und kleinen Verbrechern -, suchte ich nach analogen Bausteinen aus meiner eigenen Zeit und fand sie in der amerikanischen und englischen Schundliteratur - in den »Penny Dreadfuls« und solchen amerikanischen Krimi-Magazinen wie »Black Mask«. Ich hatte keine Ahnung, daß gleichzeitig und unabhängig von mir die großen Mandarine der französischen und englischen Literatur - unter ihnen Gide, Priestley, Elizabeth Bowen, W.H. Auden, Robert Graves und Graham Greene - ähnliche Überlegungen anstellten und daß sich eines Tages um bescheidene Mitarbeiter des Black-Mask-Magazins wie Dashiell Hammett und Raymond Chandler herum ein literarischer Kult entwickeln würde.

Mein erster Roman, *The Face on the Cutting Room*

*Floor*, war die Geschichte eines Mordes in einem Filmatelier; der zweite, *Love Story*, eine Liebesgeschichte in der Londoner Unterwelt; der dritte, *Tremolo*, ein Spannungsroman unter Jazzmusikern. Erst der vierte, *Tomorrow is Now*, war der Versuch, einen eigenständigen, in Form und Inhalt mit allen früheren Versuchen brechenden politischen Roman zu schreiben. Im fünften, *The Compromisers*, kehrte ich zu den Figuren des zweiten zurück, versuchte sie aber in einen *roman nouveau* einzubauen, der drei Handlungsstränge mit verschiedenen zeitlichen Abläufen zu einem Zopf verflocht. Der sechste, *Something Wrong*, war eine Weiterentwicklung des dritten, und der letzte, *The Man who Loved Women*, griff zwar wieder auf das Konzept einer Spannungshandlung zurück, behandelte aber ein sexualpathologisches Thema ohne strafrechtliche Aspekte.

Die Einflüsse lebender (genauer: *damals* lebender) englischer, amerikanischer, schottischer und irischer Autoren auf mein Schreiben und Denken sind so widersprüchlich, daß sie für den Germanisten, der in literarischen Kategorien denkt (hier »Kunst«, dort »Trivilliteratur«), kaum nachvollziehbar sein dürften. Da wirkten auf der einen Seite der frühe Joyce (*Dubliners*, *Portrait of the Artist as a Young Man* und der erste Band des *Ulysses*), der frühe Hemingway (die Kurzgeschichten, *Death in the Afternoon* und *Farewell to Arms*), der frühe John Dos Passos (*Manhattan Transfer*) und der junge Aldous Huxley (*Crome Yellow*, *Antic Hay*, *Those Barren Leaves*, *Point Counter Point*); auf der anderen Seite Hammett, Chandler, W.R. Burnett, Benjamin Appel, Edward Anderson, James M. Cain, Horace McCoy und die

Autobiographien englischer und amerikanischer  
»Verbrecher«.

Ich hatte mir als selbstauferlegte Disziplin die Aufgabe gestellt, niemals als allwissender Autor erklärend in die Geschehnisse einzugreifen, alle Charaktere für sich selbst sprechen zu lassen, sie nicht durch ihre Gedanken, sondern durch ihre Worte darzustellen, so daß der Leser aus dem, was sie verschweigen, und aus dem, was sie an Unwahrheiten vorbringen, erraten kann, was sie verbergen und wovor sie Angst haben. Das war eine Absage an den philosophischen Roman und an das Land der Dichter und Denker, in dem der Dichter nur so lange etwas taugt, wie er denken kann. Es war eine bewußte Distanzierung von jener Tradition des intellektuellen Romans, in dem der Autor nur so viel gilt, wie er seinen Charakteren an Wissen voraus hat, und nur so ernstgenommen wird, wie ernsthafte Themen im Munde seiner Protagonisten zur Sprache bringt.

Da ich mich damit einer ganzen Dimension des bürgerlichen Romans begeben hatte, mußte ich nun Alternativen finden, um die affektiven Erfahrungen meiner Charaktere zu vermitteln, ohne sie psychologisierend darstellen zu müssen. Nach langem Experimentieren stieß ich auf die Möglichkeit, sensorische Eindrücke stellvertretend für andere Erfahrungen einzusetzen, besonders dort, wo meine Protagonisten wegen ihrer Unfähigkeit, das eigene Innenleben zu verstehen und in Worte zu fassen, nur durch ihre Umwelt und deren Einwirkung auf ihre fünf Sinne charakterisiert werden konnten. Deshalb haben Landschaft und Wetter in meinen Romanen eine andere Funktion als bei anderen Autoren.

Sie dienen dazu, das Unaussprechbare anzudeuten; natürlich nicht, indem es donnert, wenn jemand wütend ist, oder daß die Sonne lacht, wenn man lustig ist, sondern daß der Protagonist nur das von seiner Umwelt wahrnimmt, was ihn in diesem Augenblick bewegt.

Das hat mir der bürgerlichen Literatur gegenüber einen anderen Blickwinkel als den der meisten Sozialisten gegeben, und es hat mich besonders der deutschen Literatur gegenüber immer wieder in Schwierigkeiten gebracht. So kommt mir Goethe wie ein intellektuell beachtlicher, literarisch dagegen nicht einmal zweitrangiger Autor vor – eine Sünde wider den heiligen Geist der Germanistik! Goethes Dialog überzeugt mich nicht, die Affekte scheinen mir oft klischeehaft, die Personen und ihr Innenleben klaffen auseinander. Sie sprechen nicht so, wie wir es von ihrer Gesellschaftsschicht und den vom Autor gegebenen Analysen ihres Innenlebens erwarten dürfen, und sie handeln nur so, wie Goethe es will, nicht wie sie selbst es gewollt hätten. Diese von meiner englischen Jugend, von der stets realistischen, stets konkreten, stets präzisen Tradition der englischen Literatur und meinen eigenen, aus dieser Tradition herausgefilterten Wertmaßstäben geprägten Anschauungen bringen mich oft in Konflikt mit meinen in Deutschland aufgewachsenen, während der NS-Zeit zu Hause gebliebenen Kollegen, die dann prompt annehmen, ich wolle sie mit widersinnigen, perversen Stellungnahmen provozieren. Das ist aber nicht so: es ist nur das Produkt der Emigration und der Akkulturation in einer völlig anders gearteten Umgebung. Ich erwähne beide in ihrem Zusammenspiel, weil auch die in England, Kanada und

Amerika aufgewachsenen Autoren meiner Generation anders empfinden als ich, denn sie haben wiederum keine prägende Frühkindheit außerhalb *ihres* Kulturkreises erfahren.

In meinem Geburtsjahr, 1915, wurden Stefan Hermlin, Karl Krolow, Arthur Miller und Saul Bellow geboren. Peter Weiss und Wolfgang Hildesheimer sind ein Jahr jünger, Heinrich Böll zwei. Mit dem, was Böll sagt und schreibt, empfinde ich profunde Sympathie, aber seine Form und sein Stil sind mir fremd. Mit Miller und Hermlin verbinden mich politische Loyalitäten, aber auch hier vermag ich nicht mit Stil und Form ihrer Werke zu sympathisieren. Mit Weiss, Hildesheimer, Krolow und Bellow dagegen verspüre ich gewisse formelle und stilistische Affinitäten, aber inhaltlich stehen mir alle vier trotz ihrer so unterschiedlichen Motive gleich fern. Und das obgleich auch Hildesheimer und Weiss in der Emigration waren. Vielleicht weil sie heute noch im Ausland leben, während ich zurückgekehrt bin.

Der Problemkreis der Exilliteratur ist lehrreich. Unter den Pariser Emigranten gab es in den dreißiger Jahren eine eigentümliche Persönlichkeit – einen »Arier«, der sich bei uns allen anbiederte, alle nach Einzelheiten ihres Lebens befragte und sich abends, nach ein paar Pernods, regelmäßig der furchtbarsten Untaten gegen deutsche Juden bezichtigte. Da das nachweislich falsch war, fragte man sich natürlich, ob der Mann seelisch krank sei oder ob er vielleicht doch in irgendeiner subtilen und für uns undurchsichtigen Weise für die Gestapo tätig wäre. Ich weiß heute mit Sicherheit, daß er kein Gestapo-Agent war, aber ich weiß jetzt auch mit gleicher Sicherheit, daß er für

das FBI arbeitete. Seine Aufgabe bestand darin, sich bei den jüdischen Schriftstellern einzugeln, so daß sie ihn als Freund akzeptierten und seine Bemühungen, die Nichtjuden auszuforschen, verzeihen und decken würden.

Was gab es bei den Nichtjuden auszuforschen? Sehr einfach: die Juden *mußten* Deutschland verlassen, einerlei ob sie rechts oder links standen. Wer Deutschland aber *freiwillig* verließ, ohne Jude zu sein, der stand *bestimmt* links und war deshalb nach dem Maßstab des FBI »verdächtig«. Wir hätten den Mann damals in einer nebligen Nacht in die Seine werfen sollen, aber da wir Sozialisten und deshalb ebenso inkompetent wie »menschlich« waren, taten wir's natürlich nicht. Heute ist er eine berühmte und deshalb um so gefährlichere Persönlichkeit des politischen Lebens. Auf seinem Gewissen lasten - wenn ein solches Gewissen überhaupt Lasten wahrnimmt - einige hundert der besten Köpfe der Weimarer Republik, denen er mit der Denunziation, sie seien »unverläßlich«, das rettende US-Visum geraubt hat. Sie wurden von der Gestapo während des Vormarschs der deutschen Truppen durch Frankreich aufgegriffen und sind in den Konzentrationslagern umgekommen.

Ich habe seitdem oft über diesen Mann nachgedacht. Anfangs schien er mir ein simpler pathologischer Fall zu sein, später sah ich in ihm einen jener genialen Opportunisten, die so wetterfühlig sind, daß sie eine ganze Ära des Denunziantentums vorwegnehmen - Radikalenerlaß, Überprüfung der Verfassungstreue und wie das alles heute heißt. Aber selbst dann betrachtete ich ihn immer noch als einen Einzelfall. Seitdem habe ich sein Verhalten »das Axel-Springer-Syndrom« getauft: Man

besänftigt das schlechte Gewissen, indem man vorgibt, für etwas zu büßen, was man gar nicht begangen hat, so daß man dann nicht mehr für das einzustehen braucht, was man wirklich begeht. Man büßt die Schuld der Väter, indem man sich bei den jüdischen Opfern des NS-Regimes entschuldigt, um dann mit gutem Gewissen die nicht-jüdischen Opfer und deren Nachkommen attackieren zu können. Man dissoziiert sich von der Nazihetze gegen den jüdischen Mittelstand, verschweigt die Naziverfolgung der deutschen Arbeiterparteien und hetzt dann mit reinem Gewissen gegen die Arbeiterparteien weiter.

Im Widerspruch zu der weitverbreiteten Ansicht, daß die KZs von Anfang an Teil der Judenverfolgung gewesen wären und zu diesem Zweck überhaupt erst errichtet worden seien, soll deshalb hier noch einmal betont werden, was heute systematisch verschwiegen wird: daß die ersten Opfer der Konzentrationslager deutsche Sozialisten und deutsche Kommunisten waren. Auch unter den »Emigranten« der ersten NS-Jahre gab es mehr »Arier« als Juden. Hier ist also nicht nur ungenügend, hier ist falsch berichtet worden. Es ist deshalb kaum überraschend, daß man im Gespräch mit jungen Deutschen und jungen Österreichern immer wieder auf die irrige Vorstellung stößt, die »Emigranten« hätten Deutschland verlassen, »weil sie mußten«. Wir mußten keineswegs. Wir hätten uns ebensogut anpassen und zu hohen Ämtern in der NS-Hierarchie aufsteigen können. Ehemalige Sozialisten waren in der NSDAP besonders gefragt, weil sie genau jene Erfahrungen besaßen, die die National-»Sozialisten« sich aneignen wollten.

Die Tatsache, daß viele von uns die Grenzen des

Hitlerstaates nicht nur einmal und nicht nur in einer Richtung überschritten haben, ist der Nachkriegsgeneration nie bewußt gemacht worden. Es muß deshalb noch einmal so emphatisch wie möglich gesagt werden, daß wir unseren Auslandsaufenthalt keineswegs als eine Auswanderung betrachteten, sondern als einen Rückzug auf präformierte Positionen, von denen man den Gegenangriff vorbereiten konnte. Auch die Tatsache, daß der Widerstand nur mit Hilfe jener Freunde organisiert werden konnte, die Nachrichten und Weisungen, Funkgeräte und Waffen nach Deutschland einschmuggelten, ist noch immer nicht ins Bewußtsein der Nachkriegsgeneration eingesickert. Sie denkt an die »Emigration«, wenn sie überhaupt darüber nachdenkt, als ob es ein Zustand der Permanenz gewesen sei: einmal draußen, immer draußen. So war es aber nicht. Zumindest nicht für diejenigen, die das Los des temporären Exils freiwillig und aus politischer Überzeugung auf sich genommen hatten.

Diese Fehldeutung der damaligen Geschehnisse, die sich vor allem in der Einengung des Begriffs »Emigrant« auf die jüdischen Vertriebenen niedergeschlagen hat, ist auch für das falsche Bild der Exilliteratur verantwortlich, das sich in fast allen Werken über die deutschen Schriftsteller in der »Emigration« abzeichnet. Es verfälscht die Realität in drei wichtigen Punkten:

1. Es geht von dem Gedanken aus, daß Literatur nur das sei, was in Büchern, Magazinen, Zeitschriften und Zeitungen steht.
2. Es beruht auf dem Trugschluß, daß die Literatur deutscher Emigranten in deutscher Sprache

geschrieben worden sei.

3. Es zählt jene Autoren zu den Emigranten, die nicht emigriert sind, sondern als Kinder deutschsprachiger Eltern ins Ausland kamen und dort erst zu schreiben begonnen haben; manche von ihnen zu einer Zeit, als das Hitlerregime längst zusammengebrochen war.

Punkt eins hat zu einer Überbewertung der Romanciers geführt, die fast alle bürgerlicher Herkunft waren, und zu einer Unterschätzung jener politischen Literatur, die nicht zur Veröffentlichung, sondern allein für die politische Tagesarbeit bestimmt war und deshalb zerstört werden mußte, sobald sie ihren Adressaten erreicht hatte. Damit ist der Nachwelt ein ganzer Zweig deutscher Exilliteratur, vielleicht der wichtigste, verlorengegangen. Er lebt nur noch in den verblassenden Erinnerungen der überlebenden Autoren und Kuriere.

Punkt zwei hat zu einer Vernachlässigung jener Autoren geführt, die erst im Auslande zu schreiben begonnen haben und dabei die Sprache des Landes benutzten, in dem sie ihren offiziellen Wohnsitz hatten. (Dieser Wohnsitz diente oft nur zur Tarnung: die Gestapo sollte denken, der »Emigrant« sei im Ausland ansässig, habe keinen Paß, da er von der NS-Regierung ausgebürgert worden war, und könne deshalb von der Liste der Gesuchten und Verdächtigen gestrichen werden. In Wahrheit arbeiteten viele der »offiziell« Emigrierten aber unter falschem Namen und mit falschem Paß in Deutschland weiter).

Punkt drei hat dazu geführt, daß manche Autoren, die ihre besten Werke erst nach der NS-Zeit verfaßt haben, sich nachträglich das nun nicht mehr schandhafte, sondern

mittlerweile schon wieder schmückende Etikett des »Emigranten« umhängen ließen und dadurch der Nachwelt ein irriges Bild dessen lieferten, was tatsächlich während der NS-Zeit und unter dem Druck der Ereignisse von 1933 geschrieben worden war. Man sehe sich in den Büchern über die Exilliteratur einmal die Geburtsdaten mancher »Exilautoren« an, zum Beispiel bei Hans-Albert Walter (*Deutsche Exilliteratur 1933-1945*) oder bei Manfred Durzak (*Die deutsche Exilliteratur 1933-1945*). Zur Zeit der Machtergreifung Adolf Hitlers war der »Exilautor« Jakov Lind ganze sechs Jahre alt. Arno Reinfrank und Georg Kreisler waren elf. Erich Fried war zwölf. Hilmar Hellwig und Jenny Alony waren 16. Elisabeth Freundlich und Peter Weiss waren 17.

Das ist keine Kritik an diesen Autoren, die ich schätze, sondern eine Kritik der »Emigrationsforschung« und ihrer Resultate. In keinem der erwähnten Standardwerke zu dieser Thematik vermag ich auch nur einen einzigen jener politischen Autoren meiner Generation zu finden, die das Alltagsleben ihrer Zeit wirklich beeinflußt haben. Die Belletristiker sind da, selbst die unbedeutendsten, aber diejenigen, die Politisches geschrieben haben, sind vergessen. Zugegeben, ihre Analysen der Zeit, ihre Aufrufe, ihre Beschreibungen der Zustände im Hitlerstaat und in der Emigration sind sicher nicht mehr leicht aufzuspüren, aber ihre Namen sollten zumindest festgehalten werden.

Auch jene Autoren, die in der Sprache ihres Exillandes schrieben, um aus dem Emigrantengengetto auszubrechen und mit ihren Gastgebern zu kommunizieren, fehlen sowohl bei Walter wie bei Durzak. Von meinen sieben in

englischer Sprache geschriebenen Romanen, meinen fünf englischen Bühnenstücken, meinen fünf Spielfilmen und meinen mehr als tausend in England und Amerika veröffentlichten Artikeln erscheint kein einziger. Das ist nicht Böswilligkeit oder Unterschätzung meiner Arbeit, denn alle anderen »Emigranten«, die in der Sprache ihrer Gastländer geschrieben haben, werden von den Chronisten der »Emigrantenliteratur« genauso behandelt. Nur diejenigen Autoren, die bereits vorher etwas in deutscher Sprache veröffentlicht hatten, werden auch in der »Emigration« dokumentiert, wenn sie dort in einer anderen Sprache schreiben.

Genau umgekehrt sieht es aus, wenn man die politische Wirksamkeit der Exilautoren aufschlüsselt. Denn dann sind es gerade diejenigen, die bei Walter und Durzak fehlen, die das Schicksal der Emigranten und die Organisation des Widerstandes positiv beeinflusst haben. Nur sie wurden von den Großmächten gelesen, verstanden und befolgt. Die anderen benötigten Übersetzer, und sehr viel ist von der deutschsprachigen Emigrantenliteratur ja leider nie übersetzt worden. Also blieben ihre Autoren im Auslande weitgehend wirkungslos.

Ich war bereits mit 18 zu der Überzeugung gelangt, daß es sinnlos war, politische Aussagen in politischer Form an Menschen zu richten, die politisch desinteressiert waren. Wir waren den Engländern und Franzosen so unwillkommen, wie manche Chilenen, Perser und Türken uns heute sind. Niemand wollte uns haben. Und wenn sie uns einmal hatten, dann sollten wir doch zumindest den Takt aufweisen, unseren Mund zu halten. Unsere Unkenrufe, unsere Warnungen, daß der Krieg vor der Tür

stehe, wurden mit Unwillen aufgenommen. Da gab es nur einen Ausweg: Unsere Politik in sogenannte Unterhaltung einzuwickeln und das Paket an die Meinungsmacher zu verkaufen; unsere Romane, Bühnenstücke, Filme, Fernsehspiele so zu schreiben, daß unser Publikum die politische Botschaft als Preis der Unterhaltung hinnahm.

So wurde ich zum »erfolgreichen« Autor von Kriminalromanen, Erzählungen, Filmen, Fernsehspielen und Bühnenwerken. Der größte »Erfolg« bestand darin, daß niemand ahnte, ich sei ein Ausländer. Niemand durfte wissen, daß ich »Emigrant« war, denn damit wäre der Sinn meiner Arbeit hin. Das Mißtrauen galt allem, was aus unserem Munde kam. Die Verdächtigung, daß wir uns nur an unseren Vertreibern rächen wollten und unsere Analysen der politischen Situation allein deshalb schon falsch sein mußten, konnte man nur unterlaufen, indem man sich als Inländer tarnte. Ich war gerade noch jung genug, um das fertigzubringen. Mit 18 kann man sich noch umkrepeln, und da die Engländer mich wirklich interessierten, begann ich mich nach einer Weile tatsächlich als einer von ihnen zu fühlen.

Deshalb schrieb ich mein erstes englischsprachiges Buch auch nicht unter meinem deutsch klingenden Namen, allerdings auch nicht unter einem Pseudonym, denn dagegen hatte ich moralische Skrupel, sondern nach einem ausgeklügelten System der Namensgebung, das nachhaltige Folgen gehabt hat. Es war eine Art Fingerübung auf der Klaviatur einer für mich noch relativ neuen Sprache, und um zuerst einmal herauszufinden, ob ich mich überhaupt in ihr ausdrücken konnte, ohne daß man mir meine Herkunft anmerkte, hatte ich mir eine

strikte, aber inhaltlich unverfängliche Form gewählt: die des traditionellen englischen Detektivromans.

Das darf nun aber keineswegs mit dem gleichgesetzt werden, was die Deutschen »Krimi« nennen, denn in meiner Jugend gab es in England einen hohen Kult des Kriminalromans, an dem die höchsten Literaturpäpste des Landes mitwirkten und der mit äußerster Präzision zwischen Detektivroman, Kriminalroman und Thriller unterschied. Da mein Erstling, der diese Kategorien sprengen sollte und dann auch prompt als Pionierwerk einer neuen Art von Kriminalliteratur in die Chroniken des englischen Krimi eingegangen ist, im Sommer 1977 beim Diogenes Verlag in Zürich auf deutsch erscheinen sollte und dann wegen einer Meinungsverschiedenheit *nicht* erschienen ist, will ich kurz auf dieses Buch eingehen. Cameron McCabe, der die Geschichte in der Ich-Form erzählt, ist der Chef-Cutter eines großen englischen Filmateliers. Er entdeckt einen Todesfall, spürt Widersprüchlichkeiten in den Aussagen der Beteiligten auf, arbeitet in jeder Hinsicht wie ein klassischer Detektiv, läßt den Leser deshalb auch vermuten, wer der wirkliche Täter ist, sammelt Sympathien für sich selbst als mutigen Streiter für Gerechtigkeit ein - und stellt sich als der Mörder heraus, begeht Selbstmord und hinterläßt das Manuskript einem Freund, der Sportreporter für eine englische Abendzeitung ist und A.B. C. Mueller heißt.

Nun nimmt Mueller die Erzählung auf, stellt Widersprüche in McCabes Darstellung fest, interviewt die Beteiligten und erhält ein Bild, das in jeder Hinsicht von McCabes abweicht, aber ihn nicht nur belastet, sondern in anderen Aspekten auch wieder entlastet. Schließlich

kommen ihm Zweifel, ob McCabe wirklich der Täter war und ob McCabes Selbstmord, den er am Ende seines eigenen Manuskripts ankündigt, wirklich stattgefunden hat, oder ob McCabe nicht vielleicht ermordet und sein ganzes autobiographisches Manuskript von jemand anderem geschrieben worden ist.

Jetzt ist er so tief in die Handlung einbezogen, lebt so völlig in der Vergangenheit des anderen Mannes, der ihm das Buch hinterlassen hat, daß er zum Schluß jenen Mord begeht, den McCabe eigentlich begehen wollte. Selbst das ist aber noch nicht das Ende, denn nun werden die berühmten englischen Krimi-Experten jener Jahre mit Namen eingeführt, und jeder von ihnen bespricht das McCabe-Manuskript für seine Zeitung. Hier wird nicht parodiert oder persifliert, sondern diese »Rezensionen« sind Collagen tatsächlich von diesen Autoren geschriebener Sätze. Nur sind die einzelnen Sätze aus einer großen Zahl von tatsächlichen Besprechungen so ausgewählt worden, daß sie in ihrer Zusammenstellung einen neuen Sinn ergeben, der auf das McCabe-Manuskript anwendbar ist.

Das Buch ist damals sehr lobend besprochen worden, und als es im Jahre 1974 noch einmal von Victor Gollancz in einer fotomechanischen Reproduktion der Erstausgabe herauskam, entspann sich in den englischen Tageszeitungen ein Meinungsstreit darüber, wer sich wohl hinter dem Pseudonym »Cameron McCabe« verbergen könne. Als dann ein Korrespondent schrieb, der wahre Name des Autors sei »Ernst Julius Wilhelm Bornemann«, verbreitete sich homerisches Gelächter in den Redaktionsbüros, denn jedem Engländer war sofort klar,

daß es einen englischen Autor mit einem so verrückten Namen nie gegeben haben könne und daß die ganze Hanswurstiade ein Jux des verstorbenen Victor Gollancz sein müsse.

Obgleich dieses erste Buch für mich überhaupt keine inhaltliche Bedeutung hatte, sondern eben nur ein Versuch war, meine Sprachkenntnisse zu erproben, hat es einen maßgeblichen Einfluß auf mein späteres Schreiben ausgeübt. Denn mein letzter Roman, *The Man who Loved Women*, der 1971 in einer schauderhaften Übersetzung von Reinhard Federmann beim C. Bertelsmann Verlag in München erschienen ist (und meinem verstorbenen Freund, dem Maler Hans Bellmer, gewidmet war), benutzt die gleiche Form eines in der ersten Person Singular erzählenden Mannes, der ebenso lügt wie Cameron McCabe. Nur geht es in diesem letzten Buch, *Landschaft mit Figuren*, nicht um Fragen des »Verbrechens«, sondern um eine sexuelle Obsession, die Fixierung eines Mannes auf lesbische Frauen. Auch hier aber wird dieselbe Anforderung an den Leser gestellt wie in *The Face on the Cutting Room Floor*: Er muß aus dem, was der Erzähler wegläßt, was er *nicht* sagt, sich ein Bild dessen machen, was in Wirklichkeit vorgeht.

So bin ich also fast so obsessiv wie die von mir erfundenen Charaktere auf gewisse literarische Formen fixiert und habe ein Leben lang, ohne mir dessen bewußt zu werden, den gleichen Roman unter verschiedenen Titeln geschrieben. In der oben erwähnten Arbeit aus dem Jahre 1926 schreibt Freud: »Wenn das Schreiben, das darin besteht, aus einem Rohr Flüssigkeit auf ein Stück weißes Papier fließen zu lassen, die symbolische Bedeutung

des Koitus angenommen hat«, dann muß man mit dem Schreiben aufhören, »weil es so ist, als ob man die verbotene sexuelle Handlung ausführen würde« (GW XIV, S. 116). Deshalb habe ich aufgehört, Romane zu schreiben.

10

## Die Musik

Wenn ich die neun Kapitel dieses Buches durchlese, in denen ich versucht habe, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, soweit man das unter dem Druck der Verdrängung, der Verschiebung, der Fixierung, Regression, Nachträglichkeit und Wiederholung überhaupt tun kann, so merke ich, daß ich in einer Hinsicht gelogen habe: Ich habe die Hauptsache weggelassen, jene manische, schon ans Zwangsneurotische angrenzende Abhängigkeit von der Musik, unter der ich mein ganzes Leben gelitten habe. Freud spricht in einer Fußnote zur *Analyse eines fünfjährigen Knaben* (GW VII, S. 369) von der Beobachtung, daß gleichzeitig mit traumatischen Verdrängungsschüben der Kindheit oft ein Stück Sublimierung zusammenfalle. Beim »kleinen Hans« trat beispielsweise vom Beginn der Pferdefurcht an ein gesteigertes Interesse für Musik und eine Förderung seiner hereditären musikalischen Begabungen auf.

Róheim vermutete, daß bei mir etwas Ähnliches geschehen sein müsse, aber es ist uns nicht gelungen, die verdrängte Phobie aufzuspüren, die zu einer so zwanghaften Fixierung auf gewisse musikalische Formen geführt hat. Ich erinnere mich nur, daß ich vom sechsten Lebensjahr an einen physischen Ekel gegen gewisse Formen der symphonischen Musik entwickelte und mich oft

erbrechen mußte, wenn Rachmaninow (besonders die zweite in e-moll op. 27), Brahms (die tragische Ouvertüre in d-moll op. 81) und Sibelius gespielt wurden. Das klingt, als ob es eine böswillige, unterschwellige Form der Kritik sein wolle, aber so ist es nicht gemeint. Im Gegenteil, es bedeutet nur, daß ich bis zum heutigen Tag starke schizoide Spannungen empfinde, wenn Instrumente in anderer als kammermusikartiger Form verwendet werden, oder wenn Stimmen choral, also akkordmäßig, statt in monolinerer Kontrapunktik benutzt werden. Jede Verdoppelung von Instrumenten scheint mir bis zum heutigen Tage eine unverzeihliche Verschwendung – also auch wieder ein anaales Phänomen, eine sich in musikalischer Form äußernde Art des Geizes. Dies gab mir sehr früh ein kompensatorisches Interesse an der Barockmusik, an frühen Formen der europäischen Tonkunst, an den großen Trios, Quartetten und Quintetten und an nichteuropäischer Volksmusik.

Als meine Eltern, die einst meinten, ich solle Musiker werden, mich zum ersten Male einem entfernten Verwandten der Familie, dem Musikwissenschaftler Erich von Hornbostel, vorstellten, mußte ich ihm einiges vorspielen, und als er seinen Kopf schüttelte, war ich froh, von ihm bestätigt zu finden, was ich sowieso vermutet hatte: daß ich kein Talent für klassische oder moderne europäische Kunstmusik habe. »Aber«, sagte Hornbostel, »aber der Junge hat einen guten Sinn für Tempi, glaube ich. Spiel mal das!« Und dann klopfte er einen Rhythmus mit der linken Hand und setzte ein paar Sekunden später mit der rechten ein. Das schien mir kinderleicht, und nachdem wir eine Viertelstunde mit solchen Klopfspielen

verbracht hatten, sagte er zu meinen Eltern: »Der Bub sollte bei mir vergleichende Musikwissenschaft hören, denn er kann da was, was die meisten meiner Studenten nicht können. Er kann 3 gegen 4, 5 gegen 6, oder additive Rhythmen spielen. Das ist angeboren und kommt bei Europäern nicht oft vor.«

So kam es also, daß ich als Kind, lange bevor ich mit der Schule fertig war, bereits mit Studenten doppelten Alters zusammen an manchen Nachmittagen in Hornbostels Vorlesungen saß und an manchen Wochenenden mit ihm zusammen Schallplatten und Zylinder im Berliner Phonogrammarchiv hören und sortieren durfte. Das gab mir eine frühe Bekanntschaft mit nicht-europäischer Musik und räumte alle Barrieren aus dem Wege, die bei den meisten Europäern, selbst bei Studenten der Musikwissenschaft, den direkten Zugang zu sogenannter »primitiver« Musik verbarrikadieren. Dabei entdeckte ich bald, daß mich indische und afrikanische Musik am meisten interessierten und auch emotiv am meisten involvierten. Als ich bei Hornbostel zum erstenmal afroamerikanische Musik hörte – Spirituals, Arbeitslieder, Straßenrufe von Kohlen-, Holz- und Eisverkäufern, vor allem aber Blues –, da war mir sofort klar, daß dies *meine* Musik war. Als ich bei Hornbostel dann die ersten Beispiele von schwarzem Jazz hörte, war ich zwar beeindruckt, aber die Sache interessierte mich eigentlich nur dann, wenn die Musiker nicht über Schlagerthemen, sondern über ihre eigene Musik improvisierten, also über das traditionelle Liedgut der Afroamerikaner.

Das hat mich von Anfang an zum Einzelgänger in der europäischen Jazzwelt gemacht. Denn obgleich ich einer

der ersten meiner Generation war, der über Jazz in deutscher Sprache geschrieben hat (nur Dietrich Schulz-Köhn in Königsberg war vor mir, Joachim Ernst Berendt und Alfons Dauer kamen später), blieb ich dem Gedanken einer Kontinuität der afroamerikanischen Musik treu und konnte mich nicht mit Panassiés Gedanken anfreunden, daß Jazz eine *formelle* Kategorie sei, daß man also über jedes x-beliebige Thema jazzartig improvisieren könne. Natürlich kann man das, aber was dabei herauskommt hat nach meinem Dafürhalten bestenfalls *stilistisches* Interesse. Es mag *Virtuosität* beweisen, aber die *Aussage* wird leer bleiben, wenn das Thema nicht aus der gleichen Tradition kommt wie die Art des Variierens. Jazz ist eine Bluesifizierung des gegebenen Themas; sie erreicht ihre maximale Potenz nur dann, wenn das Thema selbst bluesartig strukturiert ist. Das war 1932 bereits, als ich es zum ersten Male formulierte, eine unpopuläre Haltung dem Jazz gegenüber, und sie ist es bis heute geblieben.

Am Freitag dem 8. Juli 1933, dem Tage nach meiner Ankunft in England, fuhr ich mit Bill Lang-Fedrick vom U-Bahnhof Acton Town in die Stadt. Als wir in Piccadilly Circus die Rolltreppe hinauffuhren, sah ich ein Plakat, das ein Wohltätigkeitskonzert für die Scottsboro Boys ankündigte. Das waren neun Neger aus Alabama, die 1931 von zwei weißen Prostituierten fälschlich beschuldigt worden waren, sie vergewaltigt zu haben. Seit zwei Jahren saßen sie unter Androhung der Todesstrafe in einem Gefängnis in Alabama. Die amerikanische KP hatte sich der Sache angenommen, und während einer Trampfahrt durch Dänemark, Schweden und Norwegen, die Herbert Louis

Steinthal und ich unternommen hatten, um uns zu entscheiden, wer die Marianne heiraten durfte, hatten wir Ada Wright, die Mutter von drei der Angeklagten, in Stockholm kennengelernt, als sie auf einer Veranstaltung der schwedischen KP um Spenden für die Rechtsbeihilfe der Angeklagten warb.<sup>[5]</sup>

Ich ging also, nachdem ich mich von Bill verabschiedet hatte, zum Bühneneingang des Phoenix Theatre in der Charing Cross Road, wo die »Scottsboro Defence Gala« am kommenden Abend, dem 9. Juli, um 20 Uhr stattfinden sollte, und fragte, ob Mrs. Ada Wright zufällig anwesend sei. Zufällig war sie wirklich da, und zwar in einer Pressekonferenz, und diese Tatsache gab mir die Idee, mich in London als Journalist zu verdingen, denn da mir gerade nichts Besseres in den Kopf kam, sagte ich, ich sei ein deutscher Musikkritiker und hätte gern eine Pressekarte für die morgige Show. Die erhielt ich auch anstandslos, und das ermutigte mich, den gleichen Trick von nun an regelmäßig zu benutzen. Ich schrieb an Hanno Zeitz nach Berlin, und er sandte mir prompt eine mit dem Stempel seines Vaters verzierte Pressekarte als Londoner Korrespondent des *Berliner Tageblatts*. Da es natürlich bereits einen gab, durfte ich mich nur nicht auf den Veranstaltungen sehen lassen, wo der auftauchte. Da der aber sowieso kaum an schwarzem Jazz und Wohltätigkeitsveranstaltungen interessiert war, glaubte ich mich meiner Sache ziemlich sicher.

Ich traf Bill ein paar Stunden später noch einmal zum Mittagessen und fuhr abends zum letztenmale mit ihm nach Hause. In dieser Nacht wurde mir diskreterweise das

Gastzimmer des Hauses zugewiesen. Am nächsten Morgen packte ich mein Gepäck, dankte Vater und Mutter Lang-Fedrick und fuhr mit Bill wieder in die Stadt. Das Gepäck deponierten wir im Gepäckaufbewahrungsraum der Leicester-Square-U-Bahnstation. Wo ich diese nächste Nacht und all die kommenden zubringen würde, wußte ich nicht. Ich betrachte diesen Tag als den Anfang meines Lebens als selbständiger Mensch.

Die Scottsboro Defence Gala war keine große Show. Aber da ich mit Ausnahme von Sidney Bechet und Tommy Ladnier, die ich im »Haus Vaterland« in Berlin gehört hatte, und der farbigen Sängerin Rosy Poindexter, die in der Berliner »Skala«, Heim meines Vaterfreundes Arthur Spitz, gastiert hatte, schwarze Musiker nur von Platten her kannte, war es faszinierend, hier zum erstenmal zu sehen, wie die Sache wirklich gemacht wurde, wieviel davon Routine war und wieviel tatsächlich improvisiert wurde. Auf die Idee, selbst Jazz zu spielen, war ich noch nicht gekommen.

Von all den gutwilligen schwarzen Künstlern, die an diesem Abend ihre Kunst gratis zur Verfügung stellten, beeindruckten mich eigentlich nur zwei Gruppen: das Gold Coast Quartet, die erste moderne afrikanische Gruppe, die ich je gehört habe (sie spielte eine Art Musik, die man im späteren Ghana »High Life« zu nennen pflegte), und Nina Mae McKinney mit ihrem Pianisten Garland Wilson. Nina war bildhübsch, aber als Sängerin kaum bemerkenswert. Garland, der wegen seiner unverlässlichen Tempi nie berühmt und erfolgreich geworden ist, war trotzdem ein so herrlicher, melodisch und harmonisch so erfindungsreicher Pianist, daß ich seine uralten Schallplatten heute noch

manchmal spiele (*Blues in C flat*, Brunswick 01476; *The Way I feel*, Brunswick 01784; *Shim Sham Drag*, Brunswick 02283; *The Blues Got Me*, Swing 19; *The Blues I Love to Play*, Swing 46).

Gegen Mitternacht, nach vielen Zugaben, war das Konzert endlich zu Ende. Ich ging nach hinten, um Ada Wright auf Wiedersehen zu sagen. Eine schlanke, sehr geschminkte und mit unendlich vielen Armbändern ausgerüstete Frau, die bei jeder Bewegung klapperte wie eine Klapperschlange, fragte mich: »Und wer bist du?« Ich sagte, und dies war das erstemal im Leben, daß ich improvisierend diese anglifizierte Variante meines Namens benutzte: »Ernest Borneman. I'm a music critic from Berlin.«

»Welcome«, sagte sie. »You must join us, we're having a party.«

Das war Nancy Cunard, das schwarze Schaf der berühmten Reederfamilie, die mit dem schwarzen Pianisten Harry Crowder lebte (in Paris als Harry Crouder bekannt), und von Aldous Huxley, wie er mir einmal sagte, »mit geifernder Zunge zehn Jahre lang erfolglos verfolgt« worden war. Sie hatte grünblaue Augen, die dick mit schwarzem Stift umrandet worden waren. Er hat sie in seinen Romanen als Lucy Tantamount und Myra Viveash porträtiert. Mir schien sie keineswegs attraktiv, viel zu unruhig, zu angespannt, zu künstlich, zu sehr auf Show bedacht, statt sich selbst einfach wirken zu lassen.

Es dauerte fast eine Stunde, bis die rund fünfzig Leute, die zur Party geladen waren, sich aus ihren verschiedenen Garderoben aussortiert, von ihren Privatfreunden

verabschiedet, in Privatwagen und Taxis verstaubt hatten. Von irgendwem in irgendeinem Wagen mitgenommen, kam ich nach rund 20minütiger Fahrt in einer kleinen Straße an, stieg im Gefolge der anderen aus, wurde durch eine Eingangstür in eine großzügig ausgestattete Wohnung gelotst, deren wichtigstes Kennzeichen ein offener Kamin war, der in der Mitte des größten Zimmers stand und eine Art Rauchfang an der Zimmerdecke besaß. Und obgleich es Juli war, wurde es gegen ein Uhr morgens tatsächlich kühl, so daß das entfachte Feuer nicht unangenehm war, und gegen zwei Uhr morgens hatten sich die Gäste in Pärchen aufgegliedert, und ich fand mich mit einem netten jungen Mädchen, die für eine kommunistische Provinzzeitung schrieb und sich geehrt fühlte, mit einem soeben geflüchteten Genossen aus dem faschistischen Deutschland schlafen zu dürfen. Ich schämte mich ob all diesen Theaters, aber war doch glücklich, am zweiten Tage meines Exils bereits eine Freundin gefunden zu haben und ging gegen drei oder vier Uhr morgens selig schlafen.

Die Party dauerte drei Tage, und in dieser Zeit blieben die Vorhänge meist zugezogen, Essen gab's aus dem Eisschrank, das Klavier hörte kaum auf, ein Spieler folgte dem anderen, ich versuchte's auch, als ich besoffen war, und merkte, daß es nicht ganz so furchtbar war, wie ich befürchtet hatte, und so gingen die Tage und Nächte dahin. Am Mittwoch dem, 12. Juli, es war schon wieder Mitternacht, also fast schon Donnerstag, verließen die letzten Gäste das gastliche Haus der Nancy Cunard zusammen mit ihrer Gastgeberin und fuhren in zwei Taxis und einem sehr alten, sehr müden Rolls ins West End zurück. Da stand ich also nun, nachdem ich Nancy gedankt

und mich verabschiedet hatte, nachts in Piccadilly Circus und dachte: Was jetzt?

Meine junge Journalistin war schon am Montag früh gegangen, denn sie mußte zur Arbeit zurück, und nur noch Garland war übriggeblieben. Er trug ein schwarzes Hemd mit kurzen Ärmeln, eine graue Flanellhose mit angenähten Hosenträgern aus dem gleichen Material, einen Sombrero, Lackschuhe mit hohen Hacken und schwarze seidene Strümpfe. »Come on, man«, sagte er. »Let's go play some music.«

Wir wanderten Shaftesbury Avenue hinauf, bogen nach Soho ein und landeten vor einer riesigen Garage. Rechts vom Hauptgebäude ging eine kleine Treppe hinauf, und nach einer Weile kamen wir an eine Tür mit einem Schiebefenster. Garland klopfte, das Schiebefenster öffnete sich, eine nicht mehr ganz junge Frau steckte ihren Kopf heraus, entdeckte Garland, nickte und öffnete die Tür. Wir kamen in einen Raum mit unfassbar schlechter Luft, voll mit Musik, Gläsergeklirr, Gelächter und einem süßlichen Geruch, den ich erst Wochen später als Marihuana identifizierte. Dies war das »Nest«, der einzige schwarze Nachtclub im damaligen London, und die Frau an der Tür war die Managerin, Mrs. Cohen. Hier traf ich auch Ike Hatch wieder, der die Scottsboro Gala geleitet hatte und hier der Hausconferencier (und Miteigentümer) war.

Das »Nest« war schmutzig, billig und nicht ungefährlich. Die Mehrzahl der Männer bestand aus Zuhältern, meist Westindern, und die Mehrzahl der Frauen waren weiße Prostituierte. Aber es war kein Nepp-Klub, denn man war

unter sich. Die Klienten der Mädchen kamen nie ins »Nest«, und deshalb waren die Getränke billig. Der eigentliche Reiz des Hauses, zumindest für mich, war der, daß jeder farbige Musiker, der in jenen Jahren in London gastierte, unweigerlich früher oder später zum Nest kam. Da die einheimische Musikergewerkschaft sich seit Jahren in einer Fehde mit der amerikanischen Musikergewerkschaft befand, durften amerikanische Jazzmusiker in England nur als Varieté-künstler auftreten. Sie durften keine Konzerte geben und durften nie in Tanzhallen spielen.

Das hatte katastrophale Folgen für den englischen Jazz, denn Jazz zu spielen kann man nur lernen, indem man mit Jazzmusikern zusammen spielt. Und zwar mit besseren. Da die englischen Jazzmusiker weder in den Tanzhallen noch auf der Konzertbühne eine solche Möglichkeit besaßen, hinkten sie Jahrzehnte hinter den französischen und skandinavischen Musikern her, denn in Paris und Stockholm und Kopenhagen gab es keine gewerkschaftlichen Verbote des »Jammen«, des Zusammenspielens mit Ausländern. Nur ein einziger Ort in ganz London bot einen Ausweg, und das war das Nest, denn hier spielten die Ausländer zum Spaß, wurden nicht bezahlt und konnten deshalb tun oder lassen, was sie wollten. So kam es, daß für uns alle, die Jazz spielen wollten, das Nest zum Kindergarten, zur Klippschule und zur Universität wurde.

Im Nest und in seiner Nachfolgeinstitution, dem »Shimsham« in der Wardour Street, den Mrs. Cohen und Ike Hatch später aufmachten, habe ich mit Armstrong, Cab Calloway, Ellington und all ihren Musikern gespielt,

anfangs Klavier und später Bass. Ellington war am 10. Juli ins Holborn Empire gekommen, und als ich am 13. gegen ein Uhr morgens ins Nest kam, saß die ganze Band mit Duke am Klavier in dem winzigen Raum und füllte ihn mit einem derartigen Lautpegel, wie ich noch nie im Leben Musik gehört hatte. Am 14. August kam Armstrong ins Palladium, später Cab Calloway ins Leicester Square Theatre, das damals noch eine Music Hall und kein Kino war. 1934 kamen Lew Leslies »Blackbirds« ins Coliseum, 1935 die Washboard Serenaders ins Holborn Empire, 1937 die »Cotton Club Revue« mit Teddy Hills Orchester, das damals Dizzy Gillespie, Roy Eldridge, Bill Coleman, Dicky Wells, Russell Procope, Howard Johnson, Chu Berry, Sam Allen und Richard Fulbright enthielt. Mit solchen Leuten spielen zu dürfen, war für einen 18jährigen Anfänger eine ziemliche Ehre.

Ich bin in jener Nacht im Nest geblieben. Mrs. Cohen hat mir erlaubt, im Büro zu schlafen und hat mir Frühstück gegeben. Garland hat mich am folgenden Tag mit nach Hause genommen, und da gab es dann prompt dieselbe Szene wie bei Bill Lang-Fedrick. Es dauerte eine Weile, bis ich zu erkennen vermochte, ob Männer und Frauen mir Quartier und Essen gaben, weil sie gastfreundlich und großzügig waren, oder weil sie mit mir schlafen wollten. Einer der großzügigen war der Zoologe Ivan T. Sanderson, der mit einer ganz erstaunlich schönen schwarzen Frau zusammenlebte, tanzen konnte wie ein Schwarzer und das Nest mit sehr guten Amateurmalerien von tanzenden Paaren dekoriert hatte. Auch das Shimsham wurde später von ihm mit Ölbildern ausgemalt. Ich hatte nie einen deutschen Wissenschaftler kennengelernt, der so gut

aussah wie Ivan, so gut tanzen und außerdem noch malen konnte, eine so schöne Frau hatte und sogar ganz gut Schlagzeug spielte. Er hat meine Begriffe dessen, was ein Wissenschaftler sein kann, maßgeblich geprägt. Die deutsche Vorstellung vom bebrillten, geistesabwesenden Professor, dem Urtyp des Fachidioten, erhielt hier ihre erste Abfuhr.

Im November 1933, als ich C.L.R. James im Student Movement House kennengelernt hatte und wir uns entschlossen hatten, eine Wohngemeinschaft zu gründen, ging ich auf Wohnungssuche, indem ich um das Britische Museum und das Student Movement House einen Zirkel mit einem Radius von 15 Gehminuten zog, und begann systematisch, die Gegend nach TO-LET-Schildern abzusuchen. An einem nebligen Herbsttag ging ich durch einen kleinen Park und stieß mit voller Kraft in einen überhängenden Baum. Noch dösig betrat ich das erste Haus jenseits des Parks, das eines jener Bretter mit dem Zeichen ZU VERMIETEN trug, die das Wohnungssuchen in England so sehr viel einfacher machen als in anderen Ländern. Das Haus war aus rußgeschwärzten gelben Ziegeln erbaut, hatte einen kleinen, verwilderten Garten und schien nur vom Hof her zugänglich. Es war dreistöckig. Unten lebte der Schriftsteller Julian Franklyn mit seiner Frau, im ersten Stock eine australische Schriftstellerin namens Shirlaw mit ihrer Tochter, der obere Stock war zu haben. Mir gefiel die Sache sehr, und ich holte die anderen heran. Wir unterschrieben einen Vertrag und zogen am 23. Dezember 1933 ein.

Nachdem wir rund zwei Jahre dort gelebt hatten, kam einmal ein sehr hübsches junges Mädchen zu uns und

fragte, ob sie telefonieren dürfe. Wir wußten nicht, wer sie war, keiner hatte sie je gesehen. Sie hatte ein Portemonnaie in der Hand, drehte es um und entleerte einen Berg von Pennies auf unsere Apfelsinenkiste, die als Telefontisch diente. Nun fing sie an, eine Unzahl von Leuten zu einer Party einzuladen, und zwar zu unserer eigenen Adresse, The Hermitage, 9 Heathcote Street, jedesmal hinzufügend: »Du weißt ja, die Wohnung unter der Erde.« Da man bei den wackligen, undichten Türen vom Zimmer aus jedes Wort hören konnte, das im Flur gesprochen wurde, fragte ich sie, als sie mir schließlich ihren Berg von Pennies brachte: »Sagen Sie mal, was ist das eigentlich, die Wohnung unter der Erde, oder ist das ein Witz auf unsere Kosten?«

Sie wurde rot, sehr attraktiv rot, und sagte: »Nein, ganz und gar kein Witz. Sie können auch kommen, wenn Sie wollen!«

»Wohin?«

»Na, nach unten, zur Wohnung unter der Erde.«

Ich sagte: »Mädchen, mach wirklich keine Witze mit mir!« Aber da wir offenbar so nicht weiterkamen, nahm sie mich bei der Hand und führte mich die Treppe hinab in den Garten. An der jenseitigen Mauer war eine Art Geräteschuppen, oder zumindest hatte ich ihn stets dafür gehalten. Sie machte die Tür auf, wir gingen eine Anzahl von Stufen hinab und kamen durch ein Vorzimmer hindurch in einen großen Raum mit einem offenen Kamin in der Zimmermitte und einem Rauchfang an der Decke. Es war einer jener Momente, in denen das *déjà vu* einen zusammenhaut wie eine Keule. »Was ist?« sagte sie. »Stimmt was nicht?«

»Hier bin ich schon mal gewesen«, sagte ich. »Aber durch diesen Eingang bin ich bestimmt nicht reingekommen.«

»Wo war das?«

»Wenn ich das wüßte. Ich bin in der Nacht mit einem Auto hingefahren worden und in der Nacht auch wieder mit einem Auto weggebracht worden. Und es war in meiner dritten Nacht in London, da kannte ich die Stadt noch nicht.«

»Und wer hat da gewohnt?«

»Nancy Cunard.«

»Ach, die wohnt nicht mehr da. Jetzt hat John Lehmann die Wohnung.«

Ich wußte, wer das war: ein Lyriker und Verleger aus jenem »Bloomsbury Set«, jener Gruppe um Virginia Woolf und Osbert Sitwell, die unseren Distrikt einst zum Synonym für fortschrittlich liberale Literatur gemacht hatte. »Welche Wohnung?«

Wieder nahm sie mich bei der Hand und führte mich auf die Straße zurück und zeigte mir einen Eingang, der zum Nebenhaus zu führen schien. »Da wohnt er.«

Später habe ich mir diese Wohnung angesehen. Es war tatsächlich jene, in der ich die Zeit vom 10. zum 12. Juli 1933 verbracht hatte. Das Haus war so kurios erbaut worden, daß zwei verschiedene Teile von zwei verschiedenen Seiten aus zugänglich waren, ohne daß man merkte, sie seien Teile des gleichen Gebäudes. Von den Millionen Londoner Häusern ausgerechnet das eine auszusuchen, in dem man, ohne es zu wissen, die ersten Nächte zugebracht hat, ist allerhand. Es stellt dem Unbewußten, das solche Husarenstreiche veranstaltet, ein

hohes Zeugnis aus.

Mein Leben ist in ungewöhnlich hohem Maße von solchen Husarenstreichern des Unbewußten, die von dem Laien meist als »Zufälle« empfunden werden, bestimmt worden. Im Frühling 1934 stellte mir jener Freund, der mich auch den Schwestern M. und E. vorgestellt hatte, einem Tänzerehepaar vor, Ernest und Lotte Berk, die im Covent Garden Ballett angestellt waren, sich aber selbständig machen wollten und nach Wegen suchten, um den Korrepetitor Gunter Freundlich, mit dem sie in ihrer deutschen Ballettschule seit Jahren zusammengearbeitet hatten, nach England nachzuholen. Ich konnte da nicht viel helfen, aber als er schließlich ankam, freundeten wir uns an und verbrachten viele Stunden gemeinsam am Klavier.

Ich hatte um diese Zeit gerade Meade Lux Lewis' *Honky Tonk Train Blues* entdeckt, hatte alles gekauft, was ich von ihm und Albert Ammons und Pete Johnson finden konnte, und versuchte nun mit Gunter Freundlich zusammen, diese Boogie-Themen vierhändig in Bachsche Passacaglien und ähnliche Grundbaß-Formen zu verwandeln. Nach einer Weile versuchten wir's dann auch umgekehrt: Wir nahmen uns Themen und Formen der Barockmusik vor und verwandelten sie in Blues und Boogie. Das war Jahrzehnte vor der Play-Bach-Ära, und wir haben die Sache auch nie ernsthaft weitergeführt, aber als Valaida Snow, eine amerikanische Trompeterin, die 1934 mit Lew Leslies »Blackbirds« aus New York gekommen war und sich im Nest in einen Westinder verliebt hatte, die Entscheidung faßte, in Europa zu bleiben und hier eine eigene Band zu gründen, sagte sie eines Abends zu mir: »Honey, help me find some *real* musicians, I want to form a blues band, not a

jazz band.« Und da dachte ich an Gunter.

Natürlich hatte er keine Arbeitserlaubnis, ebensowenig wie ich, aber wir gaben ihm einen feinen englischen Namen, Gunn Finley, und brachten es fertig, ihn unter diesem Namen in die Musikergewerkschaft zu bringen. In einem Jazzlokal namens »Bag o' Nails« hatte ich einen sehr guten schottischen Trompeter kennengelernt, Duncan Whyte, den ersten Briten, der richtigen Jazz spielen konnte, und mit ihm brachte ich Gunter und Valaida zusammen. Wenn ich mich recht erinnere, enthielt die Gruppe auch noch Freddy Gardner (Altsaxophon), George Chisholm (Posaune), Alan Ferguson (Gitarre), Doug Lees (Bass) und Stanley Marshall (Schlagzeug). Außer bei den Jazzkritikern war sie in England nie sehr erfolgreich, aber sie ging auf Tour und feierte dort große Erfolge und kam nach Wien im Februar 1938. Im März marschierte Hitler ein, Gunn Finley wurde als Deutscher entlarvt, verhaftet und dann zum Militärdienst eingezogen. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Aber als ich im Jahre 1960 bei einer deutschen Filmgesellschaft in Wiesbaden eine Anzahl von Dokumentarfilmen sah, die man mir zum Verkauf fürs Adenauerfernsehen angeboten hatte, fiel mir die Begleitmusik auf. Ich konnte kaum noch den Filmen folgen, weil mein Kopf so damit beschäftigt war, den Pianisten und Orchestrator zu identifizieren. Ich dachte natürlich, es müsse ein Amerikaner sein, denn ich kannte keinen Deutschen, der so Jazz spielen konnte. Und dann stellte es sich natürlich heraus, daß das Gunter Freundlich war, der in Wiesbaden geheiratet und sich niedergelassen hatte. Und nun, um das Walten des »Zufalls« noch einmal zu

demonstrieren, will ich auch hinzufügen, daß der Mann, der meine M. mit zwei Kindern sitzengelassen hatte, Gunter war – Gunn Finley, von dem ich nicht einmal wußte, daß er M. je kennengelernt hatte.

Während der Jahre 1934 bis 1936 hatten die Berks eine Wohnung in Maida Vale, die in diesen Jahren meine Heimat wurde. Besonders an Samstagen, wenn ich im Nest oft bis vier Uhr morgens spielte und am nächsten Tage nicht zur Arbeit oder zur Uni mußte, pflegte ich mir ein Taxi dorthin zu nehmen oder manchmal sogar zu Fuß zu gehen, um nach dem Gestank im Nest wieder Luft in die Lungen zu bekommen. Die Tür der Wohnung war nie zu, und immer waren Mädchen vom Covent Garden Ballett da, und da die meisten Männer im Ballett schwul waren, freuten sich die Mädchen manchmal, wenn sie jemanden fanden, der's nicht war. So fand man sich gegen fünf Uhr morgens oft mit jemandem im Bett, den man nie vorher gesehen hatte und nie wieder sehen würde, und in jenen Jahren meiner Trennung von Eva und den Schwestern war das ein gewisser Trost. Ich habe auch das in der Figur des Joe Banyan in *A Love Story* und *The Compromisers*, und in der Person des Willard Gregory in *The Man who Loved Women* darzustellen versucht. Das Leben des Jazzmusikers ist wie kein anderes auf der Welt. Die Liebe ist kurzfristig und nostalgisch, denn jede Begegnung (besonders wenn man mit einer Band auf Tour ist) steht im Zeichen des kommenden Morgens, wenn man sich trennen wird. Die Erkenntnis, daß eine Nacht gut und ungewöhnlich und der Permanenz würdig ist, kommt meist erst am Tage danach, oft erst Wochen später, wenn alles längst unwiederbringlich vorbei ist.

1943, nachdem ich drei Jahre in Kanada gelebt hatte, lernte ich Gordon Gullickson kennen, einen Jazzsammler aus Virginia, und gründete mit ihm zusammen eines der ersten Jazzmagazine, *The Record Changer*. Dort erschien die erste Fassung jener Geschichte der afroamerikanischen Musik, die als Doktorarbeit für Melville J. Herskovits geschrieben worden war, *The Anthropologist Looks at Jazz*, und in dieser Zeit habe ich auch eine Anzahl von Jazzkonzerten in Kanada gegeben, an denen Oscar Peterson (der Kanadier ist) und Mezz Mezzrow mitgewirkt haben. Mezz habe ich immer sehr geschätzt, obgleich er kein Virtuose war oder vielleicht *weil* er keiner war, denn erstens gehörte er zu den wenigen Weißen, die je versucht hatten, als Neger zu leben, und zweitens gehörte er zu den wenigen Musikern, die eigentlich, wie ich selbst, nur Blues spielen wollten und den ganzen Rest des Jazz als Kitsch empfanden.

Beim National Film Board habe ich für John Grierson und in Zusammenarbeit mit Norman McLaren eine Anzahl von Jazzfilmen gemacht, die Musik von Albert Ammons, Oscar Peterson und Benny Goodman benutzt haben. Als ich 1947 nach Paris zur UNESCO ging, lernte ich dort die Gruppe der Afrikanisten kennen, die sich um das Magazin *Présence Africaine* geschart hatten, und schrieb eine Anzahl von Artikeln für sie, die von Michelle, der Frau meines Freundes Boris Vian, übersetzt worden sind. Damals war eine große Fehde zwischen den beiden französischen Jazzpäpsten Hugues Panassié und Charles Delaunay ausgebrochen, und da ich beide gern hatte, war ich wohl der letzte, der als Bindeglied zwischen ihnen

fungieren durfte. Ich trug dauernd Geheimbriefe von Paris nach Montauban, wo Panassié damals in einer Burg lebte, und von dort nach Paris zurück.

Um irgend etwas Sinnvolles in dieser Zeit der tiefen Depression über den totalen Stillstand bei UNESCO zu tun, hatte ich mich bei *Variety* und *Down Beat* als Pariser Korrespondent beworben und pflegte jeden Abend nach meiner »offiziellen« Tätigkeit bei UNESCO mein eigentliches Tagewerk (oder Nachtwerk) zu beginnen, indem ich die Pariser Nachtclubs abklapperte und die Musiker interviewte. Ich erinnere mich an drei Tage, in denen ich keine Stunde ins Bett gekommen bin, weil Duke Ellington in Paris war und ich immer gerade dann ins Büro mußte, wenn Duke schlafen ging. Resultat: Nach drei Tagen der totalen Schlaflosigkeit und des nächtelangen Saufens war ich so desorientiert, daß ich am vierten Morgen aufwachte und glaubte, ich hätte meinen Verstand verloren. Denn ich hörte ganz klar und unmißverständlich meine eigene Stimme in perfektem Französisch auf mich einreden. Glücklicherweise stellte es sich dann heraus, daß es das Radio der Conciergerie war, das während der Morgennachrichten auch ein Interview mit Duke wiedergab, welches ich während der Nacht zu meiner eigenen Überraschung nahezu einwandfrei ins Französische gedolmetscht hatte.

In Paris freundete ich mich besonders mit Maxim Saury und Claude Bolling an, die damals etwa die gleichen Ansichten vom Jazz hatten wie ich. Boris Vians *Chroniques de Jazz* (La Jeune Parque, Paris 1967) gibt ein gutes Bild von uns allen, die wir damals in Paris zusammengelebt und musiziert haben. Um diese Zeit biß sich auch eine andere

Schlange meines Musiklebens in den Schwanz, denn aus dem Internierungslager hatte ich Melville Herskovits geschrieben, daß ich gern bei ihm studieren möchte, und als ich ihm später meine *Geschichte der afroamerikanischen Musik* sandte, schrieb er mir, daß jemand gerade eine ähnliche These bei der Columbia University in New York eingereicht habe, und fragte mich, ob ich sie lesen wolle.

Ich sagte ja und erhielt einige Wochen später eine *Geschichte des afroamerikanischen Tanzes*, deren Autor K. Dunham hieß. Ich schrieb an ihn, um einige Fragen zu klären, und erhielt einen Antwortbrief, der unter anderem das Foto einer fast nackten, sehr attraktiven schwarzen Frau enthielt, die auf dem Schoß eines weißhaarigen Negers saß. Es war ein Produktionsfoto aus der Broadway Show *Cabin in the Sky*, die in dieser Woche gerade ihre Premiere in New York gehabt hatte. Die Rückseite des Fotos trug die Inschrift: »Dear Dr. Borneman. I'm no gentleman. I'm the one in front. Love, Katherine Dunham.«

K. Dunham war also eine Frau und eine Tänzerin. Nachdem sie ihre eigene Tanztruppe, das Katherine Dunham Ballett, gegründet hatte, wurden wir gute Freunde. Ich habe keine vergnügteren Stunden im Theater verbracht als mit dieser Truppe, von der ich glaube, daß sie die besten Musicals produziert hat, die es je zu sehen gab. Als Katie nach Paris kam, freundete ich mich besonders mit drei ihrer Tänzerinnen an: Julie Robinson, Jacqueline Walcott und Eartha Kitt. Julie war damals unglücklich in Marlon Brando verliebt. Eines Abends sagte ich zu ihr: »Julie, warum weinst du dem Brando nach? Hast du dir je den Harry Belafonte angesehen? Der sieht genauso aus,

nur braun.« Das war eine taktlose und saublöde Bemerkung; ich biß mir auf die Zunge, sobald sie aus meinem Munde heraus war. Aber Julie war nicht böse, und drei Jahre später habe ich gehört, daß sie Harry Belafonte geheiratet hat.

Mit Jacqueline habe ich rund ein halbes Jahr in Paris und während ihrer Tour in der Schweiz verbracht und dabei so manches gelernt, das erst viele Jahre später eingesickert ist. Einen selbstloseren, gütigeren Menschen habe ich selten erlebt.

1949 bis 1950, als Orson Welles und ich die Drehbücher für unsere geplante Homer-Verfilmung schrieben, stieß ich auf die Tatsache, daß die Griechen jener Jahre eher braun als weiß waren und schlug Orson vor, wir sollten den ganzen Film mit Negern besetzen. Orson gab vor, das wahnsinnig komisch zu finden, und lachte fast zwei Minuten lang. Als er merkte, daß ich es ernst meinte, wurde er sauer und fragte: »Und wo nimmst du deine Circe, deine Nausikaa, deine Penelope her?«

»Die werden alle mit den gleichen Adjektiven beschrieben und sollten alle von der gleichen Schauspielerin gespielt werden.«

»Und wo bekomme ich die her?«

»In Paris ist von der Katherine Dunham Show eine Tänzerin zurückgeblieben. Die singt und tanzt jetzt im *Carroussel*.«

*Carrousell* war der erste der transvestitischen Nachtclubs in Paris. Orson ging hin, sah sich die Frau an und telegraphierte zurück: DEAR ERNEST STOP JUST MET THE MOST EXCITING WOMAN IN THE WORLD STOP THANK YOU STOP LOVE ORSON. Aus ihr ist zwar

nie eine große Schauspielerin geworden, und wir haben auch nie die *Odyssee* und die *Ilias* mit ihr gedreht, aber Orson hat den *Faust* mit ihr als Gretchen gespielt, und das war der Anfang ihrer Karriere – Eartha Kitt.

Als ich 1950, nachdem Eva sich in Korsika Polio geholt hatte, nach England zurückgekehrt war, begann ich für die spätere Bibel der Pop-Ära, die Zeitschrift *Melody Maker*, eine wöchentliche Jazzkolumne zu schreiben, die den Titel *One Night Stand* trug und drei Jahre lang lief. 1953 gelangte ich zu der Ansicht (die sich als falsch herausgestellt hat), daß Jazz sich mit lateinamerikanischer Musik zu einer neuen Musikform verschmelzen würde, und begann eine neue *Melody Maker* Kolumne namens *The Latin Touch*, die ebenfalls drei Jahre lang lief und die erste englischsprachige Kolumne war, die sich mit Mischformen zwischen afrikanischer, südamerikanischer und nordamerikanischer Volksmusik befaßt hat. Nichts Ähnliches ist je wieder irgendwo anders auf der Welt von irgend jemand anderem versucht worden, aber Joachim Ernst Berendt hat daraus die praktische Folgerung gezogen, Jazz systematisch mit afrikanischer, kreolischer, indischer und pazifischer Volksmusik zu verquicken. Auch seine Aufnahmereisen nach Brasilien, Westindien, Indien und Bali sind, wie er sagt, von dieser *Melody-Maker*-Kolumne angeregt worden.

In den Jahren 1940–1959 muß ich an die hundert Funk- und Fernsehsendungen über Jazz gemacht haben. Für den heutigen *Spiegel*-Redakteur Siegfried Schmidt-Joos, damals Jazz-Redakteur bei Radio Bremen, habe ich jede Woche in London einen »Jazz-Brief aus England«

aufgenommen. Radio Bremen sandte auch meine fünfstündige »Geschichte des kreolischen Jazz«. Die berühmte, gewöhnliche Michael Leckebusch zugeschriebene Fernsehreihe *Beat Club* war eine deutsche Variante meiner englischen Sendereihe.

1954 sandte die BBC in London meine Jazzoper *Four O'clock in the Morning Blues*, die meinen eigenen Vorstellungen von dem, was Fernsehen sein sollte, relativ nahe kam. Cleo Laine, das Johnny Dankworth Orchester und eine vorzügliche Gruppe von Tänzern und Sängern machten daraus eine (zumindest für mich) unvergeßliche Aufführung. Der Gedanke war, Realistisches und Stilisiertes, Gespieltes und Getanztes, so miteinander zu verweben, daß eine neue Form daraus entstehen könnte. Die Sendung (*live* von uns produziert!) begann mit der Totale eines Eingangs zu einem Nachtclub in London, aus dem früh am Morgen die letzten Gäste herauskommen. Großaufnahme des Plakats: Bill und Marian. Darüber ein Klebe-Etikett, schief: Heute letzter Tag.

Nach unten in den Kellerklub: Die Kapelle spielt *Good Night, Sweetheart*, den traditionellen Rausschmeißer jener Jahre. Tänzer und Sänger verbeugen sich, die letzten Gäste zahlen und gehen, die Musiker packen ihre Instrumente ein, die Kellner räumen ab, in der Küche fallen ein paar Teller runter. Der Pianist, schon mit einem Arm im Mantel, imitiert das Geräusch auf dem Klavier, der Bassist pflückt ein paar Akkorde von seinen Saiten, und die Musiker, die den ganzen Abend lang nur den üblichen Stuß gespielt haben, wachen auf und beginnen ihre eigene Musik zu spielen. Daher der Titel: Blues um vier Uhr morgens.

Das Tänzerpaar, schon im Mantel, kommt aus der Garderobe und hört zu. »Mein Gott«, sagt er zu ihr, »weißt du, wo wir solche Musik zum erstenmal gehört haben?«

Und damit beginnt der Rückblick in die Vergangenheit, der nur tänzerisch und wortlos stattfindet. Abwechselnd mit dem Tagesanbruch, der völlig realistisch und mit Dialogen dargestellt wird (die Kellner machen Kasse, die Reinmachefrauen machen rein, die ersten Arbeiter gehen draußen zur Arbeit), wird nun die Geschichte des Tänzerpaars stilisiert und rein choreographisch erzählt: die Geschichte einer gescheiterten Ehe, denn das Plakat: HEUTE LETZTER TAG sagt mehr, als es zu sagen scheint: Es ist auch der letzte Tag dieser Ehe. Am Morgen, wenn das letzte Lied gesungen und der letzte Tanz getanzt ist, gehen die beiden auseinander.

Da sie beide fast unfähig sind, irgend etwas zu verbalisieren (ich kenne das von vielen der besten Jazzmusiker und Tänzer meiner Generation), können sie sich nur mit dem Körper oder in ihrer Musik ausdrücken, und um aus diesem Dilemma herauszukommen, hatte ich zwei Sänger erfunden, Mann und Frau, die als eine Art griechischer Chor fungieren und das Unausgesprochene und Unausprechbare aussprechen. Resultat: Eine Bluesform, die wie ein Oratorium funktioniert und auf Aischylos, Sophokles und Euripides zurückweist. Von allen Filmen, Fernsehspielen und Musicals, an denen ich mitgewirkt habe, hat mir diese Arbeit am besten gefallen. Schade, daß sie nie ein zweitesmal aufgeführt worden ist. Malcolm Rayment, der Komponist, hat eine wunderbare Synthese von Blues und Barockmusik fertiggebracht, wie ich sie nie wieder gehört habe.

Seit zwanzig Jahren habe ich keinen Jazz mehr gespielt. Erstens weil ich meinen eigenen Kriterien nicht mehr standhalten kann. Zweitens weil sich die Musik verändert hat und ich weder mit Free Jazz noch mit Beat Music sympathisiere. Drittens weil mein Klavier verstimmt ist und es mich graust, wenn ich es höre. Vor allem aber, weil mir die Musik fremd geworden ist. Man kann nicht gleichzeitig Psychoanalyse und Musik betreiben. Ich jedenfalls kann's nicht. Das eine geht von außen nach innen, das andere von innen nach außen.

Musik hat einen so absoluten, so endgültigen Halt über mich, daß ich weiß: Hätte ich größeres schöpferisches Talent als Musiker, so wäre ich nie in irgendeine andere Aktivität hineingeschliddert: weder in die Politik noch in die Psychoanalyse, weder in den Film noch in die Literatur, weder in die Anthropologie noch in die Vorgeschichtsforschung noch in die Sexualwissenschaft. Ich muß sehr vorsichtig mit der Musik umgehen, denn sie nimmt in meinem Leben eine Bedeutung ein, die an die des Rauschgifts oder des Alkohols im Leben mancher anderen erinnert. Nur ganz selten, höchstens einmal alle zwei Monate, erlaube ich mir heute, in mein Musikzimmer zu gehen, das mit Schallplatten vollgestopft ist. Denn ich weiß: Wenn ich einmal anfange, die Musik zu spielen, die ich liebe, so höre ich nicht mehr auf. Der Morgen kommt, die Vögel wachen auf, die Katze will ihr Futter, die Arbeit ruft, ich muß zurück aus dieser Welt, in der ich so gern gelebt hätte.

Musik ist absolut und endgültig. Fast alles, was wir tun (auch ein großer Teil der politischen Arbeit in den Parteien, die weniger korrupt sind als die bürgerlichen), ist

bereits mit Kompromissen garniert. Nur in der Musik gibt's keine Kompromisse oder braucht's keine zu geben. In der Mathematik, sagen mir die Mathematiker unter meinen Freunden, sei's genau so, nur finde ich es als Nichtmathematiker schwer, mich in das Affektleben der Mathematik einzugewöhnen. Aber ich kenne die Musik. Und ich weiß, was ich verlor, als ich mich entschloß, sie aufzugeben.

# 11

## Die Politik

Die letzte der Urszenen, die meine Kindheit geprägt haben, fand im zehnten Lebensjahr statt. Ich wachte eines Nachts auf und fand, daß mein Bett naß war. Da ich mich noch gut an die Zeiten erinnern konnte, als ich das letztmal (mit drei Jahren) ins Bett gepinkelt und damit Entsetzen bei meinen Eltern ausgelöst hatte, gab mir die Sache ein Trauma. Ich stand auf – es war gegen vier Uhr morgens – zog mein Bett ab, wusch den Fleck aus, knipste die »Höhensonne«, ein damals modernes elektrisches Heizgerät an, richtete sie auf den Fleck und saß vor Kälte zitternd (es war Winter) bis zum Morgengrauen im Bett. Meinen Eltern erzählte ich nichts.

Als es dann eine Woche später noch einmal geschah und schließlich zum dritten- oder viertenmale, geriet ich in Panik, entschied, daß ich krank war und ging zu unserem Hausarzt, Dr. Blank, der auch mein Kinderarzt war und schräg gegenüber von uns auf der anderen Seite des Kaiserdamms wohnte. Der hörte sich an, was ich zu sagen hatte, und fragte dann: »Und deinen Eltern hast du nichts erzählt?«

»Nein.«

»Hast du Angst vor ihnen? Wirst du geschlagen?«

»Ach, iwo! Aber ich schäme mich so.«

»Du brauchst dich nicht zu schämen. Zieh dich mal aus.«

Ich war dabei, mir das Hemd über den Kopf zu streifen, als er sagte: »Hose genügt.« Dann sah er sich meinen Penis an, nahm ein Vergrößerungsglas und blickte in die Harnröhre, nahm eine Probe Flüssigkeit heraus und untersuchte sie unterm Mikroskop.« Dann blickte er auf und sagte: »Also ins Bett gemacht hast du nicht. Aber mit deinen Eltern mußt du doch reden. Oder ich muß mit ihnen reden.«

»Wieso?«

»Damit sie wissen, daß du jetzt Kinder kriegen kannst.«

Das kam mir wahnsinnig komisch vor. Und als ich lachte, fing er auch zu lachen an und sagte: »Na, jetzt macht der junge Mann zumindest keine Leichenbittermiene mehr. Und jetzt rufen wir den Herrn Papa an.«

»Nein«, sagte ich. »Dann schon lieber meine Mutter «

Er gab mir einen langen Blick und drehte unsere Telephonnummer. »Frau Bornemann? Ihr Junge ist bei mir. Aber keine Angst, er ist gesund, es ist ihm nichts passiert. Er hatte nur ein paar Fragen. Er hat nämlich seine erste Pollution gehabt und sich gedacht, es sei eine kleine Enurese.« Und als meine Mutter das offenbar nicht verstand, erklärte er: »Er meinte, er hätte ins Bett gepinkelt, es war aber nur der übliche Pubertätssamenabgang.«

Wir waren in der Wohnung des Dr. Blank, nicht in seiner Praxis, und in diesem Augenblick klingelte die Türglocke. Ein paar Sekunden später kam das Hausmädchen herein und verkündete: »Herr Dr. Hodann ist da.« Ich hatte mir Gott sei Dank mittlerweile wieder die Hose zugeknöpft, denn sonst hätte ich mich zu Tode geschämt. Das Hausmädchen war nämlich sehr jung und sehr attraktiv,

und einer der vor mir selbst verborgenen Gründe meines unangekündigten Besuchs (es war um die Mittagszeit und ganz außerhalb der Sprechstunde) war zweifellos, sie, die ich manchmal beim Einkaufen traf, hier wiederzusehen.

»So, Jungchen, jetzt gehst du schön nach Hause und machst dir keine Sorgen mehr. Das ist Dr. Hodann, der kann dir das bestätigen. Der weiß alles.« Diesen Satz *Der weiß alles* habe ich nie vergessen. Da ich ihn wörtlich nahm, erzeugte er vom ersten Augenblick an einen unheimlichen Respekt vor diesem Universalgenie. Hodann, den mein Vater übrigens mit rührender Fehlleistung sein ganzes Leben lang als »Herr Dr. Hoden« anzureden pflegte, war Stadtarzt der Stadt Berlin, ärztlicher Leiter des Gesundheitsamts in Berlin-Reinickendorf, Leiter der Sexualberatung am Institut für Sexualwissenschaft in Berlin und Vorsitzender des Verbandes sozialistischer Ärzte Deutschlands. Da er es gewesen ist, der mich zum politischen Denken erzogen hat, ist mein Konzept der Politik stets eng mit dem der Sexualwissenschaft und der Psychologie verbunden geblieben.

Ich habe bereits berichtet, daß er es war, der mich später mit Wilhelm Reich bekannt gemacht hat, und ich will hier hinzufügen, daß ich ihm auch meine Bekanntschaft mit Willi Münzenberg und Clara Zetkin verdanke. Hätte ich nicht seinen Namen in meine erste Unterhaltung mit Fritz Karsen einfließen lassen, hätte ich's wahrscheinlich auch nicht geschafft, in die Karl-Marx-Schule aufgenommen zu werden. Jedenfalls verdanke ich ihm viel, vor allem ein Bild der Politik, das grundsätzlich von dem der meisten Deutschen abweicht.

Bei uns gilt der Politiker ja bekanntlich als einer, der

Karriere machen will und zu diesem Zweck Freundwirtschaft betreibt. Politik ist bei uns stets als korrupt empfunden worden, und obgleich einige Bundespräsidenten, Heuss und Heinemann vor allem, von diesem Ruf freigeblieben sind, neigt die Mehrheit der Deutschen dazu, in der Politik etwas Anrüchiges und im Politiker eine mehr oder weniger zweifelhafte Persönlichkeit zu sehen. Ärzte dagegen gelten als Heiler und genießen hohes Ansehen. Bis vor kurzem jedenfalls. Jetzt beginnt ihre Beutelschneiderei und ihre totale Weigerung, irgendeine soziale Verantwortung für ihr Tun und Lassen zu übernehmen, sich gegen ihre schöne Selbsttäuschung zu wenden, daß sie das alles aus schierem Altruismus täten. Damals jedoch war es so, daß jemand, der sich für eine medizinische Laufbahn entschloß, geehrt wurde, während jemand, der Politiker werden wollte, von vornherein im Zwielficht der öffentlichen Meinung stand.

Dank Hodanns Aufklärung und trotz seiner intensiven Kritik an der bürgerlichen Politik habe ich ein genau entgegengesetztes Bild erhalten. Das ganze Gewerbe der Medizin schien ihm, als Mediziner, auf Täuschung und Selbsttäuschung aufgebaut zu sein. »Niemand schadet der Gesundheit mehr als der Arzt«, pflegte er zu sagen. »Jedem von uns ginge es besser, wenn er nicht so viele Pillen schlucken würde. Jeder lebte länger, wenn er sich nicht bei jedem Wehwehchen den Bauch aufschlitzen ließe.« Das sind Grundsätze meiner eigenen Überzeugung bis zur Gegenwart geblieben. Ohne jeden Zweifel ist die überwältigende Mehrzahl aller Beschwerden des heutigen westlichen Großstadtmenschen iatrogen, vom Arzt erzeugt, durch die medizinische Behandlung hervorgerufen, von

Pharmaka und chirurgischen Eingriffen produziert worden. Die wachsenden Kosten des »Gesundheitssystems«, das ja in Wahrheit ein Krankmachungssystem ist, eskalieren unaufhaltsam, da es nicht die Krankheit ist, die die ärztlichen Kosten verursacht, sondern die ärztliche Behandlung, die die Krankheit oder deren Illusion hervorruft. Andererseits gab mir Hodann aber auch ein ehrenvolles Bild der Politik und des Politikers. »Wer die Misere überwinden will, der kann das nicht mit therapeutischen Mitteln tun«, sagte er oft. »Das geht nur mit politischen Mitteln. Von einem gewissen Alter an kannst du die meisten Menschen therapeutisch überhaupt nicht mehr verändern. Du kannst sie nur in eine andere Umgebung verpflanzen. Oder du kannst ihre Umwelt ändern und ihnen dadurch eine Chance geben, sich selbst zu ändern. Die Umwelt aber kannst du nur politisch ändern, niemals medizinisch oder psychologisch.«

Das ist ein Grundsatz meiner eigenen Überzeugungen geblieben. Deshalb betrachte ich, obgleich ich auf dem Gebiete der Psychoanalyse und der Sexualwissenschaft arbeite, meine Tätigkeit als eine akademische. Ich maße mir nicht an, mit ihr die Welt maßgeblich verändern zu können. Meine politische Arbeit dagegen ist meine eigentliche Arbeit. Aus ihr entnehme ich den relativ guten Zustand meines Gewissens, meine Fähigkeit, einen für mein Alter ungewöhnlich langen Arbeitstag ohne körperliche oder »psychische« Schwierigkeiten bewältigen zu können, meinen Seelenfrieden und meine Bereitschaft, jederzeit und ohne Angst zu sterben.

Ich habe Probleme. Ich bin ein Trinker. Jeder auch nur halbwegs erfahrene Psychoanalytiker würde daraus sofort

auf orale Regressionen und erfolglos verdrängte homoerotische Neigungen schließen. Beides stimmt wahrscheinlich. Ich habe mich damit abgefunden und werde wahrscheinlich einige Jahre früher sterben als die Nichttrinker. Wichtig ist mir mein Verhältnis zur Psychoanalyse und zur Psychotherapie im allgemeinen. Denn hier habe ich profunde Zweifel, die völlig außerhalb der heute von Kollegen geäußerten Kritik an beiden Disziplinen liegen, mich in eine weder von Marxisten noch von Neofreudianern geteilte Position zwingen und mir hier, wie auch in der Politik, eine gewisse Einsamkeit und Isolierung auferlegen.

Mehr als ein Dreivierteljahrhundert lang meinten alle, die in der westlichen Welt auf dem Gebiete der Psychotherapie tätig waren, der größte und bedeutsamste Fortschritt in der Heilung sogenannter Geisteskrankheiten habe darin bestanden, daß man zwischen *somatogenen* (körperlich verursachten) und *psychogenen* (seelisch verursachten) Symptomen zu unterscheiden gelernt habe. Bis zur Zeit von Charcot (1825–1893), Kraepelin (1856–1926), Freud (1856–1939), Bleuler (1857–1939) und Janet (1859–1947) glaubten die Ärzte, daß alle »Geisteskrankheiten« *endogen* (von innen bedingt) und nicht *exogen* (von außen bedingt) seien, und schrieben die Symptome des »Irrsinns« konkreten körperlichen Ursachen wie Gehirntumoren oder Sklerosen zu.

Freuds genialer Durchbruch zu einem nicht mehr an bestimmte Körperzonen gebundenen Begriff der seelischen Störung gilt deshalb noch heute bei fortschrittlichen Psychiatern und bei Tiefenpsychologen aller Schulen als das Gründungsdatum einer

eigenständigen, von der somatischen Medizin befreiten Psychotherapie. Wer das Steuer zu einer somatogenen Diagnose der »psychischen« Störungen zurückdrehen will, gilt als Reaktionär. Da die bürgerliche Medizin mit ihrem allzu mechanistischen Heilungsbegriff, ihrer grundsätzlichen Ideologiefreundschaft, ihrer Furcht vor allen Formen des gesellschaftlich orientierten Krankheitsbegriffs und ihrer hierarchischen Standesorganisation nicht ohne Grund am konservativsten Ende der politischen Skala steht, befindet man sich in denkbar schlechter Gesellschaft, wenn man heute als linker Demokrat den Verdacht äußert, daß Freuds Fortschritt allzu teuer erkauft worden ist, da er einerseits zu der Illusion geführt hat, daß alle »psychischen« Leiden heilbar seien, wenn man nur Geld genug hat, um den »richtigen« Analytiker zu bezahlen, und da er andererseits zu einem katastrophalen Anwachsen der Zahl psychotherapeutischer Scharlatane geführt hat.

Die Wurzel des Übels wächst nach meiner Erfahrung aus einem Konzept der Psyche, das keine materielle, überprüfbare, experimentell verifizierbare und falsifizierbare Substanz enthält. In der Terminologie der meisten Psychiater, Psychoanalytiker und Psychotherapeuten der heutigen westlichen Welt sind die Begriffe »Psyche«, »Seele« und »Geist« austauschbar. »Geisteskrankheiten« und »seelische« Erkrankungen sind zwar altmodische, aber immer noch gebräuchliche Ausdrücke für »psychopathologische« Zustände. Alle drei Termini gehen davon aus, daß es sich um nicht-somatische Erscheinungen handelt. Dieser Gedanke eines körperlich-seelischen Dualismus ist natürlich nicht neu.

Wahrscheinlich ist er so alt wie die menschliche Arbeitsteilung und hat in ihr seinen frühesten Ursprung. Das Konzept einer »Seele«, die den Körper regiert wie der Pharao das Volk, taucht jedenfalls schon in den religiösen Vorstellungen des alten Ägypten auf und reicht bis ins 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinein (»Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele«, um 2100 v.u. Z.).

Die beiden großen Sklavenhalterkulturen des Westens, die griechische und die römische, sahen das Verhältnis der Seele, Psyche oder Anima zum menschlichen Körper stets in analoger Form zum Verhältnis zwischen der sensitiven, denkenden, kultivierten Herrscherschicht und der trägen Masse der Sklaven und des Plebs. Zwar gab es mit Ausnahme der hellenistischen Zeit nur selten eine dem Christentum des 3. und 4. Jahrhunderts ähnliche Verachtung des Fleisches, aber gemeinhin verachtete man in Hellas und Rom ja auch die Sklaven nicht, sondern betrachtete sie einfach als unbeseelte Wesen, die zur Arbeit verurteilt seien, weil ihnen die zur Kulturleistung erforderliche Sensitivität des freien Menschen fehle.

Dem Begriff »Seele« hängt deshalb bis in die Gegenwart ein elitärer Nimbus an. Dem vulgären Leib steht die edle Psyche gegenüber, dem sterblichen Körper die unsterbliche Seele, dem korrupten Fleisch der unkorrumptierbare Geist. Die ganze Geschichte der Psychologie und Psychotherapie, der »Seelenkunde« und »Seelenheilkunde«, wird von dieser hierarchischen Vorstellung geprägt. Selbst Neurosen, deren Name ja vom griechischen *neuron*, »Nerv«, stammt, werden nicht als Nervenleiden, sondern als Erkrankungen einer

mythischen, nicht greifbaren, nicht definierbaren Substanz aufgefaßt, die sich zwar in körperlichen Symptomen, zum Beispiel im »Fehlverhalten« abzeichnet, aber mit den üblichen wissenschaftlichen Methoden, zum Beispiel mit denen der Physik oder Chemie, nicht faßbar ist.

Die katholische Kirche hat sich seit dem Disput mit Petrus Johannes Olivi (Konzil von Vienne, 1311-1312) darauf festgelegt, daß die Geistseele die *Wesensform* des Leibes ist, vom Leib in ihrer Individualität bestimmt wird, in ihrem Wirken auf ihn angewiesen ist und mit ihm zusammen erst den Menschen ergibt. Buddhistische und hinduistische Vorstellungen einer vom Körper unabhängigen Seele wurden damit als häretisch zurückgewiesen. Jeder Gedanke einer Seelenwanderung oder einer den Körper überlebenden Seele wie im Spiritualismus und Spiritismus gilt bis zum heutigen Tag als Häresie.

Das hat, wie so vieles in der Geschichte dieser großen politischen Organisation, guten politischen Grund. Denn das, was wir Geist, Seele oder Psyche nennen, ist, wie Friedrich Engels es genannt hat, die *Daseinsweise* des menschlichen Körpers und verhält sich zu ihm wie die Energie zur Materie: sie ist von ihm untrennbar. So wie die Bewegung mehr ist als eine bloße »Eigenschaft« der Materie, so ist die menschliche »Psyche« aber auch mehr als eine Eigenschaft des menschlichen Körpers. Es geht nicht an, wie die mechanistischen Psychologen des 19. Jahrhunderts, die Behavioristen der Jahrhundertwende und die heutigen Verhaltensforscher und Verhaltenstherapeuten es tun, die menschliche »Psyche« als vermittelndes Organ zwischen äußeren Reizen und

inneren Reaktionen aufzufassen und damit zum Mechanismus zu degradieren.

Umgekehrt ist es aber auch unhaltbar, eine Psyche zu postulieren, die nur somatische Symptome erzeugt, selbst aber keine somatische Existenz besitzt, mit keinem wissenschaftlichen Experiment nachgewiesen werden kann und in keinem körperlichen Organ zu orten ist. Ein solches Postulat kann höchstens als *Modell* benutzt werden, als eine *Metapher*, die bestimmte körperliche Vorgänge in allegorischer Form umschreibt und allenfalls als Kommunikationsmittel zwischen Eingeweihten benutzt werden kann. In diesem Sinne habe ich den Begriff »Psyche« im vorliegenden Werk benutzt. Ich habe mich zwar der von Freud und seinen Schülern geprägten Terminologie bedient, aber ich habe es im metaphorischen Sinne getan, da ich die Vorstellung einer vom Körper unterscheidbaren Psyche als ein Konstrukt betrachte, das sich im Dialog zwischen Autor und Leser nur dann rechtfertigen läßt, wenn der Leser, genau wie der Autor, sich stets vor Augen hält, daß hier körperliche Vorgänge mit psychischen Metaphern umschrieben werden. In einigen Jahren hoffe ich in der Lage zu sein, die Grundsätze einer nicht-metaphorischen Darstellung »psychischer« Vorgänge liefern zu können. Ich werde dann versuchen, mich vor allem mit Georges Politzer, Lucien Sève, Hans Laufenberg, Marianne Rzezick und Friedrich Steinfeld auseinanderzusetzen.

Die vorliegende Arbeit war für mich jedenfalls eine nicht ungefährliche Expedition, eine Reise in die Vergangenheit, bedroht von der Scylla der Verdrängung und der Charybdis des Verdrängten, eine *recherche du temps*

*perdu*. Ich wollte den Einfluß vergessener und verdrängter kindlicher Erfahrungen auf das Verhalten des Erwachsenen untersuchen: auf die Herausbildung seiner Ansichten, seines Handelns und seiner sogenannten Integrität. Da ich zwar am Psychologischen Institut einer großen Universität lehre, aber aus Gründen, die ich am Ende dieses Buches erklären will, nicht therapiere und mir deshalb kein anderer klinischer Fall zur Verfügung steht, mußte ich mich selbst als Versuchstier benutzen, um meinen Versuch, die verdrängten Erinnerungen der Urszenen zu rekonstruieren, mit klinischen Daten zu belegen.

Das Wort »Urszene« stammt von Sigmund Freud. Es taucht zum erstenmal in einer Notiz aus dem Jahre 1897 auf (nachgedruckt in *Aus den Anfängen der Psychoanalyse 1887-1902*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1962, S. 170) und bezeichnet dort jene frühkindlichen Erfahrungen, sowohl eingebildete wie erlebte, die im späteren Leben zu unbewußten, aber zwingenden Motiven des Verhaltens werden. Das auslösende frühkindliche Erlebnis gerät dabei »in Vergessenheit«, ist in Wahrheit aber nur verdrängt worden und wirkt deshalb um so nachhaltiger im unterschwelligem Bereich der »Psyche«. Von Zeit zu Zeit überrascht es den Betroffenen, indem es Gedanken oder Taten (aber auch Ängste oder Krankheiten) erzeugt, deren Gründe ihm verborgen bleiben.

In späteren Schriften hat Freud die Urszene mit dem Geschlechtsverkehr der Eltern assoziiert. Einerlei ob das Kind den elterlichen Koitus beobachtet oder ihn nur vermutet und seine eigenen Fantasien daran knüpft, stets

hinterläßt diese Szene nach Freud unausrottbare Spuren im späteren Leben. Jung hat Freuds Identifikation des prägenden Erlebnisses mit dem Anblick der elterlichen Paarung scharf angegriffen, und Freuds Schüler, unter ihnen vor allem Otto Rank, Sandor Ferenczi und Siegfried Bernfeld, aber später auch Nandor Fodor und G.H. Graber, haben die Szene des Urerlebnisses immer früher in die Kindheit, ja sogar ins pränatale Stadium zurückverlegt. Von einigen Analytikern wird die Urszene deshalb heute mit dem »Geburtstrauma« gleichgesetzt, mit der »Vertreibung« aus dem Mutterleib, die von ihnen als Urform der Legende von der Vertreibung aus dem Paradies betrachtet wird.

Das eigentliche Paradies, argumentieren sie, sei der Körper der Mutter: der einzige Ort, wo der Mensch sich je sicher gefühlt habe, frei von Angst, aber auch frei von der Notwendigkeit, für sich selbst zu sorgen und für die eigenen Taten Verantwortung übernehmen zu müssen. Die Sehnsucht des heterosexuellen Mannes nach dem Körper der Frau wäre dann nichts anderes als das Heimweh nach dem Mutterleib. Auch die Liebeswünsche der Frau und des nicht-heterosexuellen Mannes seien Surrogatformen der archaischen Suche nach dem verlorenen Paradies, Varianten des Urwunsches nach Rückkehr zum gelobten Land, zur sorgenfreien Existenz, zur vorkulturellen Freiheit von den Bürden der Kultur, der Verantwortung und der Arbeit. Diese Analytiker – auch ich gehörte aus guten autobiographischen Gründen einst zu ihnen (siehe Kapitel 1, *Die Mutter*) – faßten dann auch prompt den »kleinen Tod«, den Prozeß des Vergessens der Sorgen und des Selbst im Moment des Orgasmus, als temporäre

Rückkehr zum pränatalen Status der Sorglosigkeit und Selbst-Losigkeit auf: als Beweis, daß der Ursprung des Geschlechtsverkehrs bei allen Wesen im unbewußten Heimweh nach einem vorgeburtlichen Zustand zu suchen sei.

Solche Gedanken sind verführerisch. Sie gehören zu den bestechenden Aspekten der Psychoanalyse. Aber sie sind auch gefährlich, weil sie nicht nur die beliebige Gleichsetzung aller Dinge mit allen anderen, sondern durch das Freudsche Gesetz der »Verkehrung ins Gegenteil« auch deren beliebige Umkehr ermöglichen. Das ermutigt freischwebende, unverifizierbare Spekulationen im Stile Jungs und seiner Anhänger. Um mich von ihnen (aber auch vom späteren Freud) zu distanzieren, habe ich das Wort »Urszene« deshalb im ursprünglichen Sinne Freuds verwandt: als jenes prägende, verdrängte Erlebnis der Kindheit und Jugend, das sich im Verhalten des Erwachsenen auswirkt und sich in manchen Fällen aus eben diesem Verhalten rekonstruieren läßt. Ich habe die Jugend in die Urszene einbezogen, weil es eine unbestreitbare und unbestrittene Erfahrung der klinischen Praxis ist, daß das Verhalten sowohl des »neurotischen« oder »psychotischen« wie auch des »normalen« oder »gesunden« Menschen zwar stets auf prägende Urerlebnisse zurückgeht, daß diese Erlebnisse aber stets auch einer Sequenz von Verstärkereffekten unterliegen. Das heißt: die Urszene *wiederholt sich*. Genauer: sie *scheint sich* zu wiederholen, denn der Mensch benimmt sich in der neu auftauchenden Situation ähnlich wie in der ursprünglichen. Was sich wiederholt, ist aber nicht die Szene selbst, sondern die Antwort des Unbewußten auf

eine analoge Provokation. Die erste, damals noch zufällige Reaktion auf das Urerlebnis versteift sich nun, wird zur Regel und bestimmt in genau der gleichen Weise den Charakter des »normalen«, »gesunden« Menschen, wie sie die Symptome des Neurotikers und Psychotikers prägt.

Das bedeutet keineswegs, wie manche Analytiker meinen, daß unser Leben prädestiniert sei, daß es so von Kindheitserfahrungen beherrscht wird, wie das qisma<sup>h</sup> das Leben des gläubigen Mohammedaners bestimmt. Es bedeutet vielmehr, daß das, was wir »Charakter« nennen, sich von frühester Kindheit an im Wechselspiel zwischen den Erfahrungen des Unbewußten und den Entscheidungen des Bewußtseins herausbildet. Der Spielraum des bewußten Handelns ist dabei relativ breit; er wird mehr von den gesellschaftlichen Strukturen als vom »Tribschicksal« beeinflusst. Der Spielraum des Unbewußten dagegen ist relativ eng; er wird teils von genetischen Faktoren, vom Ererbten, teils aber auch von eben jenen kindlichen Erfahrungen bedingt, die mit der Urszene beginnen und mit jeder Reaktion auf eine ähnliche Szene zu festeren, persönlicheren, charakteristischeren Strukturen kristallisieren.

Der Prozeß der Bewußtmachung solcher Traumata ist äußerst schwierig. Er kann unter günstigen Umständen in einer langwierigen Analyse gelingen, aber selbst dann nur, wenn der Analysand es wirklich *will* und wenn der Analytiker nicht nur eigene Traumata ähnlicher Art erlitten hat, sondern sich ihrer auch in seiner Lehranalyse bewußt geworden ist. Wenn man dann versucht, das Jugendbildnis, das man wie ein Mosaik mit Hilfe des Analytikers zusammengepuzzelt hat, durch klärende Fragen an Eltern

und Jugendfreunde zu überprüfen, mag es *manchmal* glücken, etwas Grundsätzliches über das Verhältnis zwischen Urszene, frühester Erinnerung und Charakterbildung zu erfahren.

Wir *müssen* dieses Verhältnis aber erforschen, wenn wir je die Gründe der Fehler verstehen wollen, die wir bei der Ermittlung der Wahrheit und der Bewältigung der Realität begehen. Es sind Fehler, die jedem von uns in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen unterlaufen, aber es sind auf höherer Ebene auch die Fehler, die den Wissenschaftler in seiner Objektfindung beeinträchtigen und zu falschen Schlüssen treiben. Der Analytiker George Devereux, mit dem mich die Tatsache verbindet, daß auch er von der Ethnologie und nicht von der Medizin her zur Psychoanalyse gekommen ist, hat einmal gesagt: »Nicht die Untersuchung des Objekts, sondern die des Beobachters eröffnet uns einen Zugang zum Wesen der Beobachtungssituation« (George Devereux, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, München 1973). Jede empirische Forschungstätigkeit, argumentiert er, sei auch eine am Forscher vorgenommene Tätigkeit; jedes Rattenexperiment sei ein am Experimentator vorgenommenes Experiment. Nicht nur das Verhalten des Objekts, sondern auch das des Forschers beeinflusse die Forschungsergebnisse. Die Störung des Forschungsprozesses durch Ängste, Vorurteile und Abwehrmechanismen wird damit zu einem bedeutsamen Zweig der Verhaltensforschung, für Devereux zum überhaupt bedeutsamsten. Es findet, wie Hans-Jürgen Heinrichs das ausgedrückt hat, eine »Verkehrung der Prioritäten« statt: die Störung wird zum eigentlichen

Datum der Forschung (H.-J. Heinrichs, *Vom Nutzen der Psychoanalyse*, Psyche 1975, Heft 9).

In der Untersuchung des Störungsfaktors sieht Devereux den wichtigsten Beitrag der Psychoanalyse zu den Verhaltenswissenschaften: »Die Natur einer Wissenschaft wird vollständig durch die Auswertung jener Aspekte von Phänomenen definiert, die andere Wissenschaften nicht auswerten. In einer Gruppe von Wissenschaften, die sich im wesentlichen mit denselben Phänomenen befassen, wird die Disziplin paradigmatisch sein, die denjenigen Aspekt der Phänomene am konsistentesten untersucht, der von den verwandten Wissenschaften nur nebenbei und von den nicht verwandten Wissenschaften überhaupt nicht untersucht wird. *Nur* in diesem eingeschränkten Sinne ist die Psychoanalyse die charakteristischste aller Verhaltenswissenschaften, was nicht besagt, daß sie die beste oder die am höchsten entwickelte ist. Tatsächlich ist sie, gerade weil sie paradigmatisch für die anderen Verhaltenswissenschaften ist, in gewisser Hinsicht notwendigerweise auch die am wenigsten entwickelte von allen und vielleicht sogar diejenige, die bis jetzt die wenigsten *substantiellen* Beiträge zu den bleibenden Errungenschaften der Verhaltenswissenschaft geleistet hat.«

Das bedeutet zweierlei. Erstens, daß die Psychoanalyse trotz des Versuches linker Analytiker, sie als empirische, materialistische Wissenschaft darzustellen, nach wie vor eine vage, idealistisch und antiempirisch vorgehende Disziplin geblieben ist. Zweitens aber auch, daß sie, wenn sie das Verhalten des Forschers zu erklären vermag und

die Erklärung in das Forschungsergebnis einbeziehen kann, eines Tages durchaus in der Lage sein könnte, sich zur Verhaltensforschung schlechthin zu mausern. Jedenfalls ist es wissenschaftstheoretisch unhaltbar, sie nur deshalb abzulehnen, weil sie in ihrer ursprünglichen Form kaum mehr als der Versuch war, die neurotisierten Opfer einer neurotisierenden Gesellschaftsordnung durch »Therapie« von neuem an das neurotisierende Gesellschaftssystem anzupassen.

Der Mißbrauch der Psychoanalyse als Anpassungstherapie darf uns nicht dazu führen, die revolutionäre Potenz der Freudschen Entdeckungen zu leugnen. Man kommt um Freud ebensowenig herum, wie Marx an Hegel vorbeikam. Freud ist *der* große bürgerliche Psychologe, wie Hegel *der* große bürgerliche Philosoph gewesen ist. Man muß sich mit beiden einigen, muß von beiden das große revolutionäre Erbe des Bürgertums übernehmen und muß sich von beiden dissoziieren, wo sie ungewollt und ohne dessen gewahr zu werden, die Grausamkeit der bürgerlichen Moral, den ausbeuterischen Charakter der bürgerlichen Ökonomie, den neurotisierenden Effekt der bürgerlichen Gesellschaft reflektiert haben.

Das wichtigste, das positivste, das fortschrittlichste Erbe Freuds ist die Erkenntnis der unbewußten Vorgänge und der Schlüssel zu ihrer Bändigung. In der empirischen Forschung haben wir uns bisher meist gebärdet, als ob das Unbewußte nur in den zwischenmenschlichen Beziehungen, nicht aber in denen zwischen Mensch und Objekt eine Rolle spielte. Jahrhundertlang haben wir uns bemüht, das Verhalten des Objekts möglichst »objektiv« zu

gestalten, das heißt die Bewegungsfreiheit des Objekts auf ein Minimum zu reduzieren. Devereux meint nun, daß der Versuch des Forschers, fremdes, unkontrollierbares Verhalten des Objekts zu verhindern, nur vordergründig von wissenschaftlichen Betrachtungen motiviert sei. Dahinter stünde stets die Angst, die unbewußte Angst vor dem Fremdartigen und Unkontrollierbaren im eigenen Unbewußten. Das Laborexperiment »unter kontrollierten Bedingungen« diene also nicht nur der Abwehr von Kontrollstörungen, sondern auch der Abwehr eigener unkontrollierbarer Ängste. Das träfe nicht nur auf die Angst vor einer verstümmelten Ratte oder einem psychisch verstümmelten, »gestörten« Menschen, sondern auch auf die »gestörten« Nuklearteilchen der Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelation zu. Als Hauptaufgabe der Psychoanalyse stelle sich jetzt die Ergründung und Berechnung des Ausmaßes menschlichen Einflusses auf die Resultate anderer Forschungszweige, zum Beispiel der experimentellen Laborarbeit, aber auch der höheren Mathematik und der Kernphysik.

Einer solchen Aufgabe muß man Rechnung tragen, wenn man heute versuchen will, die Beziehungen zwischen der Urszene und ihren Folgen zu erforschen, denn auch hier – gerade hier – besteht die Gefahr, daß die Objektivität der Beobachtung an den eigenen Ängsten scheitert. Wenn solche Ängste auf der höchsten Ebene empirischer Forschung, dem Experiment, unvermeidbar sind, dann muß man den Einfluß der eigenen Ängste auf die Resultate eines eher qualitativ als quantitativ argumentierenden Forschungszweigs wie der Psychoanalyse besonders rückhaltlos enthüllen. Deshalb mein Versuch, ein Buch, das

sich einerseits mit psychoanalytischen und sexualwissenschaftlichen Forschungen, andererseits mit den politischen Motiven der Forschungsarbeit befaßt, auch historisch aus der gestörten, suchenden, um Stabilität ringenden »Psyche« des Forschers heraus zu legitimieren.

Die Legitimation ist nicht leicht, denn Erich Fromm hat bereits 1934 in seiner großartigen Arbeit über *Die sozialpsychologische Bedeutung des Mutterrechts* (Nachdruck in E. Fromm, *Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie*, Frankfurt am Main 1970, S. 77-114) bewiesen, daß Forschungsergebnisse nicht nur vom Es, von den Lustbefriedigung suchenden Kräften der Psyche und den aus ihrer Verdrängung erwachsenden Ängsten, sondern auch vom Über-Ich, der Stimme der Eltern, beeinflußt werden. Dieser Einfluß, der sich hauptsächlich in der Haltung zu Fragen der Autorität ausdrückt, bewirkt, daß der Forscher besser auf Autoritäten mit ähnlicher als mit anders gearteter Über-Ich-Struktur reagiert, also nur jenen Geist begreift, dem er selber gleicht. Deshalb ist es selbst für denjenigen, der in der Analyse gelernt hat, die eigenen Schwächen zu erkennen, immer noch äußerst schwierig, das Ausmaß der Prägung zu akzeptieren, das die sozialen und politischen Loyalitäten seiner Eltern ihm auferlegt haben. Es ist uns – den meisten von uns, die in der bürgerlichen Welt aufgewachsen sind – offenbar leichter, uns mit den Machtansprüchen des Es abzufinden und unsere Hilflosigkeit im Kampf gegen manche unserer Triebwünsche zuzugeben, als die Macht des Über-Ichs über unser Denken zu akzeptieren und uns damit abzufinden, daß wir in höherem Maße von den

internalisierten Zwängen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung als von unserem höchstgelegenen Wunsch nach Lustbefriedigung gelenkt werden. Offenbar, wie Horst-Eberhard Richter das formuliert hat, neigen wir dazu, die kränkenden Beweise für unsere innere Abhängigkeit von unserer mangelhaft bewältigten kindlichen Vergangenheit dadurch zu kompensieren, daß wir uns wenigstens gegenüber der Außenwelt freier einzuschätzen versuchen, als wir es tatsächlich sind. Wenn wir schon von unserer Vorgeschichte her fortwährend unbewußt gesteuert werden, dann würden wir uns gar zu gern wenigstens gegenüber der aktuellen Außenwirklichkeit psychisch souverän fühlen.

»Es ist offenbar schon schlimm genug, daß wir *materiell* von der äußeren Realität in unseren Lebensmöglichkeiten allenthalben eingeengt werden. Deshalb ist es unser dringendes Bedürfnis, uns wenigstens *seelisch* autonom und hinreichend widerstandsfähig gegen äußeren Druck zu wissen. Die Vorstellung, auch noch in unserem Denken, Fühlen und in unserem moralisch relevanten Verhalten von außen hochgradig unbewußt manipuliert zu sein, mutet unerträglich an ... Die Erfahrungen der hochgradigen Wandelbarkeit von Reaktionsweisen, emotionellen Einstellungen und Idealen unter dem Einfluß sozialer Faktoren beweisen, daß wir – abgesehen von bestimmten formalen Dispositionen – nur über einen sehr beschränkten Bestand von psychischen Qualitäten verfügen, die wir unserer persönlichen Identität zurechnen dürfen. Vieles, was wir in uns an psychischem Besitz für umweltstabil halten, wandelt sich, wenn sich unser ökonomischer Status grundlegend ändert« (Horst-Eberhard Richter, *Flüchten*

*oder Standhalten*, Reinbek 1976, S. 18).

Im bürgerlichen Zeitalter, dem Zeitalter des defizierten Privatbesitzes, gibt es kaum eine Erkenntnis, die schwerer zu ertragen wäre als die, daß die eigenen Ansichten, die man als mühselig erworbenen Privatbesitz betrachtet, zum größten Teil anderen gehören: nämlich jenen, die uns beherrschen, ohne sich als Herrscher bekanntzugeben. Da dieser Prozeß der Angleichung an die Machthaber ein weitgehend unbewußter ist, kann unser Bewußtsein stets mit Überzeugung versichern, daß wir keineswegs persönliche Vorteile suchen, wenn wir uns von Kollegen in der DKP oder KPD, ja selbst von der SPD und den Jusos distanzieren, Anarchisten für verrückt erklären, Gewerkschaften in den gleichen Topf mit Unternehmerverbänden schmeißen, unsere Brötchengeber für anständige Leute halten und an den Machthabern unserer Gesellschaft mehr Gutes als Schlechtes finden. Man betrachte die erschütternden Resultate der beiden im Heft 7 des *Stern* vom 3. Februar 1977 veröffentlichten Umfragen (S. 82-85 und 130-131), aus denen hervorgeht, daß gerade die jüngere Generation der Westdeutschen eher gelenkt werden will, als sich selbst zu lenken, eher nach Unterjochung als nach eigener Verantwortung strebt: »Sie fühlen sich ohnmächtiger gegenüber dem Druck der äußeren Umstände; aber sie beugen sich diesem Druck williger – dies ist die paradox scheinende, aber korrekte Interpretation der Befunde« (S. 131).

Dies äußert sich in der wachsenden Selbsttäuschung, daß Unternehmer »sozial eingestellt«, »verantwortungsbewußt«, »fortschrittlich«, »hilfsbereit« und »gerecht« seien. Im Jahre 1965 meinten nur

16 Prozent der erwachsenen Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland, daß »Arbeitgeber« sozial eingestellt seien. 1976 aber glaubten bereits 39 % daran, und wenn der Kampf um den Arbeitsplatz sich in den nächsten Jahren zuspitzen wird, dann wird diese Zahl zweifellos eher steigen als fallen, denn sie stellt ja den verzweifelten Versuch des um seinen Lebensunterhalt bangenden Arbeitnehmers dar, sein untertäniges Verhalten vor sich selbst zu rechtfertigen. Nur wenn es ihm gelingt, sich vorzumachen, daß der Zustand, unter dem er leidet, den er aber aus Existenzangst nicht zu verändern wagt, »gerecht« sei, kann er seine Unfähigkeit, sich selbst Recht zu verschaffen, vor dem eigenen Gewissen verteidigen.

1965 hatten 18 % der Bevölkerung geglaubt, Unternehmer seien »gerecht« und »meinen es gut mit ihren Mitarbeitern«. Elf Jahre später, angesichts der wachsenden Wirtschaftskrise, war es bereits 23 % gelungen, sich diese schönen Gedanken einzureden. Vor zwölf Jahren glaubten ganze 20 %, daß Arbeitgeber »hilfsbereit« seien. 1976 dagegen hatten sich bereits ansehnliche 32 % von der Realität dieses Wunschtraums überzeugt. 1965 meinten 35 % der erwachsenen Bevölkerung, Unternehmer seien »fortschrittlich«. 1976 waren bereits 48 % in der Lage, sich erfolgreich vorzumachen, ihre Misere, vielleicht sogar ihre Arbeitslosigkeit, beruhe auf der »Fortschrittlichkeit« derer, von denen sie finanziell abhängen. 1965 hatten sich schon 41 % der arbeitenden Bevölkerung dazu durchgerungen, daß ihre Brötchengeber »verantwortungsbewußt« seien. 1976 war die Zahl der

Augendiener auf 54 % angestiegen, also auf mehr als die Hälfte der erwachsenen Gesamtbevölkerung unseres armen Landes.

Erich Fromm hat vor 43 Jahren nicht nur auf die Gefahr hingewiesen, daß dieser »fremdgelenkte« Anteil unseres Denkens wachsen wird, wenn wir nicht die Täuschungsmanöver erkennen, mit denen unsere Psyche immer wieder versucht, unsere Feigheit vor uns selbst zu verschleiern, sondern hat auch vor dem Denkfehler gewarnt, die eigene Psychostruktur für die »natürliche«, die »allgemein menschliche« zu halten. Selbst geschulten Sozialpsychologen, die gelernt haben, klassenbedingte Vorurteile in anderen zu erkennen, gelingt es meist nicht, den Anteil der schichtenspezifischen Klischees und klassenbedingten Selbsttäuschungen am eigenen Denken zu erkennen, geschweige denn zu tilgen. Um wieviel schwieriger muß es dann dem Ungeschulten, dem Normalverbraucher solcher Klischees und Illusionen sein, sie im eigenen Hirn wahrzunehmen und zu enttarnen. Auch der Psychoanalytiker gehört in diesem Sinne zur Gruppe der Ahnungslosen. Denn so scharf er den Kampf der Primärtriebe mit den Kräften des Ich beobachtet, so ahnungslos, so hilflos steht er gemeinhin dem Kampf zwischen Über-Ich und Ich, oder gar dem zwischen Über-Ich und Es gegenüber. Es ist eine bezeichnende Tragödie der psychoanalytischen Orthodoxie, daß kein Aspekt der Psyche von Analytikern so mangelhaft untersucht worden ist wie das Über-Ich.

Wer sich an die Frage des Zusammenhangs zwischen Stimulus und Reaktion, zwischen Urszene und

erwachsenem Verhalten heranmacht, muß also ein besonders wachsames Auge auf die unbewußt internalisierten Autoritätsansprüche der Herrschenden werfen, denen sein eigenes Denken und Handeln lebenslang ausgesetzt ist und die ihn meist dazu verführen, den eigenen Entschlüssen eine weitaus größere Autonomie beizumessen, als sie in Wahrheit besitzen oder je besessen haben.

Aus diesem Grunde sind Selbstanalysen, die sich mehr mit der Bedrohung des Ich durch das Über-Ich als der durch das Es befassen, sowohl in der Kasuistik der Psychoanalyse wie auch in der Populärliteratur selten geworden. Statt dessen finden wir heute häufig eine charakteristische Inversion jener Sexualprahlerei, die nicht nur die Pornographie des 18. und 19. Jahrhunderts, sondern in »dezentere« Form auch die legitime Belletristik des Bürgertums befruchtet hat. Ich spreche von jenen immer populärer werdenden Umkehrformen des literarischen Donjuanismus, in denen Frauen und Männer ihre sexuellen Fehlschläge im Tone des *mea culpa* lustvoll beschreiben.

Mir scheint das eine noch eitlere Form des Egozentrismus zu sein als die Aufzählung sexueller Erfolge, denn man kann heutzutage sicher sein, daß aufgeklärte Rezensenten stets den »Mut der Selbstenthüllung«, die »schonungslose Offenheit« und die »furchtlose Suche nach der Wahrheit« loben werden. Das führt zur Versuchung, sich Schwächen anzudichten, die man nicht besitzt, und Entgleisungen der Libido vorzugaukeln, die man nie am eigenen Leibe erfahren hat. Die Versuchung ist groß, denn dem publizierten Fehlschlag

kommt in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft eine ganz spezifische Trostfunktion zu: sie soll dem Leser zeigen, daß er mit seinen eigenen Fehlschlägen nicht allein ist, und soll ihn über diese Fehlschläge hinwegtrösten, indem sie suggeriert: »Wir alle sind nun einmal so. Da kann man halt nichts machen!«

Damit wird aus der Trostfunktion eine Alibifunktion, denn sie setzt den Leser von der Aufgabe frei, seine Fehlschläge zu überwinden, und erlaubt ihm, sie der Gesellschaft anzulasten. Das gibt ihm die Illusion, den neurotisierenden Charakter der Gesellschaft durchschaut zu haben, und entlastet ihn gleichzeitig von der Aufgabe, die neurotisierende Gesellschaft zu ändern. Er ist so kaputt, daß ihm keine Kraft mehr übrigbleibt, die kaputtmachende Gesellschaft zu überwinden, und er ist so stolz darauf, kaputt zu sein, seine eigenen Schwächen erkannt und akzeptiert zu haben, daß er jene anderen, die sich genug Kraft erhalten haben, um tatsächlich für eine bessere Welt zu kämpfen, als vorsintflutliche Relikte einer heilen Welt betrachtet.

Wer heute aktiv und zuversichtlich in den Gewerkschaften und den sozialistischen Parteien tätig ist, erlebt es deshalb oft, daß ehemalige Mitstreiter aus der Zeit der Studentenbewegung, die heute in Successful Living Seminaren (SLS) oder Selbsterfahrungsgruppen zusammenglücken und »Sensitivitätstraining«, »Gruppentransaktionen«, »Körperintegration«, »Bewußtseinsweiterung« und »Herabsetzung der sinnlichen Wahrnehmungsschwellen« mit Hilfe von Meditation, Atemübungen, gegenseitigen Körperberührungen und gegenseitigen Geständnissen

betreiben, ihn als Erzfeind betrachten: als den, der so arrogant und so blind ist, daß er sich anmaßt, die Welt verbessern zu können, ohne sich selbst verbessert zu haben. Das heißt: ohne sich und seine Schwächen zur Gänze erkannt zu haben.

Dem wäre zu entgegnen, daß man selbst als Analytiker ein begrenztes Risiko der Selbsttäuschung auf sich nehmen muß, da der Prozeß der totalen Selbsterkenntnis, den manche Gruppendynamiker für möglich halten, nach psychoanalytischen Maßstäben nicht nur eine Lehranalyse, sondern tägliche Kontrollanalysen durch Fachkollegen erfordern würde – ein utopisches Konzept, dem die Selbsterfahrungsgrüpler prompt entgegnen werden, daß dies genau das sei, was sie bereits heute ihren Mitgliedern zu bieten haben. Nimmt man dieses Angebot aber ernst, dann läuft es darauf hinaus, daß man überhaupt nichts mehr tut, weder arbeitet noch Politik betreibt, sondern nur noch in sich hineinhorcht, um mit Hilfe der anderen Gruppenmitglieder das Echo der Selbstbefragung auszuloten. Jede menschliche Aktivität mit Ausnahme des gegenseitigen »Sensitivitäts«-Trainings, der »Selbsterfahrung« und der »Bewußtseinsweiterung« wäre dann am Ende.

Es ist lehrreich, die Implikationen solcher bürgerlichen Therapievorstellungen bis zu ihrer logischen Konsequenz durchzudenken, um ihren inhärenten Denkfehler aufzudecken. Die Illusion, daß man sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen könne, war auch der ersten Generation der Analytiker eigen. Erst Bernfeld, Fenichel, Reich, Fromm, Caruso und Marcuse haben uns

klargemacht, daß Psychotherapie niemals Anpassung an die Gesellschaft sein kann, sondern stets eine Klärung der Stellung zur Gesellschaft erfordert. Wir dürfen uns nie damit begnügen, dem Patienten zum Verständnis des Einflusses zu verhelfen, den seine Eltern auf ihn ausgeübt haben, sondern müssen ihn auch dazu führen, den Einfluß der anderen dominanten Figuren der Kindheit, der Jugend und des Erwachsenenalters auf seine Ichbildung zu ergründen. Realitätsbewältigung – das kann nicht oft genug gesagt werden – ist heute nicht mehr im gleichen Maße wie zur Zeit Freuds die Bewältigung des Trieblebens, sondern in viel höherem Maße die der verdrängten Wut über lebenslange Monotonie bei der Arbeit und im Privatleben, lebenslange Unterordnung unter Menschen, die man nicht respektiert, lebenslange Unfähigkeit, das eigene Schicksal zu ändern. Wirtschaftskrisen, Kriege, Behördenmaßnahmen aller Art erfolgen, ohne daß der Bürger das Gefühl hat, er könne irgend etwas tun, um sie zu beeinflussen. Der Gang zur Wahlurne hat nur noch rituelle Bedeutung. Er dient dem Bürger, wie die Zauberrituale dem Vorzeitmenschen gedient haben, und er beeinflußt die Kräfte der Wirtschaft und der Politik ebensowenig, wie die Zeremonien der Urzeit das Wirken der Naturkräfte beeinflußt haben.

Zum zweitenmale in der Geschichte der Menschheit ist das Individuum heute in der westlichen Gesellschaft zu totaler Hilflosigkeit verdammt worden. Da die ganze Erziehung der bürgerlichen Demokratie aber darauf hinzielt, dem Bürger die Illusion einzupflanzen, er sei Meister seines eigenen Schicksals, entsteht zwischen Realität und Über-Ich ein Spannungsfeld völlig neuer Art.

Die Erkenntnisse der sozialen Realität werden derart mühselig und derart schmerzhaft verdrängt, daß wir uns mit Neurosen völlig neuer Art konfrontiert finden. Das Schlachtfeld der »Psyche« hat sich seit Freuds Tagen von der Grenzregion zwischen Es und Ich weitgehend auf die zwischen Ich und Über-Ich verlagert. Damit hat auch die Deutung der Sexualität, die das Kernthema dieses Buches ist, eine völlig andere Dimension angenommen.

Die Frage, die sich jedem stellt, der den Einfluß kindlicher Erlebnisse auf das *heutige* Verhalten des Erwachsenen untersuchen will, ist also die, ob es wichtiger ist, die Konflikte zwischen Ich und Es zum x-ten Male vorzuführen, oder ob die wichtigere Aufgabe nicht darin liegt, der Realitätsbewältigung des falsch Erzogenen die des relativ richtig Erzogenen gegenüberzustellen, um an seinem Beispiel zu beobachten, ob das Maximum an Güte, Mitgefühl, Verständnis und Disziplin, das bürgerliche Eltern unter ganz besonders günstigen Bedingungen manchen ihrer Kinder zukommen lassen, dann auch prompt jene perfekte Integration in die Gesellschaft ermöglicht, die Freud unter so günstigen Umständen als geradezu selbstverständlich erachtet hatte.

An zahllosen Beispielen gescheiterter oder unglücklicher, getrennter oder geschiedener Ehen, am Beispiel arbeitender Mütter, trinkender Väter, vaterloser oder gar mutterloser Haushalte, vor allem aber am Beispiel der Folgen von Heim- und Fürsorgeerziehung haben Psychoanalytiker, Sozialwissenschaftler, Jugendpfleger und Kriminologen einwandfrei und unwiderlegbar bewiesen, daß eine unglückliche Kindheit fast stets zu einem unglücklichen Erwachsenenleben führt, daß elterliche

Lieblosigkeit, aber auch elterliche Verwöhnung, oft zu Delinquenz und Kriminalität, mindestens aber zu Neurosen und zur Unfähigkeit der gesellschaftlichen Anpassung führen.

Was aber geschieht, wenn ein Kind durch ungewöhnlich glückliche Zufälle genau das richtige Maß an Liebe und Fürsorge erhält, wenn es obendrein noch, *fortunae filius*, die Durchtrennung der psychischen Nabelschnur zur rechten Zeit erfährt, wenn es – was weiß Gott noch seltener ist! – ein paar gute Schullehrer hat und sich dann seinen Beruf frei und ohne Druck der Eltern wählen kann, wenn es im Beruf erfolgreich ist, dank des glücklichen Sexuallebens der Eltern und der Ich-Stärke, die sie ihm mitgegeben haben, nun auch noch das Glück erfährt, sein eigenes Geschlechtsleben liebevoll und problemlos gestalten zu können – was geschieht mit einem solchen Glückskind? Paßt es sich nun nahtlos in die Gesellschaft ein? Integriert es sich mit jener Leichtigkeit, die wir an den Kindern unglücklicher Eltern vermissen? Identifiziert es sich mit der Gesellschaft, die ihm durch die Agentur seiner Eltern so viel Glück beschert hat?

Oder geschieht etwas ganz anderes? Gelingt es vielleicht gerade solchen Menschen, die Zwänge der Gesellschaft zu *durchschau*en und dank der Sicherheit, die ihre Eltern ihnen mitgegeben haben, solchen Zwängen zu *widerstehen*? Ist Nichtanpassung tatsächlich stets ein Indiz der *Anpassungsunfähigkeit*, oder mag es nicht auch das der *Anpassungsweigerung* sein? Und zwar der gesunden, nicht der neurotischen? Wie funktioniert der Fortschritt? Ist er nicht zum großen Teil das Werk der Nichtangepaßten? Ist Anpassungsfähigkeit also wirklich ein

Indiz der Gesundheit? Ist Anpassungsfähigkeit stets ein Symptom der Neurose? Kann mangelnde Anpassung an ein gegebenes Gesellschaftssystem unter Umständen nicht auch ein Indiz dafür sein, daß der Anpassungsunwillige gesund und die Anpassung fordernde Gesellschaft krank ist?

All das ist oft als Denkspiel diskutiert worden. Ich wollte es hier an einem konkreten Fall demonstrieren. Welchen Zwängen findet ein solcher Mensch sich ausgesetzt, wenn er sich *nicht* anpaßt? Kuscht er oder macht er weiter? Mit welchen Methoden versucht man, ihn zum Kuschen zu bringen? Welchen Methoden entgeht er dank welcher psychischen Kräfte? Welchen pathogenen Kräften findet er sich ausgesetzt? Welche neuen Neurosen drohen aus dem Kampf zwischen Ich und Realität zu entstehen? Welches Spannungsfeld ergibt sich zwischen dem liberalen Über-Ich liberal erzogener Kinder und den antiliberalen Kräften eines sich verzweifelnd gegen die wachsende Macht des Sozialismus verteidigenden Spätbürgertums? Das ist das Thema des vorliegenden Buches.

Es geht mir also nicht um die unentrinnbaren Folgen der Urszene, sondern um die Mittel, mit denen man ihr entrinnt. Nicht um den Determinismus der Psychoanalyse, sondern um die befreienden Kräfte des Ich, die sich trotz stetiger Bevormundung durch das Über-Ich, trotz täglicher und nächtlicher Ansprüche des Es, vor allem aber gegen den aktiven Widerstand der gesellschaftlichen Realität durchsetzen müssen, wenn die Menschheit sich je aus dem Käfig befreien will, den sie sich selbst gebaut hat.

Der Kampf des Ich gegen eine so überwältigende Feindesmacht läßt sich leichter in psychoanalytischem

Vokabular als in der Alltagssprache darstellen. Trotzdem wollte ich das zweite versuchen, um der elitären Arroganz so vieler analytischer Fachwerke zu entgehen. Ich wollte aber auch versuchen, eine Reihe von Fragen zu beantworten, die sich mir bei der Lektüre der Bücher anderer Autoren oft gestellt hatten: »Wieso schreibt *der* ausgerechnet *das*? Was, genau, ist in seinem Leben geschehen, das ihn zu gerade *diesen* Thesen, zu *diesem* Weltbild, zu *diesen* politischen Überzeugungen gebracht hat? Was hat ihn zur Wahl gerade *dieses* Fachgebiets bewogen? Wieso ist er gerade zu *diesen* Forschungsergebnissen gelangt?«

Natürlich gibt es so etwas wie eine objektive Wissenschaft mit verifizierbaren und falsifizierbaren Befunden. Aber die Befunde ergeben sich aus der *Fragestellung*; und wieso der eine *diese* Frage, der andere *jene* und der dritte *gar keine* stellt, das ist zumindest teilweise das Werk der Urszene und der Kräfte, die sie zu ihrer Unterstützung (aber auch zum Widerstand gegen sich selbst!) mobilisiert. Das Buch ist also auch ein Rechenschaftsbericht über das, was ich unter dem Eindruck der Urszenen und im Widerstand gegen ihren Sog zu sagen, zu schreiben und zu tun versucht habe. Wenn ich hier und da aus diesem oder jenem bereits veröffentlichten Text zitiert habe, so geschah das, um den Einfluß frühkindlicher Erlebnisse mit Beispielen zu belegen, die Freuds These von der Unentrinnbarkeit solcher Einflüsse dadurch mildern sollten, daß sie Möglichkeiten des *Widerstands* gegen psychisches *laissez-faire* aufzeigten. Denn die kindliche Erfahrung ist nicht in allen Fällen verbindlich. Man kann ihr mit Willenskraft,

analytischer Erkenntnis und mutiger Aufarbeitung der Vergangenheit auch entgehen. Ja, man *muß* ihr entgehen, wenn man nicht zum Sklaven der Kindheit werden will.

Hier unterscheiden sich Konservative grundsätzlich von Liberalen und Sozialisten. Obgleich gerade die Konservativen während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts die Freudschen Erkenntnisse besonders emphatisch abgelehnt haben (und diese Ablehnung in manchen Ländern, zum Beispiel in Österreich, auch heute noch mit inquisitorischem Eifer betreiben), ergeben sich heute zwischen ihnen und den orthodoxen Analytikern verblüffende Parallelen und Affinitäten. Beide betrachten den Einfluß der Vergangenheit als maßgeblich, beide sind in ihrer Einschätzung der menschlichen Natur pessimistisch, beide halten eine grundsätzliche Veränderung der menschlichen Gesellschaft für unglaublich und eine grundsätzliche Verbesserung für unwahrscheinlich. Wir aber, als Sozialisten, halten eine Veränderung des Individuums und eine Verbesserung der Gesellschaft nicht nur für möglich, sondern für unerläßlich. Wir weigern uns, die Diktatur der Vergangenheit zu akzeptieren. Wir lehnen den Terror des Gedankens, daß alles so bleiben müsse, weil es immer so gewesen sei, entschieden ab. Wir wollen uns vom Schatten der Vergangenheit befreien, einerlei ob er uns in der konservativen Form des unentrinnbaren Einflusses zufälliger Geschehnisse der Vergangenheit oder in der Freudschen Form des unausweichlichen Schicksals zufälliger Geschehnisse der Kindheit entgegentritt.

Deshalb war mir in diesem Buch die Herausarbeitung jener Geschehnisse, die mich von dem Einfluß der Urszene

befreit haben, wichtiger als die Beweisführung, daß manche Urszenen tatsächlich lebenslange Wirkungen ausüben. Ein zweiter Unterschied: Freud hat das Schicksal des Erwachsenen aus dem des Kindes abgeleitet und sich dabei auf die Libidoentwicklung in der Zeit zwischen Geburt und Pubertät gestützt. Ich habe in einigen Teilen dieses Buches den umgekehrten Weg zu gehen versucht, indem ich die Libidoentwicklung des Erwachsenen aus den politischen Erfahrungen der Kindheit und Jugend abzuleiten versucht habe. Das gesellschaftliche Sein bestimmt, wie ich bereits gesagt habe, nicht nur das Bewußtsein des Individuums, sondern auch dessen Libidostruktur. Also bestimmt das politische Sein auch das sexuelle Sein. Zwar entwickelt sich das politische Bewußtsein in der bürgerlichen Welt sehr spät und bleibt bei vielen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft auch lebenslang auf niedriger Stufe hängen. Aber zu gewissen Zeiten, so zum Beispiel den letzten Jahren der Weimarer Republik, wo viele Liberale und manche Konservative ihre Stimme für die KPD abgegeben haben, nur um dem Nationalsozialismus einen wirkungsvollen Riegel vorzuschieben, oder während der NS-Zeit, wo konservative Kräfte in den beiden Kirchen und liberale Kräfte des fortschrittlichen Bürgertums zum erstenmale ihre Angst vor unautorisierter »Gewalt« überwandten und in den Widerstand gingen, entwickelt sich das politische Bewußtsein mit mutativer Geschwindigkeit. Das hat solche Bürger dann in intensive, meist lebenslange Konflikte mit jenen anderen geführt, die trotz gewisser Vorbehalte das NS-System doch im Grunde als ein patriotisches, den allgemeinen Interessen des Volkes dienendes Regime

empfunden haben.

Wer so denkt, dem ist nicht zu helfen, und ich will mich hier auch nicht mit ihm auseinandersetzen, denn was sich in seinem Kopf abspielt, ist das tragische Resultat einer mißlungenen Kindheit. Gerade hier zeigt sich, wie recht Freud hatte, wenn er darauf hinwies, daß solche prägenden Folgen der Urszenen nur mit unerhörter Anstrengung überwunden werden können. Wer sich nicht anstrengt, sie zu überwinden, bleibt in ihnen stecken. Wer von seinen Eltern in einer gewissen Weise, mit bestimmten Normen des Respekts vor dem »Staat«, der »Autorität« und dem »Recht« erzogen worden ist, der bleibt sein Leben lang unfähig, den Mißbrauch der staatlichen Autorität und des Rechts zu erkennen und ihm zu widerstehen. Er wird glauben, daß man seine Gefühle unterdrücken, seine Leidenschaften zügeln, seine Gedanken verbergen und seine Überzeugungen verleugnen müsse, da man sonst bei den Nachbarn anecken, mit der Autorität in Konflikt geraten und beim Aufstieg scheitern werde.

Daß ein solches Syndrom nicht nur bei den unterdrückten Schichten des Kleinbürgertums, sondern auch bei jenen Kleinbürgern auftritt, die Macht, Erfolg und Vermögen gewonnen haben, zeigt das Schicksal des ehemaligen US-Präsidenten Richard Nixon, der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammte und früh im Leben den Entschluß gefaßt hatte, auf Biegen und Brechen reich und erfolgreich zu werden. Dabei hatte er sich die kleinbürgerliche, durch das eben beschriebene Erziehungssyndrom erzeugte Logik zu eigen gemacht, daß man es nur dann zu etwas bringen könne, wenn man die angeborene Persönlichkeit mit ihren unvermeidlichen

Schwächen verleugne und durch einen scheinbar unverwundbaren Panzer der öffentlichen Persönlichkeit ersetze. Das Resultat dieser lebenslangen Schauspielerei, dieses Versuchs, nicht nur eine einzige, völlig künstliche, von der tatsächlichen Persönlichkeit gänzlich abweichende öffentliche Figur darzustellen, sondern zusätzlich noch drei oder vier andere Persönlichkeiten für andere Zwecke hervorzubringen, war die wachsende Unfähigkeit, zu erkennen, wer er eigentlich war, was er sein wollte, was echt und was gespielt war.

Der tragikomische Versuch, seine eigenen Gespräche abhören zu lassen, war nur eine Facette dieses schizoiden Vorgangs. Weniger bekannt geworden ist eine zweite Facette, daß er nämlich jeden Abend in der Privatsphäre seines Schlafzimmers eine zweite Reihe von Tonbändern besprach, in denen er Kritik an den anderen, den »öffentlichen« Tonbändern (oder genauer: an dem, was er als Präsident der Vereinigten Staaten dort gesagt hatte) übte. Deutlich ging aus diesen privatesten, geheimsten Monologen Nixons hervor, daß er zwar versuchte, den privaten Nixon von dem öffentlichen Nixon zu unterscheiden, hierzu aber oft nicht mehr in der Lage war. In den seltenen Fällen, wo es ihm noch gelang, trat eine andere tragische Facette dieses Versteckspiels mit dem eigenen Ich hervor, nämlich daß die meisten der Dinge, die Nixon zu Fall gebracht haben und von den Bürgern der Vereinigten Staaten besonders übelgenommen worden sind, nicht dem »wirklichen«, dem »echten«, dem »privaten« Nixon, sondern dem »öffentlichen«, dem »politischen«, dem »pflichtbewußten« Nixon entstammten. Er hatte sich geradezu zwingen müssen, sein relativ

sensitives Ich zu verleugnen, weil er den Sinn der Macht so mißverstanden hatte, daß er meinte, man erwarte von einem Präsidenten jene »Härte«, jene »Watergate-Methoden«, jene Korruption, die er dann prompt an den Tag legte, um zu beweisen, er sei »stark«, er sei »ein richtiger Mann«, er sei nicht »sensitiv« und »weibisch«.

Sein Versuch, sich als »Mann« zu beweisen, ging so weit, daß er mit seiner Frau nicht mehr sprechen konnte, da er Gespräche mit Frauen als »weibisch« und deshalb eines Präsidenten unwürdig auffaßte. Wenn er mit ihr beim Essen saß, mußte sofort serviert und sofort nach dem Essen abgeräumt werden, weil er unfähig war, auch nur wenige Minuten des explosiven Schweigens zu ertragen, das sich stets ergab, wenn er mit seiner Frau allein war. Robert Woodward und Carl Bernstein berichten in ihrem Buch über die letzten Tage der Präsidentschaft Richard Nixons, daß eine neu eingestellte Küchengehilfin den Chefbutler einmal fragte, wieso es denn so dringend nötig sei, innerhalb einer Minute, nachdem sich die Nixons zum Essen niedergesetzt hatten, zu servieren, und innerhalb einer Minute, nachdem sie fertig waren, wieder abzuräumen. Der Butler antwortete: »Eine Minute ist eine Ewigkeit, wenn man nicht miteinander reden kann.«

Die Tatsache, daß es in den meisten bürgerlichen und kleinbürgerlichen Familien nicht ganz so arg zugeht wie bei den Nixons, sollte uns nicht von der Erkenntnis ablenken, daß das Nixon-Syndrom kennzeichnend für eine Gesellschaftsordnung ist, die dem Menschen, der »Karriere« machen will, der es »zu etwas bringen« möchte, eine tägliche Selbstverleugnung abverlangt, eine

Verhärtung der äußeren Kruste, eine Aufweichung des psychischen Kerns, einen Zerfall der Moral und schließlich eine totale Unfähigkeit, zwischen den wirklichen und den simulierten Interessen des eigenen Ichs zu unterscheiden. Es geht aber auch nicht an, dieses Phänomen psychologisierend zu erklären, als ob es ein individuelles Problem sei, das sich innerhalb einer jeden Familie aus der individuellen Unwissenheit individueller Väter und Mütter ergäbe. Wenn die Mehrheit aller Mütter und Väter unfähig ist, ihren Kindern die zum Widerstand gegen Ausbeutung und Korruption erforderlichen Kräfte mitzugeben, dann liegt die Ursache nicht bei der individuellen Mutter und dem individuellen Vater, sondern bei der Gesellschaftsordnung, die ihnen gar keine Alternative als die der falschen, der selbstzerstörerischen Erziehung übrigläßt.

Und damit komme ich zum Kernpunkt dieses Buches, nämlich den *Gründen*, weshalb ich mich trotz einer vollendeten psychoanalytischen Ausbildung weigere, psychoanalytische Therapie zu betreiben. Die Psychoanalyse zehrt heute von einem aus dem Solipsismus abgeleiteten Begriff der »psychischen« Krankheit. Im Gegensatz zu diesem, noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden, an Charcot, Kraepelin und Bleuler anknüpfenden Krankheitsbegriff, scheint mir die Tatsache, daß ein Mensch »psychisch« leidet, nicht notwendigerweise zu bedeuten, daß er »psychisch« krank ist. Und die Tatsache, daß er »psychische« Probleme hat, scheint mir keineswegs zu belegen, daß sie *psychogen* sind. Sind sie aber *soziogen*, dann können wir sie ebensowenig »heilen«, wie der Pneumologe eine

Pneumokoniose heilen kann. Zwar kann er temporäre Linderung verschaffen, aber wenn der Patient mit seiner Staublunge wieder in die gleiche Fabrik, ins gleiche Bergwerk zurückkehrt, werden seine Atemwege bald wieder der gleichen Entzündung anheimfallen. Die Mehrzahl der scheinbar psychogenen Symptome, die heute in der Praxis des Psychoanalytikers auftauchen, ist ebensowenig therapierbar wie die Eisenstaublunge des Stahlarbeiters, die Kohlenlunge des Kumpels oder die Tabaklunge der Zigarrenwicklerin. Der therapeutische Ansatzpunkt solcher soziogenen Krankheiten liegt nicht im Körper oder der »Psyche« des Patienten, sondern an seinem Arbeitsplatz, in seiner Familie, in seiner sozialen Umgebung.

Was ich an der Psychoanalyse auszusetzen habe, ist also nicht, daß sie schlecht therapiert, sondern daß sie sich anmaßt, Menschen therapieren zu können, die nicht im psychogenen Sinne krank sind. Die Syndrome, die den Analytiker zur Verweigerung der Therapie bewegen sollten, sind nicht jene, die endogen sind (obgleich ich auch hier profunde Zweifel hege, ob sie, wenn sie überhaupt heilbar sind, nicht schneller heilen, wenn man sie allein läßt, als wenn man sie »behandelt«), sondern die soziogenen. Einem solchen Patienten vorzumachen, wir könnten ihn therapieren, ist gefährlich. Denn wenn er eine Zeitlang in der Analyse zugebracht hat und dann wieder in die krankmachende Umgebung zurückkehrt, wird er das neuerliche Aufflackern der Symptome als Indiz seiner Unheilbarkeit auffassen und wird nun erst wirklich krank werden.

»Psychische« Krankheiten unterscheiden sich dadurch

von somatischen, daß sie nicht von der individuellen Symptomatik her definiert werden können, sondern sich nur als Abweichungen von den »psychischen« Normen der Gesellschaft, in der sie auftreten, erfassen lassen. Ein Darmkrebs in Nairobi ist genau das gleiche wie ein Darmkrebs in Pittsburgh oder in Essen. Aber eine »Neurose« in einer afrikanischen Stammesgesellschaft ist etwas völlig anderes als eine »Neurose« in einer westlichen Großstadt, hat andere Ursachen und kann überhaupt nur dann als Krankheit definiert werden, wenn sie in der Anamnese des Individuums und nicht in den gesellschaftlichen Normen begründet ist. Solche »Krankheiten« lassen sich nicht in die medizinische Skala »gesund/krank« einordnen, sondern sind nur als statistische Werte auf der Skala »normal/anormal« abzulesen. »Gesund« sind die »Normalen«, »krank« sind diejenigen, deren Eigenschaften von denen der Norm abweichen.

Finden wir, wie es in unserer westlichen, großstädtischen Wirtschaft und den von ihr geprägten Gesellschaftsordnungen üblich ist, eine Mehrzahl von »psychisch« verunsicherten Menschen vor, so stellen diese die Norm und nicht die Ausnahme dar. Ihre Symptome sind nicht das Resultat individualpsychologischer *Abweichungen* von der Norm, sondern sie *sind* die Norm. Uns einzubilden, wir könnten sie »heilen«, ist ein für beide Seiten gefährlicher Selbstbetrug. Denn da die Ursache des Leidens nicht in ihrer individualspezifischen Krankheitsgeschichte, sondern in dem pathogenen Charakter ihrer Umwelt liegt, kann das Leiden nur beseitigt werden, indem die pathogenen Aspekte der

Umwelt korrigiert werden.

Meine Kritik an dem ganzen riesigen Apparat modischer Psychotechniken der westlichen Welt ist also nicht etwa, daß sie unwirksam seien, sondern daß sie nur allzu wirksam sind, indem sie den Menschen, der in ihre Fänge gerät, überhaupt erst krankmachen. Solange der Mensch weiß, daß seine Symptome gar nicht oder nur in geringem Maße von denen der Mehrheit abweichen, mag er zwar leiden, er mag sogar sterben, aber der Gedanke, daß sein Leiden pathogen sei, wird ihm ebensowenig kommen, wie er bei Menschen auftritt, die im Kriege oder bei einer Unwetterkatastrophe oder während eines Erdbebens leiden und sterben. Geben wir ihm aber die Illusion, sein Leiden sei krankhaft, indem wir ihm anbieten, ihn zu »heilen«, so setzen wir überhaupt erst jenen Teufelskreis in Bewegung, aus dem wir ihn angeblich befreien wollten. Wo die Umwelt und nicht das Individuum pathogen ist, da muß die Umwelt und nicht das Individuum therapiert werden. Die Kur liegt nicht in der individuellen Teilnahme an einem psychotherapeutischen Prozeß, sondern in der kollektiven Partizipation an einer gesellschaftsverändernden, umweltverbessernden Tätigkeit.

Soweit und insofern bin ich auch mit den Vorschlägen mancher fortschrittlichen Psychiater, zum Beispiel Horst-Eberhard Richters und Manfred Pohlens, einig. Nur in der Definition, welche *Art* von Kollektiv das sein soll, weichen wir voneinander ab. Ich zweifle, ob das eine Spontangruppe à la Richter, eine Encounter-Gruppe à la Rogers oder eine Marathongruppe à la Bach sein kann. Der Grund meines Zweifels ist der, den sie als Beweis ihrer

Qualifikation für diese Aufgabe betrachten: ihre psychologische Kompetenz. Die Welt ist aber nicht *psychologisch* veränderlich. Psychologie wirkt auf *Individuen*. Wir aber haben es mit *Gesellschaftsschichten* zu tun, mit *Produktionsprozessen* und deren gesellschaftlichen Auswirkungen. Die Illusion, daß wir die *Gesellschaft* mit analytischer oder gruppendynamischer Psychologie verändern oder gar »verbessern« können, setzt uns um Jahrzehnte zurück.

Deshalb die Entschiedenheit meines Tons: nicht weil ich mit den linken Psychotherapeuten ein Hühnchen zu rupfen hätte (im Gegenteil, ich kenne die meisten und schätze sie als Menschen und als Freunde), sondern weil ich ihren Mut, ihre Energie und ihren Enthusiasmus als potentielle Quellen wirklich gesellschaftsverbessernder Kräfte sehe und weil mir die Jahrzehnte, die seit der Entdeckung der Psychoanalyse und der anderen nichtsomatischen Psychotherapien verstrichen sind, leider gezeigt haben, daß ihr sozialer Effekt gleich Null ist. Der *individuelle* Effekt ist weniger als Null: er ist negativ.

Er ist negativ, weil die Ziele, die sich die Psychoanalyse und die aus ihr entstandenen Schulen der Psychotherapie gesetzt haben, in unserer gegenwärtigen Gesellschaft unerreichbar sind. Daß sie auch für andere Formen der Psychotherapie unerreichbar sind, versteht sich von selbst. Wer mir vorwirft, ich wolle die neueren Psychotechniken, zum Beispiel die Encountertherapie, zugunsten der älteren, zum Beispiel der Psychoanalyse, herabsetzen, der hat nicht verstanden, worum es mir geht. Ich ziehe die Psychoanalyse nur deshalb vor, weil sie ihre Ziele niedriger gesteckt hat. Die meisten Analytiker sind so überarbeitet,

daß sich die Versuchung, soziogene Symptome zu therapieren, meist gar nicht stellt. Und die meisten Analytiker kommen auch gar nicht auf den Gedanken, daß ihre Arbeit eine gesellschaftsverändernde sein solle oder könne. Die wenigen Analytiker, die den Sinn ihres Lebens darin sehen, am Todestage eine bessere Welt hinterlassen zu haben als an dem ihrer Geburt, üben ihre gesellschaftsverändernde Tätigkeit entweder außerhalb ihrer therapeutischen Tätigkeit aus, oder arbeiten an einer grundsätzlichen Veränderung der Analyse, die nicht mehr als individualpsychologische Therapie, sondern als erkenntnistheoretische Hilfe im politischen Kampf dienen soll.

Die revolutionären Denkanstöße, die Freud gegeben hat, werden sich erst in künftigen Generationen mit einer Art Zeitzündereffekt enthüllen. Etwa so, wie sich der Denkanstoß Hegels erst auf dem Umweg über Marx in einer gesellschaftsverändernden Welle geäußert hat, die heute schon den größeren Teil der Erde in anderen Farben zeigt als gestern. Der große italienische Psychiater Franco Basaglia hat mir einmal gesagt, die Quintessenz seines Lebens und seines psychiatrischen Wirkens ließe sich in zwei Sätzen zusammenfassen: »Man muß aufhören, die Kranken in Krankenhäusern unterzubringen, und man muß anfangen, sie in die Welt der sogenannten Gesunden zu integrieren.« Das bedeutet: Man muß aufhören, sich als Arzt zu betätigen, und man muß anfangen, gesellschaftsverändernde Sozialarbeit zu betreiben. Wenn das sogar auf die gravierenden Fälle der Psychiatrie zutrifft, dann trifft es sicher in noch höherem Maße auf die weniger gravierende Kasuistik der Psychotherapie und

Neurosenlehre zu. Wir müssen aufhören, uns Illusionen zu machen, daß wir den Großteil der heute in unserer Gesellschaft auftauchenden »Neurosen« mit irgendwelchen Mitteln der Welt »heilen« können, und wir müssen anfangen, die Energien, die wir im Gefolge dieser Illusion verschwendet haben, anderen Zielen zuzuwenden, die realisierbar sind. Eines dieser Ziele ist der Abbau der neurotisierenden Strukturen unserer Gesellschaft. Dort liegt die *Ursache* der sogenannten Neurose. Alles, was wir am individuellen Patienten vorfinden, ist nur ein *Symptom*.

In einer Zeit nahezu totaler Korruption der Gesellschaft ist kaum etwas anderes zu erwarten als eine totale Korruption der Psyche. Wenn das aber so ist, dann hat Basaglia recht: dann besteht die einzige sinnvolle Ausübung des seelenärztlichen Berufs darin, daß wir den seelenärztlichen Beruf aufgeben und statt dessen versuchen, die *Ursachen* der seelischen Krankheiten zu beseitigen. Das ist soziale und politische Arbeit. Sie findet in allen Parteien statt, aber am intensivsten in den sozialistischen und kommunistischen. Daß in den »Nervenkliniken« mancher sozialistischer Staaten heute fürchterliche Dinge geschehen, darf nicht bestritten werden. Und trotzdem gibt es in der bürgerlichen Gesellschaft keine andere Sozialtherapie als die des Sozialismus.

Ich habe seit meinem 15. Lebensjahr in sozialdemokratischen, sozialistischen und kommunistischen Gruppen gearbeitet und kann aus lebenslanger Erfahrung sagen, daß die Praxis an der Basis aller drei Gruppen identisch ist, daß die Menschen in den drei Gruppen

einander ähneln wie ein Ei dem anderen – die gleiche Disziplin und die gleiche Opferbereitschaft, die man in bürgerlichen Parteien nie in gleichem Maße vorfindet. Nur die Funktionäre versuchen uns und einander vorzumachen, es bestünden tiefe psychologische Unterschiede zwischen den drei Gruppen. Viele Jahre lang war ich in der englischen Labour Party, der Independent Labour Party und der englischen KP tätig und habe nie einen Unterschied in der Mentalität der Mitglieder oder der Alltagsarbeit an der Basis wahrgenommen. Wir kämpfen mit den gleichen Mitteln für die gleichen Ziele, und wer uns zu trennen sucht, der schädigt uns alle und nützt unseren gemeinsamen Gegnern.

Da ich heute in Österreich und nicht mehr in der Bundesrepublik Deutschland lebe, bin ich der SPÖ beigetreten, weil sie als Erbe des Austromarxismus, der »Zweieinhalbten Internationale«, eine Stellung halbwegs zwischen den verfeindeten Brüdern einnimmt. Punkt 4 der Statuten meiner Partei verbietet mir, gemeinsam mit Angehörigen anderer Parteien im öffentlichen Leben politisch tätig zu sein. Das heißt: Ich darf mit Konservativen, Liberalen und Kommunisten *sprechen*, darf ihnen auch Vorträge über *nichtpolitische* Themen halten, zum Beispiel über meine akademischen Lehrgebiete, aber ich darf nicht gemeinsam mit ihnen *demonstrieren* oder in irgendeiner anderen Weise mit ihnen *politisch* zusammenarbeiten. Ich gehorche diesem Statut, aber mein Parteibuch sagt auch: *Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Arbeitenden von der kapitalistischen Herrschaft über die Produktionsmittel besteht noch immer. Die Sozialisten wollen die Klassen beseitigen. Sie kämpfen gegen jede*

*Unterdrückung und Ausbeutung durch privatwirtschaftliche Macht und kapitalistische Profitwirtschaft.* Dagegen kämpfen auch die Kommunisten, und nicht nur die in der KPÖ, sondern auch die Maoisten und Trotzisten. In diesem Punkt sind wir uns also alle einig und gehören zusammen, ob wir zusammenarbeiten dürfen oder nicht.

Andererseits sagt mein Parteibüchlein: *Die SPÖ lehnt die imperialistische Expansionspolitik des Sowjetkommunismus ab.* Und es sagt: *Zwischen Sozialismus und Diktatur gibt es keine Gemeinschaft. Daher sind die Sozialisten unbeugsame und kompromißlose Gegner des Kommunismus.* Was aber geschieht, wenn Kommunisten, wie in Frankreich, Schweden und Island, mit Sozialisten zusammenarbeiten? Was geschieht, wenn sie ebenso »unbeugsam und kompromißlos« gegen »die imperialistische Expansionspolitik des Sowjetkommunismus« kämpfen wie die Chinesen und die Jugoslawen? Was geschieht, wenn sie, wie in Spanien, Italien und Frankreich, der Diktatur des Proletariats abschwören und ihren Treueschwur auf die parlamentarische Demokratie ablegen? Sagen wir dann: »Ich glaub' dir kein Wort! Einmal ein Kommunist, immer ein Kommunist!« Sollen wir bürgerlichen Organisationen wie der CIA, deren Unglaubwürdigkeit von den demokratischen Überwachungsgremien ihrer eigenen Länder festgestellt worden ist, mehr Glauben schenken? Warum glauben wir denen, deren Unglaubwürdigkeit bewiesen ist, und mißtrauen jenen, die gemeinsam mit uns in Streiks und anderen Arbeitskämpfen ihre Verlässlichkeit bewiesen haben?

Wo liegt unsere grundsätzliche Loyalität? Wir sind eine Partei der Arbeiter und der Arbeitenden; sollte unsere Loyalität dann nicht bei den Arbeitern und den Arbeitenden liegen, einerlei in welchen anderen Parteien sie organisiert sind? Sind »Demokraten«, die als ausbeuterische Unternehmer gegen jedes Statut unserer Partei verstoßen, bessere Partner als Arbeiter, selbst wenn diese sich nicht ausdrücklich »Demokraten« nennen? Sollte uns, wenn es einmal hart auf hart geht wie 1934 in Wien, wie im Spanischen Bürgerkrieg, wie im Chile Allendes, die Allianz mit Kommunisten nicht sympathischer sein als die mit dem Klassengegner? Ist eine Arbeitsgemeinschaft mit »demokratischen« Organisationen vom Typ der CIA wirklich ehrenhafter als mit erprobten Arbeitskollegen im gleichen Betrieb, die sich zufällig anderen Arbeiterorganisationen als der unseren angeschlossen haben? Sollte uns, wenn es zum »letzten Gefecht« kommt, selbst die drastischste Form der proletarischen Diktatur nicht immer noch lieber sein als selbst die mildeste Form der »demokratischen« Unternehmerherrschaft?

Wenn sich heute Sozialdemokraten, Sozialisten und Kommunisten aller Länder einigen könnten, glaubt irgendwer auf der Welt dann, daß der ganze Spuk des Kapitalismus mit seinen weltweiten, keiner demokratischen Instanz gehorchenden Multikonzernen, mit seinen von keinem Parlament überprüfbaren Terrororganisationen vom Typ der CIA auch nur ein Jahr lang überleben könnte?

Haben wir vergessen, daß alle Arbeiterparteien, sozialistische wie kommunistische, syndikalistische wie sozialdemokratische, aus der gleichen Wurzel gewachsen sind? Daß wir uns nach vielen Generationen des

gemeinsamen Kampfes gegen den gemeinsamen Gegner erst im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts voneinander getrennt haben? Was wir heute »Kommunismus« nennen, ist deckungsgleich mit dem, was die Gründer der SPD unter »Sozialismus« verstanden. Es ist ein Irrglaube, daß die Kommunisten von der ursprünglichen Plattform der SPD nach links abgerückt sind. Wahr ist dagegen, daß die SPD im Laufe der Jahrzehnte nach ihrer Gründung stetig weiter nach rechts rückte, bis die Traditionalisten, die auf der Plattform der Parteigründer standen und sich weigerten, von ihr abzuweichen, in der Partei isoliert waren. Das war die Gruppe um den Parteigründer August Bebel, den Sohn Karl des Mitgründers Wilhelm Liebknecht, und den Parteihistoriker Franz Mehring.

Die SPD war 1869 in Eisenach von Wilhelm Liebknecht und August Bebel als Sozialdemokratische Arbeiterpartei gegründet worden. Ihr Programm war strikt marxistisch, beruhte auf dem Prinzip des Klassenkampfes und richtete sich ausdrücklich gegen das nationalistische, den Klassenkampf zurückweisende Konzept des 1863 von Ferdinand Lassalle gegründeten Deutschen Arbeitervereins. Sofort nach dem Eintritt der Lassalleaner in die Partei versuchten sie mit allen erdenklichen Mitteln, das Steuer nach rechts zu drehen. Es gelang ihnen auch, einen Teil dieser Bestrebungen in dem Gothaer Programm von 1875 durchzusetzen, das deshalb von Marx und Engels, die das ursprüngliche Eisenacher Programm mitverfaßt hatten, heftig kritisiert worden ist. Karl Kautsky versuchte 1890 im Erfurter Programm einen Kompromiß zwischen den Ideen der Gründer und denen der Gothaer Rechtsabweichler durchzusetzen. Trotz dieser

Kompromißvorschläge wirkt dieses Programm auf den heutigen Leser immer noch weit radikaler als das Godesberger Programm der heutigen SPD.

In den folgenden Jahren begann der von Legien, Vollmar und Bernstein geführte Versuch, die Partei den Zielen ihrer Gründer abspenstig zu machen, erste Erfolge zu verzeichnen. Dieser sich selbst als »Revisionisten« bezeichnenden Splittergruppe gelang es in den Jahren 1899 bis 1917 durch unaufhörliche Intrigen fast alle führenden Köpfe der loyalen, auf Bebel und Liebknecht beharrenden Zentralgruppe aus der Partei herauszuekeln - so auch Karl Kautsky, Rudolf Hilferding, Clara Zetkin, Hermann Remmele und Ernst Thälmann, die im April 1917 in Gotha die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD) gründeten, eine Partei, die in ihrem Programm zu dem der SPD-Gründer zurückkehrte, während die »offizielle« Partei nichts mehr außer ihrem Namen mit der Partei Bebels und Liebknechts gemein hatte.

Auch die Spartakusgruppe der Kriegsgegner um Franz Mehring, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg war keine Linksfraktion, sondern im Gegenteil eine Gruppe linientreuer Altmarxisten, die dem Revisionismus Widerstand leisteten und die Partei auf dem Kurs ihrer Gründer zu halten versuchte. Es ist bei sorgfältigster Analyse unmöglich, den geringsten ideologischen Gegensatz zwischen dem Eisenacher Gründungsprogramm der SPD und den ursprünglichen Vorstellungen der Spartakisten festzustellen. Erst als sie immer tiefer in die Opposition getrieben wurden, tauchte der Gedanke auf, eine eigene Partei zu gründen, die zu den Prämissen der

sozialdemokratischen Parteiväter zurückkehren sollte. Selbst das Gründungsprogramm dieser Gruppe, der ersten KPD, ähnelt dem der Parteiväter von 1869 immer noch mehr als dem der Leninisten in der späteren UdSSR.

Hier soll nicht argumentiert werden, wer recht oder unrecht hatte, denn hier gibt es kein eindeutiges Recht und hier gibt es kein eindeutiges Unrecht. Hier kommt es allein darauf an, was man von der Partei *erwartet*. Erwartet man von ihr, sie müsse an die Macht kommen und an der Macht bleiben, einerlei ob damit dem Sozialismus geholfen wird oder nicht, dann muß man jeden Rechtsruck der Partei begrüßen. Dann hatte auch Helmut Schmidt recht, als er sich entschied, dem Sozialismus auf ein paar Jahre Lebewohl zu sagen, um erst einmal das Wohlwollen der Wirtschaftsmächte zu gewinnen. Recht hatte er, denn *ohne* dieses Wohlwollen, *ohne* die Unterstützung der Wirtschaftsmächte, kommt *keine* Partei im bürgerlichen Westen zur Macht. Erwartet man andererseits von der Partei, daß sie sich keinem anderen Ziel als dem des Sozialismus zu widmen habe, dann müssen die Jahre, die seit Babels Tod verfließen sind, als Jahre des stetigen Rückschritts gelten.

Die *Macht* im bürgerlichen Staate zu erlangen, ist zwar keineswegs leicht, aber es ist möglich. Die Macht im bürgerlichen Staat zu gewinnen, ohne vom Bürgertum *korrumpiert* zu werden, ist jedoch schwer. Bestechung, Filzokratie und Pöstchenwirtschaft sind Preise, die man für den Aufstieg zur bürgerlichen Macht zu zahlen hat. Der zweite Preis, den man zu zahlen hat, ist die Verdammung der eigenen besten Genossen, die unter solchen Umständen unweigerlich als Radikale gelten müssen, weil

sie nach wie vor dem eigentlichen Parteiziel, dem Sozialismus, nachstreben und deshalb in Kollision mit den bürgerlichen Aufsteigern in den Reihen der Partei geraten. Dann wird es schwer, die Demoralisierung der Partei zu verhindern, denn die Funktionäre sind so menschlich wie alle anderen Menschen: sie gewöhnen sich an ihre Pfründe und neigen dazu, die Sozialisten in den eigenen Reihen, die sich gegen die Pfründewirtschaft wenden, zu verdammen und mit Parteiausschluß zu traktieren. Geschieht das einmal, dann verliert die Basis Respekt für ihre Funktionäre, und das ist dann das Ende der mühselig erkämpften bürgerlichen Macht. Es ist dieser Zyklus, der die Sozialdemokratie immer wieder der Früchte ihres Kampfes beraubt, wenn sie die »Demokratie« höher als den Sozialismus bewertet.

Die von den bürgerlichen Parteien mit höhnischer Befriedigung registrierten Flügelkämpfe zwischen »rechten« und »linken« Sozialdemokraten sind niemals politische Auseinandersetzungen gewesen, sondern stets nur Konflikte zwischen jenen, die in der Partei Aufstiegsmöglichkeiten suchen, und jenen anderen, die selbstlos, opferbereit und unkorruptierbar ein einziges Ziel anstreben: den Sozialismus. Einerlei wer aus diesem Konflikt als Sieger hervorgeht, eines darf nie und nimmer geschehen: daß die Altsozialisten in der Partei, die Träger des Erbes der Parteigründer, als Linksabweichler kategorisiert werden, während die Rechtsabweichler, die Korruptibaren, sich als Hüter der Parteidemokratie ausgeben. Peinlich, wie es ist, das als Sozialdemokrat zugeben zu müssen, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß das Erbe August Bebels und Wilhelm

Liebknachts heute von den Kommunisten höher geehrt wird als von uns.

Andererseits läßt es sich nicht verleugnen, daß der Bruderkampf innerhalb des kommunistischen Lagers heute genau so bitter ist, wie er damals in unseren Reihen war. Er mag ebenso tragische Folgen haben wie der zwischen uns und den Kommunisten, denn hätten wir uns zwischen 1917 und 1919 nicht miteinander gezankt, so gehörte die Welt heute uns. Eine winzige Hoffnung mag darin liegen, daß Kommunisten, die den Kampf gegeneinander nicht mitmachen wollen, heute überall auf der Welt in die sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien gegangen sind und sich lieber »Reformisten« schimpfen lassen, als die Blutschuld der gegenseitigen Verunglimpfung, Bekämpfung und Zerstörung auf sich zu laden.

Natürlich klaffen profunde Unterschiede zwischen Lenins und Breschnews Zeiten auf. Natürlich ist die KPdSU in diesem Sinne »revisionistisch«. Natürlich sind die KPI und die KPF von diesem Standpunkt aus »opportunistisch«. Aber es ist ebenso selbstzerstörerisch, wenn Maoisten und Trotzisten eine Allianz mit kommunistischen »Revisionisten« ablehnen, wie es geradezu masochistisch ist, wenn die Sowjetunion und die ihr verbundenen Parteien chinesische Genossen als »Imperialismussklaven« verteufeln.

Kommunistischer Antikommunismus, genau wie sozialistischer, nützt nur dem Unternehmer und ermöglicht überhaupt erst seine Existenz und sein Überleben. Einerlei wie loyal wir die Gebote unserer Parteien befolgen, öffentlich oder auch privat nicht mit den Genossen in den

anderen Parteien zusammenzuarbeiten, obliegt es uns doch als Kinder der gemeinsamen Mutter, immer wieder auf unsere gemeinsame Herkunft hinzuweisen, eher das Gemeinsame als das Trennende hervorzuheben und mit besonderer Tatkraft jene Schwesterparteien zu unterstützen, vor allem die französische und die schwedische, die mit anderen Arbeiterparteien zusammenarbeiten, um den Bruderzwist endlich abzubauen.

Gelingt uns das, so widersteht uns niemand mehr. Manche von uns bringen überhaupt nur deshalb den Mut und die Kraft auf, in einer so korrupten, so durch und durch verlogenen und neurotisierenden Welt wie der des gegenwärtigen, sterbenden Kapitalismus weiterzuleben, weil sie hoffen, den Tag der Einigung der Arbeiterparteien noch erleben zu dürfen. Die Zeit, die vor uns liegt, ist weiß Gott nicht eindeutig. Selbst Marx hat von der Alternative zwischen dem Aufstieg in den Sozialismus und dem Abstieg in die Barbarei gesprochen und dabei die zweite Alternative gar nicht als so unwahrscheinlich dargestellt, wie allzu optimistische Genossen sie heute sehen – oder gern sehen möchten. Ich sehe sie anders. Lebte ich nicht in täglicher Angst vor dem Rückfall in die Barbarei, so hätte ich dieses Buch nicht geschrieben.

### *Postscriptum*

Qui tacet, consentire videtur.

Bonifatius VIII



## Nachwort zur Taschenbuchausgabe

Seit zwei Jahrzehnten liegt der Schwerpunkt meiner Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Sexualpädagogie – dem Studium der Geschlechtsentwicklung des Kindes. Auch »Die Urszene« – auf dem Schutzumschlag der Originalausgabe unglücklicherweise als »Selbstanalyse« bezeichnet – entsprang dieser Forschungstätigkeit. Das Buch sollte die lebensgeschichtlichen Folgen frühkindlicher Sexualerlebnisse illustrieren und ist an dieser Aufgabe gescheitert. Auf den folgenden Seiten will ich versuchen, die Gründe dieses Scheiterns zu erörtern.

Ich hatte mich erst spät im Leben – nach langjährigem Studium der Ethnologie und der Produktion einer Anzahl ethnologischer Filme – dazu entschlossen, Psychoanalytiker zu werden. In dem Jahr nach meiner vollendeten Lehranalyse gelangte ich jedoch zu der Entscheidung, nicht in die klinische Praxis zu gehen, sondern Psychoanalyse als Teil meiner ethnologischen und filmischen Tätigkeit zu betreiben. Drei Gründe bewirkten diesen ketzerischen Entschluß. Der erste entsprang meinen wachsenden Zweifeln an Freuds These, daß wir so sind, wie unsere Eltern uns gemacht haben. Der zweite lag in meinem schwindenden Vertrauen zur analytischen Therapierbarkeit soziogener Störungen der Psyche. Der dritte entsprang meiner aus der völkerkundlichen Erfahrung stammenden Erkenntnis, daß der Mensch das flexibelste, am leichtesten veränderliche aller irdischen

Geschöpfe ist und daß auch die menschlichen Kulturen sich mit erstaunlicher Leichtigkeit verändern lassen. Daraus erwuchs für mich die moralische Pflicht, an der Realisierung des Möglichen mitzuarbeiten, also politische Arbeit zu leisten und sie als Funktion meiner wissenschaftlichen Erkenntnisse zu betrachten.

Das hat viele meiner Kollegen verwirrt und in mir selbst eine von allen anderen Analytikern abweichende Haltung zur Psychoanalyse erzeugt. Auch zwischen den beiden Lagern der mir nahestehenden Analytiker – den völkerkundlich orientierten wie Géza Róheim, Georges Devereux, Paul Parin, Fritz Morgenthaller, Mario Erdheim einerseits, andererseits den »Linken« wie Wilhelm Reich, Erich Fromm, Herbert Marcuse, Igor Caruso – und meiner eigenen Position klaffen tiefe Meinungsunterschiede auf.

Mich interessiert die Analyse nicht als Methode der Heilung seelischer Krankheiten, sondern als erkenntnistheoretisches Werkzeug der Völkerkunde und als erkenntnispraktisches Hilfsmittel der Politik. Was mich an der analytischen Forschungsarbeit fasziniert, sind nicht jene Kindheitseinflüsse, die dem Erwachsenen seine *Integration* in die Gesellschaftsordnung seiner Eltern ermöglichen, sondern jene anderen, die ihn zum *Widerstand* gegen sie befähigen. Nicht jene Aspekte der elterlichen Autorität, die sich dem Kinde als Über-Ich einprägen, waren für mich wichtig, sondern jene anderen, die ein von den Wertmaßstäben der Eltern *abweichendes* Über-Ich erzeugen.

Hätte ich die Thesen des vorliegenden Buches in einem Satz zusammenfassen müssen, so hätte ich im Jahre 1975 gesagt, es solle Belege dafür liefern, daß bestimmte

kindliche Erfahrungen weder zur »gesunden« Integration in die herrschende Gesellschaft, noch zur psychischen Schädigung und damit zum Mißlingen der Sozialisation zu führen brauchen, sondern zur psychischen Stabilität als Folge der *verweigerten* Integration führen können. Dies war damals eine in der Geschichte der Psychoanalyse völlig neue These, die bei einigen Kritikern auch prompt auf heftigen Widerstand stieß. Und dies mit gewissem Recht. Denn da ich in meiner wissenschaftlichen Tätigkeit nur mit Kindern arbeitete und die späteren Folgen kindlicher Erfahrungen nicht aus den Lebensgeschichten meiner kindlichen Probanden belegen konnte, mangelte es mir an Beweismaterial.

Unter dem Druck der Kritik begann ich das Unmögliche zu versuchen: mein eigenes Leben zu analysieren und als Fallstudie vorzulegen. Das Resultat wirkte auf meine Leser genauso negativ, wie meine analytisch ausgebildeten Kritiker das vorausgesagt hatten: Alles, was ich als Beweis meiner These vorlegte, klang wie Prahlerei; alles, was ich als Gegenbeweis zitierte, klang wie Wehleidigkeit und Selbstmitleid. Darin lag das Scheitern des Buches, und deshalb will ich in diesem nachgeschobenen Nachwort zur Taschenbuchausgabe versuchen, das Subjektive ein wenig zu objektivieren.

Das Buch entstand aus der gleichen Forschungsarbeit mit Kindern, die sich auch in den drei bisher veröffentlichten der fünf geplanten Bände meiner »Studien zur Befreiung des Kindes« niedergeschlagen hat (Olten und Freiburg, 1973–1976; Berlin, 1980ff.). Da ich wegen der relativ geringen Mittel, die mir damals zur Verfügung standen, mehr mit Querschnitt- als mit

Längsschnittanalysen arbeiten mußte, konnte ich meine Thesen nicht in der eigentlich erhofften Weise auswerten und mußte deshalb bereits in diesen früheren Büchern hier und da auf Belege aus meiner eigenen Lebensgeschichte zurückgreifen.

Unter Längsschnittanalyse versteht man die psychoanalytische Untersuchung eines Individuums oder einer kleinen Gruppe über eine längere Zeit. Da dies die langwierigste und kostspieligste aller psychoanalytischen Forschungsmethoden ist, gibt es nur wenige Beispiele gelungener analytischer Longitudinalstudien. Querschnittanalysen sind häufiger, weil sie weniger Zeit in Anspruch nehmen und weniger Geld kosten. Es sind psychoanalytische Studien einer größeren Gruppe über einen relativ kurzen Zeitraum. Sie dienen der stichprobenartigen Überprüfung psychoanalytischer Thesen, zum Beispiel der Ermittlung des genauen Lebensalters, in dem Kinder in eine bestimmte Entwicklungsphase eintreten und sie wieder verlassen. Um allgemeingültige Aussagen über die Entwicklungspsychologie der Bewohner eines bestimmten Landstrichs zu machen, müssen bei sorgfältiger Querschnittanalyse die Probanden so ausgesucht werden, daß sie die Bevölkerung alters- und schichtenmäßig korrekt widerspiegeln. Auch das ist ein relativ kostspieliger Prozeß. Da ich den Großteil meiner Forschungen, zumindest während der Jahre 1960–1974, aus eigener Tasche finanziert hatte, war es mir nicht möglich, die schichtenspezifische Auswahl meiner Probanden so präzise durchzuführen, wie ich es gern getan hätte.

Dazu kam ein zweites Problem. Die Psychoanalyse ist aus

der Psychiatrie entstanden und arbeitet bis zum heutigen Tage mit Schlüssen, die der Analytiker aus der individuellen Krankengeschichte zieht und verallgemeinert. Gesundenforschung findet in der Psychoanalyse nur selten statt. Da ich mir aber das Forschungsziel gesetzt hatte, die Entwicklungspsychologie *durchschnittlicher* Kinder schichtenspezifisch zu untersuchen, konnte ich meine Folgerungen nicht in der üblichen Weise aus *klinischen* Fallstudien ableiten. So blieb mir als kasuistisches Belegmaterial wiederum nur die Aufarbeitung meines eigenen Lebens übrig.

Das haben mir manche Kollegen übelgenommen, denn es widerspricht der psychoanalytischen Ethik. Da diese Ethik aber aus der therapeutischen Praxis stammt und ich nicht therapiere, sah ich keinen Grund, mich der ärztlichen Moral zu beugen. Die tatsächlichen Mängel der Methode ergaben sich dann später auch aus ganz anderen Gründen. Nämlich denen, daß die Selbstanalyse zwar eine preiswerte Vorgangsweise ist, aber auch an bestimmten methodologischen Schwierigkeiten leidet - an den Prozessen der infantilen und puberalen Amnesie, den Erinnerungslücken des Erwachsenenalters, den Abwehrmechanismen und den Deckerinnerungen, die zwar temporär in einer gelungenen Lehranalyse überwunden werden können, sich aber im Laufe der Jahre meist wieder einschleichen. Deshalb will ich in den folgenden Zeilen alles Persönliche vermeiden und nur die sozialpolitischen Schlüsse aus den entwicklungspsychologischen Querschnittanalysen meiner rund 4000 kindlichen Probanden in Form einer systematischen Übersicht von zehn Punkten vorlegen. Der zehnte Punkt sprengt diese

Vorgangsweise allerdings, denn er zieht zusätzliches Material aus einer Befragung von 211 Erwachsenen heran.

1. Die Fähigkeit des Individuums, auf seine Umwelt zu reagieren und diese zu beeinflussen, geht tatsächlich auf die Erfahrungen seiner frühen Kindheit zurück. Selbst das vorgeburtliche Leben spielt eine maßgebliche Rolle bei der Herausbildung der späteren Reaktionen des Erwachsenen auf seine Umwelt.
2. Nichts, was von der Geburt an in der Umgebung des Kindes vorgeht, bleibt ohne Einfluß auf seine spätere Entwicklung. Alles wird wahrgenommen, mit deutbaren Signalen an die Umgebung zurückgegeben und zum späteren Gebrauch verarbeitet. Eltern und Erzieher, die da meinen, es sei gleichgültig, was in der Gegenwart eines Neugeborenen gesagt und getan wird, begehen einen tragischen, nie wieder gutzumachenden Erziehungsfehler. Denn spätere Einflüsse, vor allem diejenigen, die dem Kinde verbal übermittelt werden, lassen sich auch verbal widerlegen und sind damit zumindest potentiell revidierbar. Was aber in der Phase vor dem Sprechen geschieht, ist irreversibel. Deshalb beruht der heutige Trend zur Semiotik, zur Sprachphilosophie und zur linguistisch orientierten Psychologie auf einer methodologischen Überschätzung der späteren, von der Sprache beeinflussten Entwicklungsphasen und einer gefährlichen Unterschätzung der vorsprachlichen Stadien.
3. Freud hat den Einfluß der Kindheit auf das Leben des Erwachsenen korrekt erkannt. Vielleicht hat er aber den Einfluß der präoralen Entwicklung unterschätzt.

Jedenfalls hat er seinen Begriff der »polymorph-perversen Phase« nur selten im präzisen Sinn einer präoralen, sehr oft dagegen im allzu verallgemeinernden Sinn eines prägenitalen Sammelsuriums verwandt. Als Psychiater hat er sich außerdem auf die schädigenden, pathogenen Kindheitseinflüsse konzentriert und die ich-stabilisierenden, gesundheitsfördernden, gesellschaftsverbessernden Kindheitseinflüsse weitgehend außer acht gelassen. Gerade hier muß aber der Schwerpunkt künftiger Forschung liegen; gerade hier muß der Hebel angesetzt werden, wenn wir die Erkenntnisse der Psychoanalyse je aus dem Therapeutischen ins Prophylaktische und Präventive übertragen wollen.

4. Die drei wichtigsten Eigenschaften, die der Mensch in der heutigen Industriegesellschaft des Westens benötigt, um nicht von ihr vernichtet zu werden, sind seit langem bekannt. Doch hat die Psychoanalyse den ersten beiden bisher weitaus größeres Interesse als der dritten entgegengebracht. Es handelt sich erstens um eine stabile Ichbildung, zweitens um Resistenz gegen psychische und psychosomatische Störungen, drittens um Widerstandskraft gegen gesellschaftliche Störungen (Ausbeutung, Verdinglichung, Entfremdung).
5. Die wichtigsten frühkindlichen Einflüsse, die eine Herausbildung dieser drei Eigenschaften ermöglichen und begünstigen, sind folgende:
  - a. Elternliebe ohne Verwöhnung. Das ist eine Konstellation, die sich am günstigsten um gewollte

Kinder bildet, einerlei ob diese nun leiblich von ihren Bezugspersonen abstammen oder von einem liebevollen Paar betreut werden.

- b. Ein intaktes Bezugssystem von mindestens zwei reifen, ausgeglichenen Bezugspersonen verschiedenen Geschlechts. Das brauchen keineswegs die leiblichen Eltern zu sein. Steht dem Kinde aber nur eine Bezugsperson zur Verfügung, so kann selbst deren innigste Kinderliebe niemals die andere Bezugsperson zur Gänze ersetzen. Kinder mit nur einer Bezugsperson können unter günstigen Umständen durchaus zu gesunden Erwachsenen heranreifen, aber sie benötigen hierzu sehr viel mehr Kraft als andere Kinder. Das Risiko des Fehlschlags ist größer.
- c. Gegenseitige Liebe und Toleranz der Eltern oder Bezugspersonen.
- d. Kein Versuch, die gegenseitige Liebe vor dem Kinde zu verbergen. Das gilt auch für den körperlichen Ausdruck der Liebe.
- e. Möglichst enger Hautkontakt zwischen Kind und den Pflegepersonen vom Augenblick der Geburt an. Die volkstümliche Vorstellung, daß Kleinkinder durch allzu engen und allzu häufigen Hautkontakt (Stillen, Streicheln, Küssen, Wiegen in den Armen) »verzärtelt« werden, ist irrig.
- f. Brustnahrung ist in jeder Hinsicht besser als Flaschennahrung. Sie verhindert nicht nur Darmkolik und zahllose andere Infektionsrisiken, sondern stabilisiert das Kind durch Wärme, Hautkontakt und Geborgenheit.

- g. Füttern, wenn das Kind Hunger hat. Die volkstümliche Vorstellung, daß Kinder hierdurch »verwöhnt« werden, ist irrig. Keine zwei Kinder haben den gleichen Hungerrhythmus. Durch Gewöhnung an einen künstlichen, von den Pflegepersonen bestimmten Fütterungsrhythmus wird das Kind keineswegs zur »Ordnung« und »Regelmäßigkeit« erzogen, sondern entwickelt eine lebenslange Gier, die den Erwachsenen dann besonders anfällig für das Warenangebot der Konsumgesellschaft macht (Es ist kein Zufall, daß das süchtige Konsumverhalten in den westlichen Ländern mit dem Übergang zur Flaschenernährung zusammenfällt). Auf der anderen Seite erzeugt die Tatsache, daß das Kind zu der von den Pflegepersonen bestimmten Fütterungszeit oft keinen Hunger verspürt, eine lebenslange Abwehr gegen jede Form der Regel und Ordnung, die sich im Erwachsenenalter oft als Flucht vor jeder sozialen Verantwortung zeigt.
- h. Keine Verschleierung der menschlichen Geburt. Wenn das Kind mit seinen fünf Sinnen wahrnimmt, wie die Eltern einander lieben und die Geschwister geboren werden, benötigt es keine verbale »Aufklärung« mehr. Die auch von Freud geteilte Meinung, daß der Anblick des elterlichen Geschlechtsverkehrs ebenso traumatisierend wirke wie die Geburt von Geschwistern, ist irrig. Beide wirken nur dann traumatisierend, wenn sie zu spät und nach systematischer Geheimhaltung der elterlichen Liebe und ihrer Folgen geschehen.

Verbale »Geschlechtserziehung« kann nie mehr als ein Substitut für eigenes Erleben sein.

- i. Auch in allen anderen Fragen ist elterliche Offenheit eine Vorbedingung gesunder Kindheitsentwicklung. Die Tatsache, daß das Kind reif genug ist, um eine bestimmte Frage zu stellen, ist ein sicheres Indiz dafür, daß es reif für die Antwort ist.
- j. Weitaus wichtiger als alle verbalen Erklärungen und Instruktionen ist die gelebte Vorbildpraxis der Eltern oder Bezugspersonen. Da man dem Kinde nichts vormachen darf, kann man ihm auch kein »vorbildliches« Leben vorgaukeln. Entweder erarbeitet man sich eine gelebte Integrität, ohne mit ihrem Einfluß auf das Kind zu liebäugeln, und gibt dem Kind damit die denkbar beste Hilfe zur Herstellung eigener Integrität, oder man tut es nicht und nimmt dem Kind damit die wichtigste Stütze, die man ihm auf den Lebensweg mitgeben kann. Eine dritte Möglichkeit, zum Beispiel der Versuch, dem Kinde gegenüber die beste Seite hervorzukehren, funktioniert nur selten, weil viele Kinder auch die »schlechte« Seite der Eltern wahrnehmen.
- k. Der gravierendste aller Erziehungsfehler ist, dem Kind Vorschriften zu machen, die man selbst nicht einhält. Entdeckt das Kind, daß man nicht tut, was man sagt, oder nicht sagt, was man tut, so schwindet sein Respekt nicht nur für die Bezugsperson und deren Integrität, sondern auch für jede Form der von den Eltern oder

Pflegepersonen repräsentierten Autorität. Da eine gesunde Ichbildung nicht ohne Liebe und Achtung für die Bezugsperson erfolgen kann, findet hier jene Fehlbildung des Ich statt, die das Merkmal der spätbürgerlichen Zeit ist.

- l. Es ist deshalb von großem Vorteil, wenn das Kind neben den Eltern oder Pflegepersonen eine Anzahl anderer Bezugspersonen zur Verfügung hat, an denen es sich orientieren und bilden kann, wenn es von den eigenen Eltern oder Pflegeeltern enttäuscht ist. Hier ist die spätbürgerliche Kleinfamilie gegenüber der bäuerlichen Großfamilie, aber auch gegenüber dem Kibbuz und der Wohngemeinschaft schwer benachteiligt. In den Großfamilien haben sich jahrhundertlang die Söhne oft am Großvater oder einem der Knechte ausgerichtet, die Töchter an der Großmutter oder einer der Mägde. Im Kibbuz sind es oft die Eltern eines anderen Kindes, die den eigenen Eltern vorgezogen werden. In der Wohngemeinschaft dienen den Knaben oft die Väter, den Mädchen oft die Mütter der anderen Kinder als Vorbilder. Und das ist gut, weil ein alternatives Vorbild besser ist als die unvermeidliche Traumatisierung des Kindes, die dann erfolgt, wenn es die eigenen Eltern nicht zu lieben oder achten vermag.
- m. Eine liebevolle Lösung der ödipalen Bindung im angemessenen Alter. Das betrifft nicht nur die Fähigkeit des Kindes, sich von seinen Eltern, vor allem von dem gegengeschlechtlichen Elternteil im richtigen Alter zu trennen, um auf eigenen Beinen

stehen zu lernen und sich einen Liebespartner der eigenen Altersstufe suchen zu können, sondern es betrifft auch – und dies vor allem – die Fähigkeit der Eltern, von sich aus den ersten Schritt zur Lösung der ödipalen Bindung vorzunehmen. Kinder sollten nach Ende der Schulzeit möglichst nicht mehr bei ihren Eltern oder Pflegeeltern wohnen, denn das ödipale Verhältnis gegenüber den nichtleiblichen Eltern ist oft noch intensiver als das gegenüber den leiblichen.

6. Treten einige, mehrere oder alle der hier unter 5 zusammengefaßten und als positiv diagnostizierten Umstände in der Kindheit eines Menschen auf, so ist die Prognose günstig, daß er Selbständigkeit, Sicherheit und moralische Integrität, aber auch die Fähigkeit zum Widerstand gegen Unrecht und Willkür entwickeln wird.
7. Fehlt einer oder fehlen mehrere dieser Vorbedingungen einer stabilen Ichbildung in der Kindheit, so ist die Prognose weniger günstig. Hat das Kind nie gelernt, seine Bezugspersonen zu lieben und zu achten, so wird es als Erwachsener jede Autorität verachten, selbst diejenige, die der Verbesserung der Gesellschaft dient, und wird an mangelnder Über-Ichbildung scheitern. Oder es wird im Erwachsenenalter versuchen, sich den herrschenden Normen anzupassen, ohne deren Verkörperung in seinen Eltern oder Bezugspersonen je geliebt zu haben, und wird deshalb den Spielregeln der Gesellschaft folgen, ohne sie je zu verstehen. Es wird

seine Mitmenschen, die dank der Liebe und Integrität ihrer Eltern oder Bezugspersonen selbständig zu denken und zu handeln gelernt haben, stets als Feinde, als Volksverderber, als Nestbeschmutzer empfinden und sie mit lebenslangem, auf verborgenem Neid beruhendem Haß verfolgen. Da es keine innere Stabilität besitzt und sich deshalb sein Leben lang an jede Form der äußeren Autorität klammern muß, wird es für psychische und psychosomatische Störungen anfällig sein. Dies sind in der heutigen westlichen Industriegesellschaft vor allem narzißtische Kränkungen. Schließlich können mangelnde Präsenz der Eltern, mangelnde elterliche Wertmaßstäbe und mangelnde elterliche Entscheidungsfähigkeit zu jenem Syndrom führen, das sich in der Entwicklung des Kindes als »narzißtische Sozialisation« niederschlägt. Das ist der Block jener diffusen Ichstörungen, die ich im Anklang an Harold Laskis Begriff der pluralistischen Gesellschaft seit 1948 »pluralistisches Syndrom« genannt habe. Es ist der spezifische Niederschlag dieser spätkapitalistischen Form der Gesellschaft in der Erziehung und Sozialisation.

8. Die volkstümliche Vorstellung, daß die menschliche Sexualreife erst im Stadium der Fortpflanzungsfähigkeit einsetzt, ist irrig. Alle Stadien der Erwachsenensexualität beruhen auf kindlichen Vorstadien, die vor der Pubertät stattfinden. Die psychische Funktion der Pubertät in unserer spezifischen Gesellschaftsordnung ist die Verdrängung aller Erinnerungen an vorpubertäre, nicht der Fortpflanzung dienende Geschlechtsbeziehungen. Ich

habe diesen Prozeß seit 1972 als »puberale Amnesie« bezeichnet.

9. Die patriarchalischen Sexualnormen der Gegenwart dienen der Verdrängung aller Erinnerungen an die Sexualpraktiken vorpatriarchalischer Gesellschaftsordnungen. Ich habe diesen Vorgang »patriarchale Amnesie« getauft.
10. Gespräche mit 211 im Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland, den Faschismus in Italien, das Franco-Regime in Spanien und die Generalsdiktaturen in Lateinamerika erprobten Frauen und Männern haben ergeben, daß eine ganz bestimmte Elternkonstellation mit unerwarteter Häufigkeit sowohl bei Industrie- wie bei Landarbeitern, sowohl bei Bauern wie im bürgerlichen Mittelstand auftritt und eine gewisse Fähigkeit zum Widerstand erzeugt: eine starke, gütige, aber fast wortkarge Mutter und ein schwacher, aber toleranter und politisch, wissenschaftlich oder künstlerisch interessierter Vater, dessen am stärksten erinnerte Eigenschaften seine allgemeine Neugier und sein Wissensdrang sind. Die relative Häufigkeit dieser Konstellation unter Widerstandskämpfern von bewiesenem Mut und erprobter Ichstabilität bedarf einer Erklärung. Daß ein integriertes Leben der Eltern die Integrität des Kindes stärkt, versteht sich von selbst. Aber was die spezifischen Ichstrukturen der Eltern damit zu tun haben, ist bisher völlig unerforscht. Eines jedoch ist sicher: Nichts stärkt die Liebe und Achtung des Kindes für seine Eltern in so hohem Maße wie deren Bereitschaft, auf die Versuchungen der bürgerlichen

Konsumgesellschaft zu verzichten und sich statt dessen dem politischen Kampf gegen eben diese Versuchungen zu widmen.

Verglichen mit den Erkenntnissen, die auf diesem Gebiete fällig sein werden, sobald die Psychoanalyse beginnt, ihr politisches Potential zu verwirklichen, scheint mir die analytische Psychotherapie in den Jahren, die seit Freuds Tod verflossen sind, erstaunlich geringe Fortschritte gemacht zu haben. Vielleicht liegt das daran, daß der psychogene Anteil an den Störungen, die neuerdings zur Kenntnis der Analytiker gelangen, immer geringer und der soziogene Anteil immer größer wird. Da sozial geprägte Psychosyndrome leider nicht individuell therapierbar sind, können die schwindenden Erfolge der analytischen Therapie eigentlich nur die sozial blinden Analytiker überraschen. Wenn heute irgend etwas »therapiert« werden muß, dann ist es nicht das Symptom, sondern die Ursache; nicht das Individuum, sondern die Gesellschaft.

Ich bin mir bewußt, daß ich damit den Lebensinhalt, die beruflichen Hoffnungen und die ökonomischen Erwartungen all jener Leser verunsichere, die in der Therapie tätig sind oder dort tätig werden wollen. Aber Psychologie im allgemeinen und Psychoanalyse im besonderen dürfen kein Reservat der Therapeuten werden, sondern müssen auch jenen zur Verfügung stehen, die ihre psychologische Ausbildung der Forschung und der Politik zur Verfügung stellen wollen.

Josef Dvorak, der meinen politischen Ansichten nicht sehr fern steht, hat meine Zweifel an der Therapierbarkeit psychischer Syndrome zurückgewiesen, indem er

argumentiert hat, mein Gesundheitsbegriff ähnele dem von Szasz und beruhe auf einem »überholten« Krankheitsbegriff, nämlich dem von Virchow, »mit dem heute nicht einmal mehr die interne Medizin auskommt«, denn »man akzeptiert immer mehr, daß der Mensch nicht diese oder jene Krankheit *hat*, sondern als *ganzer krank ist*« (Neues Forum, Wien 1979, Nr. 307, S. 64; meine Hervorhebungen). Das erinnert mich allzu sehr an Erich Fromms Dualismus von Haben und Sein, der nichts als aufgewärmte Gnosis ist.

Die therapierenden Analytiker ersparen sich manche Kritik am mangelnden Erfolg ihrer Tätigkeit, indem sie den Kritiker als Neurotiker abtun. Das trifft ganz besonders auf Kritik aus den eigenen Reihen zu, denn dann dient ihnen die kritische Haltung eines Kollegen als Beweis dafür, daß seine Lehranalyse mißglückt ist. Wäre sie geglückt – so lautet der schöne Zirkelschluß –, hätte er seine Probleme durchgearbeitet, statt sie in die Öffentlichkeit zu tragen. Die Tatsache, daß er über die ungelösten Probleme der Analyse schreibt, wird als Schreiben über die ungelösten Probleme der eigenen Psyche gedeutet. Es gilt in der Sprache der Psychoanalyse als »Agieren«, als Surogathandlung, die an die Stelle einer echten Auseinandersetzung mit dem eigenen Unbewußten tritt.

Ich habe diese Kritik nie zu akzeptieren vermocht, denn ich zweifle an Freuds martialischem Konzept des Agierens als eines zur Beherrschung der »Motilität« erforderlichen Vorpreschens unbewußter Wunschregungen durch die Schützengräben des Vorbewußten in den umkämpften Bunker des Bewußtseins (Freud, GW II-III, 573; X, 130; XVII, 101-103; XXIII, 177). Viel ernster nehme ich die

Kritik an meiner These des Verhältnisses zwischen ökonomischer Basis und sexuellem Überbau, denn man wirft mir seit Erscheinen meines Buches »Das Patriarchat« vor, ich hätte die Tatsache unterschlagen, daß die Sexualität ja überhaupt erst »den Produzenten produziert«. Auf diese Frage, zu der ich sowohl im Vorwort zur Originalausgabe wie im Nachwort zur Taschenbuchausgabe des »Patriarchat« Stellung genommen hatte, komme ich jetzt also zum drittenmal zurück.

Der sexuelle Überbau ist nach meiner Definition die Gesamtheit der geschlechtlichen Verhältnisse, welche die Menschen auf der Grundlage der sich im materiellen Produktions- und Reproduktionsprozeß herausbildenden materiellen Verhältnisse eingehen. In Anlehnung an Definitionen, die Wolfgang Peter Eichhorn in der siebenten Ausgabe des »Wörterbuchs der Philosophie« (Reinbek, 1972) gegeben hat, ließe sich der Zusammenhang zwischen ökonomischen und sexuellen Beziehungen etwa so darstellen, daß die Gesellschaft auf jeder Entwicklungsstufe eine Gesamtheit sozialer Verhältnisse bildet, die in ökonomische und sexuelle aufgeteilt werden können. Die ersten bilden die Grundlage der Gesellschaft, die zweiten stellen einen Teil des Überbaus dar.

Die Basis ist demnach die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die Gesamtheit der materiellen und ökonomischen Beziehungen, das System der jeweiligen Produktions- und Klassenverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Sexualität bildet nur insofern einen Teil der Basis, wie sie die Produktivkraft

Mensch produziert, also als Teil der gesellschaftlichen Reproduktion, nicht aber in ihrer eigentlichen sexuellen Funktion: Da wir als sexuelle Wesen miteinander in geschlechtliche Beziehungen treten, ohne uns notwendigerweise zu reproduzieren, stellen diese Beziehungen einen Teil des Überbaus und nicht die Basis dar.

Sexuelle Institutionen (Ehe und Prostitution, aber auch Standesamt, Stundenhotel, Bordell, Partnervermittlungsinstitut, Nachtclub usw.) gehören mit solchen gesellschaftlichen Institutionen wie dem Staat, den politischen Parteien, den kulturellen Einrichtungen und den Bildungsinstitutionen ebenfalls in den großen Block der Überbaueinrichtungen. Der sexuelle Überbau einer jeweiligen Gesellschaft umfaßt also einerseits die Gesamtheit der geschlechtlichen Wünsche, Vorstellungen, Einbildungen und Forderungen, die auf der Grundlage des materiellen Lebensprozesses dieser Gesellschaft entstehen, andererseits aber auch die Gesamtheit der sexuellen Institutionen, die diese Gesellschaft sich schafft, um ihren sexuellen Interessen gesellschaftliche Geltung zu verleihen und sie auszudrücken.

In jeder Gesellschaftsformation bringt eine gegebene ökonomische Basis den ihr entsprechenden sexuellen Überbau hervor, der seinerseits auf die Basis zurückwirkt. Dabei werden sich die Menschen aber nicht immer der objektiv bedingten ökonomischen Motive ihres subjektiven sexuellen Verhaltens bewußt. Hieraus ergibt sich die unerhört komplizierte Struktur des sexuellen Überbaus und seiner Rückwirkung auf die materielle Basis.

Da ein jeweiliges System materieller

Produktionsverhältnisse der Menschen zugleich deren soziale Gliederung in verbündete oder antagonistische Klassen darstellt, spiegeln sich diese Klassenbeziehungen auch im sexuellen Überbau wider, wo sie in Gestalt der Zusammenarbeit oder des Kampfs der Geschlechter wirksam werden. Ändert sich die Basis, so ändert sich mit gewisser Verspätung, mit einer Art Zeitzündereffekt, auch der Überbau: »Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den Produktionsbedingungen« (Marx 13, 9) und den sexuellen Formen, in denen die Menschen diesen Konflikt erleben und ihn ausfechten.

Sowenig man das, was ein Einzelmensch ist, nach dem beurteilen kann, was er sich als geschlechtliches Wesen dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsperiode aus ihrem sexuellen Niederschlag in der Psyche des einzelnen beurteilen, sondern muß vielmehr diesen psychischen Niederschlag aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen deuten.

Die sexuellen Verhältnisse einer gegebenen Gesellschaftsordnung können in ihrem geschichtlichen Platz und Charakter nur erkannt werden, wenn die ökonomische Basis dieser Gesellschaft in ihrer Wechselbeziehung mit der Entwicklung der Produktivkräfte erklärt wird. Das heißt: wenn die sexuellen Vorstellungen und Institutionen dieser Gesellschaft als

historisch bestimmtes System verstanden werden und wenn dieses System als Überbau der ökonomischen und der Klassenstruktur sichtbar gemacht wird. Dies ist die notwendige, wenn auch keineswegs hinreichende Bedingung für die Erkenntnis des sexuellen Wesens und des geschlechtlichen Charakters konkreter gesellschaftlicher Zusammenhänge.

Eine solche Erkenntnis wird aber nicht nur von der Klassenzugehörigkeit des Erkennenden, sondern auch von seinen Eigentumsverhältnissen geprägt: »Auf den verschiedenen Formen des Eigentums, auf den sozialen Existenzbedingungen erhebt sich ein ganzer Überbau verschiedener und eigentümlich gestalteter Empfindungen, Illusionen, Denkweisen und Lebensanschauungen. Die ganze Klasse schafft und gestaltet sie aus ihren materiellen Grundlagen heraus und aus den entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnissen. Das einzelne Individuum, dem sie durch Tradition und Erziehung zufließen, kann sich einbilden, daß sie die eigentlichen Bestimmungsgründe und den Ausgangspunkt seines Handelns bilden« (Marx/Engels 8, 139).

Der sexuelle Überbau ist also einerseits das Produkt der gesellschaftlichen Eigentumsverhältnisse, andererseits das Instrument des Klassenkampfes und schließlich auch Teil des Feldes, auf dem dieser ausgetragen wird – also auch Instrument oder Werkzeug des sogenannten Kampfes der Geschlechter. Die in einer Gesellschaft herrschenden, den jeweiligen sexuellen Überbau prägenden geschlechtlichen Vorstellungen und Institutionen sind Vorstellungen und Institutionen der jeweils herrschenden Klasse. Die Eigentumsverhältnisse bedingen die sexuellen

Verhältnisse, zum Beispiel die sogenannte Eifersucht, die in Gesellschaftsordnungen ohne Privateigentum völlig unbekannt ist. Wo es kein Privateigentum an den Produktionsmitteln gibt, entfällt auch die Illusion, daß man Besitzansprüche an den Körper des anderen besäße (»Was ich mit *meiner Frau* mache, geht niemanden an!«) oder daß der eigene Körper niemand anderem gehöre als seinem »Besitzer« (»*Mein Bauch* gehört mir!«).

Die zweite dieser Illusionen spricht Bände über das mangelnde Gesellschaftsverständnis bestimmter Gruppen der bürgerlichen Frauenbewegung, denn der Versuch, die politische Institution Patriarchat aus der Sexualbiologie des Mannes abzuleiten (»Penis = Penetration = Vergewaltigung«), führt unweigerlich zu der Wahnvorstellung, daß sich der Kampf gegen das Patriarchat auf der Ebene der Geschlechterbeziehungen austragen lasse. Das Resultat ist ein merkbarer Verfall der gemeinsamen politischen Moral von Frauen und Männern in den sozialistischen Parteien, den Bürgerinitiativen und den Wohngemeinschaften.

Die Angst der Feministinnen vor dem Mann als unkorrigierbarem Vergewaltiger beginnt überall die politische Einheitsfront der Geschlechter zu zerstören. Selbst in den grausamsten Zeiten der kirchlichen Sexualunterdrückung hat es keine solche Sexualangst, keine vergleichbare Sexualfeindlichkeit gegeben. Und dies ausgerechnet als Folge des Versuchs, sich von Sexualangst, Sexualhaß und Sexualfeindschaft zu befreien. Hier hat sich der Antagonismus der Klassenbasis also mit absoluter Eindeutigkeit im Antagonismus des sexuellen Überbaus niedergeschlagen. Und zwar in besonders enthüllender

Weise, weil die Resultate den Intentionen der beteiligten Frauen geradezu diametral widersprechen.

Wie die psychische Befreiung des Individuums nur durch die Bewußtmachung der lebensgeschichtlichen Ursachen subjektiver Unfreiheit möglich wird, so kann die politische Befreiung der Gesellschaft also nur durch die Bewußtmachung der historischen Ursachen objektiver Unfreiheit erfolgen. Wer sich weigert, die eigene Unfreiheit zu erkennen und im Kampf gegen ihre Urheber zu bewältigen, wird an der eigenen Sexualangst ebenso scheitern wie an der Angst vor der Allmacht des bürgerlichen Staats.

Psychologisches Institut  
Universität Salzburg  
Oktober 1979

## Fußnoten

- 1** Siehe hierzu den Nachtrag am Ende dieses Kapitels.
- 2** Dr. Heinz Küpper
- 3** Siegmund A. Wolf
- 4** *Duden* schreibt *defäkieren* und verletzt damit seine eigene Regel 170. Das lateinische c »wird zu k vor a, o, u und vor Mitlauten. Es wird zu z vor e, i, ä und ö«.
- 5** Erst 1976 wurde Clarence Norris, der letzte der »Scottsboro Boys«, im Alter von 64 Jahren freigesprochen, nachdem ein Geschworenengericht festgestellt hatte, es gebe »unwiderlegbare Beweise« für seine Unschuld. Obgleich die Frauen während des Prozesses sämtliche Anschuldigungen gegen ihn zurückgenommen hatten, war er zum Tode verurteilt worden. Fünf Jahre lang saß er in der Todeszelle.

## Über Ernest Borneman

Ernest Borneman, 1915 in Berlin geboren, 1995 in Oberösterreich gestorben, hat ein ereignisreiches, aufregendes Leben geführt. Er hat in England und Amerika Archäologie, Frühgeschichte, Sozial- und Kulturanthropologie und Ethnoanalyse studiert. Er kannte noch Wilhelm Reich, mit dem er in Berlin zusammengearbeitet hat. Nach dem Krieg lehrte Borneman an Universitäten in Deutschland und Österreich Sexualwissenschaft. Mehr als 30 Jahre lang erforschte er die Kindersexualität. Seine Bücher haben ihn bekannt gemacht, vor allem ›Das Patriarchat‹, sein Opus magnum, 1975 bei S. Fischer erschienen.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

# Impressum

Covergestaltung: buxdesign, München

Dieses E-Book ist der unveränderte digitale Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei Fischer Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.  
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

## **Impressum der Reprint Vorlage**

**Fischer Taschenbuch Verlag  
Januar 1980**

**Umschlagentwurf: Jan Buchholz/Reni Hinsch**

**Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main**

**Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des  
S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main**

**© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1977**

**Satz: Georg Wagner, Nördlingen**

**Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck**

**Printed in Germany**

**980-ISBN-3-596-26711-0**

ISBN dieser E-Book-Ausgabe: 978-3-10-560573-8

# Inhaltsverzeichnis

[Haupttitel]	2
[Inhaltsübersicht]	3
Dem Gedenken meiner Mutter [...]	4
Was habe ich getan? [...]	5
1 Die Mutter	6
2 Der Vater	64
3 Die Frau	173
4 Der Mann	232
5 Das Kind	266
1. Polymorph-perverse Stufe	328
2. Erste Oralstufe (Säuglingszeit)	329
3. Zweite Oralstufe (Beißzeit)	332
4. Erste Analstufe (Ausscheidungszeit)	336
5. Zweite Analstufe (Retentionszeit)	340
6. Erste Genitalstufe (phallische Phase)	348
7. Zweite Genitalstufe (genitale Phase)	349
6 Die Liebe	377
7 Die Freundschaft	442
8 Die Sprache	493
9 Die Schrift	538
10 Die Musik	564
11 Die Politik	590
Nachwort zur Taschenbuchausgabe	643
[Anmerkungen]	665
Über Ernest Borneman	666
[Impressum]	667

